

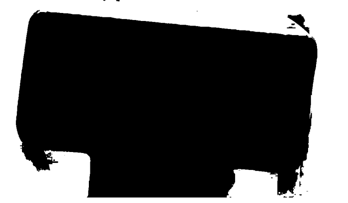
UC-NRLF
B 2 925 000
Velhagen
&
Klasings
Monats-
Hefte
1905-06
1

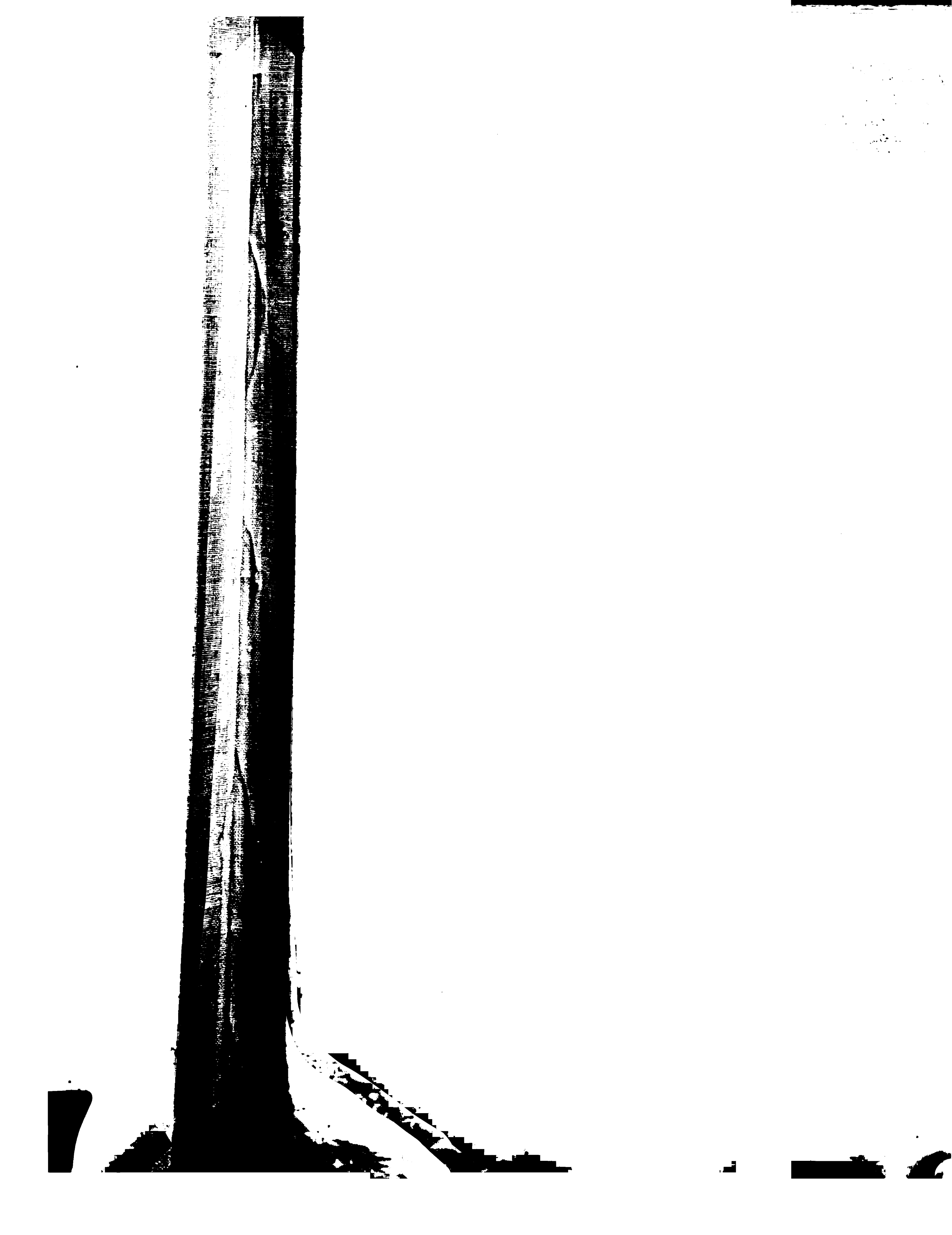

&
Klasings
Monats-
Hefte
1905-06
1
AP
30
V4
v.20
pt.1


&
Klasings
Monats-
Hefte
1905-06
1
AP
30
V4
v.20
pt.1









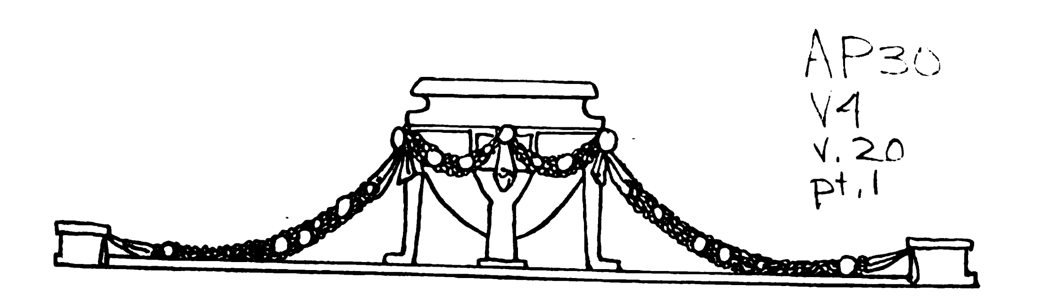
Velhagen & Klasings
Monatshefte

Jahrgang 1905/1906

1. Band



Berlin, Bielefeld, Leipzig und Wien
Verlag von Velhagen & Klasing



Inhaltsverzeichnis.

XX. Jahrgang 1905/1906.

Erster Band.

= Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. =

Romane, Novellen und Verwandtes.

Gedichte, Sprüche.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Kunst und Literatur.

Sonstige Aufsätze.

Neues vom Büchertisch.

Neues vom Büchertisch.

Kunstbeilagen.

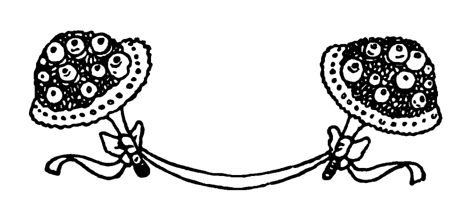
Einschaltbilder.

Selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Kunst, Kunstgewerbe und anderes.

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. XVI. Band, Nr. 1 bis 6:



erzeichnis.

age:
k. XVI. Band, Nr. 1 bis 6:
iin von Bülow. Seite 1—135.
iese. Seite 137—192. (Forts. folgt.)



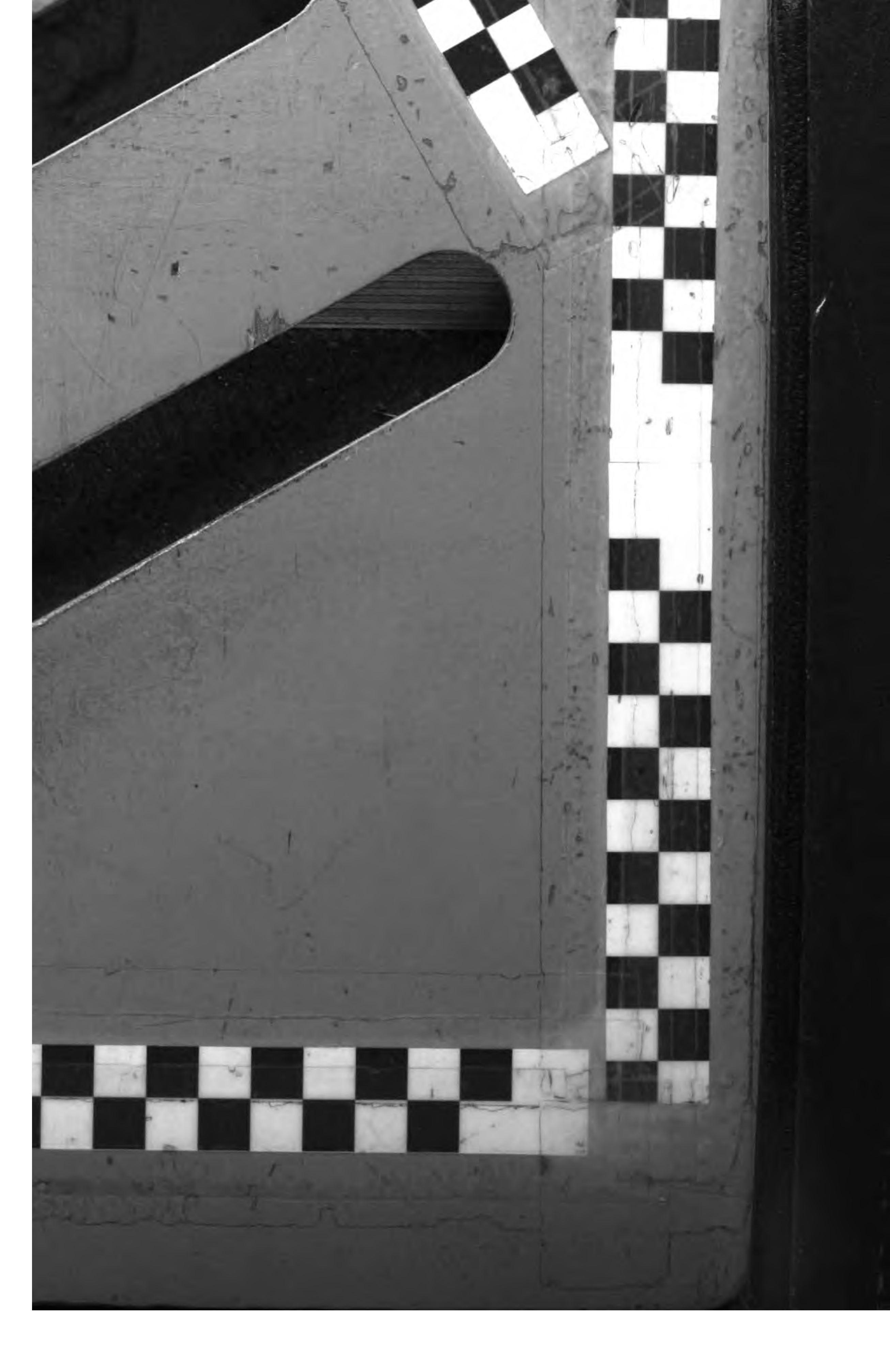

UC-NRLF
B 2 925 000
Velhagen
&
Klasings
Monats-
Hefte
1905-06


UC-NRLF
B 2 925 000
Velhagen
&
Klasings
Monats-
Hefte
1905-06
1


&
Klasings
Monats-
Hefte
1905-06
1
AP
30
V4
v.20
pt.1

&
Klasings
Monats-
Hefte
1905-06

1







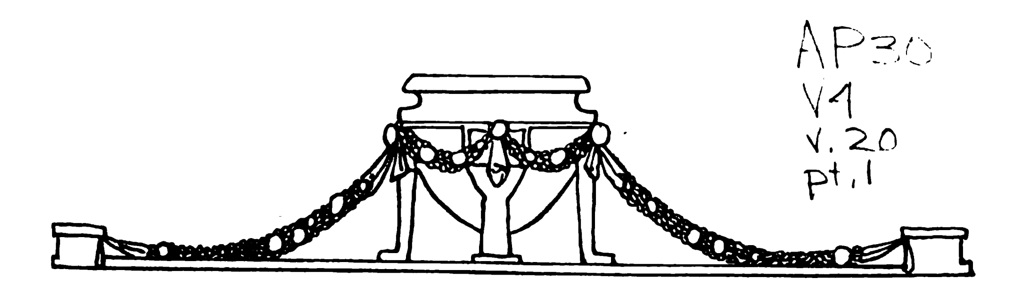
Velhagen & Klasings
Monatshefte

Jahrgang 1905/1906

1. Band



Berlin, Bielefeld, Leipzig und Wien
Verlag von Velhagen & Klasing



Inhaltsverzeichnis.

XX. Jahrgang 1905/1906.

Erster Band.

= Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. =

Kunst und Literatur.

Sonstige Aufsätze.

Neues vom Büchertisch.

Kunstbeilagen.

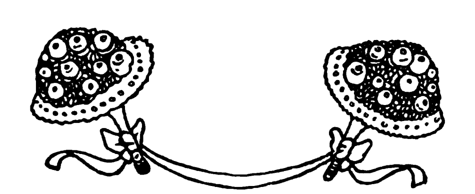
Einschaltbilder.

Selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Kunst, Kunstgewerbe und anderes.

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. XVI. Band, Nr. 1 bis 6:





Sinnigstes Braut- oder Hochzeits-geschenk.

Raffael's Lo Sposalizio

689] **(Vermählung Mariä).**
In Terrakotta u. Originalfarben. Preis 20 M.
Bernh. Poetschki's Verlag,
Berlin W. 57, Dennewitz-Strasse 19.



Edelster und wohlfeilster Wandschmuck sind R. Voigtländers Farbige Künstler-Steinzeichnungen

Farbige Kataloge postfrei von R. Voigtländers Verlag in Leipzig

685]

Gesundheits-Pflege.

Zur Erhaltung dauernder Gesundheit muß man besonders **stets** für eine **gute Verdauung sorgen,** und wie eine gute Würze eine Speise schmackhaft macht, so macht **Nural** (fr. Nutrol), ein altbewährter diätetischer Verdauungs- und Nähr-Syrup, die Speise verdaulich. Nural enthält, außer der physiologisch notwendigen Salzsäure, die wirksamsten Verdauungsfermente, dialysiertes Pepsin und das aus der Ananasfrucht gewonnene Bromelin, in Verbindung mit leicht resorbierbaren Kohlehydraten. Es ist höchst wohlschmeckend, unschädlich und frei von Alkohol, daher bedeutend wirksamer als alle Pepsin-Weine, Liköre u. dgl. Seit 10 Jahren wird Nural von Tausenden von Ärzten als Diätmittel bei **allen Verdauungsstörungen, Magenleiden, für Genesende, Blutarme, Bleichsüchtige und Schwächliche, auch Kinder,** vielseitig verordnet. Die mächtig appetitanregende Wirkung des Nural ist darauf zurückzuführen, daß es die genossenen Speisen schnell verdauen hilft. Viele, die lange Zeit ohne Appetit zu ihren Mahlzeiten gegangen sind, werden finden, daß anstatt eine Notwendigkeit zu sein, **durch Nural das Essen jetzt eine Freude geworden ist.** 1/1 Flasche (ca. 1/2 Kilo Inhalt) **M. 3.—.** Broschüre auf Wunsch gratis und zur Probe 1/2 Flasche à 1,75 Mk. portofrei durch

Klewe & Co., Ges. m. b. H., Nuralfabrik, Dresden A. 543.

Dr. med. Fülle, dirig. Arzt des Ostsee-Sanatoriums Zoppot, schreibt am 5. November 1904: „Mit dem Nural bin ich sehr zufrieden und habe hier schon Hunderte von Flaschen verordnet.“ — Und am 14. März 1905: „Nural ist eben wirklich ein vorzügliches Präparat.“



Beste Heilweise bei Nerven-, Magen-, Herz-, Leber-, Nieren- u. Geschlechtskrankheiten. Neurasthenie, Asthma, Gicht, Rheumatismus, Zuckerkrankheit, Blutarmut, Frauenkrankheiten etc. Einzig schöne Lage.

Gesichtshaare

Haare an Händen u. Armen entfernt auf chem. Wege **DEPILATOR.** Zerstört die Haarwurzeln vollständig. 2,—. Für starken Wuchs 3,—Porto 25 Pf. **Otto Reichel,** Berlin 52, Eisenbahnstr. 4.

Haarentfernung.





Fahrräder. Motorwagen. Motorräder.

Velhagen & Klasings
Monatshefte

Monatlich 1 Heft zum Preise von M. 1.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten*)

Inhalt des Septemberheftes:

Kunstbeilagen:

Einschaltbilder:

Am Schluß: **Velhagen & Klasings Romanbibliothek.** Sechzehnter Band. Nr. 1. Die Tochter. Roman von Frieda Freiin von Bülow. (Fortsetzung folgt.)

---

*) In der 1905. Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte“ eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Für die Anzeigen verantwortlich: A. Dieckmeyer in Leipzig, Hospitalstraße 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

nd Postanstalte'

Seite
m Fritz
Vogeler 115
m Carl
. . . 116
H. v. S.
ufmann-
Sen von
erworfen
Stoffe
elftatten
ten. —
lin. —
chauer-
— Zu
. . . 121

von
Savo-
Titelbild.
von
m 16 u. 17
rift.
n. 24 u. 25

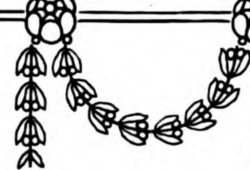
ilde
gen.
32 u. 33
red
64 u. 65
on
de
uf
8 u. 89
r
6 u. 97
h
u. 113
i
. 121

ig.
aga.



Kosaken-Hetman. Aquarellstudie von Ilja Repin zu dem Gemälde „Saporoger Kosaken“.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:
Theodor Hermann Pantenius
und Hanns von Zobeltitz.

XX. Jahrgang 1905/1906. Heft 1. September 1905.

Ilja Jefimowitsch Repin.

Von Julius Norden.

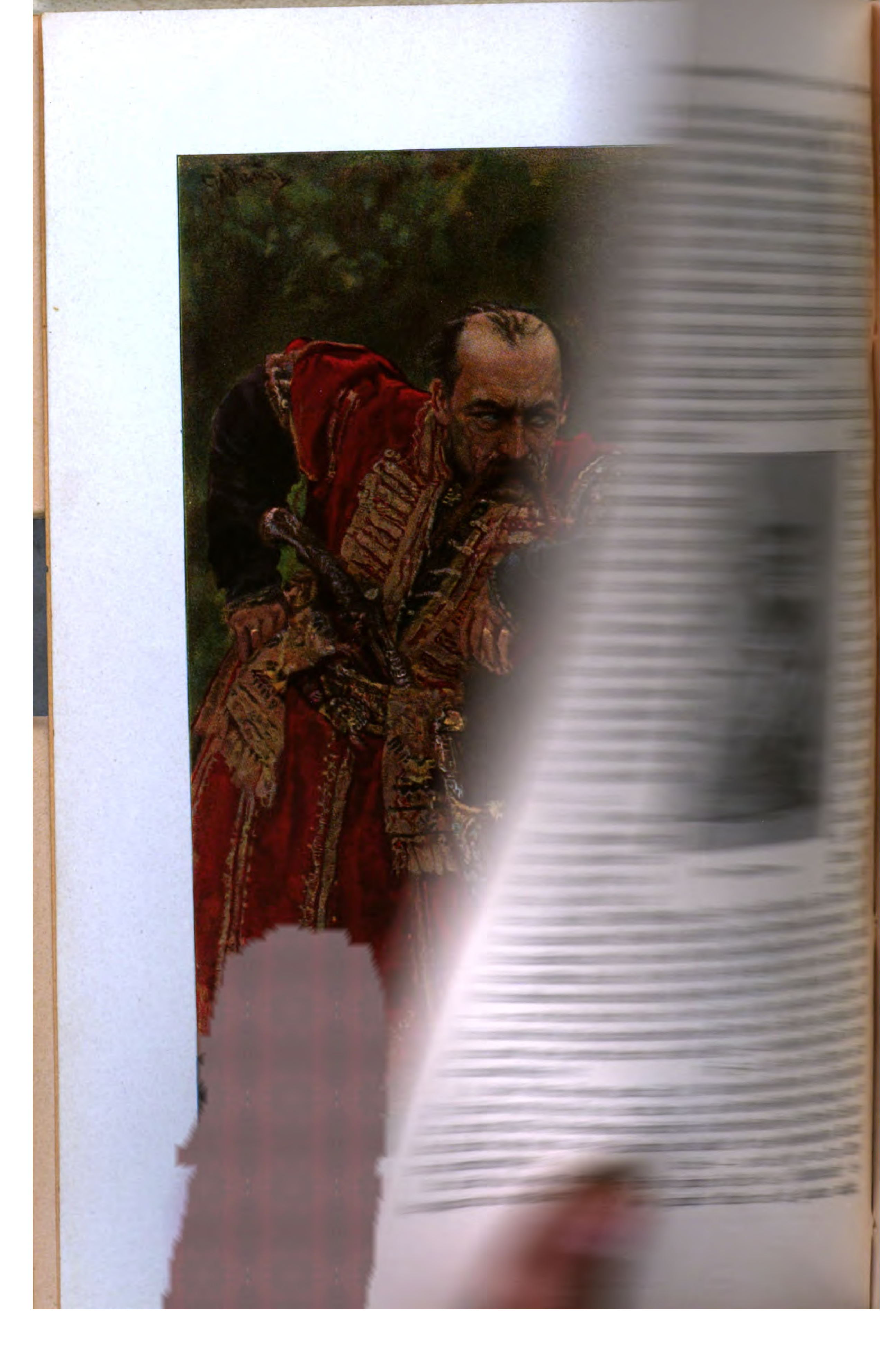


Erst seit ein paar Jahren weiß man in Deutschland mehr von russischen Künstlern. Aber sind es auch erst zwei Jahrhunderte, daß das gewaltige Zarenreich europäischer Kultur erschlossen wurde, jäh und gewaltsam, so gab es doch fast ebensolange schon eine Kunstpflege. Auch sie ließ sich Peter der Große angelegen sein, der sich sogar bereits mit dem Gedanken der Begründung einer Kunstakademie in seiner jungen Residenz an der Newa trug. Aus der von ihm geschaffenen Akademie der Wissenschaften, bei der sich auch eine Abteilung für die schönen Künste befand, ging aber erst Ende der 50er Jahre des XVIII. Jahrhunderts die Kunstakademie hervor, unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth, Peters Tochter. In zwei Jahren kann sie ihr 150 jähriges Jubiläum begehen. Und über ein halbes Jahrhundert hindurch konzentrierte sich in ihr, abgesehen von der Tätigkeit einzelner Mäcene, was in Rußland von Kunstpflege zu spüren war. Als dann aber zu Beginn des XIX. Jahrhunderts mit dem wachsenden Bildungsbedürfnis überhaupt in breiteren Massen auch das Bedürfnis nach künstlerischer Ausbildung wuchs, entstand neben der Petersburger Akademie allmählich eine ganze Menge von Anstalten und Vereinen, die sich der Kunstjünger kräftig annahmen.

Von diesem Kunstleben Rußlands merkte man jedoch in Europa nur wenig. Nicht auch umgekehrt. Im Gegenteil spiegelte — abgesehen von einzelnen scharf ausgeprägten Persönlichkeiten — das Kunstschaffen des russischen Volkes während weit mehr als einem Jahrhundert immer das jeweilige Wesen der im westlichen Europa gerade herrschenden Richtung getreulich wieder, von den Tagen des Rokoko und Barock bis zu den Romantikern und den Anfängen eines „Realismus“, der uns heute allerdings wieder auch schon unwahr und konventionell erscheint. Man kannte bei uns aus



Ilja Jefimowitsch Repin.





Burlaki (Barkenzieher). Radierung nach dem Gemälde.

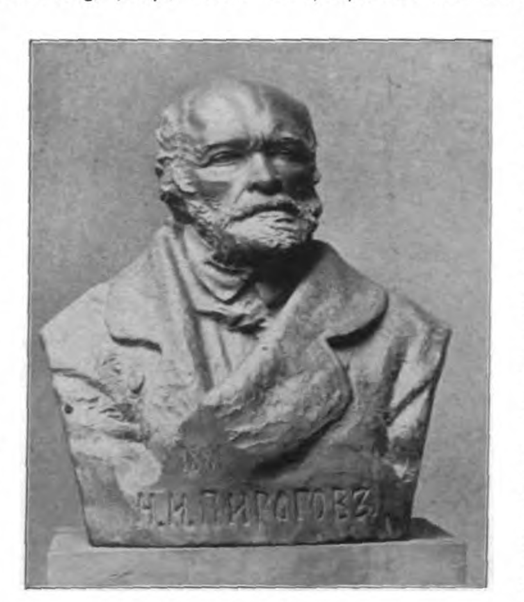
der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts überhaupt vielleicht nur zwei russische Künstler dem Namen nach: Karl Brüllow, den Maler des großen Galeriebildes: „Der letzte Tag Pompejis“ und Alexander Iwanow, den Schöpfer des Gemäldes „Der Messias erscheint dem Volk“. Als dann seit 1862 russische Künstler wiederholt auf großen Weltausstellungen erschienen — damals in London —, wirkte das jedesmal wie eine Überraschung. Und diese war um so größer, weil sich nicht etwa bloß russische Künstler aus Rom, Paris, München am Wettbewerb beteiligten, sondern auch aus Moskau und Petersburg, solche, deren Namen dem Westen ganz fremd waren. Aber diese Beteiligung war immer eine dürftige und meist ganz zufällige: sie ermöglichte es uns nicht, ein einigermaßen übersichtliches Bild von russischer Kunst zu gewinnen, und von einem tieferen Eindringen in ihr Wesen und ihre Entwicklung konnte erst recht nicht die Rede sein ...

Seit ein paar Jahren nun beginnt hierin eine Wandlung sich zu vollziehen. Man hat neben Wassili Wereschtschagin, Iwan Aiwasowski, Marius Antokolski, Hendrik Siemieradski, die, anders als die übrigen russischen Künstler, alle selbst viel für ihr Bekanntwerden im Auslande gesorgt hatten — man hat neben diesen vier, die nun schon alle tot sind, auch andere Namen kennen gelernt und gerade Vertreter einer wirklich nationalen Kunst.

Zu diesen Namen gehört auch **Ilja Jefimowitsch Repin**, ein Name, mit dem ein gut Teil der Entwicklung russischer Kunst in den letzten 30—35 Jahren aufs innigste verknüpft ist.

Repin ist eine der interessantesten Erscheinungen in dem Kunstleben unseres östlichen Nachbarvolkes und eine der vielseitigsten. Wie Max Klinger ist er gleichzeitig Maler, Radierer und Bildhauer. Als Bildhauer hat er sich mit Glück im Modellieren von Bildnisbüsten versucht, wie in der berühmten nationalen Tretjakowschen Galerie zu Moskau die Büsten Pirogows, des großen Chirurgen, und Leo Tolstois beweisen. Andere Skulpturwerke sind mir von ihm freilich nicht bekannt. Aber schon diese beiden Arbeiten zeugen von seinem Können auch auf diesem Gebiete.

* * *



Büste des N. J. Pirogows.

Wenn ein Künstler zu Beginn seiner Laufbahn der Akademie feindlich gegenübersteht und dann zuletzt eine ihrer Leuchten bildet, so ist diese Erscheinung nur auf zweierlei Weise zu erklären: entweder ist er selbst im Laufe der Zeiten ein anderer geworden oder aber die Akademie damals und jetzt ist etwas ganz Verschiedenes. Es braucht nicht betont zu werden, daß Repin der gleiche geblieben ist. Wohl aber war er selbst stark beteiligt an der radikalen Umwandlung, die die Petersburger Akademie in der ersten Hälfte der 90er Jahre erlebte. So konnte er Mitglied der „Akademischen Versammlung“, was dem französischen „Membre de l'Institut“ entspricht, und zugleich Leiter eines der zwölf Meisterateliers der akademischen Hochschule werden, ja sogar während eines Jahres als Rektor an der Spitze der Hochschule stehen. Und — merkwürdiger Kreislauf der Ereignisse — er, der vor 30 Jahren eines der überzeugtesten Elemente der sezessionistischen und akademiefeindlichen Bewegung war, die in der Begründung des „Vereins der Wanderaussteller“ ihren epochemachenden Ausdruck fand — er wird jetzt von den Allerjüngsten selbst als „Rückschrittler“ bezeichnet! Aber wie ich glauben möchte,

Burlaki (Barkenzieher).

Radierung nach dem Gemälde.

weniger um seiner „Werke“, als um seiner — „Worte“ willen; denn er hat mündlich und schriftlich kein Hehl daraus gemacht, daß er mit den modernsten Richtungen, mit dem radikalen Impressionismus vor allem, nicht zu sympathisieren vermag, sie im besten Falle nur für ein Durchgangsstadium hält. Daß man darum doch ein Freund des Fortschritts sein kann — wer will's verneinen? Und in einem seiner letzten polemischen, an die Adresse des Organs der neuesten Sezession, an die Kunstzeitschrift „Mir Isskusstwo“ („Die Welt der Kunst“) gerichteten Aufsätze sagt er selbst:

„... Man könnte am Ende glauben, daß ich ein Feind der neuen Richtung in der Kunst überhaupt geworden sei? — Niemals. Ich weiß es nur zu gut, welche Anstrengungen jegliche Fortschrittsbewegung, in welcher Sphäre menschlichen Strebens es auch sei, voraussetzt, und ich schätze diese Eigenschaft des Menschen am höchsten. Ich weiß auch, daß die Jugend sich hierin am meisten und leichtesten betätigt. Und ich freue mich ganz außerordentlich über jedes neue eigenartige Talent. Auch in der jüngsten Bewegung der „Décadence“*) tauchen mitunter wahre Perlen künstlerischer Eigenart auf, wie z. B. bei Böcklin, Stuck, Klimt, sogar bei uns, bei Helene Polenowa, Golowin u. a., wenn sie sich nur nicht durch die abgeschmackte Manier der Plakatmalerei schädigen wollten. Aber ich hasse all' die hochfahrenden Prätensionen, die fanatische Unduldsamkeit, die charlatanhafte Dreistigkeit dieses Künstler-Kahals gegenüber allem, was nicht zu ihnen schwört.“

Darin hat sich nun Repin im Laufe der Zeiten allerdings stark verändert. Der einst so wortkarge, menschenscheue Künstler, der ganz seiner Arbeit lebte, ist seit etwa zwölf Jahren ein eifriger Kunstschriftsteller geworden. Mir liegt ein ganzer Band seiner gesammelten Reisebriefe, liegen Studien über hervorragende Künstler, wie Iwan Kramskoi und Nikolai Guè, Streitschriften usw. vor. Keine fein ziselierten, wohlüberlegten Arbeiten, sondern immer temperamentvoll hingeworfene Zeilen, die von einer Ehrlichkeit sondergleichen erfüllt sind und den Reiz des ausgesprochen Persönlichen in vollstem Maße ausströmen. Aber eben darum gibt er sich mitunter auch eine Blöße, die seine Gegner gern ausnützen.

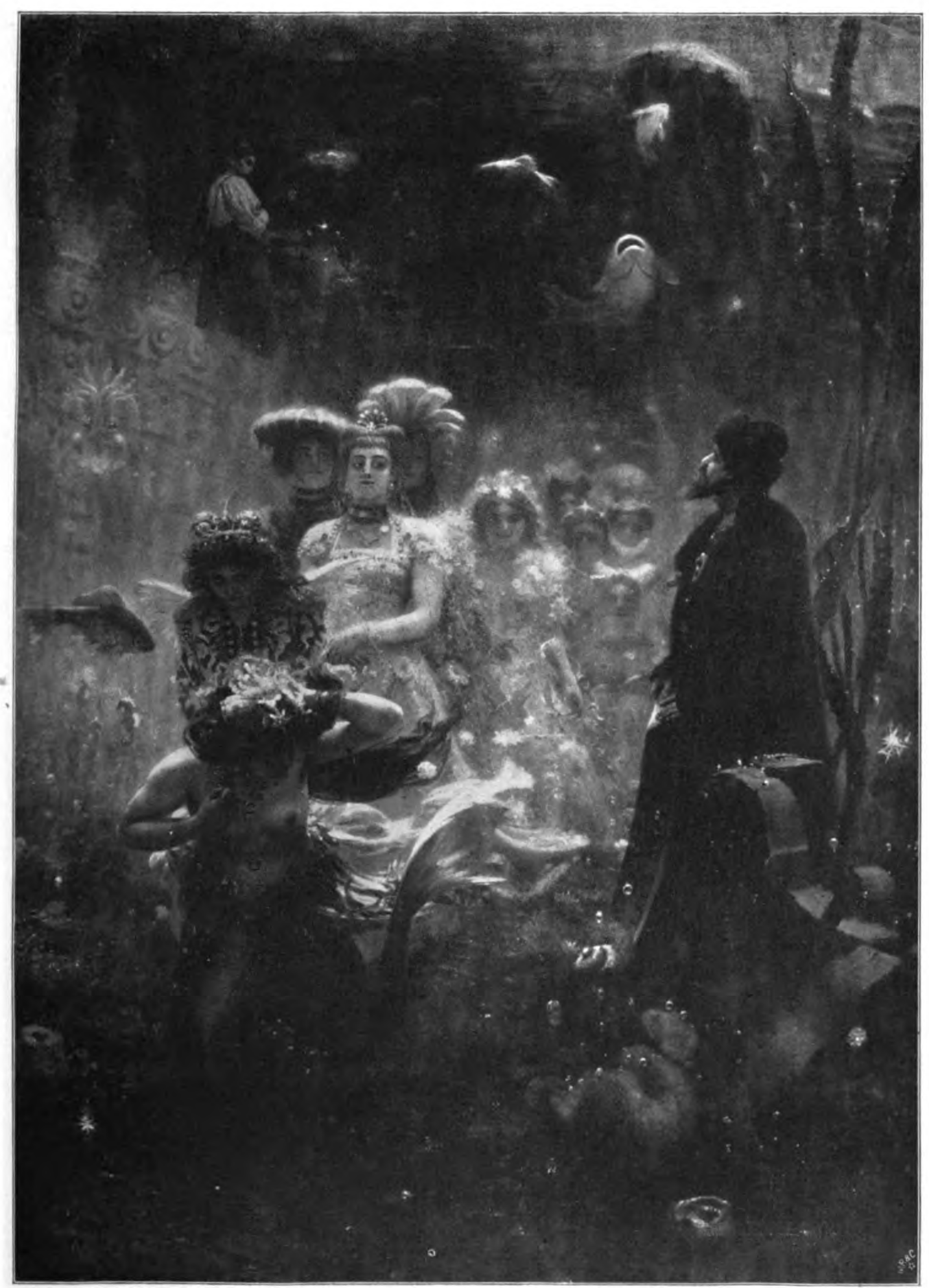
Repin hat ja keine systematische Bildung genossen, und am allerwenigsten ist er „geschulter“ Ästhetiker. Wie so vielen unter seinen gelehrten Landsleuten geht ihm auch der Sinn für das Historische, für die Bedeutung geschichtlicher Entwicklung ab. Daraus erklärt sich manches schiefe Urteil über europäische Künstler und Kunsterscheinungen, dem man bei ihm begegnet. Temperament, Nationalgefühl und künstlerischer Instinkt leiten ihn allein bei seinen Beurteilungen, und frisch weg von der Leber gibt er zum Besten, was er denkt und empfindet.

Seine Entwicklung fiel in die 60er und den Anfang der 70er Jahre, eine Periode, die man in der Kulturgeschichte Rußlands bekanntlich als die „Reformära“ bezeichnet. Man weiß, wie die Regierung Alexanders II., die unmittelbar nach dem unglücklichen Krimkriege begann, mit einem großartigen Reformprogramm zur Selbsttätigkeit aufforderte. Machtvoll setzte dieses Programm mit der Aufhebung der Leibeigenschaft ein. „Emanzipation“ war die Losung auf der ganzen Linie. Ein Freiheitsdrang



Studienkopf in Sepia. Aus dem Jahre 1871.

*) So bezeichnet man in Rußland die Bewegung und Richtung, die bei uns „die Moderne“ genannt werden.



Sſadko im Wunderreiche des Meeres. Gemälde.

durchbrauste das Land, und Anschauungen und Forderungen konnten jetzt mit dem Passe gesetzlicher Daseinsberechtigung laut werden, die, ehe der Kriegsdonner die Gesellschaft und — die Regierung aufgerüttelt hatte, nur ein ganz geheimes „strafwürdiges“ Dasein gefristet hatten. Auf staatspolitischem Gebiete war das ebenso wie auf sozialkulturellem, so daß auch Literatur und Kunst von jenem Drang und seiner Betätigung ergriffen wurden. Auch in den Kreisen der Dichter, Schriftsteller, Künstler spiegelte sich der Kampf der alten Anschauungen mit den neuen Bestrebungen wider. Und die da so strebten, rangen, kämpften, waren zumeist jugendliche Hitzköpfe und Heißsporne, zudem ihrer nationalen Veranlagung nach vielfach Grübler und Spintisierer. So erklärt sich das Aufwuchern einer scharf zugespitzten Tendenzliteratur und Tendenzkunst.

Überall dasselbe Gären und Brausen, dasselbe Stürmen und Drängen, dieselben Tagesmisèren und „brennenden Tagesfragen“.

Was die Führer der damaligen Dichtkunst (die Pissemski, Neklassow, Turgenjew, Dostojewski, Schtschedrin) mit ihren Romanen, Dramen, Gedichten, Satiren von herb-schwermütigem, verneinend-höhnischem, verbittert-schwarzseherischem Geiste in der Literatur taten, das taten in der Kunst Maler, wie Perow, Jakobi, Morosow, Mjassojedow, Korsuchin, Kramskoi, die an der Spitze der neuen Bewegung standen. Daß diese nicht bloß an der Gesellschaft und den Ausdrucksformen ihres Lebens Kritik übten, sondern daß sie sich vor allem gegen die Bildungsanstalt wandten, mit der sie es ja alle zu tun hatten — das versteht sich von selbst. Als eine bureaukratische Anstalt zeigte sich ihnen die Akademie mit ihrer Forderung: „Du sollst und mußt“. Protektionswesen, Schablone, Routine waren an der Tagesordnung; jeglichem freien Schaffen wurde eine Uniform aufgezwängt, die Phantasie durch die Gebote eines kanzleimäßigen Schönheitsstils gefesselt, die schöpferische Kraft durch die Grundsätze einer Überlieferung, in der kein Platz für wirkliches Leben und vaterländisches Empfinden war, lahm gelegt. Und was konnten dem Sohn der russischen Steppe, der in der Regel nicht einmal eine Gymnasialbildung genossen hat, all die Symbole antiker Mythologie, was dem freiheitsschwärmenden Zeugen des Elends der Leibeigenschaft und des geistigen Tiefstandes der befreiten Bauern Alexander der Große und der Heilige Sebastian bedeuten, der ganze Apparat mythologischer, antikisierender, theatralischer „Ideale“, mit dem in der Akademie gearbeitet wurde?

Da bildete sich denn, mit fortgerissen vom Zeitgeist, auch in der akademischen Jugend eine starke Opposition, welche die Begriffe „national“ und „realistisch“ zur Losung ihrer Kunst machte.

Etwas ganz Neues waren diese Begriffe in der Entwicklung der russischen Kunst freilich nicht. Es waren schon früher einige selbständig empfindende Bahnbrecher und Wegweiser aufgetreten, die von der Scheinhöhe hohler und fremder Symbole herabstiegen zum wirklichen Leben. So Wenezianow in den 20er Jahren des XIX. Jahrhunderts; so zwei Jahrzehnte später Sternberg und Fedotow, der treffliche Zeichner, der Humorist, der Gogol unter den Künstlern; so nach abermals etwa 20 Jahren Wassili Perow. Nur prägte sich bei diesem „nationalen Realismus“ immer mehr und mehr ein bestimmter Zug aus: der einer ganz unkünstlerischen Tendenz und daneben auch ein Hang zur Schwermut. Beides erklärt sich nicht nur durch den jeweiligen Zeitgeist, sondern auch durch Nationaleigenschaften des Slawen, besonders des Russen. Ein grübelnder Sinn zeigt sich da mit tiefer Empfindung gepaart, eine fast krankhafte Neigung zum Pessimismus mit einer Lust am Räsonieren, der die meist nur oberflächliche Bildung ebenso Vorschub leistet, wie die scharfe Beobachtungsgabe, und der es an Material zur Betätigung wahrlich nicht fehlt. Zudem stammte die Mehrheit der russischen Künstler aus ärmlichen, engen Verhältnissen, so daß sie in jenen 60er und 70er Jahren, einer Zeit stärkster geistiger und sozialer Gärung, gar leicht in revolutionäre oder doch von Polizei und Zensur als solche angesehene Bahnen hineingedrängt wurden. War es da verwunderlich, wenn man sich in der Kunst für trübe, düstere, häßliche Motive begeisterte, für all jene Erscheinungen, die im grellen Licht der Reformära zuerst ins Auge fielen? Bestrebt, ihre Kunst in den Dienst der Wahrheit des eigenen Alltaglebens und der eigenen ge-

Prozession. Gemälde vom Jahre 1883.

schichtlichen Vergangenheit zu stellen, hineinzuleuchten in das Elend des Volkes, fand „Jung-Rußland“ Gefallen vor allem an der Schilderung der Lage der Bauern, aller Erniedrigten und Bedrängten, der Schäden und der Zuchtlosigkeit der Verwaltung, der moralischen Verkommenheit der „Intelligenz“, des klaffenden Gegensatzes zwischen dem „schwarzen“ Volk und dem mit Vorliebe „nach Westen blickenden Gebildeten“, des geistigen Dunkels und der Trunksucht der Landbevölkerung usw. Und wenn die Stipendiaten der Akademie aus dem Auslande von ihren mehrjährigen Bildungs- und Studienreisen heimkehrten, so brachten sie höchstens eine bessere Technik von dort mit. Der Inhalt ihrer Kunst aber, ihre ganze Empfindungsweise waren unverändert. Darüber kam ihnen häufig jene höhere künstlerische Wahrheit abhanden, ohne die eine künstlerische Objektivität nicht denkbar ist . . .

* * *

So sah es in den Kreisen aus, mit denen der fast 20jährige Repin bald Fühlung fand, als er nach einer harten, schweren Jugendzeit 1863 nach St. Petersburg kam, um in die Akademie der Künste einzutreten.

Aus dem Flecken Tschugujew im Gouvernement Charkow stammt er, der Sprößling eines Kosakengeschlechts. Auch sein Vater hatte den Soldatenrock getragen. Armer Leute Kind war er, und die Schulbildung, die der scheue, kränkliche Knabe erhielt, war ziemlich mangelhaft. Er besuchte zunächst die kleine Dorfschule, die seine Mutter unterhielt, lernte noch beim Küster der Ortskirche etwas hinzu und be-



Heimkehr. **Gemälde.**



Zar Iwan IV., der Schreckliche, erschlägt seinen Sohn. Gemälde.

suchte schließlich eine militärische Topographenschule bis zum 13. Lebensjahre. Die Schule wurde dann geschlossen, und der stille Ilja kam in die Lehre zu einem Heiligenbildmaler, P. M. Bunakow, der sich des talentvollen Jungen annahm, so viel er konnte. Talent — ja, das besaß Repin, und es zeigte sich schon früh. Für seine Schwester und ihre bäuerischen Gespielinnen hatte er bereits als kleiner Knabe allerlei Figuren, Blumen u. dergl. mit der Schere ausgeschnitten oder Bilderchen gezeichnet. Mitunter griff er auch zu Draht und Wachs und formte Pferde, Hunde, Hühner. Im 12. Lebensjahre begann er mit dem Bleistift Porträts zu zeichnen und sie mit Wasserfarben zu kolorieren. In Tschugujew und Umgegend werden sich gewiß noch solche Arbeiten von ihm finden, denn „Iljuscha" mußte allmählich all seine Verwandten und Bekannten konterfeien. Ihn selbst befriedigten aber diese Bildnisse nicht, obschon es heißt, daß er damals schon ganz gut zu charakterisieren wußte. Einen Lehrer hatte er nicht — so legte er sich denn mit unermüdlichem Fleiß und großer Geduld aufs Kopieren. Was mag er aber für Vorlagen gehabt haben in dem russischen Steppendorf! Billigste Lithographien, schlechte Holzschnitte, vielleicht einmal ein etwas besseres Bilderbuch. Mit wehmütigem Lächeln erzählte mir dreißig Jahre später der gefeierte Meister wiederholt von diesem „Studium". Der alte Bunakow war der erste, der ihm etwas systematischen Zeichenunterricht gab und ihm einige technische Handgriffe beibrachte, so daß der noch nicht Fünfzehnjährige bereits eine ernsthafte Bestellung erhielt. Er malte das Miniaturbild des Hl. Simeon, das viele Bewunderer fand: der Heilige blickte so rührend verzückt . . . Und nach noch nicht zwei Jahren konnte er von seiner Arbeit schon leben: die Aufträge an Heiligenbildern und Bildnissen mehrten sich rasch, und Altardekorateure ließen ihn oft hundert und mehr Werst herüberkommen, um ihn zu beschäftigen. Schließlich trat er einer „Altararbeiter-Genossenschaft" als Mitglied bei, und daneben gab's Privatbestellungen auszuführen. Für $1^1/_2$ Rubel malte er ein Heiligenbild, für ein großes Porträt bewilligten ihm reiche Kirchdorf-



Nikolaus der Wundertäter. Gemälde.

krämer ganze 5 Rubel! Wenn er geahnt hätte, daß ihm 25 Jahre später mitunter fast ebensoviel Tausend Rubel für ein Kniestück gezahlt werden würden! So ging's weiter, ein paar Jahre noch, immer langsam aufwärts. Bis eines schönen Tages — der 1. November 1863 war es — der Neunzehnjährige herzklopfend vor dem Portal der Kunstakademie am Newakai stand, mutterseelenallein, 50 Rubel in der Tasche, in der Mappe unter dem Arm einige Skizzen und ein Selbstporträt . . .

Man wird einen Künstler immer am besten aus den Verhältnissen seines Landes und aus den Verhältnissen der Umgebung, aus der er hervorging, verstehen können. Sie sind für seine geistige Entwicklung, für sein Schaffen ebenso maßgebend, wie seine natürliche Veranlagung.

Wie es Mitte der 60 er Jahre in Rußland aussah, welche geistigen Strömungen in dieser Übergangszeit und welcher Geist in der Akademie vorherrschten, davon war schon oben die Rede. Nur von fernher war von alldem etwas in die tiefe Provinz gedrungen, in der Repin aufgewachsen war, als armer Leute Kind, ohne ausgiebige Schulbildung, ohne wirklich künstlerische Anleitung. Seine unbändige Kunstbegeisterung allein hatte ihm geholfen, alle Hindernisse zu bewältigen. Und ein eiserner Fleiß. Nie war er mit seiner Arbeit wirklich zufrieden. Als Knabe, damals im Heimatsdorf, konnte er sich schon im Verbessern nie genug tun. Das ist so geblieben bis in die Tage seiner Meisterschaft hinein, ist auch heute noch so. Derselbe Künstler, der imstande ist, in ein paar Stunden ein lebensprühendes Bildnis zu skizziren, der mitten im Straßengewühl, im Treiben eines Cafés mit wenigen Strichen in seinem Album einen Kopf, eine Figur, eine Szene, die ihn

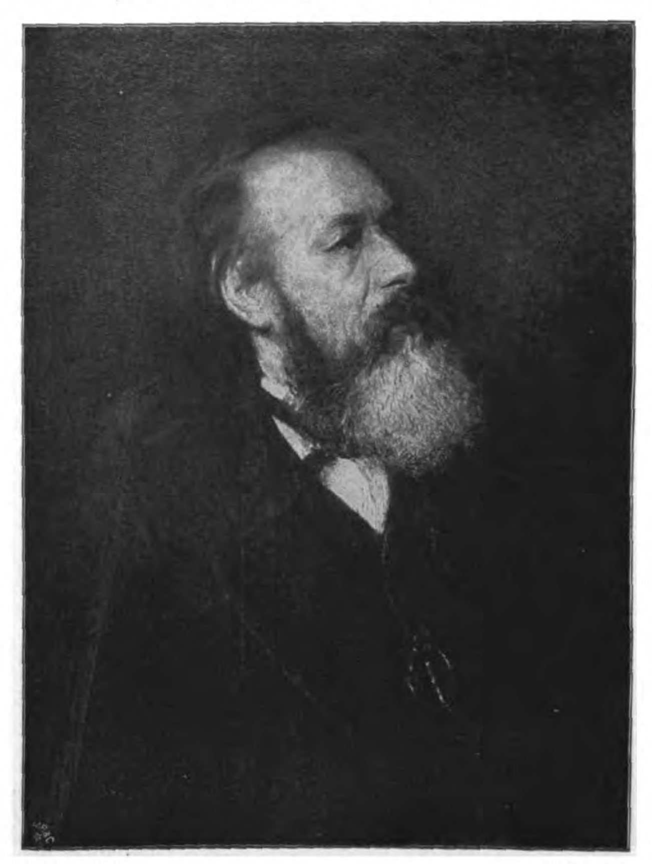
fesselt, charakteristisch festzuhalten weiß (so daß man wohl an das Goethesche Wort denkt: „Das Werk eines großen Künstlers ist in jedem Zustande fertig") — er arbeitete und arbeitet an seinen Bildern nur langsam, immer wieder Einzelheiten, oft den ganzen Entwurf verändernd. Es gibt zu manchen seiner bedeutendsten Gemälde, z. B. zu der „Prozession", der „Unerwarteten Heimkehr", „Nikolaus der Wundertäter", den „Saporogern", zur „Versuchung Christi" Varianten, die nicht etwa unter dem Einfluß der zünftigen Kritik oder des Urteils der großen Masse entstanden, sondern lediglich infolge des Dranges, sich selbst Genüge zu tun. Und erst in seinen Mappen und Albums — wieviel Entwürfe, ehe es überhaupt an die Ausführung des betreffenden Motivs geht! Steht man dann vor dem vollendeten Gemälde, so scheint einem freilich allemal Whistlers seine Bemerkung wahr geworden zu sein: „Ein Bild ist fertig, wenn in ihm jede Spur der Mittel verwischt ist, die angewandt wurden, um das Gewollte auszudrücken." Und doch — doch ist's eben oft genug vorgekommen, daß er hinging und dasselbe Motiv ganz von neuem noch einmal malte . . .

* * *

So ist's nicht verwunderlich, daß er in St. Petersburg gleich die Notwendigkeit einsah, ganz von vorn zu beginnen, gar vieles nachzuholen, wissenschaftlich und künstlerisch. Er trat zunächst in eine Zeichenschule ein und erst im Herbst 1864 in die Akademie. Tief tauchte er unter mit seinem empfänglichen Herzen und dem wissensdurstigen Kopf in die Flut neuer Eindrücke, die von allen Seiten auf ihn eindrangen. Und er hatte lange genug mitten unter dem Volke gelebt, um dessen Fühlen und Denken nahezustehen und sich lebhaft zu beteiligen an dem warmen Interesse für dies Volk, das in allen intelligenten Kreisen erwacht war. Diese Beteiligung war ihm ein Lebensbedürfnis, ja er hielt es für seine Pflicht, durch die eigene Lebensführung seine Teilnahme für das Volk zu bekräftigen: stolz wies er während seiner sechsjährigen akademischen Lehrzeit alle Stipendien und Geldunterstützungen zurück und erhielt sich durch der eigenen Hände Arbeit, bis er mit der großen goldenen Medaille das Recht auf ein mehrjähriges sehr bedeutendes Stipendium für Studienreisen erworben hatte. Während seiner Ausbildungszeit hatte er sehr bald die Aufmerksamkeit der Lehrer auf sich gezogen. Rasch war er vorwärts gekommen. Bereits 1869 konnte er sich zur Bewerbung um die kleine goldene Medaille melden, die ihm denn auch für das Konkurrenzbild „Hiob und seine Freunde" zufiel. Damit war er berechtigt, sich auch um die „große goldene" zu bewerben. Das Thema lau-



Saporoger Kosaken verhöhnen ein Ultimatum des Sultans. Gemälde.



W. W. Stassow. Radierung.

Richtung eines der bezeichnendsten: als ein Gesang vom Märtyrertum für den Inhalt seiner Kunst — mit seinem Realismus der Auffassung für das Wesen seiner künstlerischen Ausdrucksmittel. Es war nicht bloß die Frucht der Reiseeindrücke an der Wolga, die er zu Beginn der 70er Jahre besucht hatte, sondern ein Dokument seiner ganzen Weltanschauung und ein wichtiges Dokument der russischen Malerei in den letzten 50 Jahren überhaupt. Nicht allein die Reize einer wahrhaft virtuosen Sonnenbrandmalerei und einer überaus feinen individuellen Charakteristik der einzelnen Figuren erklären den durchschlagenden Erfolg dieses Gemäldes, sondern vor allem seine Bedeutung als Symbol des Lebens und des Geistes des russischen Volks in einer langen, langen Spanne Zeit. Im Mittagssonnenbrand, im glühenden Sande des flachen, schattenlosen Flußufers schreiten sie einher, Männer, Jünglinge, Knaben, wie sie das Schicksal bunt zusammengewürfelt hat aus dem Norden, Osten, Süden des Reiches — Kraftstrotzende und Gebrechliche, gleichmütig, stumpfsinnig, gutmütig oder finster brütend die meisten, alle ziehen sie an demselben Strang, den breiten Zugriemen um Brust und Schultern, die braunrot sind wie die schweißtriefenden Gesichter unter wüstem, wirren Haar, wie die gegen den heißen Boden sich stemmenden nackten Beine. So ziehen sie daher, die „Burlaki", und schleppen die hochmastige, buntbemalte Getreidebarke stromauf durch die wüste, menschenleere Fläche, eine eintönige, unsäglich schwermütige, nur wenige scharf markierte Takte zählende Weise singend. So ziehen sie daher gestern wie heute — und wie heute so morgen. Es ist, als wären sie schon Jahrhunderte so einhergezogen, als würden sie weitere Jahrhunderte so einherziehen. Es sind Typen eines europäischen Sklavenlebens aus freiem, vielleicht

tete: „Jairi Töchterlein", ebenso oft schon gegeben, wie jenes andere. Sein Bild stach aber unter allen Konkurrenzarbeiten jener Zeit hervor. Gewiß zeigte es viele Spuren der akademischen Routine im Entwurf usw. — aber ganz und gar individuell war die Behandlung des toten Mägdleins, war der Reiz des Kolorits, sicherer war auch die Technik, als bei den meisten derartigen Preisbewerbungen der Kandidaten der Akademie. Das Bild, das 1871 zur Ausstellung gelangte, brachte in St. Petersburg den Namen des jungen Künstlers mit einem Schlag in aller Leute Mund. Zwei Jahre später sollte er auch dem Ausland bekannt werden. Es war anläßlich der Ausstellung des Gemäldes „Burlaki"*) („Barkenzieher auf dem Leinpfad"), das ihm u. a. in Wien eine Medaille eintrug. Es ist eines der besten Gemälde, das der Künstler gemalt hat, und für seine ganze

*) Akzent auf der letzten Silbe.

nicht immer ganz so freiem Willen — die „Barfüßer-Kompagnie", die 25 Jahre später Maxim Gorki mit nicht minder großem Erfolg in der Literatur hat aufmarschieren lassen . . .

Wenn Repin nichts anderes gemalt hätte, als dieses einzige Bild — er wäre doch einer der größten Künstler seines Volkes. Etwas vom Geiste Courbets und Manets lebt darin. Es steht an der Spitze der Martyriummalerei, dieses Gemälde aus dem Jahre 1872/73 — wie an ihrem Ende die 30 Jahre später gemalte „Versuchung Christi". Auf dieses Bild paßt jenes feine Whistlersche Wort nicht mehr. Man sieht ihm vielmehr all das heiße Bemühen an, das Repin daran gesetzt hat, viele, viele Jahre hindurch — die Entwürfe dazu fand ich in seinen Mappen schon zu Beginn der 90er Jahre — und es ist doch nichts Rechtes geworden, weder im Entwurf, noch rein malerisch.



Anton Rubinstein. Gemälde.

* * *

Als die „Burlaki" zum ersten Male ausgestellt wurden, weilte Repin schon als Stipendiat der Akademie im Ausland. Inzwischen hatte er noch für den Festkonzertsaal des großen Hotels „Sslawjanski-Basar" in Moskau eine ganze Reihe lebensgroßer Bildnisse slawischer Komponisten gemalt. Es war vorauszusehen, daß ihm das Ausland, wie vielen seiner kunststrebenden Landsleute, nur wenig bieten würde: weder in Italien noch in Paris fühlte er sich befriedigt. Mit der ganzen ihm fremden, jahrtausendealten Kulturwelt dort vermochte er sich nicht auseinanderzusetzen. Sehr bezeichnend hierfür ist das große Bild: „Ssadko im Wunderreiche des Meeres", das er aus dem weit vor der Zeit abgebrochenen Aufenthalt im Ausland heimbrachte. Eine nationale Sage liegt ihm zu grunde. Held Ssadko gelangt auf den Grund des Meeres; dort umgaukeln ihn lockend in der grüngoldigen Flut Nixen und Nymphen und Meerweiber, die der Maler in allerlei europäischen Frauentypen verkörpert hat; der Held aber achtet ihrer nicht und schaut traumverloren in die Ferne, wo die Gestalt der Tschernawuschka undeutlich im Dämmerschein auftaucht — das Symbol des Russischen. Seine ganze Sehnsucht nach der Heimat hat Repin in dieses Bild hineingelegt.

Als er, wie gesagt, vor der Zeit zurückgekehrt war, schloß er sich mit voller Hingebung an die „Gesellschaft der Wanderaussteller" an, deren Gründern und Mitgliedern er schon als Zögling der Akademie nahegestanden hatte und mit denen er sich jetzt völlig verbrüderte. Er ward so eine Hauptstütze dieser ältesten „Sezession", die die moderne Kunstgeschichte aufzuweisen hat. Da er genialer als die meisten der Genossen war, treten in seinen Werken die Kennzeichen der Kunst dieses Kreises besonders stark zutage: der sozialliberale Patriotismus, der in einer kunstfeindlichen Tendenzmalerei seinen Ausdruck fand, und

ein scharfbetonter Realismus der Ausdrucksmittel. Allen voraus aber tat er es in einer brillanten, oft durchaus impressionistischen Technik und in einem mitunter unvergleichlichen Farbenzauber.

Man könnte füglich zu dem „Oeuvre" Repins einen förmlichen Martyrolog schreiben. Nur gar weniges ist in jenen 30 Jahren seit den „Burlaki" entstanden, bei dem wir es nicht mit dieser oder jener trüben oder häßlichen Seite des Lebens zu tun hätten. Und mit Märtyrern aller Art — Märtyrern eines selbstverschuldeten, häufiger eines unverschuldeten, durch die Natur, die Lebensverhältnisse bedingten Schicksals, Märtyrern eines religiösen oder politischen Wahns, Märtyrern der Unbildung und staatlichen „Raison". Aber keine religiös verklärende und verklärte Martyriummalerei des Cinquecento ist's, sondern eine unbarmherzig realistische, in der versöhnend nur die künstlerisch vertiefte Seelenmalerei und Charakteristik wirken, falls sie nicht etwa durch Übertreibung die Karikatur streifen.

Ein recht verfehltes Bild war 1879 die „Zarewna Sofia", die vom Fenster der Klosterkapelle aus die von ihrem Bruder Peter gehenkten Strelitzen, ihre getreuen Partisanen, an den Galgen baumeln sehen muß. Das Jahr darauf brachte den stark sentimentalen „Abschied der Rekruten". Aber es entstanden seit 1873 auch bereits eine Reihe seiner trefflichen Männerbildnisse und Studien, denen gegenüber man bald an Frans Hals, bald an van Dyck denken muß, wie das des Dichters Pissemski mit den wahrhaft unheimlich lebendigen Augen, die sich für immer im Beschauer festbohren, das Bildnis des Komponisten Mussorgski, das wenige Tage vor seinem Tode hingeworfen wurde, das des „Protodiakon", eines sinnlich rohen, verschlagen und herrisch dreinschauenden Priesters in vollem Ornat, ferner der rührende „Bucklige" mit dem tiefergreifenden Leidenszug im schmalen, blassen Gesicht, u. a. m.



„Vergebt!" Gemälde.

Mit großer Kraft und ungeheuer flott wurden alle diese Bildnisse gemalt, hingesudelt mitunter, unbekümmert um solche „Kleinigkeiten", wie z. B. die Hände. Und doch scheint alles voller Leben.

Den beiden letztgenannten Studien begegnen wir wieder in der „Prozession" aus dem Jahre 1883. Welch eine Wandlung gegenüber den „Burlaki": Hier in diesem Gewühl von Erniedrigten und Bedrückten, Lahmen und Verwachsenen, Stumpfsinnigen und Brutalen auf heißer, staubiger Landstraße, überragt von den Kirchenfahnen und den Knuten der Landgendarmen — ist das objektiv Historische zu pessimistischer Tendenz, das Symbol zu einer Anekdote, das Volks-

tümliche zum Spott geworden. Und es mußte um so aufreizender nach beiden Seiten hin wirken, als es im Aufbau und in der Farbe vorzüglich gemalt war. Das Bild machte ungeheures Aufsehen, und die Zensur verbannte es sofort von den Ausstellungen. Gern wurde ihnen dagegen das aus derselben Zeit stammende Bild „Sterbend heimgekehrter Soldat“ überlassen: dem es wohl wenig nützt, daß ein begeisterter Veteran den das Lager umstehenden, kummervoll weinenden Verwandten und Nachbarn ihn als Helden preist.

Auch eine „Heimkehr“ brachte die nächste Jahresausstellung der „Wanderaussteller“. Diesmal die Heimkehr eines politischen Märtyrers — als Flüchtling oder Begnadigter — aus der Verbannung in den Schoß der Familie (1884). Das war so recht ein Thema nach dem Herzen der Wanderaussteller, in deren Werken die Darstellung der Drangsalierung und Verfolgung der Vertreter der „Intelligenz“ und besonders der studierenden Jugend in den 70er und einem



Festsitzung des Reichsrats am 7. Mai 1901. Gemälde.

Teil der 80er Jahre eine Hauptrolle spielten. Was die Tagespresse und die Monatsrevuen nur andeutungsweise behandelten, immer auch so einer Maßregelung gewärtig, die Maler stellten es wagemutig dar, denn der sezessionistische Verein der „Wanderaussteller" erfreute sich der Gunst Alexanders III., als er noch Thronfolger war und auch später, als er die sorgenschwere Kaiserkrone trug — erfreute sich der Gunst um seiner radikal nationalrussischen Tendenz willen. Neben S. A. Jaroschenko war es besonders Ilja Repin, der wiederholt solche Motive behandelte, wenn er sie auch nicht alle zu großen Gemälden ausgestaltete und manches als Skizze in der Mappe ruhen blieb. Doch kenne ich von ihm auch noch ein Bild „Arretierung eines verdächtigen Studenten" in einer Bauernstube und eine „Nächtliche Versammlung von Studenten und Studentinnen" (1891). An dramatischem Gehalt aber übertrifft sie alle die „Heimkehr". Von wunderbar verinnerlichter Charakteristik sind Kopf und Haltung des Heimkehrenden, der Eindruck, den sein plötzliches Erscheinen auf die verschiedenen Familienmitglieder macht. Diese Charakteristik wirkt um so stärker, als das Kolorit des Bildes kühler als sonst bei Repin ist. Und dann kam das Jahr 1885 mit dem stärksten der Martyriumbilder: „Zar Iwan IV., der Schreckliche, erschlägt seinen Sohn." Mit solchem Realismus waren die Gewissensbisse des greisen Wüterich gemalt, wie er da am Boden niedergekniet ist, den sterbenden, ihn vergebend anblickenden Sohn verzweifelnd in den Armen haltend, mit solchem Realismus auch das Blut, das vom Kopfe des tödlich mit dem Szepterstab Getroffenen herabrieselt und auf dem kostbaren Teppich eine kleine Lache bildet — daß Damen vor dem Bilde in Ohnmacht fielen. Seine ganze Kraft plastischer Gestaltung, die ganze Tiefe seiner seelenkündenden Charakteristik, den ganzen Zauber seines Kolorismus hatte er in diesem Gemälde zum Ausdruck gebracht. Überschwenglich gepriesen und haßerfüllt verlästert wurde der Meister dieses Bildes wegen, das gleich der „Prozession" von der Ausstellung entfernt werden mußte, aber so-



Graf Leo Tolstoi in Jarrnoja Poljano. Gemälde.

Farbenstudie zur „Prozession“ von Ilja Repin. Aus dem Jahre 1891.



„O welch eine Unbegrenztheit!" Gemälde.

fort der Tretjakowschen Galerie einverleibt wurde, die überhaupt über sechzig der bedeutendsten Gemälde und Bildnisstudien Repins besitzt.

* * *

Es bedeutete dieses Bild gleichzeitig in gewissem Sinne einen Wendepunkt in dem Schaffen Repins. Nicht etwa, weil er im Jahre darauf, 1886, in kaiserlichem Auftrag eine Episode aus dem Krönungsjahr malte: „Empfang der Landgemeinde-Ältesten durch Se. Majestät den Kaiser", eine Aufgabe, die er malerisch, ungeachtet der Gefahr, langweilig zu werden, sehr glücklich löste, sondern weil fortan die heftige Anklage- und Tendenzmalerei und all die pessimistische Darstellung seelischer und leiblicher Gebrechen mehr zurücktreten. Aber die Neigung zu „literarischen" Motiven überwindet er darum doch nicht. Zu dem Prinzip der „Kunst um der Kunst willen", im radikalen Sinne gewisser westeuropäischen Bestrebungen, ist der heute Sechzigjährige immer noch nicht durchgedrungen. Das vergibt ihm die junge Generation ebensowenig, wie seine Verherrlichung solcher Maler, wie Delaroche und Brülow, oder gar Fortunys und Meissoniers, in der er sich in den letzten Jahren gefällt, allerdings wohl hauptsächlich um des Ernstes in der zeichnerischen Durcharbeitung ihrer Entwürfe und Bilder willen. Und es nimmt sich fast komisch aus, wenn er in einem seiner letzten polemischen Aufsätze bitter darüber klagt, daß die Malerei im allgemeinen nicht von der Tendenz und der Literatur sich frei machen könne. Oder sage ich besser „tragikomisch"? Denkt er da vielleicht auch mit an sich selbst?

Wie dem auch sei, tatsächlich kenne ich — die Bildnisarbeiten und viele der wundervollen zahllosen Skizzen und Studien natürlich ausgenommen — kein einziges Werk Repins, das nicht auf dem Boden der erzählenden Malerei entstanden wäre. Da ist aus dem Jahre 1888 das in seinem Entwurf mindestens sehr seltsame Bild „Nikolaus der Wundertäter", das auf der Berliner internationalen Ausstellung von 1891 so viel Interesse erregte, mit der Darstellung jener Episode aus dem Leben des Hl. Nikolaus von Myra, wo dieser zur Zeit der Christenverfolgung unter Kaiser Licinius durch sein Dazwischentreten die Hinrichtung eines Mannes durch einen herkulischen, vertierten Henker verhindert. Da ist der „Abbé Liszt" auf der Konzertestrade mit dem phantastisch-allegorischen Hintergrund. Da ist das weltberühmte, in München seinerzeit mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnete Gemälde „Sapo-

Eleonora Duse. Radierung nach dem Gemälde.

roger Kosaken verhöhnen ein Ultimatum des Sultans" (1891), das brillante Gegenstück zu den „Burlaki": der siegreiche Humor des Volks gegenüber der stumpfsinnigen Langmut, das befreiende Lachen gegenüber dem dumpfen Gram, der tolle Übermut gegenüber der ohnmächtigen Resignation. Da ist ferner die Variante zu der „Prozession" von 1883 aus dem Jahre 1891, wo die Szene von der schattenlosen, staubigen Landstraße in den Wald verlegt und die frühere tendenziös hämische Behandlung des Motivs verschwunden ist, obschon einige Figuren jenes ersten Bildes hier wiederzuerkennen sind. Oder das aus vielen verschiedenen Entwürfen hervorgegangene große, später in Venedig preisgekrönte Bild „Vergebt!" (1897). Eine ergreifende Duellszene in grauer, kühler Morgenluft auf einem freien Platz im Walde, wo der von der Kugel tödlich getroffene blutjunge Offizier, in den Armen des Arztes am Boden liegend, dem bitterlich weinenden Gegner vergebend die Hand reicht — ein Bild von wirklich ergreifender dramatischer Kraft und packender Charakteristik. Dann das jüngste seiner Bilder aus dem Leben der russischen Jugend: „O welch eine Unbegrenztheit!" (1903). Es ist eines seiner seltsamsten Gemälde: auf wildbewegtem Meere über Eisschollen hin schreiten Hand in Hand ein Student und eine Studentin begeistert hinaus ins stürmische, tückische Leben, keiner Gefahr achtend, nur vom Streben nach Freiheit und Selbständigkeit erfüllt, das sie in Liebe miteinander verbindet. Ein Leitartikel, ein Feuilleton förmlich, das erst die malerischen Qualitäten als ein Bild erscheinen lassen ...

Am ungetrübtesten aber ist die Freude an den malerischen Qualitäten Repins immer bei seiner Bildnismalerei. Welch gewaltige Reihe von Bildnissen hat er in den letzten Jahrzehnten geschaffen! Ein ganzes Pantheon berühmter Namen nationalrussischer Gelehrter, Dichter, Künstler, Musiker, Schauspieler, Rechtsanwälte, Politiker, Militärs: J. S. Akssakow und Pissemski, J. S. Turgenjew und W. M. Garschin, Anton Rubinstein, M. P. Mussorgski und Caesar Kuis, die Maler Jwan Kramskoi, Wassili Polenow und Nikolai Gué, Pirogow, W. W. Stassow, der Kunstschriftsteller, P.

M. Tretjakow, der hochverdiente Mäcen, der Volksrhapsode W. P. Schtschgolenkow, Professor Pawlow usw.; dazwischen wohl auch schöne, vornehme Damen der Gesellschaft, wie die Baronin Uexküll, die Gräfin Golowin, die Fürstin Tschetwertinskaja, die greise Frau Schestakowa, Glinkas Schwester, geniale Bühnenkünstlerinnen wie P. Strepetowa und Eleonora Duse. Und immer wieder Leo Tolstoi, mit dem er innig befreundet ist, dessen Weltanschauung er sich vielfach verwandt fühlt: Leo Tolstoi auf dem Felde hinter dem Pfluge, im Arbeitskittel in bäurisch einfacher Studierstube, im Garten stehend, die Hände im Gurt, auf dem Stuhle sitzend usw. Gerade diese Tolstoibilder, die durch zahlreiche Vervielfältigungen dem Westeuropäer gut bekannt geworden sind, geben ihm einen guten Begriff von der schlichten, markigen, immer aufs Ganze ausgehenden, das innerste Wesen des Menschen überzeugend wiedergebenden Porträtkunst Repins. Aber einen vollen Begriff von dem saftigen und doch so feinfühligen Kolorismus des Künstlers können diese Vervielfältigungen in Holzschnitt, diese Gravüren usw. leider nicht geben.

Und vielleicht nirgends wirken die koloristischen Reize der Kunst Repins so stark, wie in seinen Öl- und Aquarellbildnissen, in seinen Studien und Skizzen, unter denen wir auch zahllosen Volkstypen begegnen, in allen möglichen Techniken. Ich sagte es schon, wie sie einem das Wesen Repinschen Schaffens erst recht erschließen und — wie zahlreich sie sind. Die Studien und Skizzen z. B. zu „Iwan dem Schrecklichen“ und zu den „Saporogern“ — Menschen, Naturausschnitte, bloße Farbenstudien, Gerätschaften, Luftstudien — belaufen sich auf einige Hundert. Und dabei kommt das meiste gar nicht einmal zur Verwendung; es diente oft nur dazu, den Maler aufs innigste vertraut zu machen mit dem Wesen dessen, was er gerade darstellen wollte. Ein Zug, den Repin mit unserem Adolf Menzel gemeinsam hat.

Mit dem Verständnis und der Kunst eines Menzel hat er auch in den letzten drei Jahren die gewaltige Aufgabe gelöst, zur Erinnerung an die Jahrhundertfeier der Reichsrats-Gründung die Festsitzung der Plenarversammlung dieser höchsten russischen Reichsbehörde am 7. Mai 1901 in einem Kolossalgemälde zu verewigen. Mehr als 80 Bildnisse galt es hier zu malen, und im Vordergrunde sind dabei die Personen lebensgroß. Unsere Abbildung gibt einen Begriff von der Geschicklichkeit des Arrangements: man glaubt wirklich, diese Sitzung selbst mitzumachen, und man erkennt, wenn man in der russischen Gesellschaft bekannt ist, sogar die Personen, die nur im verlorenen Profil oder gar im Rücken zu erblicken sind. Dabei ist alles ungezwungen, frisch, voll Leben.

* * *

Und nun noch ein paar Worte über Repin als Lehrer. Als er 1894, längst schon durch den Professortitel ausgezeichnet, in den Kreis der Lehrkräfte der gänzlich umgestalteten akademischen Hochschule für bildende Künste eintrat und das Meisteratelier für Geschichtsmalerei übernahm, da ging eine freudige Bewegung durch die gesamte kunststudierende Jugend Rußlands, denn „Ilja Jefimowitsch hat ein Herz und Verständnis für die Jugend!“ hieß es. Und mit Recht. Im Zeichen freiester Entfaltung jeglicher Eigenart steht seine ganze Lehrtätigkeit. Anders als viele seiner Kollegen vom „Verein der Wanderaussteller“, die sich der aufstrebenden Jugend gegenüber oft genug ablehnend verhalten, sucht er ihr überall die Wege zu ebnen, sofern er sie auf dem — rechten Wege zu erblicken glaubt. So ist das erste Jahrzehnt seiner Lehrtätigkeit äußerst fruchtreich gewesen. Auf den akademischen Schulausstellungen spielten seine Schüler immer die höchsten Trümpfe aus. Und der Ruf mancher von ihnen ist auch schon ins Ausland gedrungen, wo die Namen Bras, Schtscherbinowski, Kustodjew, vor allem Maljawin, Kardowski, auch Ssomow, der freilich bald weitab von Repinschen Kunstanschauungen liegende Wege zu wandeln begann, zum mindesten in Künstlerkreisen einen sehr guten Klang haben.

Vielleicht auf nichts ist Repin heute so stolz, wie auf diese Erfolge seiner Lehrtätigkeit. Denn im übrigen ist er noch immer der bescheidene, immer noch ringende Künstler wie damals, als er bei den „Wanderausstellern“ anklopfte ....

Frühe.

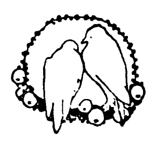
Litauen.

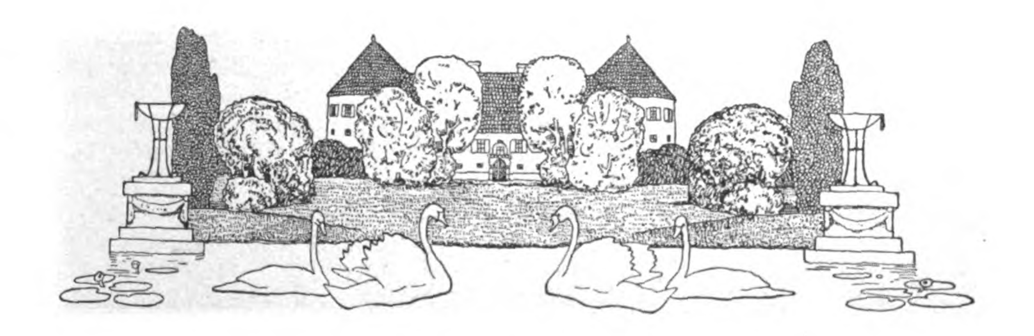
Lieb, kommst Du? Fein frühe? —
Im Zwielichtschein
Durch den Garten wandern wir und feldein
In den Forst. Der umarmt uns grauend und groß,
Alle Wege weiten sich namenlos —
Herbduftig ... Verschwommen hoch über den Gängen
Die Wipfel wie schauernde Wolken hängen.
Kein flutender Laut. Kaum knistert Dein Kleid
In die sinnende Morgenseligkeit.
Und es liegen noch unsre Lippen verträumt —
Die Herzen gehn hurtig und aufgeräumt
Und wissen, auch wenn sie ganz Schweigen sind,
Daß sie sich hold und ganz eigen sind,
Und begnadet, so jung, so knospenjung
Wie unsrer Füße befreiter Schwung,
Und so kinderfröhlich! —

Aus Traum und Tau
Huscht ein Häher auf Flügeln perlenblau,
Und ein Harzhauch, ein Quellenlachen. Frischfeucht
Aufrauschen die Höhen in rotem Geleucht!
Da stehen wir, Liebste, drunten still,
Herz zum Herzen sich neigen will,
Hand legt sich in Hand, doch wir küssen uns nicht,
's ist wie Sonntag, und ist doch Sonntag nicht, —
Ach, wie wenn uns durch Kronen ein Goldkelch glühe.
Und unser Auge trinkt tief und rein — —

O Du kommst!
Und es wird frühe,
Liebste, ganz frühe sein! —

A. K. T. Tielo.





Hinrik Gehrts.

Roman von Franz Rosen.



Das war Hinrik Gehrts. Groß und schön an Leib und Seele, wie es auf Erden nur wenige Männer gibt und wie man sie bezweifelt, wenn sie in Geschichten beschrieben werden. Und nicht nur groß und schön, sondern auch kraftvoll und mutig. Er sprach nie eine Lüge; er quälte nie eine schwache Kreatur. Feigheit und Falschheit, die er selbst nicht kannte, suchte und fürchtete er auch nicht in andern. Er war nie mißtrauisch und er spürte niemals heimlich Dingen nach, die er zu wissen wünschte.

Er war rücksichtslos in seiner Ehrlichkeit — schrankenlos in seiner Liebe — erbarmungslos in seinem Zorn.

Er hatte den schönsten Wald und das schönste Weib in der Runde. — Den Wald hatte er von seinem Vater ererbt, der vor ihm auf dem Hofe gesessen. Er dehnte sich weit hinein in das meerbespülte Nordland. Er rauschte über sanft abfallende Hügel und umschloß blauglänzende Seen. Er barg den edlen Hirsch und das schüchterne Reh, den flüchtigen Hasen und das wühlende Wildschwein; den schreienden Kuckuck und den rufenden Pirol im Sommer, im Frühjahr und Herbst die ziehende Schnepfe und im Winter den klopfenden Specht. Im Mai durchleuchtete seinen Schatten das goldgrüne Gefieder der Buchen, und aus den zögernden Knospen der ernsten Eiche rollten sich zaghaft die rötlichen Blättchen. Im Herbst hing an den Zweigen die satte Goldlast, und still und leise, wie träumerische Gedanken, fiel das braungelbe und dukatenrote Laub auf die feuchtkühle Erde. Und dann brauste der Sturm durch das kahle Geäst, jagte den Raubvogel aus seinem der Deckung beraubten Horst, scheuchte die letzten Singvögel von dannen und setzte seinen wuchtigen Fuß auf die ächzenden Baumkronen. Bis der Winter vom Himmel sank wie Schwanenfedern und Blütenblätter und beschwichtigend seine schwere, kalte Hand auf die Erde legte, daß der Schmerz um den entschwundenen Sommer stille wurde.

Immer derselbe aber, in dem stetigen Wechsel von Sommer und Winter, Saat und Ernte, Hitze und Kälte, Tag und Nacht — immer derselbe mit seinem stolzen Gang, seinen hellen Augen und seiner durchsichtigen Seele blieb Hinrik Gehrts. Immer gleich blieb seine starke, jubelnde, in ihrer elementaren Selbstverständlichkeit unerschütterliche Liebe zu seinem Walde und zu seinem Weibe.

Jerta Alders war ein Gottesgeschenk für den Mann, dem Gott schon so viel gegeben hatte.

Hinriks Vater hatte ihm gesagt, als es mit ihm zum Sterben ging und er ihm sein irdisches Gut übertrug: „Den Hof und den Wald lasse ich Dir in guter Ordnung. Aber wenn Du ihn halten und einmal Deinen Kindern hinterlassen willst, dann hole Dir eine reiche Frau, denn mein Geld ist draufgegangen bei meinem Leben. Wenn Du nicht eine reiche Heirat machst oder eine große Erbschaft, dann wirst Du und Dein Hof und Dein Wald Hunger leiden und elendiglich draufgehen, denn die Gläubiger stehen vor den Toren und warten, was für sie übrig bleiben wird."

Das hatte der Vater gesagt; und dann war er gestorben.

Die Gläubiger aber waren hereingekommen über die Schwelle, darüber man noch kaum den Toten hinausgetragen, und hatten des Sohnes Trauer gestört mit begehrlichen Händen und zudringlichen Anerbietungen.

Er sagte ihnen, sie sollten das Trauerjahr abwarten. Bis dahin würde er eine reiche Frau haben, die er ihnen als Bürgen stellen könnte. Wenn nicht — so gäbe er ihnen den Wald preis. Aber daß dies letztere nie und nimmer geschehen, daß er sich lieber in Stücke reißen und im Feuer verbrennen lassen, als seines Vaters Erbe den Gläubigern preisgeben würde, das stand bei ihm ebenso fest wie die Sonne am Himmel. Er mußte eben eine reiche Frau finden um jeden Preis. Es gab gewiß solche, die es taten. Sie sollte es auch nicht schlecht haben bei ihm. Er würde es ihr nie vergessen, daß sie ihm seinen Hof und seinen Wald gerettet hatte.

Dem heimat- und besitztrunkenen Jüngling galt das Weib erst in zweiter Linie.

Da sah er Jerta. Und nun hätte er willig Hof und Wald und Heimat geopfert um ihren Besitz.

Es war nicht nötig. Sie verlangte keine Opfer. Sie verlangte nur ihn.

Er lernte sie kennen weit draußen in der Welt, wo er sich seiner Studien halber aufhielt. In Freiheit, Glanz und Sorglosigkeit war sie aufgewachsen, ihr Leib und ihre Seele waren gesund und frei entwickelt. Jubelnd flogen ihre Seelen sich entgegen, fraglos überzeugt, daß diese ungewollte, unabwendbar über sie hereingebrochene Liebe zu einem großen Glücke führen müßte. Sie fragte nicht danach, daß der Mann, an den sie rückhaltlos Herz und Leben verschenkte, arm war, und daß sie ihm in eine weltferne Einsamkeit würde folgen müssen. Sie jubelte um so mehr in dem Bewußtsein, durch ihren Reichtum die Sorgen aus seinem Dasein verscheuchen zu können. Sie hätte noch viel, viel mehr besitzen mögen, um es ihm zu schenken.

Ihn bedrückte das nicht. Von einem Weibe, das man so toll, so anbetend, so mit aller Seelenkraft und Zuversicht liebt, nimmt man alles an, zumal wenn es mit so weichen Händen, mit so bittenden Augen, mit so überströmendem Herzen gegeben wird.

Und so war sie mit ihm gezogen auf seinen Hof, in seinen Wald — und mit ihr eine übermütige Sorglosigkeit und ein ideales Glück. In Liebeslust und Daseinswonne war ihnen das erste Jahr vergangen. Dann wurde ihnen ein Mädchen geboren.

Jerta war ein wenig enttäuscht.

„Ein Knabe wäre mir lieber gewesen — für Dich,“ sagte sie, während er an ihrem Bett kniete und das kleine, blonde, blauäugige Wunder betrachtete, das in ihrem Arme lag.

„Für mich ist jedes Kind, das Du mir schenkst, ein Glück,“ sprach er. „Und ein Knabe kann ja noch kommen.“

Sie nannten das Mädchen Ruth. Es war ein rosiges, gesundes Kind mit dem Lockengold der Mutter und dem Augenblau des Vaters. Es wuchs und gedieh ohne Mühe, gleichsam von selber, und streckte Mensch und Tier lachend die dicken Händchen entgegen.

Übers Jahr kam abermals ein Mädchen. Hinrik war ebenso gerührt wie das erstemal und drückte es mit derselben zärtlichen Freude an sein Vaterherz. — Die kleine Gred sah ihrer Schwester sprechend ähnlich und wurde ebenso rosig und zutraulich.

Als das dritte Mädchen geboren wurde, brach Jerta in Tränen aus und wollte es gar nicht sehen.

„Ich bin zu gar nichts nütz',“ schluchzte sie, „Du hättest Dir eine andere Frau nehmen müssen.“

Er war ganz bestürzt, er verstand das gar nicht. „Aber Jerta — was kannst Du denn dafür! Und wie kannst Du Dich darüber grämen? Wir können noch viele Kinder haben. Gewiß, ein Knabe wäre auch mir eine besondere Freude. Gott wird ihn uns schon geben, wenn er es gut findet, und wenn es an der Zeit ist. Sieh, was für liebliche Geschöpfchen unsere Töchter sind — sei nicht undankbar, freue Dich an ihnen und gedulde Dich.“

Bis jetzt hatte Hinriks Zuspruch noch immer alles vermocht bei ihr. Auch diesmal ließ sie sich trösten und beruhigen und fand ihr Gleichgewicht wieder. Aber sie beschäftigte sich doch lange nicht so viel mit der kleinen Lies, wie sie es mit Ruth und Gred getan hatte. Und wenn Hinrik sie in seinen Armen wiegte, sein schönes, männliches Antlitz sich liebevoll über das winzige Gesichtchen neigte und aus seinen Augen

ein glücklich bewegtes Herz lachte — dann wischte sie sich verstohlen eine Träne aus dem Auge und dachte: wieviel glücklicher er wohl sein würde, wenn es ein Knabe wäre.

Doch als abermals nach Jahresfrist ihre Stunde kam, war es wieder ein Mädchen.

Diesmal konnte sogar Hinrik eine kleine Enttäuschung nicht leugnen. Mit jedem Male verringerte sich die Aussicht auf Erfüllung seiner Wünsche. Als ihm aber Jertas Zustand klar ward, vergaß er seine persönlichen Empfindungen.

Das vorige Mal hatte sie geweint, diesmal war sie stumm. Sie äußerte weder Freude noch Kummer. Schweigend, mit geschlossenen Augen, verstockt, eigensinnig lag sie in ihrem Bett und war unzugänglich für alles vernünftige Zureden. Die Kleine wollte sie nicht sehen. Nach den Großen fragte sie auch nicht mehr. An ihrer Genesung hatte sie kein Interesse. Sie ließ willenlos alles mit sich geschehen, tat nichts dazu und nichts dawider. Hinrik erklärte sie, nun wollte sie überhaupt keine Kinder mehr haben. Einen Knaben bekäme sie doch nicht, und Mädchen hätte sie genug. — Hinrik hielt es für das Klügste, zu schweigen. Ganz ohne Wolken und Stürme konnte keine Ehe bleiben. Er ertrug diese Wolke, die seiner Ehe beschieden war, mit männlicher Würde und liebevoller Geduld, in der festen Zuversicht, daß es nicht lange dauern würde. Aber er wartete vergeblich auf eine Besserung in Jertas bedrücktem Gemüt. Sie vernachlässigte die kleine Els derartig, daß die Wärterin sich bei ihm beklagte. Er setzte seine Frau darüber zur Rede.

„Häufe nicht Unrecht auf Unrecht, Jerta," sagte er ernst. „Nun Du mir schon keine Frau mehr sein willst, so sei wenigstens der armen Kleinen eine gute Mutter."

Sie sah zu ihm auf. Und wie er da vor ihr stand, traurig und gut, jung und schön und mit der großen, rücksichtsvollen Liebe für sie in den Augen — da brach sie in Tränen aus.

„Ich weiß es ja längst," schluchzte sie an seinem Halse, „es ist dumm und kindisch und sündhaft von mir. Ich war nur zu stolz, es einzugestehen. Ich liebe Dich ja viel zu sehr. Und es könnte ja doch noch ein Knabe kommen," fügte sie hinzu und drückte ihr Gesicht an seine Schulter. Er schloß sie innig und fest in seine Arme. „Ja, Jerta, aber einstweilen sind die vorhandenen Kinder die wichtigsten, nicht die kommenden. Geh, sei gut mit der armen, kleinen Els."

Wie um ihren guten Willen zu beweisen, ließ sie sich das Kind bringen, nahm es in ihren Arm und beschäftigte sich mit ihm. Aber sie dachte dabei an ganz andere Dinge. —

Von nun an war ihr ganzes Sinnen und Trachten auf den Knaben gerichtet, der da kommen sollte, kommen mußte, kommen würde. In ungeduldiger Erwartung lebte sie von einem Tage zum andern. Ihre Stimmung war ungleich; einmal von überwältigender Zärtlichkeit, von freudiger Zuversicht gehoben — ein andermal mutlos und bedrückt. Sie liebte in ihrem Manne nur noch den Knaben, den sie durchaus haben wollte. Sie hatte Stunden, wo sie sich selbst haßte, weil sie nicht fähig war, ihn zu besitzen. Er sah diese Unruhe und Verwirrung in ihrer Seele betrübt mit an. Er liebte sie so unbeschreiblich, er würde sie je länger je mehr lieben, auch wenn der Knabe niemals kommen würde. Und darum litt er unter ihren Leiden, für die ihm kein Heilmittel zu Gebote stand.

„Du regst Dich zu sehr auf," sagte er. „Du zerreibst Deine Nerven, Du machst Dich untüchtig. Laß Dir an meiner Liebe genügen — sie ist groß und tief und kann Dir für vieles Ersatz sein."

Dann küßte sie ihn und berauschte sich an dem Bewußtsein seiner und ihrer Liebe und betäubte damit für eine kurze Zeit alle anderen Gedanken. Aber ihr Zustand änderte sich nicht. Je länger sie vergeblich auf die Erfüllung ihrer Hoffnungen wartete, desto reizbarer wurde ihr Gemüt. Es gab Tage, wo sie trübsinnig vor sich hinstarrte, sich um ihre häuslichen Angelegenheiten nicht kümmerte, ihre kleinen Töchter fortstieß und anfuhr, wo sie sich sehen ließen. Wenn Hinrik ihr gütlich zuredete, antwortete sie nicht. Wenn er sich hinreißen ließ und zornig wurde, fing sie an zu weinen. Das Ende war immer eine leidenschaftliche Zärtlichkeitsszene, und dann — blieb alles beim alten. —

Hinrik Gehrts fing an, sich ernstlich um ihre Gesundheit zu sorgen und den Aus-

bruch eines Gemütsleidens zu befürchten. Ehe er aber zu dem Entschluß kam, einen Arzt zu Rate zu ziehen, trat plötzlich eine durchschlagende Änderung ein.

Jerta fühlte, daß sie wieder Mutter werden würde. Nun wechselten sie die Rollen: Jerta wurde ruhig, und Hinrik wurde nervös.

Sie war glücklich; sie hatte etwas Siegessicheres, Triumphierendes in ihrem Glück. Sie war felsenfest davon überzeugt, daß es ein Knabe sein müßte. Ohne diese Überzeugung gab es überhaupt keine Zukunft für sie. Sie ließ ihre Freude in ungebändigten Ausbrüchen an Mann und Kindern aus, sie war ganz Zuversicht, ganz Glück, ganz Frauenstolz.

Hinrik aber sah das mit an und zitterte bei dem Gedanken an eine abermalige Enttäuschung. Ihm war es keineswegs so sicher, daß ihre Wünsche diesmal Wahrheit werden mußten, es lag zu solcher Annahme nicht die geringste Veranlassung vor. Wenn es aber wieder ein Mädchen war — was dann?

Er machte sich schwere Sorgen um die Zukunft seiner Ehe, seines Familienglückes, seines Weibes. All das hing ja ab von dem werdenden Leben, über dessen Art und Wesen ein undurchdringlicher Schleier lag. Je näher die Zeit heranrückte, um so sorgenvoller wurde sein Herz, und seine Seele trat täglich vor Gott mit der heißen Bitte um Erfüllung. Nicht, damit er einen Sohn und Erben bekäme, sondern damit er sein Weib — sein Glück behielte.

* * *

Und diesmal war es wirklich ein Knabe.

Jertas Glückseligkeit kannte keine Grenzen, und Hinrik lag auf den Knieen und zerdrückte mit den Lidern die Tränen, die seinem aus monatelanger, furchtbarer Spannung erlösten Herzen entquollen. — Im Nebenzimmer umstanden die kleinen Mädchen die Wiege, in die man das Brüderchen gelegt hatte, und die kleine zweijährige Els reckte sich auf die Zehen, klammerte sich mit der Linken an den Rand des Schwungkörbchens, daß es fast umkippte, und tippte mit dem winzigen Zeigefinger der Rechten behutsam auf die geschlossenen Augen vom Brüderchen — ob es sie wohl auch aufklappen könnte? — Dann wurden sie alle hinausgeschickt; Brüderchen durfte nicht gestört werden.

Brüderchen bekam den Namen Hinrik, wie Vater, Großvater und Ahnen. Zum Unterschied von seinem Vater, und weil er noch so klein war, wurde er nur Rik genannt.

Um Brüderchen drehte sich fortan das ganze Haus. Meist war es bei der Mutter, oder sie bei ihm. Sie gab ihm zu trinken, sie wusch und säuberte ihn. Sie sang ihn in Schlaf, sie trug ihn stundenlang umher, wenn er weinerlich war. Er schlief nachts neben ihrem Bette, was die kleinen Mädchen nie getan hatten. Sie lernten frühzeitig verstehen und sich darein finden, daß ein Brüderchen etwas ganz Besonderes, Wichtiges und Wertvolles war. Sie fuhren ja auch nicht gerade schlecht dabei. Die Mutter hatte jetzt zwar wenig Zeit und Interesse für sie, weil der kleine Rik alles in Anspruch nahm. Aber der Vater war immer bereit, sie zu hören und sich mit ihnen zu beschäftigen. Hinrik Gehrts hatte Mitleid mit seinen vier kleinen Mädchen, die so ungerechterweise hinter dem Jungen zurückstehen mußten. Er mochte Jerta nichts darüber sagen. Nachdem endlich ihr jahrelanger, heißer Wunsch Erfüllung gefunden, war es zu natürlich, daß sie einstweilen für nichts anderes Sinn und Seele hatte. Das mußte sich austoben, beruhigen. Sie würde sich wieder auf einen vernünftigen Boden zurückfinden, desto eher, je freier man sie gewähren ließ.

Einstweilen vernachlässigte sie auch ihn. Gerade noch, daß sie die Hausordnung innehielt und dafür sorgte, daß das Essen pünktlich auf den Tisch kam, damit er in seiner Arbeitseinteilung nicht gestört wurde. Wenn er sie aufforderte, ihn in den Wald zu begleiten, hatte sie gewöhnlich irgend etwas mit Rik zu tun, das kein anderer ihr abnehmen konnte. Wenn er ihr von seiner Tätigkeit, seinen Mannesinteressen sprach, hörte sie zerstreut zu oder fuhr mit irgendwelchen unwesentlichen Berichten aus der Kinderstube dazwischen. — Sie war auch sonst verändert gegen ihn. Ihre Zärtlichkeit schien sich an der Wiege zu erschöpfen; wo sie sonst heiß und hingebend gewesen, da war sie jetzt kühl und duldend. Hinrik sah und fühlte das alles mit wahrer Engelsgeduld. ‚Es wird schon kommen,‘ sagte er sich wieder und wieder. Aber es kam nicht.



Bacchantin. Plakette von Fritz Christ.

Kunstausstellung München, 1905.

Unwillkürlich tröstete er sich mit seinen kleinen Mädchen. Ruth war nun sieben Jahre alt, ein großes, gesundes Kind. Er nahm sie mit in den Wald, wenn Jerta wie gewöhnlich keine Zeit hatte. Sie konnte schon ganz gut marschieren, und wo das Gras und Laub zu hoch am Boden lag oder das Gestrüpp zu dicht war, da hob er sie auf den Arm und trug sie hindurch. Dann sah sie ihren schönen, guten, geliebten Vater zärtlich an, neigte ihr Rosenblattgesichtchen über ihn und drückte ihre vollen, roten Lippen herzhaft auf seine Wange. — Hinrik Gehrts hatte manchmal die Empfindung, als ob niemals ein Kuß seines Sohnes ihm so wohl tun würde, wie die süßen Zärtlichkeiten seiner kleinen, blonden Mädchen.

Trotz all der liebevollen, gewissenhaften, ja übertriebenen Fürsorge, womit der kleine Rik umgeben wurde, wollte er nicht so gedeihen wie seine Schwestern. Es fehlte ihm ja nichts Bestimmtes. Aber er nahm langsam zu, hatte eine gelbliche Hautfarbe und entwickelte sich nur sehr allmählich. Er quarrte und weinte viel und lachte wenig. Er war auch nicht hübsch. Trotzdem sah Jerta in ihm das Schönste und Liebenswürdigste, das geboren werden konnte. Die Abgötterei, die sie mit ihm trieb, wäre rührend gewesen in Hinriks Augen, wenn sie nicht alles andere darüber vernachlässigt hätte.

„Wenn Du nun noch einen zweiten Knaben bekämst," sagte er einmal, etwas unsicher, wie sie es aufnehmen würde, „dann hättest Du noch ein zweites Glück!"

„Nein, nein," sagte sie lachend und doch ernst. „Ich möchte keinen mehr. Ich würde immer denken, ich beraubte Rik. Rik ist der erste, der einzige. Ihn habe ich mir ersehnt und erkämpft. Er besitzt alles, was an Mutterliebe in mir noch übrig war."

Je mehr Rik heranwuchs, desto deutlicher trat die Verschiedenheit mit seinen Schwestern zutage. Sie waren zutunlich und zärtlich gewesen von klein auf, anschmiegende, offenherzige, vertrauensselige Geschöpfchen. Rik verhielt sich abwehrend gegen jede unerwünschte Annäherung, schrie, wenn man sich nicht an seine abweisenden Gesten kehrte, und war unzugänglich für alles Neue und Fremde. Mit den kleinen Mädchen hatte man sich jederzeit beschäftigen, mit ihnen tändeln und spielen können. Rik war selten aufgelegt dazu, und auch dann hatte er seine ganz bestimmten Ansichten und Absichten und drehte knurrend den Kopf weg, wenn man sie nicht erriet.

„Der Junge ist recht unliebenswürdig," sagte Hinrik eines Morgens, nachdem er vergeblich versucht hatte, den kleinen Rik für eins der Späßchen zu begeistern, die seinen Mädchen stets ein Freudenjauchzen entlockt hatten.

Jerta nahm es übel.

„Die Mädchen waren auch viel gesunder und kräftiger," erklärte sie gekränkt. „Die gesundesten Kinder sind immer die liebenswürdigsten. Außerdem ist er ein Junge. Bei dem ist Charakter die Hauptsache. Für die Mädchen mag die Liebenswürdigkeit genügen."

„Aber Jerta, nimm es doch nicht so tragisch! Sei doch nicht so empfindlich über eine ganz harmlose Äußerung!"

„O, ich weiß sehr gut, daß Du die Mädchen vorziehst!" Sie preßte den kleinen Rik an sich und küßte ihn nervös, während sie mit aufsteigenden Tränen kämpfte.

Hinrik wurde sehr ernst.

„Wenn Du mir diesen Vorwurf machst, Jerta, so kann ich Dir nur erwidern, daß ich es für meine Pflicht halte, auf diese Weise auszugleichen, was Du ungerecht verteilst."

Sie sah scheu zu ihm auf. Sie verantwortete sich nicht. Aber sie änderte sich auch nicht. —

Ganz unmerklich, aber sicher, teilten sich das Haus, die Ehe, das Leben in Hälften: Jerta und der Junge — Hinrik und die kleinen Mädchen. Jerta war ganz zufrieden dabei. Der kleine Rik war ihr genug, füllte sie völlig aus. Wenn sie mehr verlangte, so waren Hinrik und die Mädchen stets bereit, es zu geben.

Hinrik aber litt darunter. Er liebte sein Weib vor allen und über alles, und nichts bot ihm Ersatz da, wo sie ihn Mangel leiden ließ. Er liebte sie zu sehr, um ihr Vorwürfe zu machen. Er versuchte zu verstehen, daß sie jetzt nicht anders handeln konnte, nachdem ihr der durch Jahre hindurch mit krankhafter Heftigkeit gehegte Wunsch endlich erfüllt worden war. Er hoffte zuversichtlich, daß sie über kurz oder lang von ihrer übertriebenen Mutter-

liebe zur normalen Weiblichkeit zurückkehren würde.

Er fing an, zum zweiten Male um Jerta zu werben, mit scheuer, zarter Innigkeit, die durch eine gewisse männliche Scham verschleiert schien. Denn eigentlich braucht man nicht zu werben um das, worauf man ein gutes Recht hat. Und wenn man es doch tut, so liegt darin eine Bescheidenheit, eine Selbstlosigkeit, die für den Mann, wenn nicht unwürdig, so doch mindestens unnatürlich ist. Er fürchtete aber, durch Heftigkeit oder Gewalt alles zu verderben.

Am deutlichsten äußerte sich sein Werben um die Frau in der Mühe, die er sich mit dem Jungen gab. Es war traurig, aber wahr — sein kleiner Sohn war ihm nicht sympathisch. Denn Rik war und blieb scheu und unzugänglich gegen ihn, während er sich an die Mutter mit einer närrischen Zärtlichkeit anklammerte. Auch das war am Ende natürlich. Denn seine Mutter hegte und pflegte ihn den ganzen Tag, während er den Vater nur vorübergehend zu sehen bekam.

Hinrik Gehrts empfand etwas Bitteres, wenn der Knabe ihm den Rücken kehrte bei seinen Versuchen, ihn anzulocken und mit ihm zu tändeln, um sich mit den Händen in Jertas Kleidern festzukrallen und sein Gesicht an ihren Knieen zu verstecken. Er war geneigt, solche Empfindungen Eifersucht zu nennen, und schalt sich deswegen. Aber sie hatten ihren tieferen Ursprung in der Überzeugung, daß Jerta ihm mit ihrer unverständigen Zärtlichkeit den Sohn entfremdete.

Als Rik etwa zwei Jahre alt war, lief er eines Tages, seine Mutter suchend, durch alle Stuben. Da es Sommer war, standen alle Türen auf, bis nach dem Garten hinaus. Er lief bis in seines Vaters Zimmer, das er noch nie allein betreten hatte. Da er auch hier niemand fand, blieb er stehen und sah sich ratlos um. Seine Blicke fielen auf ein feingeschliffenes Blumenglas, in dem ein paar dunkelrote Rosen standen. Die Sonnenstrahlen brachen sich funkelnd in dem zarten Kristall, die bunten Strahlen schossen weithin durch den heißen, stillen Raum. Der kleine Rik fand Gefallen an dem glitzernden Ding. Er näherte sich dem Tischchen, worauf es stand, reckte sich auf die Fußspitzen und streckte die Hand danach aus. Er konnte es noch eben erlangen.

Er packte es mit seinen kleinen Fingern und zog es zu sich herunter. Dabei hielt er es schief, das Wasser lief heraus und tropfte naß und kalt in den Ausschnitt seines blauen Leinenkittelchens. Darüber erschrak der kleine Rik und ließ das Glas fahren. Mit einem Knall fiel es auf die Erde und zerbrach klirrend in unzählige Splitter. Die roten Rosen blieben in einer Wasserlache liegen. Nun erschrak der kleine Rik erst recht und wollte eben anfangen zu weinen, als er Stimmen und Schritte hörte. Da besann er sich eines Besseren und nahm Reißaus. Er lief zur Tür hinaus — seinen Eltern gerade entgegen. Sie kamen aus dem Garten und waren sehr verwundert, das Kind hier zu finden. Hinrik rief ihm ein Scherzwort zu — aber der Knabe wandte sich, wie gewöhnlich, der Mutter zu, die ihm bereits die Arme entgegenbreitete.

In einer ärgerlichen Aufwallung ging Hinrik weiter. Da sah er das zerbrochene Blumenglas am Fußboden liegen.

„Komm doch einmal her, Jerta!“ rief er.

Sie kam, an der Hand den sich sträubenden Rik mitziehend.

„Was hast Du denn da gemacht, Rik?“ fragte er ganz sanft und liebevoll, auf die Scherben am Boden deutend und den kleinen Rik mit einem gütigen Lächeln ansehend.

Rik kniff die Augen zu und antwortete nicht.

„Schilt ihn nicht — er kann ja nichts dafür!“ bat Jerta, nahm den Knaben auf den Arm und drückte ihn an sich, als müßte sie ihn schützen.

Über des Mannes Gesicht flog ein Unmutsschatten. „Ich will ja gar nicht schelten — ich frage ja nur.“ Dann näherte er sich dem Kind, nahm eines seiner Händchen, obschon es sich wehrte, und versuchte das abgewandte Köpfchen herumzubiegen. „Was hast Du denn gemacht, kleiner Rik?“ fragte er noch einmal, ebenso sanft wie vorher.

Aber der kleine Rik brach in ein lautes Geheul aus, schrie: „Nein, nein!“ und versteckte krampfhaft sein Gesicht am Hals der Mutter. Jerta streichelte ihn und flüsterte ihm Kosenamen zu. Hinrik aber ließ die kleine Hand fahren und trat einen Schritt zurück. Eine tiefe Enttäuschung lag auf

seinem Gesicht. „Der Bengel ist ja feige!“ sagte er verächtlich.

Jerta ging gekränkt mit dem schreienden Kind hinaus, Hinrik hinderte sie nicht mehr. Er stand noch eine ganze Weile mitten in der Stube, starrte auf die kleine Wasserlache, die Glassplitter und die Rosen darin und sah ernst und betrübt aus.

Seine kleinen Mädchen würden sofort jede begangene Dummheit eingestanden haben.

Er stand noch da, als Jerta wieder hereinkam. Sie sah erregt und heiß aus.

„Wie kannst Du das Kind so anfahren?“ sagte sie vorwurfsvoll. „Du kannst es doch nicht zur Rechenschaft ziehen wollen über etwas, was es nicht versteht! Du wirst es Dir entfremden und es außerdem einschüchtern.“

Er sah sie erstaunt an, und sie schlug die Augen nieder. „Ich habe Rik nicht angefahren,“ entgegnete er ruhig. „Ich habe nur die Entdeckung gemacht, daß er feige ist. — Entfremden? Wie soll ich mir ein Wesen entfremden, das mir noch nie nahe gebracht worden ist?“

Sie zuckte die Achsel.

„Kinder haben ihre Eigenheiten, die uns oft unverständlich sind. Er hängt nun 'mal am meisten an mir. Du mußt danach trachten, Dir sein kleines Herz zu gewinnen, anstatt eifersüchtig zu sein.“

Da war es heraus, das häßliche Wort. Hinrik zuckte zusammen. „Jerta,“ sagte er schmerzlich, „wenn Du mich liebtest, könntest Du so etwas nicht sagen — in solchem Ton!“

Sie sah trotzig an ihm vorbei. Ihre Lippen zuckten.

„Ich will Dir sagen, was es ist, Jerta. Du stehst zwischen mir und dem Kinde. Du nimmst es ganz und gar für Dich in Anspruch und läßt mir keinen Teil an ihm. Du vernachlässigst mich, weil Du nur Sinn und Gedanken für den Jungen hast. Und dann sprichst Du von Eifersucht. Was habe ich denn noch von Dir, Jerta?“

Es sprach ein so ehrlicher Schmerz aus seinen Worten, daß ihr Herz unruhig zu schlagen begann. Aber sie rührte sich nicht. Da trat er zu ihr, legte seinen Arm um sie, beugte sich vor, um besser ihr Gesicht sehen zu können, und sagte leise, mit unterdrückter Leidenschaftlichkeit:

„Jerta, wenn das so fortgeht — wenn Du mich beiseite schiebst, um des Jungen willen — dann, Jerta, müßte ich wünschen, unser Junge wäre nie geboren!“

Bei den letzten Worten preßte er sie so heftig an sich, daß es ihr weh tat. Sie bekam Angst — vor seiner Liebe, vor seinem Zorn. Und zugleich war sie selig darüber. Was sie monatelang vergessen hatte, drängte sich zusammen in einem tollen Aufwallen ihrer Seele.

Aufschluchzend fiel sie ihm um den Hals.

Sie küßten sich wie zwei junge Verliebte und fanden eine Wonne darin, sich gegenseitig zu fühlen und zu wissen, daß sie sich liebten und ohneeinander nicht sein konnten.

Nach einem langen Schweigen machte sich Jerta endlich los.

„Nun will ich nur schnell sehen, ob Rik noch weint!“

Sie glitt hinaus; in der Tür wandte sie sich um, nickte ihm zu und lächelte ihn an mit Augen, die noch naß von Tränen waren. Über seine jäh zurückgekehrte Seligkeit glitt ein Schatten — leicht und leise, wie draußen der Abendschatten über den heißen, leuchtenden Sommertag.

* * *

Solche Auftritte wiederholten sich oft. Sie reinigten die Luft wie ein Gewitter und stellten für Augenblicke die eheliche Liebe wieder in den Vordergrund des Lebens. Innerlich änderte sich nichts.

Hinrik Gehrts gewöhnte sich mit der Zeit an diese Auftritte. Und als er allmählich einsah, daß sie nur unliebsame Aufregungen verursachten und ganz zwecklos blieben, lernte er sie zu vermeiden. Hätte er Jerta weniger geliebt, so wäre er vielleicht mehr Herr geblieben ihr gegenüber. Aber weil er sie noch ebensosehr liebte wie am ersten Tag ihrer Ehe, konnte er nicht die Härte und Strenge gegen sie hervorkehren, die nötig gewesen wären, um ihr das Gleichgewicht der Pflichten wieder herzustellen.

Es verursachte ihm ein körperliches Unbehagen, zu sehen, wie vernarrt Jerta in den Jungen war. Das Nette und Gute an ihm übertrieb sie in blinder Zärtlichkeit, seine Ungezogenheiten entschuldigte und beschönigte sie, wenn sie nicht einfach darüber lachte. Seinen Launen huldigte sie. Das ganze Hauspersonal mußte tun, was Rik

wollte, und unterlassen, was ihm nicht paßte. Er wurde schon frühzeitig ein unausstehlicher Tyrann, der nach allem schlug, was ihm im Wege war. — Die kleinen Mädchen fanden bald keinen Spaß mehr daran, mit Rik zu spielen. Sie mußten immer nachgeben, er quälte sie, und wenn es zu Zänkereien kam, gab die Mutter allemal ihm recht. Nachdem sie mehrere Male Riks wegen bestraft und gescholten worden waren, fingen sie an, im Garten seinen Spielplatz und im Hause sein Zimmer zu meiden, und sie beschäftigten sich mit ihm nur, wenn es ihnen befohlen worden oder sonst unvermeidlich war. Auch deswegen wurden sie von Jerta gescholten.

„Ihr seid lieblos und unfreundlich. Ihr müßtet glücklich sein, daß Ihr ein Brüderchen habt, mit dem Ihr spielen dürft. Es ist ganz selbstverständlich, daß man gegen kleine Geschwister nachgiebig sein muß.“

Einmal wagte Ruth, die als älteste immer das meiste abbekam, die Entgegnung:

„Die kleinen Schwestern waren aber doch ganz anders als Rik!“

„Dafür ist Rik ein Junge. Ihr versteht eben nicht, mit Jungens umzugehen. Jungen sind immer anders, als Mädchen.“

Ruth klagte sich bei ihrem Vater aus.

„Es ist wirklich nicht möglich, Vater. Wir können nicht mit Rik spielen. Wir sollen alles tun, was er will; und wenn er Dummheiten macht, bekommen wir die Schuld. Lies hat er das Zeichenheft zerrissen, Gred hat er die Puppe zerbrochen und die kleine Els hat er gestern so gekratzt, daß Blut kam. Als sie ihm einen Klaps gab, fing er furchtbar an zu schreien, und da kam Mutter, und Els wurde bestraft. Wir haben den kleinen Rik sehr lieb, aber es ist wirklich schrecklich mit ihm.“

Hinrik Gehrts hörte solche Klagen schweigend und nachdenklich an. Er redete seiner kleinen Tochter ernst und eindringlich zu, ermahnte sie, verständig zu sein, und versuchte, ihr begreiflich zu machen, daß die Mutter recht hatte. Mit einem Jungen wäre es eben wirklich anders, als mit kleinen Mädchen.

Schließlich taten sie im stillen Einverständnis dasselbe, das einzige, was möglich war: sie gingen Rik aus dem Wege.

Er und seine Mutter behaupteten nun das Feld.

Als Rik sechs Jahr alt war, sah Hinrik Gehrts sich zum erstenmal veranlaßt, ernstlich in seine Erziehung dreinzureden.

Rik mußte mit dem Unterricht beginnen, und Jerta wollte, daß die Lehrerin ihrer Töchter ihn mit übernehmen sollte. Hinrik war entschieden dagegen.

„Erstens kann sie es nicht mehr leisten. Zweitens finde ich es unbedingt nötig, daß gerade Rik von Anfang an in feste, männliche Hände kommt.“

„Gerade Rik — was meinst Du damit?“

„Gerade Rik,“ wiederholte er, „der von Dir über die Maßen verzogen und verhätschelt wird. Es wird im Leben nichts aus ihm, wenn das so weiter geht.“

Jerta war, wie immer, wenn Hinrik etwas über ihren Jungen sagte, gekränkt. Sie behauptete ihren Willen mit Schmollen und Tränen — Hinrik den seinen mit überlegener Ruhe und Festigkeit.

Und diesmal siegte er.

Der kleine Rik bekam einen Hauslehrer.

Nun wurde es erst recht schlimm. Der Knabe, der niemals Gehorchen und Sichfügen gelernt hatte, betrachtete den Schulzwang als einen empörenden Eingriff in seine Rechte. Täglich gab es Ungezogenheiten und Strafen, Heulen und Auseinandersetzungen. Jerta nahm Riks Partei und erklärte dem Hauslehrer, daß er seinen Schüler nicht zu behandeln verstände. Der Hauslehrer berief sich auf Hinrik, der ihm anempfohlen hatte, dem Knaben durchaus keine Ungezogenheiten durchgehen zu lassen. Darüber machte Jerta ihrem Mann eine Szene. Hinrik riß die Geduld.

„Wenn Du den Bengel in Grund und Boden verderben willst — meinetwegen, dann mach' mit ihm, was Du willst.“

Der Hauslehrer bekam seine Kündigung. Es wurde ein anderer genommen, mit dem es keineswegs besser ging.

Nun wechselten die Lehrer alle sechs Monate — manchmal noch öfter. Mit dem Jungen wären sie wohl fertig geworden, wenn man ihnen Rik ganz überlassen hätte. Aber mit der Mutter war es unmöglich. Die machte sie ja dem Kinde gegenüber zum Narren. Rik schien der Ansicht zu sein, es wäre das Beste, diese ihm seiner Meinung nach vom Vater aufgezwungenen Quälgeister soviel wie möglich zu ärgern; denn er hatte begriffen: je mehr man sie ärgerte, desto

eher wechselten sie. Und der Wechsel war wenigstens amüsant.

Jerta litt unter diesen Nöten. Sie bat, sie beschwor ihren Liebling, artig und gehorsam zu sein, konnte sich aber doch nicht entschließen, ihn einmal energisch anzufassen, nachdrücklich zu strafen. Rik kehrte sich nicht im geringsten an die Bitten und Tränen der Mutter, die er ja zum Teil auch gar nicht verstand.

„Ich mag die Lehrer nicht. Ich mag die Stunden nicht.“

Jerta sah mit Schrecken ein, daß sie keine Macht über ihren Sohn besaß. Was sie von seinem ersten Lebenstage an verfehlt hatte, begann sich jetzt zu rächen.

Um keinen Preis aber hätte sie das vor Hinrik zugegeben. Der war, meinte sie, ohnehin ungerecht und hart in der Beurteilung des Kindes. Sie fuhr fort, Rik zu entschuldigen und seine Fehler und Ungezogenheiten zu beschönigen.

Sie kam eigentlich kaum noch in die Notwendigkeit, denn Hinrik kümmerte sich scheinbar nicht mehr um diese Dinge. Scheinbar — denn im Grunde wußte er ganz genau um alles, was in seinem Hause vorging. Er wollte sich aber jetzt nicht darum kümmern, denn er hoffte, Jerta würde zur Einsicht kommen, wenn er sie mit ihren Nöten ganz sich selbst überließ. So kamen sie innerlich immer weiter auseinander. Und Hinrik betrachtete — je länger, desto mehr — den Knaben als den Räuber seines idealen Eheglücks.

Rik selbst kam am schlechtesten weg bei diesem Zustand, denn in seinem Kopf bildeten sich die verkehrtesten Begriffe, und in seinem Charakter wucherten die Dornen und Disteln, die niemand ausrodete. Er wußte nicht anders, als daß sein Vater ein strenger und finsterer Mann war, der immer mit ihm unzufrieden war, seine Mutter schalt und obenein die Veranlassung gewesen, daß er mit diesen schrecklichen Lehrern gequält wurde. Er sah in seiner Mutter ein Wesen, das ihn abgöttisch liebte, ihm nie böse sein, ihm nichts abschlagen konnte. Er wußte, daß Vater und Mutter sich nie einig waren, wenn es sich um ihn handelte, und lernte es früh, seinen Vorteil daraus zu ziehen. Es entwickelte sich in ihm eine unbegrenzte Selbständigkeit und ein selbstbewußtes, herrisches Wesen, das nur auf der Überzeugung fußte: „Ich darf alles, was ich will!“

In Hinriks Seele sammelte sich allmählich eine zornige Empörung an über Jertas Erziehung und des Knaben zunehmende Ungezogenheit; eine Empörung, die um so tiefer ward, als er einsah, daß er gegen alle diese Verkehrtheiten machtlos war. Die Enttäuschung, die er je länger, je mehr über Jerta empfand, fraß ihm am Herzen. Er hätte vor allen Dingen nie geglaubt, daß sie irgendeinen andern in der Welt jemals mehr würde lieben können als ihn.

Und sie liebte den Jungen mehr als ihn. Das wurde ihm immer klarer, und er konnte es um so weniger entschuldigen und begreifen, je länger er darüber nachdachte. Mit ihr um den Jungen kämpfen, hieß um sie selbst kämpfen. Sich des Jungen bemächtigen, hieß sie verlieren.

Er entzog sich dem häuslichen Leben soviel als möglich und suchte Ablenkung und Erholung bei seiner Arbeit, in seinem Wald, zu Fuß mit der Büchse über der Schulter, oder zu Pferde in ungestümem Dahinjagen.

Die körperliche Bewegung befreite sein Herz von dem Ballast, der sich in solchen Zeiten schwer in ihm sammelte.

Alles, was ihn im engen Hause bedrückte und mit sorgenden Zukunftsgedanken beschwerte — was ihm bei seinem Weibe fehlte und wofür er bei ihr kein Verständnis fand, das trug er hinaus in den Wald.

Der Wald ist weit und ernst und still. Der Wald ist groß und verschwiegen. Was der Mensch hineinträgt an Unruhe und Zweifel und aufbegehrendem Willen, das nimmt er auf in seinem großen Schweigen. Wechselvoll und veränderlich ist des Menschen Fühlen und Trachten, und dunkel und ungewiß sind seine Zukunft und seine Erfolge. Aber stark und zuversichtlich ist der Baum des Waldes, und wenn er auch in der Erde wurzelt mit ihrem Wandel und ihren Unvollkommenheiten — sein Wipfel ragt hinauf in den Himmel, von dem herab sich in jedem Jahr ein neuer Frühling auf ihn herniedersenkt und unversiegbare Kraft und neues Blühen aus seinem sturmsicheren Stamme lockt.

Und des Menschen Herz wird still und erstarkt an der Himmelsluft und Hoffnungs-

stärke, die von dem heiligen Rauschen des Waldes auf ihn herniederströmen.

* * *

Nun war bereits der neunte Hauslehrer gegangen.

Jertas Nerven waren vollständig zusammengebrochen. Weinend kam sie zu Hinrik, während der Junge pfeifend und schreiend mit den Hunden um das Haus tobte. Er hatte nicht die geringste Empfindung für die Not und Mühe, die er seiner Umgebung verursachte.

Hinrik nahm den von Tränen und Klagen unterbrochenen Bericht seines Weibes entgegen wie jemand, der sich über nichts mehr wundert. Als Jerta sich entrüstete über die gewissenlosen Lehrer, die der kleinsten Schwierigkeit gegenüber die Flinte ins Korn warfen, fuhr er ungeduldig auf.

„Ich kann es den Leuten keinen Augenblick verdenken, wenn sie sobald als möglich wieder gehen. Ich wundere mich nur, daß überhaupt noch jemand herkommt.“

Und nun brach es los. Sein ganzer Zorn, seine ganze Empörung stürmten sich aus in rücksichtslosen Vorwürfen und Anklagen. Er war gerecht. Seine Anklagen richteten sich nicht gegen den Sohn, sondern gegen die Frau. Er verschwieg ihr nichts von seinen verletzten Empfindungen, von seiner Entrüstung, seiner Enttäuschung. Seine Worte waren scharf und schonungslos, seine Augen stahlhart und dunkel. — Jerta saß stumm und erschrocken. Er hatte so lange geschwiegen, daß dieser Ausbruch sie überwältigte. Sogar wohltuend berührte er sie. Denn sie erkannte daraus, wie Hinrik sich das alles zu Herzen nahm — wie er sie liebte. Allzulange hatte sie nichts nach seiner Liebe gefragt. Nun erkannte sie plötzlich, was sie entbehrt, was sie versäumt hatte. Ja, sie glaubte zu erkennen, daß auch er etwas entbehrt hatte. Nur, daß das alles ihre Schuld sein sollte, wollte sie nicht einsehen. Wenn sie den Jungen falsch und unverständig liebte, so liebte Hinrik ihn zu wenig. Davon kam alles Verkehrte. Und das sagte sie ihm schließlich.

Hinrik wurde sehr ernst.

„Ja,“ erklärte er kalt und ruhig, „Gott sei's geklagt, ich liebe ihn nicht so, wie andere Väter ihre Söhne lieben: nicht so, wie ich geglaubt hatte, diesen heißersehnten Sohn lieben zu müssen. Du hast es mir unmöglich gemacht. Du stehst zwischen ihm und mir, Du hast mir ihn und Dich entfremdet.“

Jerta war heute weich und zerknirscht: deshalb nahm sie alle diese Anschuldigungen widerspruchslos auf. Sie sah ja ein, so ging es nicht weiter.

„Hilf mir, Henrik,“ bat sie unter heißen Muttertränen. „Sage mir, was ich tun soll!“

Hinrik antwortete nicht gleich. Er ging im Zimmer auf und ab — die Antwort schien ihm schwer zu fallen. Endlich entschloß er sich. „Es gibt nur ein Mittel,“ sagte er, „der Junge muß aus dem Hause.“

Jerta wurde blaß vor Schreck. „Nur das nicht — ich kann mich nicht von ihm trennen.“

„Was Du dabei empfindest, ist gleichgültig. Du hast zu lange nur an Dich gedacht. Wenn aus Rik überhaupt noch ein brauchbarer Mensch werden soll, so muß er fort, und zwar gleich. Fort aus Deiner Verzärtelei, fort aus dem traurigen Konflikt zwischen seinen Eltern. In stramme Zucht, in unnachsichtige Disziplin. Wo er lernt sich fügen und Rücksichten nehmen, und wo ihm die Überzeugung von dem Wert und der Wichtigkeit seiner eigenen Persönlichkeit gründlich genommen wird. — Lange genug hab' ich geschwiegen. Jetzt kann ich es nicht länger verantworten. Vaterrechte hast Du mir nie zugestanden, von meinen Vaterpflichten wird und kann mich niemand entbinden. Ich habe lange gedacht und geprüft, bis ich zu diesem Endergebnis gekommen bin. Der Beschluß, den ich gefaßt habe, ist unwiderruflich. Gott gebe, daß es nicht zu spät ist.“

Vierzehn Tage kämpfte Jerta gegen ihres Mannes Willen. Endlich fand sie sich darein. Es war das erstemal seit ihrer nun fast fünfzehnjährigen Ehe, daß er mit eiserner Stirn ihren Bitten Widerstand leistete und mit unbeugsamem Willen über den ihren hinwegging. Es war das erstemal, daß sie in ihm nur den Herrn fühlte. Seine Kraft erweckte ihre Ehrfurcht. Aber sein Wille streute die Saat zu bösen, feindseligen Gefühlen in ihrer Seele.

Rik nahm die Mitteilung, daß er in wenigen Wochen das Elternhaus zu verlassen hatte, mit überraschendem Gleichmut auf.

Jerta schob das auf die Gegenwart seines Vaters, die den Knaben immer wortkarg und verschlossen machte. Aber auch als Hinrik, nachdem er alles Nötige in kurzem Geschäftston gesagt hatte, das Zimmer verließ, änderte sich des Knaben gelassene Haltung nicht.

Er fragte, wieviel Taschengeld er bekommen, und wieviel freie Zeit täglich er haben würde.

Jerta brach in Tränen aus. Das also waren die einzigen Gedanken, die den Jungen, den sie mit ihrer abgöttischen Liebe erzogen und umgeben hatte, beim Abschied vom Vaterhause bewegten!

„Rik," sagte sie schluchzend, „wird es Dir denn gar nicht schwer, uns zu verlassen?"

Der Zehnjährige sah sie verständnislos an.

„Ich komme ja immer in den Ferien wieder. Und in der Stadt werde ich Kameraden haben. Nur Schwestern — das ist ja langweilig." Jerta empfand diese Worte wie einen Vorwurf, daß sie ihm die Kameraden nicht in Gestalt von Brüdern gegeben hatte. Sie grollte ihren Töchtern, weil sie Mädchen waren.

Während sie verweint und gedankenabwesend umherging und mit Seufzen und Tränen die Vorbereitungen zu Riks Fortgang traf, lebte der nur in der Erwartung des Neuen, in der Freude darauf.

Es war in der Fastenzeit, und zu Ostern sollte Ruth eingesegnet werden. Aber dieses Ereignis trat vollständig in den Hintergrund. Jerta kümmerte sich gar nicht um die erblühende Tochter in einer für deren junge Seele so wichtigen Zeit. Sie tat nichts, ihr Vertrauen zu gewinnen und einen Einblick in ihr inneres Leben, in die Entfaltung ihres jungen Christentums zu bekommen. Ruth empfand es als einen bitteren Mangel, aber sie beklagte sich nicht. Sie hatte es nie anders gewußt, als daß Rik immer vorging. Es war eben ein trauriger Umstand, daß dies alles so zusammentraf.

Hinrik nahm sich ihrer an. Nachdem er den Kampf um Rik siegreich ausgefochten, kümmerte er sich nicht weiter um diese Angelegenheit, sondern wandte sich dahin, wo er nötiger war.

Täglich machte er mit seiner jungen Tochter lange Wege durch den Wald. Das Wetter war warm und schön, und der Wald in seinem herben Frühlingsahnen paßte so gut zu der Stimmung dieser Mädchenseele, die ihrem Lebensfrühling entgegenzitterte. Da war es noch so hell, so still, so leer, so aufnahmebereit für das große Lebensfest. Und doch so geheimnisvoll, so voll knospender, keimender, werdender Wunder, als müßte dieses Lebensfest nicht von außen hereinbrechen, sondern von innen heraus sich entfalten aus dem Reichtum eigner Kraft und schlummernder Fruchtbarkeit.

Und in diesem Frühlingsahnen und Waldeskeimen, in diesem Sonnenglanz und in dieser erwartungsvollen Festesstimmung erschloß sich Hinrik Gehrts das Herz seiner Tochter zu einem Quell reiner und doch wehmütiger Freuden. Mit der ganzen verständnisvollen Zartheit seiner gereiften Mannesseele faßte er dieses junge Herz an. Mit der sonnigen Wärme seines heiteren, klaren Gemüts und seiner Vaterliebe lockte er die scheuen Gedanken ans Licht und die schüchternen Empfindungen ins Wort.

In diesen Frühlingstagen und Feierstunden wob sich ein festes, unzerreißbares Band um beide Herzen, erwuchs zwischen ihnen ein inniges Verstehen, ein glückliches Vertrauen, das nichts und niemand mehr imstande war, zu brechen.

Hinrik Gehrts war mit seinen vierzig Jahren immer noch jung und schön an Leib und Seele. Was sich schattig und trüb über den Himmel seines Lebens gelegt hatte, wich so gern jedem Sonnenstrahl des Glückes, der dann sein Antlitz, sein ganzes Wesen um so leuchtender verklärte. Dann schimmerte in seinen Augen ein jugendliches Feuer, und von seinen Lippen flossen Worte des Glücks und der starken, männlichen Lebensfreude.

Und an seinem Arme hing das junge, schlanke Geschöpf und sah zu ihm auf mit Augen, in denen es von Liebe, Stolz und Vertrauen strahlte.

Ja, es war ein reines — und doch ein wehmütiges Glück. So war er früher mit seinem jungen Weibe durch den Wald — durch das Leben gegangen: vereint die Herzen, vereint die Seelen zu vollkommener Liebesharmonie. Einer ohne den andern nicht denkbar, einer ohne den

andern nur Stückwerk, einer des andern Ergänzung, des andern Sehnsucht, des andern Erfüllung. Das war lange her, und es war alles anders geworden. Nur vereinzelt, verloren noch irrte ein Lichtstrahl aus dem Sonnenlande ihrer ersten Ehejahre in den armseligen Schatten, zu dem das große Glück herabgesunken war.

Und warum? —

Warum war es undenkbar, daß er mit Rik so durch den Wald ging, wie mit seiner Tochter? War es nicht, vielleicht zum Teil wenigstens, doch seine Schuld, daß er ihm so fremd war? Wenn er ihn von Anfang an mehr geliebt hätte, wäre vielleicht Jertas Mutterliebe nicht so unvernünftig, so verderblich geworden. Aber sie hatte ihm ja gar nicht Zeit gelassen, den Sohn zu lieben. Sie hatte sich des Kindes von Anfang an ausschließlich bemächtigt und alles andere darüber vernachlässigt. Ihn am meisten. Und das verzieh ein Mann wie Hinrik Gehrts nicht leicht.

Rik war ihm unsympathisch. Von dem Tage an, wo er entdeckt zu haben glaubte, daß der Junge feige war, empörte sich seine Art gegen des Kindes Art. Auch Riks blasses, kränkliches Aussehen, seine mageren Glieder waren ihm unangenehm; vor allem aber sein scheues, verschlossenes Wesen.

Er hatte gekämpft gegen diese Unnatur, gegen die Empörung seiner Natur wider sein eigenes Fleisch und Blut — es hatte nichts genutzt. Jerta war mit Schuld daran, denn sie hatte den Knaben gelehrt, den Vater zu fürchten, statt ihn zu lieben.

Jetzt, angesichts des bevorstehenden Abschiedes lagen ihm all diese ihm längst zur Gewohnheit gewordenen Wahrheiten doppelt schwer auf der Seele, und er nahm sich vor, es doch einmal mit Rik zu versuchen. Aber allein mußte er ihn haben dazu.

Er nahm ihn eines Tages an Stelle von Ruth zum Spaziergang mit. Als er ihm beim gemeinsamen Mittagessen diese Absicht mitteilte, machte Rik ein überraschtes Gesicht und warf der Mutter einen fragenden Blick zu, der den Vater verdroß.

Als er dann gegangen war, sich Jacke und Mütze zu holen, fragte Jerta ängstlich: „Was hast Du mit ihm vor, Hinrik?“

„Nun — das ist doch ganz einfach. Ich will ihn mir einmal vornehmen, ehe er aus dem Hause geht.“

Sie fühlte sich durch diese Erklärung nicht beruhigt, aber sie wagte keine weiteren Fragen.

Stumm schritten Vater und Sohn nebeneinander her. Der Knabe war befangen; er war ja eigentlich noch nie mit seinem Vater allein gewesen. Hinriks Herz war voll von allem, was er seinem Sohn sagen wollte, aber es wurde ihm schwer, einen Anfang zu finden. Es wurde ihm klarer denn je, daß er keinerlei Fühlung mit ihm hatte — daß er ihm so völlig fremd war.

So klang es gezwungen und einstudiert, was er dann sagte, und erweckte keinen Widerhall im Herzen des Knaben.

Er sprach zu ihm von den traurigen Gründen dieser frühen Entfernung aus dem Vaterhause; natürlich nur, soweit sie in dem Knaben selber lagen. Er sprach von seiner Faulheit, seiner Unfügsamkeit, Rücksichtslosigkeit. Rik hörte das alles mit einer Art ungläubigen Staunens. Er hatte noch nie die Überzeugung gewonnen, daß er diese Fehler besaß. Seine Lehrer hatten es ihm immerfort gesagt — aber denen glaubte er nicht; das waren Leute, die ihn gequält und nicht geliebt hatten. Wenn es so wäre, wie sie sagten, dann müßte seine Mutter es doch auch finden. Aber die hatte ihn ja immer in Schutz genommen. Sein Vater hatte nie dreingeredet. Daß er nun so zu ihm sprach, überzeugte ihn keineswegs, sondern erweckte in ihm einen gekränkten, trotzigen, schweigenden Widerspruch.

Hinrik bemerkte das einstweilen nicht; er hielt das Schweigen des Knaben für beschämte Einsicht. Sein Herz erwärmte sich, während er sprach. Seine Worte wurden warm und väterlich. Er äußerte die Hoffnung und Erwartung, daß Rik sich nun zusammennehmen und durch Fleiß und gutes Betragen seinen Lehrern und Eltern Freude machen würde.

„So, mein Junge,“ schloß er, „und nun sieh mich einmal an, gib mir die Hand und versprich mir, daß Du Dir Mühe geben wirst, ein gehorsamer Sohn und ein guter, brauchbarer Mensch zu werden.“

Er war stehen geblieben. Die warme Frühlingssonne war um sie her. Und in Hinriks Augen stand auch solche helle, warme Sonne.

Sonntagmorgen bei Bruck. Gemälde von Prof. P. W. Keller-Reutlingen. Münchener Sezession.

Auf den Knaben wirkte sie nicht. Er sah sie gar nicht. Er machte ein verlegenes, mürrisches Gesicht, sah an dem Vater vorbei und gab ihm zögernd, widerwillig die schmale Kinderhand.

In Hinriks Herzen regte sich der Unwille. Seine Natur empörte sich schon wieder gegen die seines Kindes. Aber noch bezwang er sich. Er drückte Riks Hand ganz fest.

„Sieh mich an, Rik! Sag': Ja."

Rik tat keines von beiden. Hinriks Finger preßte sich fester um des Knaben Hand, in aufsteigendem Zorn.

„Willst Du es nicht versprechen oder kannst Du es nicht?" fragte er mit mühsam beherrschter Erregung.

Dem Knaben war das Weinen nahe, seine Lippen zuckten.

‚Er fürchtet sich vor mir,' sagte sich Hinrik, und sein Herz wurde weicher. Es war eigentlich nicht zu verlangen, daß das Kind Vertrauen zu ihm hatte.

„Was ist Dir, Rik?" fragte er milde. „Sei ehrlich, sag' es mir. Ich will doch nur Dein Bestes."

Rik schwieg verstockt. Er fürchtete sich wirklich.

„Hast Du Deinem Vater gar nichts zu sagen, Rik?"

Die ganze Trauer, die ganze Enttäuschung seines Herzens lagen in diesen mit wehmütiger Stimme gesprochenen Worten. Irgend etwas darin berührte den Knaben. Er brach nun wirklich in Tränen aus. Er versuchte seine Hand frei zu bekommen. Aber Hinrik ließ sie nicht los. Das machte ihn wütend.

„Mutter sagt, Du willst mich nur los sein," heulte er auf.

Das traf den Mann wie ein Blitzstrahl. Jerta .. seine Jerta konnte das sagen — konnte das seinem eigenen Kinde sagen!! —

„Glaubst Du das, Rik?" fragte er mühsam, wie gebrochen.

Der Knabe nickte hastig. Hinrik ließ seine Hand fahren.

„Ja — wenn sie Dir das gesagt hat, kann ich mich ja nicht wundern, daß Du es glaubst. — Komm weiter." Es klang rauh und heiser.

Rik sah schüchtern zu ihm auf. Er ahnte, daß er etwas sehr Schreckliches gesagt hatte. Sein Vater sah so finster aus, wie er ihn noch nie gesehen hatte. Die Furcht des Knaben steigerte sich.

„Ich möchte — nach Hause!" — schluchzte er.

„Du sollst ja auch."

Es klang zerstreut und abwesend, und Hinrik schritt immer weiter auf dem Wege, von Hause fort. Ihn jammerte das Kind, das so erzogen worden war. Er machte sich bittere Vorwürfe. Da bemerkte er, daß Rik zurückblieb. Er stand still und sah sich nach ihm um.

„Was machst Du? Warum kommst Du nicht?"

„Ich will nach Hause," wiederholte Rik noch immer schluchzend.

„Vor allen Dingen hör' jetzt auf zu weinen," fuhr Hinrik ihn gereizt an. „Das ist albern. Du hast gar keinen Grund dazu."

Rik wischte sich die Tränen ab, aber er kam nicht.

„Wirst Du jetzt kommen oder nicht?" Ein schlimmes Wetter dunkelte in Hinriks Augen.

Statt aller Antwort machte Rik eine halbe Drehung nach rückwärts und begann in entgegengesetzter Richtung auszuschreiten. Mit zwei Schritten hatte Hinrik ihn eingeholt, bei der Schulter gepackt und herumgedreht.

Rik stieß einen Schreckensruf aus und machte eine ausweichende Bewegung mit dem Kopf, den Vater mit einem scheuen, gehässigen Blicke streifend.

Dieser Blick, diese Bewegung raubten Hinrik Gehrts die Besinnung. Er holte aus und gab dem Knaben einen Ohrfeige. Es war das allererste Mal, daß er ihn schlug.

„So," sagte er bebend, „nun lauf' nach Hause und heul' Dich aus — bei Deiner Mutter!"

Und der Knabe lief, so schnell ihn seine Füße trugen. Noch lange war sein lautes, trotziges Weinen zu hören.

Hinrik sah ihm nach, bis die schmächtige kleine Gestalt zwischen den kahlen Stämmen verschwand. Dann ging er weiter, langsam, schwer, als hätte er einen Stoß vor den Kopf bekommen. Aber der Stoß war viel tiefer gegangen. Bis ins Herz hinein.

Endlich setzte er sich auf einen Baumstumpf am Wege, stützte den Kopf in die

Hände und brütete in stiller Verzweiflung vor sich hin — über sein vernichtetes Liebes- und Vaterglück.

Als er nach Hause kam, war alles, wie er es erwartet hatte. Jerta ließ sich zuerst nicht sehen. Dann, beim Abendbrot, machte sie ein gekränktes, unglückliches Gesicht. Die kleinen Mädchen saßen stumm und verschüchtert vor ihren Tellern. Riks Platz war leer.

Jerta erwartete wohl, daß Hinrik nach ihm fragen würde. Als er es nicht tat, sagte sie: „Ich habe den Jungen zu Bett geschickt, er war ja ganz krank vor Aufregung.“

Es schien ihm keinen Eindruck zu machen. Schweigend aß er, ohne zu wissen was. Eine dumpfe Schwüle lagerte über dem Zimmer. Sobald sie aufgestanden waren, zog er sich zurück.

Jerta ging ihm nach. Sie war außer sich vor Entrüstung.

„Was fällt Dir nur ein,“ begann sie leidenschaftlich. „Wie kannst Du den armen Jungen so einschüchtern?“

Er wandte sich zu ihr um und sah sie an, lange, stumm und ganz merkwürdig. Ihre Aufregung wandelte sich in Angst unter diesem Blick.

„Du weißt ja wohl nur durch Rik, was sich zugetragen hat,“ sagte er endlich ganz ruhig. „Also weißt Du gar nichts. Wenn Du meinst, ich hätte ihm zu weh getan, so scheint es Dir sehr gleichgültig zu sein, wie weh er mir getan hat. Er? — Nein! — Du! Denn daß das alles so ist, liebe Jerta, so traurig, — das ist Dein Werk. Dem armen Jungen mache ich keine Vorwürfe. Ich gebe Dir zu — ich habe mich hinreißen lassen.“ — Er schwieg und wandte sich ab. Und so, ohne sie weiter anzusehen, fuhr er nach einer Pause fort: „Schaden wird es ihm ja nicht, daß ich ihn rauh angefaßt habe. Das Leben wird dies, fürchte ich, noch viel gründlicher tun. Übrigens werde ich ihn in Zukunft Dir überlassen. Ich verzichte auf ihn. Mein Sohn ist er ja doch nicht.“

Jerta stand noch einen Augenblick wie betäubt. Die bösen Worte, die sich ihr auf die Lippen drängten, wagte sie nicht auszusprechen. Die Liebe, die Sehnsucht, die sie plötzlich heiß und schmerzend zu ihrem Mann empfand, wagte sie erst recht nicht zu äußern. So ging sie hinaus, still und stumm, und ließ ihn allein. —

Wie allein er sich dann fühlte, als die Tür sich hinter ihr geschlossen hatte, ahnte sie nicht. —

* * *

In den letzten Tagen, die Rik noch im Elternhause zubrachte, blieb die Stimmung unerquicklich.

Und in diesen Tagen wurde Ruth eingesegnet.

Das arme Kind weinte im stillen bittere Tränen, daß der Tag, den es sich so feierlich und schön geträumt, nun so bedrückt, so ganz bar aller gehobenen Festesstimmung verlief. Nicht einmal der Vater war imstande, dem Mangel abzuhelfen. Wohl empfand Ruth seine innige, verständnisvolle Liebe fast deutlicher noch als sonst. Wohl sprach er Worte zu ihr, die ihr unvergeßlich blieben und die diesem Tage eine höhere Weihe gaben, als die Feier in der kleinen tannengeschmückten Dorfkirche. Aber seine Augen waren ernst und traurig, über seinem Wesen lag ein Wehmutsschatten, und ihr junges Herz litt unter seinem Leiden, das sie nur allzugut verstand.

Sie hätte mit der Mutter sprechen mögen. Sie hätte schon gewußt, was sie ihr sagen, um was sie bitten würde. Aber wie durfte sie das? Wie durfte sie sich in das Verhältnis ihrer Eltern mischen, das Heiligste, Unantastbarste, was es auf Erden gibt für ein gläubiges Kind!

An diesem wie an allen andern Abenden in dieser letzten Zeit saß sie und half der Mutter, Riks Wäsche fertigzustellen.

Hinrik Gehrts kam durch die Stube, in der sie beschäftigt waren. Es tat ihm weh, sie hier sitzen zu sehen, wie an jedem Werktag. Er hätte sie gern mit hinausgenommen, ihr wohl getan. Ihr Gesichtchen war so trüb und wehmütig. Aber das würde Jerta geärgert haben. Und er wollte sie nicht ärgern. Er fürchtete sich vor erneuten Auftritten. Er konnte diese Auseinandersetzungen mit ihr nicht ertragen, sie rissen ihm ins Herz.

So trat er nur hinter den Stuhl der Tochter, streichelte ihr blondes, weiches Haar, drückte schweigend einen Kuß darauf und ging.

Ruth wischte hastig mit dem Leinenzeug über die Augen und sah ängstlich nach

der Mutter hin. Aber die neigte sich tief über ihre Arbeit und schien nichts zu sehen. —

Am letzten Tage brach doch bei Rik der Abschiedsschmerz durch. Er und seine Mutter weinten um die Wette und ließen einander kaum aus den Armen.

Ruth packte seine Sachen. Die drei Jüngeren drückten sich scheu in den Ecken herum. Hinrik mied das Haus.

Jerta brachte ihren Jungen in die Pension, die in der Gymnasialstadt für ihn ausgesucht worden war. So hatte sie ihn am längsten, konnte dort noch für seine Aufnahme sorgen und ohne Zeugen Abschied von ihm nehmen.

Der Abschied von Vater und Sohn war kurz und kühl. Hinrik verschwendete weder Worte noch Liebkosungen; nach beiden war ihm nicht zu Sinn. Rik fühlte sich entschieden erleichtert, daß er es so kurz machte. Er hatte bis zum letzten Augenblick erwartet und gefürchtet, der Vater würde nochmals auf die Szene im Walde zurückkommen, denn wegen der hatte er ein schlechtes Gewissen. Nun schien es doch, als hätte die Mutter alles in Ordnung gebracht.

Als der Wagen mit den beiden zum Hof hinausrollte, seufzte Hinrik Gehrts tief und schwer; er wußte selbst nicht recht, ob aus Kummer oder Erleichterung.

Dann sah er sich nach seinen Töchtern um. Die standen alle und wischten sich die Augen. Sie waren so gute, selbstlose Geschöpfe und liebten den Bruder trotz alledem, weil er eben der Bruder war. Wohl ihnen, daß sie es konnten!

„Kommt her!“ sagte er bewegt. Und sie kamen und drängten sich um ihn, wie die Küchlein um die Henne, und er legte seine Arme um sie alle. „Ihr seid liebe, kleine Mädels. Und Ihr müßt nun ganz besonders lieb und gut gegen die Mutter sein, damit sie den Rik nicht allzusehr vermißt!“

Die drei Jüngeren fanden es selbstverständlich, daß er so sprach, und selbstverständlich, daß sie sich danach richten würden.

Nur Ruth fand es nicht selbstverständlich. Und sie liebte und bewunderte ihren Vater aufrichtiger denn je und nahm sich vor, seiner Mahnung in ganz besonderer Weise nachzukommen.

Es schien, als hätten sie sich alle stillschweigend vereinigt, der Mutter über die Trennung hinwegzuhelfen. Sie umgaben sie mit so viel Aufmerksamkeit, Rücksicht und Zärtlichkeit, daß jede andere Frau gerührt und glücklich gewesen wäre. Aber Jerta schloß sich so eigensinnig ab in ihrem Schmerz, daß sie all die sorgsame Liebe anfangs gar nicht zu merken schien. Bis sie endlich in der eingebildeten Vereinsamung ihres Mutterherzens Sehnsucht nach Zärtlichkeit empfand. Da nahm sie die von ihren Töchtern willig entgegen, aber ohne dafür besonders dankbar zu sein. Sie wandte sich ihnen wieder zu und war froh, die vielen Stunden, die sie Rik nicht mehr widmen konnte, wenigstens durch ihre übrigen Kinder ausgefüllt zu sehen. (Fortsetzung folgt.)

Die Wolke.

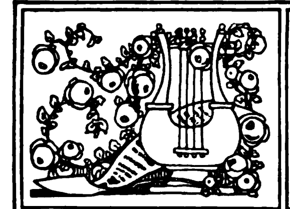
Du standst in junger Blüte,
Licht war und schön der Tag,
Als jäh mein Aug' erglühte
Und scheu Dein Herz erschrak.

Schwarz über sonnige Lande
Fuhr eine Wolke hin.
Tief ward die Spur im Sande,
Wo ich gegangen bin.

Ob Du auf heitren Strassen
Noch manchmal meiner denkst?
Du und das Land vergassen
Mich und die Wolke längst . . .

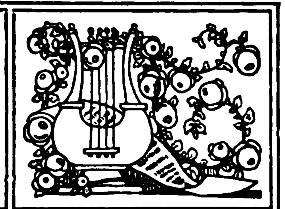


Georg Martell.



Der Anteil der Frau an der musikalischen Kultur.

Von Dr. Wilhelm Kleefeld.



Im Berliner Opernhause wurde unlängst eine Oper „Der Wald“ aufgeführt, für deren Komposition eine Dame, Nelly Smith, zeichnete. Der Eindruck war ziemlich belanglos und würde zu keinerlei Diskussionen Anlaß gegeben haben, wenn nicht eben der Umstand, daß eine Dame hier kompositorisch hervortrat, zu allerhand Kontroversen geführt hätte. Die Gemeinde der für Frauenselbständigkeit Eintretenden suchte die laue Aufnahme der Oper auf das erbeingesessene Mißtrauen zurückzuführen, das man jeder neuartigen Frauentat entgegenbrächte. Warmblütige Kämpfer warfen den kritischen Beurteilern sogar Parteilichkeit, absichtliches Verkennen und Mißachten der guten Qualitäten vor. Von der Seite der Gegner wurde der tonschöpferische Einzelfall wiederum in gewissem Sinne verallgemeinert und der Frau in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft die Unfähigkeit der musikalischen Produktion klipp und klar nachgewiesen. Beide Auffassungen schießen weit über das Ziel hinaus. Der ruhige, sachliche Beobachter, der mit neidloser Gelassenheit die ganze Entwicklung der Frauenbewegung in dem letzten Jahrzehnt verfolgte, wird keiner dieser Parteien beipflichten, vielmehr seine eigenen, unabhängigen Schlußfolgerungen anknüpfen.

Auf all den Gebieten, die der weiblichen Anteilnahme erst in neuerer Zeit erschlossen wurden, konnte sich die Lage in der kurzen Spanne noch nicht bis zum abschließenden Urteil klären. Die Neuheit der ganzen Errungenschaft bedingt, daß zunächst eine gewisse Frist verstattet wird, in der sich die Frau der fremden Umgebung anpaßt, in der sie kämpft und ringt und in der Eingliederung ihrer Wesenheit in die Gesamtkräfte des betreffenden Gebietes erst ihre Fähigkeiten mißt und wägt. Es ist nicht einmal anzunehmen, daß die erste Generation schon ein abschließendes Urteil über Befähigung oder Nichtbefähigung zuläßt. Vielleicht muß eine zweite oder dritte Generation abgewartet werden, die, auf den bescheidenen Errungenschaften der Vorangehenden fußend, die Resultate der Bewegung vor Augen führt, die durch allmähliche Gewöhnung und Assimilation langsam aber aussichtsvoll zu gewissen Zielen aufschaut. Jedenfalls ist heute eine Entscheidung über die Aussichten der Frau noch völlig haltlos. Vorausgesetzt, daß es sich um die Gebiete der Wissenschaft, der sozialen, politischen und gewerblichen Sphäre handelt, die eben erst durch die neue Emanzipationsbewegung dem weiblichen Geiste eröffnet wurden. Hier tappt man noch vollständig im Dunkeln. Die persönlich Beteiligten, wie die Außenstehenden sind noch zu sehr geblendet von dem neuen Schein, noch zu sehr im Vorurteil befangen, um endgültig zu entscheiden. Es muß sich erst im Lauf der Jahrzehnte gewissenhaft erproben, in welcher Richtung, in welcher Stärke und in welcher Ursprünglichkeit hier der Frauengeist seine Erwartungen und die der mit ihm Sympathisierenden erfüllt. Lächerlich wäre es, von einem weiblichen Mediziner epochale Methoden, die doch erst die Frucht reiffster Erfahrung sein können, von einem weiblichen Gewerbeinspektor neue soziale Lösungen zu erwarten. Nur die äußerste Zurückhaltung in kritisierenden und fortschrittlichen Kundgebungen von seiten der Frauen kann bei diesen, ihnen soeben erschlossenen Berufsarten in uns den Respekt wecken, der die erste Grundbedingung für ein gedeihliches Zusammenwirken ist.

Auf ein weites, reiches und bedeutsames Gebiet aber hat die neue Bewegung keinerlei Einfluß geübt. Aus dem einfachen Grunde, weil hier kein Kampf von nöten, weil hier schon seit langer Zeit die volle Bewegungsfreiheit für beide Geschlechter herrschte, weil hier der ideale Konkurrenzstreit zwischen Mann und Frau altüberlieferte Tradition war. Das ist das Reich der Kunst. Alle schönen Künste sind der Frau seit den Tagen der griechischen Glanzzeit überantwortet; ohne Widerspruch, ohne die leiseste Mäkelei konnte sie hier ihre Kräfte betätigen. Wenn einzelne Spezialgebiete der Kunst für die Frau weniger passend befunden wurden — meist aus physiologisch-anatomischen Motiven — so will das im Grunde nicht mehr bedeuten, als die Tatsache, daß auch der einzelne Mann seinen Beruf nach der jeweiligen körperlichen Konstitution auswählen, mit anderen Worten jeder sich nach der Decke strecken muß. Was will es sagen, daß man über die Böotierinnen der vorchristlichen Zeit spottete, die sich durch Flötenspiel einen schiefen Mund angewöhnten, also freiwillig sich einen Abstrich ihrer ästhetischen Reize gefallen ließen!

Freilich ganz ohne Einschränkung gehörte der Frauenwelt nur das Gebiet der produzierenden Kunst. Dichtkunst, Malerei, Komposition — sie sanktionierten die absolute Freizügigkeit. In der reproduzierenden Kunst hat sich erst allmählich das Feld geebnet; die öffentliche Betätigung in Konzert und Theater geht erst auf die letzten beiden Jahrhunderte zurück. So fällt es gar nicht aus dem Rahmen der Zeit, ist vielmehr recht bezeichnend, daß ein Johann Friedrich Reichardt noch an der Wende des XVIII. Jahrhunderts ganze Bände „Wiegenlieder für gute deutsche

Mütter" publizierte. Diese Hausmusik galt als ihre angestammte und daher ausschließliche Domäne. Noch zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts ließ man die Frauen nicht im Kirchenchor mitsingen. In Hamburg, einer damals besonders blühenden Musikstätte, wurden 1715 zum erstenmal Opernsängerinnen auf dem Chor des Domes eingeführt. Es gab viel Reden dafür und dawider. Noch 1725 läßt sich einer der maßgebendsten Musikkenner darüber vernehmen: „Es ist nicht zu begreifen, warum man diesem schönen Geschlechte verbieten will, das Lob Gottes an dem dazu gewidmeten Orte öffentlich in seinem Munde zu führen."

Selbst auf der Bühne hielt man die Frau für völlig „fehl am Ort". Die Franzosen gingen in der freieren Auffassung voran. Die Oper, die um 1600 in Italien erstand, sah zunächst nur Männer in Frauenkleidern. Noch 1687 konnte der Landgraf Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt, der kurz zuvor in Paris Lullys „Acis und Galathea" unter Mitwirkung von weiblichen Sängern am Hofe Ludwigs XIV. gehört hatte, nicht wagen, in seiner kleinen Residenz das Beispiel nachzuahmen. Einige Jahre später allerdings war der Bann gebrochen. Und so sehen wir mit dem zweiten Dezennium des XVIII. Jahrhunderts diese Schranken auch in der reproduzierenden Kunst endgültig beseitigt. Ein gewisses Odium freilich blieb zurück und hat sich bis zum heutigen Tag nicht gänzlich verflüchtigen können. Ob mit Recht oder Unrecht — mag hier unentschieden bleiben. Der künstlerische Gewinn konnte ja dadurch keineswegs geschmälert werden. Denn wiewohl nun dieser Fortschritt erst vor knapp zwei Jahrhunderten erreicht wurde, haben die Frauen gerade auf diesem Gebiete der Reproduktion in der Musik die höchsten und imponierendsten Erfolge aufzuweisen.

Natürlich werden der Weiblichkeit gewisse Grenzen in dem weiten Felde der Reproduktion wohl auf immer gezogen sein; weibliche Kontrabassisten und weibliche Posaunisten dürften stets einen unästhetischen, ärgerlichen Eindruck machen. Und so ist wohl die Zeit noch fern, wo die philharmonischen Orchester vollständig von der Frauenarmee gestellt werden. Selbst die künstlerisch unbedeutsamen, lediglich flacher Unterhaltungskunst dienenden Wirtshauskapellen — um auch das flüchtig zu streifen — hatten nur kurze Zeit die Konkurrenz der Frau zu bestehen; sie scheinen heute bereits merklich in ihrer Wertschätzung gesunken zu sein.

Als tüchtige Instrumentalsolisten haben die Frauen manchen glänzenden Namen für die Annalen der Musik beigesteuert. Im Reiche des Gesanges sind, wenn wir die Totalwirkung der Kunst in Rechnung setzen, die Frauen vielleicht sogar höher einzuschätzen als die männlichen Rivalen. Also im Gebiete der musikalischen Reproduktion wußten sich die Frauen in den zwei Jahrhunderten ihrer völligen Bewegungsfreiheit volle bedingungslose Achtung und Bewunderung zu erkämpfen.

Der hehre Boden der schöpferischen Leistung im Reiche Polyhymnias, der von Urzeit an der Frau überantwortet war, liegt dagegen merkwürdigerweise bis zum heutigen Tage fast völlig brach und unbenutzt zu Füßen des weiblichen Strebens. Woher kommt das? Sollte man annehmen müssen, daß gerade dieses schrankenlose Entgegenkommen, diese absolute Freizügigkeit im Reiche der Schaffenden den Willen der Frau nicht gestählt hätte, daß die Auflehnung gegen die Schranken im reproduzierenden Gebiet erst den Wunsch ihrer Betätigung entfacht, daß das Verbot erst den weiblichen Geist gereizt und zur Aufnahme des Kampfes, des Wettbewerbes wachgerüttelt und so die Kräfte zum schnellen, wachsenden Kunststreit mit dem Manne überraschend entfaltet hätte? Diese Erwägung könnte ja bei manchen Emanzipationsgegnern um so energischeres Beharren auf dem einmal eingenommenen Standpunkt bewirken, da sie mit Recht den simplen Widerspruchsgeist nicht als erlaubte Triebfeder einer neuartigen Bewegung respektieren wollen. Doch bleiben wir mit diesen Folgerungen zu sehr an der Oberfläche der Materie. Der eigentliche Grund für die Teilnahmslosigkeit, die Abkehr von der kompositorischen Arbeit muß tiefer liegen. Er muß in der weiblichen Natur, in der Charakteranlage zu suchen sein.

Welche Qualitäten bedingt die schaffende Kunst? — — Phantasie und Gestaltungskraft! Die Phantasie weht frei durch den Weltenraum, sie beglückt die Menschen ohne Wahl, sie dringt gleichermaßen in Hütten und Paläste, sie fragt nicht nach Abstammung, nicht nach Geschlecht, sie wirkt, sie ist da! Die Gestaltung der Phantasiekräfte erheischt neben der Begabung eine nachhaltige weitgehende Schulung, eine Übung nach ererbten Gesetzen und Prinzipien. Selbst der Begabteste kann hier nicht der Schule entraten; er kann mehr oder minder offenen Sinn, größere oder geringere Empfänglichkeit für diese Arbeit mitbringen, aber er kann über die Arbeit nicht hinweg, er muß mit akademischer Gewissenhaftigkeit diese technische Ausbildung üben, wenn er nicht hilflos der Ausgestaltung seiner Phantasiemacht gegenüberstehen soll. Die größten musikschöpferischen Genies haben mit eiserner Energie die Schulweisheit ihrer Kunst sich erkämpft und so die Notwendigkeit der technischen Vorbildung erwiesen.

Sehen wir nun, wie die weibliche Natur der Kompositionstechnik, Harmonielehre, Formenlehre, dem Kontrapunkt gegenüber tritt, so werden wir vielleicht den Schlüssel zur Erklärung ihrer Unproduktivität finden. Die Versuche in den Konservatorien, wo in der Regel weibliche und männliche Schüler den Unterricht in Theorie und Komposition gemeinsam erhalten, haben zu der Erkenntnis geführt, daß tatsächlich eine Differenz in der Auffassungsgabe dieser Studien besteht. Natürlich ist hier nur von Schülern mittlerer Begabung, von musikalischen Durchschnittsmenschen die Rede. Und da zeigt es sich, daß nach anfänglichem Eifer und auffallendem Interesse für die musikalische Theorie die Frau sehr bald zurücksteht, strauchelt und schnell die Lust, das Verständnis für die Materie verliert. Die Folge war, daß viele Institute nur die Anfangsgründe für beide Geschlechter gemeinsam lehrten, bei den Fortgeschrittenen aber eine Trennung bald für zweckdienlich befanden.

Natürlich gibt es Ausnahmen. Diese sind in dem Kompositionsgebiet jedoch so verschwindend, daß sie das Bild nicht im geringsten modifizieren. Einmal schien in der Mitte des XIX. Jahrhunders tatsächlich eine weibliche Komponistengröße zu erstehen. Daß wir heute nicht einmal mehr den Namen kennen, will nichts sagen, da diese Komponistin in ihrer echt weiblichen Zurückhaltung alles getan hat, die Öffentlichkeit von sich abzulenken. Sie hieß Josephine Lang und war am 14. März 1815 zu München geboren. In der Familie waren Kunst und Musik schon durch Generationen heimisch. Die Großmutter von väterlicher Seite, Anna Lang, war eine der bedeutendsten Schauspielerinnen; die Schwester des Vaters, Margarete, stand ihr an Talent kaum nach — sie wurde die Gattin des einst vielgenannten Komikers „Carl", des Gründers des berühmten Carltheaters in Wien. Eine Tante war eine liebliche Soubrette, der Vater selbst ein gediegener Geiger, seine Brüder waren ehrenwerte Mtiglieder der Königlichen Kapelle in München. Die Großmutter und ihre Schwester von mütterlicher Seite waren ausgezeichnete Sängerinnen, die Mutter aber, Regina Lang, war eine Schülerin des Komponisten Winter, der die Myrrha in seinem „Unterbrochenen Opferfest" für sie geschrieben hat. Es war also ein erblicher Musiksinn unzweifelhaft nachweisbar. Und so nimmt uns nicht wunder, wenn wir hören, daß Josephine schon mit fünf Jahren die ersten Melodien erfand, daß sie mit 15 Jahren bereits zahllose Lieder komponierte. Es nimmt uns aber auch ebensowenig wunder, wenn wir hören, daß der reguläre Kompositionsunterricht dem kleinen Fräulein wenig Freude machte, daß Josephine vielmehr diese Stunden zu den qualvollsten ihres Lebens rechnete. Ein Zufall mußte zu Hilfe kommen, um diesem schöpferischen Talent die technische Grundlage zu geben. Zu dem Maler Stieler, in dessen Familie Josephine freundschaftlich verkehrte, kam eines Tages Felix Mendelssohn auf Besuch. Der hörte von der seltenen Begabung und ließ sich ihre Lieder vorsingen, ließ sie sich wiederholen, immer aufs neue vortragen und geriet in Entzücken über diese Ergüsse eines im besten Sinne naiven und wahren Talents. Er erzählt mit Begeisterung in seinen Briefen, „sie habe die Gabe, Lieder zu komponieren und sie zu singen, wie er nie etwas gehört," und meint, „wen die nicht packten, der fühle überhaupt nichts". Mendelssohn regte nun die jugendliche Komponistin an, ihre Lieder hübsch ordentlich aufzuschreiben, korrigierte die Arbeiten und gab ihr während seines wiederholten Aufenthaltes bei Stieler Unterricht in den grundlegenden Kenntnissen der Komposition. Durch Mendelssohns warmes Interesse wurden die vornehmen Kreise auf Josephine Lang aufmerksam; doch scheint das ihre Produktionskraft eher gelähmt als gefördert zu haben. Auch eine Äußerung des weiblichen Charakters, die bei der Beurteilung der Leistungen in Anrechnung zu bringen ist. Erst eine neue große Seelenaffektion sollte der Liedfreudigkeit wieder die edlen Schwingen leihen, die Liebe. Im bayrischen Hochgebirge lernte sie den Juristen Christian Reinhold Köstlin, den späteren ausgezeichneten Tübinger Professor, kennen, der in seiner poetischen Begabung bald eine tiefe Neigung zu der Tonmeisterin schöpfte. Hier in den Bergen entspann sich ein poetisch musikalischer Briefwechsel, wie er vielleicht in den sonst unerschöpflichen Geschichten verliebter Seelen einzig dasteht. Täglich schickte Reinhold — unter diesem Pseudonym vertraute Köstlin seine poetischen Ergüsse der Öffentlichkeit an — der Sängerin ein neues Lied, das er am folgenden Tage komponiert und zierlich aufgeschrieben zurückerhielt und das dann gemeinschaftlich aufgeführt wurde. So erzählt wenigstens der der Josephine Lang in aufrichtiger Bewunderung nahestehende Ferdinand von Hiller. Aus der Künstlerallianz ward die Allianz fürs Leben, die freilich durch den frühen Tod des Gelehrten viel Sorgen und Trübsal auf das Haupt der Liedersängerin häufte und ihrer Muse, vielleicht früher als sonst geschehen, den Mund verschloß. Immerhin hat Josephine Lang über hundert Lieder und Gesänge veröffentlicht. Ein Beweis, daß hier eine tiefe und nachhaltige Begabung sich in spontaner Kunstart äußerte. Der Wert der Lieder ruht, wenn auch die Klavierbegleitung treffend und geschickt ausgeführt ist, doch geradezu ausschließlich in der Gesangsbildung. Das kann uns nur natürlich scheinen. Liegt doch das Sangesmäßige unzweifelhaft der weiblichen Natur näher als die Instrumental-Komposition.

Auch in unserer Zeit sind es, wenn wir auf den Programmen unserer Konzerte weibliche Komponistennamen finden, meistens Arbeiten für Gesang, ja für weiblichen Gesang. Freilich begegnen wir nicht nur einstimmigen Liedern, sondern auch Duetten, Terzetten und dergleichen mit und ohne Begleitung. Die Begleitung scheint in der Regel den größeren Zwang zu üben. Auch bei der eingangs erwähnten Smithschen Oper war dieser Teil der Komposition, der orchestrale, entschieden der schwächste. Doch soll gerade bei Nennung des Namens Smith nicht unerwähnt bleiben, daß eine Londoner Dame, Alice Marie Smith, in den siebziger und achtziger Jahren eine Menge von Instrumentalwerken, wie Symphonien, Ouverturen, von Quartetten und Quintetten, ja auch eine Anzahl größerer Chorwerke mit Erfolg zur Aufführung gebracht hat. Die bei uns bereits ein wenig in Mode gekommene Pariserin Cecile Chaminade ist ebenfalls mit Chorwerken und Klaviertrios hervorgetreten. Wirkliche Anerkennung scheinen aber nur ihre Nippeskompositionen, besonders die Solosachen für Klavier zu finden. Deutschland steht wohl England und Frankreich kaum nach. Auch bei uns erklingen Kammermusikwerke, vom Frauengeist ersonnen, auch bei uns erklingen Opern, von weiblichen Tonsetzern gedichtet. Man denke — um nur ein Beispiel für mehrere zu zitieren — an Ingeborg von Bronsart. Unter ihrem Mädchennamen Ingeborg Starke war sie als Pianistin bei Rubinstein und Liszt in die Schule gegangen. Schon früh hatte sich die Kompositionsbegabung gezeigt, die durch streng geschulten Unterricht gestärkt wurde. Als Hans von Bronsart, mit dem sie 1860 den Bund fürs Leben geschlossen, Intendant in Hannover wurde, entsagte die Gattin der öffentlichen Kunst-

tätigkeit und vertiefte sich um so inniger in die schöpferischen Arbeiten. Neben Liedern, Kammermusik und Konzertwerken zeugen mehrere Opern von dem starken, in strenger Zucht geleiteten Talent. Einem ersten Bühnenversuch „Die Göttin von Sais“ folgte 1873 die Musik zu Goethes Singspiel „Jery und Bätely“, das von Weimar aus seinen Zug über viele deutsche Bühnen nahm. Man wurde auch in den strengsten und ernsthaftesten Kreisen auf die Künstlerin aufmerksam; kein geringerer als Bodenstedt erbot sich, ihr einen Text zu liefern. Es war „König Hiarne“, der 1891 in der Berliner Hofoper unter großer Anteilnahme aller gebildeten Kreise einen warmen Erfolg erzielte. Also ein weiblicher Bühnenkomponist von praktischer Tüchtigkeit! Reihen wir aus der jüngsten Zeit noch die Namen die Luise Adolphe Lebeau, einer süddeutschen Komponistin von interessanter Kammermusik, und von Katharina van Rennes, einer Schöpferin von Gesangswerken, an!

Ist der Ertrag für den Forscher auf streng schöpferischem Gebiete der Frauenkunst nur spärlich, so wird er um so reicher in einer Zwischenstufe zwischen schaffender und nachschaffender Leistung. Es gibt eine reproduzierende Fähigkeit, die in ihrer zwingenden Offenbarung, in ihrer erschütternden Größe und Wahrhaftigkeit direkt zur Neuschöpfung wird oder den entsprechend erfüllten Hörer der Neuschöpfung inspiriert, begeistert. Und da ist es gerade im wesentlichen die Frau, die diese Wunder des Geistes vollbringt, die in der Schaffung der Bühnengestalten erst die Schöpfung des Dichters zum letzten Ziele führt. Hier ist es wohl nicht nur die rein künstlerische Tat, die diesen Einfluß auf des Hörers Seele gewinnt, es ist zugleich die Äußerung des spezifisch weiblichen Charakters, seiner unbegrenzten Nervenspannung, seiner aufopfernden Hingebung, des völligen Entrücktseins, des gänzlichen Verschwindens der Person vor der erfüllten Empfindung, die eine geradezu unaufhaltbare Durchschlagsgewalt enthüllt. Auch Wagner bekennt sich zu dieser Auffassung, wenn er sagt: „Diese augenblickliche, bis ins Innerste gehende Wirkung kann nur eben dem Zauber verglichen werden; ich entsinne mich, sie in meinem frühesten Jünglingsalter für mein ganzes Leben bestimmend von der großen Schröder-Devrient empfangen zu haben.“ Die Bedeutung der Schröder-Devrient wird von ihm bei jeder Gelegenheit nachdrücklich hervorgehoben. Auch in der Schauspielkunst mißt er ihr ein Hauptverdienst des Fortschritts bei, wenn er urteilt: „Nur einmal scheint das Schillersche Ideal durchaus erreicht worden zu sein, als die geniale Sophie Schröder für jenen Gehalt auch den verklärenden musikalischen Ton der Rede fand, vermöge dessen der didaktische Kern sich wiederum in der Sphäre des reinen Gefühls auflöste und somit selbst zum leidenschaftlichen Akzente des Dramatikers wurde.“ Wie Wagner durch die Kunsttaten der Bühnensängerinnen angefeuert wurde, so empfing er auch die tiefsten Anregungen in allgemein geistigem Verkehr mit Frauen. Wir brauchen uns nur des geradezu wunderbaren Einflusses von Mathilde Wesendonck zu erinnern, um seine Äußerung zu verstehen, die ihr, als seiner Mitarbeiterin, einen großen Anteil an dem Werke zuschreibt. Das ist dabei keineswegs ein vereinzelter Fall. Mozart und Weber empfingen die wertvollsten Eindrücke von Frauen, die ihrer Kunst nahe standen, ein Robert Schumann stählte und erfrischte sich an den Anregungen einer Klara Wieck, seiner nachmaligen Gattin, die als Pianistin den Ruf ihres Mannes begründen und ausbreiten half. Auch kompositorisch standen sich hier zwei verwandte Seelen nahe. Man denke nur an das Opus 12, jene zwölf Rückert-Poesien, die Robert und Klara Schumann gemeinsam in Musik gesetzt haben. Natürlich hatte in diesem Gebiete der Produktion der weibliche Teil ungleich reicheren Gewinn zu erwarten; datieren doch die größeren Arbeiten der Klara Schumann, wie die Violin-Romanzen, das Trio, die Präludien und Fugen aus der Zeit nach der Verheiratung. Eine der besten Arbeiten aber beschäftigt sich mit einer Grundidee ihres Mannes: die Variationen über ein Thema von Robert Schumann.

Wie sollen wir das Verdienst einer Cosima Wagner an dem Verständnis des größten Tondramatikers bewerten? Es kann doch nur böswillige Verstocktheit leugnen wollen, daß diese geniale Frau in ihrer aufopfernden Hingebung an die Bayreuthidee die Sache des Nibelungensängers ganz unvergleichlich gefördert und gehoben hat. Mag man über die einzelnen Punkte ihrer künstlerischen Taktik verschiedener Meinung sein, man kann bei Abwägung der Gesamtleistung nur die unbegrenzte Hochachtung vor dieser selbstverleugnenden, zum Fanatismus gesteigerten Tätigkeit bezeugen. Und ist es einer Frau, die nicht nur die Kunstgenossin, sondern auch die Lebensgefährtin des Großen war, ernsthaft zu verdenken, daß sie jedes Wort des Meisters als ein Evangelium auffaßt, an dem sie nicht rütteln läßt, daß der Wagnergedanke ihr nicht mehr eine Kunst, sondern eine Offenbarung, eine Religion bedeutet? In Cosima Wagner verkörpert sich alles, was eine Frau für den fortschreitenden Gang der von einem Genius gegebenen Kunsttradition leisten konnte und jemals leisten wird.

Hier kommt auch besonders ein Moment der weiblichen Wirksamkeit zum Ausdruck, das vielleicht für die Gesamtkultur am wertvollsten einzuschätzen ist, das Moment der künstlerischen Belehrung und Erziehung. Die Frau ist als Mutter zur Erzieherin der Jugend bestimmt. Der Lehrdrang regt sich schon früh in den jungen Mädchen: die Geduld, die milde Gesinnung, das Eingehen auf den Gedankengang anderer zeigen den weiblichen Charakter für diese Aufgaben prädestiniert. So ist es begreiflich, daß die Frau als Lehrmeisterin in der musikalischen Kultur eine weittragende Bedeutung erlangte. Zunächst auf dem Spezialgebiet der natürlichsten Musikbetätigung, der Gesangskunst. Welche Fülle der Belehrung, welchen Segen der künstlerischen Tradition haben eine Pauline Viardot-Garcia, eine Mathilde Marchesi ausgestreut, Lehrgrößen, die in ihrer Art freilich monumentale Einzelerscheinungen sind! Ein tatendurstiger Schülerkreis, der das Geheimnis ihrer Methode wie ein heiliges Vermächtnis über die Geschlechter forterben läßt, legt beredtes Zeugnis ab von den unvergänglichen Verdiensten dieser Meister. Freilich

sind diese Künstler nicht nur Sänger, die sich mit der notdürftigsten Kenntnis ihres Spezialgebietes begnügten, sie sind Geister von großer allgemeiner Bildung. Die Marchesi hat bedeutsame Lehrwerke geschrieben, die Viardot-Garcia auch viele Lieder und Operetten komponiert. Dabei kam ihnen die bildende Anregung zugute, die von ihrem nächsten Verwandten ausging, von Manuel Garcia, dem für alle Zeiten gepriesenen Erfinder des Kehlkopfspiegels, von Salvatore Marchesi, dem geistvollen Übersetzer der Wagnerdramen, dem erfolgreichen Autor zahlloser Lieder in den verschiedenen Kultursprachen, die er alle gleichmäßig beherrscht. Eine Laune des Glücks hat diesen vier Veteranen der Gesangsmeisterschaft dabei ein biblisches Alter beschert, um der ungläubigen Welt gleichsam die Heiligkeit ihrer Weisheit um so eindringlicher und überzeugender vorführen zu können. Die Marchesi ist 79, ihr Gatte 83 Jahre alt. Die Viardot-Garcia steht im 84., ihr Bruder Manuel im 100. Lebensjahre, dessen Feier die Welt der Künstler am 17. März festlich jubelnd beging. Seine Nichte, Louise Pauline Vairdot, hat sich gleichfalls durch Opern, Chor- und Kammermusikwerke einen Namen gemacht. Bis zu welchem Grad der Verehrung, um nicht zu sagen Anbetung, ein Schüler in den Beziehungen zu seinem Lehrmeister sich aufschwingt, eröffnet uns Anton Schott in seinem Buche „Hie Welf, hie Waibling", das seiner Stimmerzieherin, Agnes Schebest, ein Denkmal setzt.

Natürlich wirkt neben der Lehrmethode das praktische Vorbild ebenso erzieherisch und befruchtend. Eine Desirée Artot de Padilla, eine Jenny Lind, eine Lucca, eine Patti, eine Sembrich und viele andere haben ebenfalls einen beträchtlichen Anteil an der Ausbreitung der musikalischen Kultur. Das gleiche gilt auf instrumentalem Gebiet. Hier hat die Frau als pädagogischer Faktor zu allen Zeiten mitgearbeitet an der Entwicklung der künstlerischen Bildung; besonders bei den Zöglingen jugendlicheren Alters sind hier die Erfolge rühmenswert. Selten hält aber die praktische Ausübung ihrer Kunst mit der pädagogischen gleichen Schritt. Sobald sie in dem Werke der Außentätigkeit, des Konzerterfolges, über das Maß des den Frauen im allgemeinen gezogenen Anteils hinausragen, verblaßt die Lehrtätigkeit gegenüber dieser zu männlicher Gedrungenheit sich durchringenden Künstlerpersönlichkeit. Das lehren eine Marie Soldat, eine Normann-Neruda, eine Teresa Carrenno, eine Sophie Menter ...

In allerneuester Zeit hat sich noch ein jung angebautes Feld den musikalischen Frauen, zugleich mit den Erfolgen der Mitschwestern, erschlossen: das der Musikwissenschaft, wie sie auf den Universitäten gelehrt wird. Ob hier die Ausbeute reicher sein wird als in den anderen Seitengebieten, erscheint sehr fraglich. Gewiß haben Namen wie La Mara (Pseudonym für Marie Lipsius), die sich in emsiger Sammeltätigkeit um die Herausgabe von Musikerbriefen, insbesondere derer von und an Liszt verdient gemacht hat, wie Lina Ramann, die ihre schriftstellerische Lebensarbeit auch wesentlich in der Ruhmverkündung Liszts suchte, auch eine Gesamtausgabe seiner Schriften publizierte, guten Klang. Ob das, was sie geschaffen, dauernd der wissenschaftlichen Kritik standhalten wird, steht noch aus.

Wir können uns doch nach all dem hier aufgehäuften Beweismaterial dem Urteil nicht verschließen, daß der aktive Anteil der Frau an der Musikkultur verhältnismäßig gering ist, daß fortschrittliche Gestaltung und Hebung in nur verschwindend wenigen Fällen festzustellen sind. Als Helfer und Berater — wie ihn die durchschnittliche Erziehung braucht — hat sich der weibliche Musiker Verdienste errungen, die zweifellos in Zukunft bei zweckmäßiger Weiterbildung noch gesteigert werden können. In der freien selbstherrlichen Schöpferarbeit jedoch ist uns die Frau bis jetzt den Nachweis ihrer gleichstellenden Befähigung schuldig geblieben. In dem höchsten und erhabensten Gebiete also, der musikalischen Produktion, ist der Ertrag der Frauenarbeit, trotzdem gerade hier zu keiner Zeit Schranken errichtet waren, vielmehr die vollkommene Gleichstellung mit dem Manne seit alters sanktioniert ist, fast unerheblich, gleich Null. Der ganze Anteil reduziert sich hier auf die Wirkung des weiblichen Charakters, auf den seelischen und gedanklichen Austausch zwischen Mann und Weib, auf die gleichsam unbewußte Ausstrahlung des belebenden Fluidums, das der lebhafte Geist, das funkelnde Temperament und die feinnervige Anlage des Gemüts erzeugen.

Das Hauptverdienst der musikalischen Frau beschränkt sich also auf die Anregung, die sie ausstreut. Klingt das Urteil unserer Abrechnung auch ein wenig hart, so hat die Frau doch keinen Anlaß, sich darüber zu beklagen. Das Fazit ist höher, verdienstlicher und bedeutsamer zu veranschlagen, als es so obenhin scheinen will. Denn alles Wirken und Schaffen des männlichen Geistes, das in der seelischen Beziehung zur Frau erstarkte, in der Sonne ihrer Liebe erblühte, hat damit einen Anteil ihrer Persönlichkeit gewonnen. So wird den Werken der großen Meister an freilich oft entrückter, aber darum doch nicht unwesentlicher Stelle das Siegel der musikalischen Frauenempfindung aufgedrückt, das erst die letzte, höchste Harmonie von Licht und Schatten, von Wucht und Grazie, von aktiver und passiver Lebenswirksamkeit erfüllt. Wenn wir in diesem Sinne einer Mathilde Wesendonck den „Tristan" verdanken, so ist dem grandiosen Frauengeist hier ein hehres, unantastbares Denkmal gesetzt, das mit Wagners Tat die Zeiten überdauert.

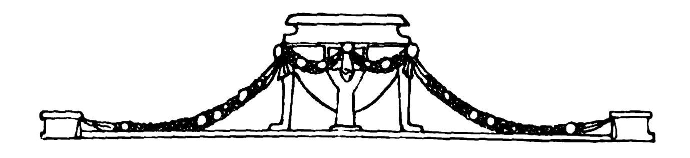




Abb. 1. Ansicht von Delft. Gemälde von Jan Vermeer (1632—1696).

Aquarelle von Curt Agthe.

Delfter Fayencen.

Von Dr. Adolf Brüning-Berlin.



Man beachte genau den Titel! Fayence, nicht Porzellan sind jene Waren, die man gemeiniglich als Delfter Porzellan bezeichnet. Allerdings spricht man in Holland selbst von „porcelijn“, und im XVII. und XVIII. Jahrhundert wurde das Wort „porcelaine“ gleichbedeutend für Fayence und Porzellan gebraucht. Aber heutzutage verbindet man mit beiden Wörtern so grundverschiedene Begriffe, daß man nicht anders als von „Delfter Fayence“ sprechen darf.

Man nehme nur zwei Scherben, die eine von Porzellan, die andere von Fayence, in die Hand und betrachte ihre Bruchstellen: sofort springt der fundamentale Unterschied beider Massen klar in die Augen. Bei der Porzellanscherbe sehen wir ein gleichmäßiges, weißes, in seiner Struktur an das Gefüge einer Muschel erinnerndes Material aus einem Stück, bei der Fayence dagegen mehrere verschiedenartige Körper, eine innere Schicht aus einem gelblich grauen (bei anderen Fayencen auch rötlichen) Ton und zwei äußere weiße Glasurschichten, die ihn umkleiden. Nimmt man dann ein Messer zur Hand und versucht die Porzellanscherbe auf dem Bruch oder an irgendeiner andern Stelle zu ritzen, so gleitet der Stahl machtlos ab. Bei der Fayence kann man aber sowohl den Tonkern mit leichter Mühe anschneiden, als auch die Glasurhäute abblättern. Sie stehen nur in lockerer Verbindung mit dem Tonkern, während die Glasur des Porzellans sich im Brande unauflöslich mit der Masse verbunden hat. Das Porzellan ist ebenso wie das Steingut völlig dicht und würde auch ohne Glasur kein Wasser aufsaugen. Der Ton der Fayence ist dagegen porös, ohne Glasur würde er jede Flüssigkeit durch seine Poren durchsickern lassen. Deshalb bedarf er des undurchlässigen Gewandes der Glasur, die ihm zugleich zum glänzenden Festkleide werden kann. Bemerkt sei noch, daß Fayence und Majolika dasselbe bedeu-



Abb. 2. Napf von Louwys Fictoor. Um 1700.

tet, man könnte deshalb auch von Delfter Majoliken sprechen.

Delft! — Dem Ausländer zumeist nur als Stätte jener ruhmvollen Industrie bekannt, dem Niederländer aber ein Name voll teurer und bedeutsamer Erinnerungen. Er sieht vor sich die blutüberströmte Gestalt Wilhelm des Schweigers, des ersten Oraniers, den die durch spanisches Gold gedungene Mörderhand zu Boden streckte. Wilhelm hatte Delft, das damals stark befestigt war, dem offenen Haag als Residenz vorgezogen und wohnte in dem finsteren St. Agathenkloster gegenüber dem schiefen Turm der Oude Kerk (Alten Kirche), der sich dem Kloster zuneigt, als wollte er, ein stummer Warner, ewig auf jene Unglücksstätte hinweisen. Noch werden in dem dunklen, ganz für einen mörderischen Anschlag geschaffenen winkeligen Gang die Spuren der Kugeln gezeigt, die Balthasar Gerard auf den Grafen abschoß.



Abb. 3. Butterdose, Fabrik der drei Tonnen. Um 1730.

In der Neuen Kirche auf dem Marktplatz fand der Ermordete sein Grab. Im Auftrage der Generalstaaten wurde ihm von dem Architekten und Bildhauer Hendrik de Keyser in den Jahren 1608 bis 1619 ein prächtiges Denkmal aus Marmor und Bronze gesetzt, auf dem der Prinz in doppelter Gestalt — liegend als Toter und sitzend in lebensvoller Kraft — dargestellt ist, umgeben von den Figuren der Tugenden, die ihn zierten. Seitdem wurde die Kirche die Grabstätte aller Oranier und so eine Art von Nationalheiligtum. Das von Obelisken bekrönte Denkmal bildet zusammen mit noch einigen anderen den einzigen Schmuck der öden, weißgetünchten Hallen der Kirche. Eines der Gräber enthält die Überreste des in Delft geborenen berühmten Gelehrten und Staatsmannes Hugo Grotius, des „Wunders Europas“.



Abb. 4. Tulpenständer von Aelbrecht de Keyzer. Um 1650.

Auch sonst hat Delft große Söhne aufzuweisen. Die Oude Kerk birgt das Grabmal von zwei großen Seehelden. Einmal das des Piet Hein, der im Jahre 1628 die spanische Silberflotte nahm — Piet Hein, sijn naam is klein, sijn daad is groot. Hij heeft genommen de sil-



Abb. 5. Vase von Louwys Fictoor. Um 1700



Abb. 6. Bildplatte von Abraham de Kooge. Vom Jahre 1658.

vere vlood. Die Grabschrift verherrlicht ihn als zweiten Jason, der das goldene Vließ erobert hat. Das zweite Denkmal ist das des Maarten Tromp, des Siegers von Dünkirchen, der in zweiunddreißig Seeschlachten gekämpft hat. Und daneben ist eines Helden geistiger Tat, Antony van Leeuwenhoek, des Erfinders des Mikroskops, gedacht. An den Triumphen der holländischen Malerei hat Delft ebenfalls bedeutenden Anteil. Maler wie die Mierevelt, Palamedesz, Pieter de Hooch, Karel Fabritius und vor allem der Poet der Farbe Jan Vermeer, dessen berühmte Ansicht von Delft die Abb. 1 zeigt, wirkten hier. Durchwandelt man die Straßen Delfts, so tauchen die Bilder jener Maler in lebensvoller Wirklichkeit vor uns auf.

Denn es sind wohl nur wenige holländische Städte, die so unversehrt ihr altes Aussehen bewahrt haben, wie gerade Delft. Sind auch die alten Befestigungen bis auf die Oostpoort gefallen, so sind doch noch die alten Linien und Fluchten der Grachten und Straßen dieselben geblieben. Die Stadt hat ungefähr die Gestalt eines regelmäßigen Rechtecks, dessen Längsseiten doppelt so groß sind als die Schmalseiten. Ringsherum umgeben sie breite Kanäle, nur an der Nordseite ist ein Stück des alten Wasserlaufes zugeschüttet. Von den großen Windmühlen, die früher die Stadt umringten, haben sich noch zwei der die vier Ecken flankierenden Mühlen erhalten.

Genau die Mitte der Stadt nimmt der ebenfalls rechteckige Marktplatz ein. Auf seiner Westseite erheben sich die gedrungenen Massen des Rathauses, um einen kurzen gotischen Turm gelagert. Ihm gegenüber, in weitem Abstand, steigt wie eine zu Stein erstarrte Riesenfontäne der hohe Turm der neuen Kirche — Rathaus, Platz und Stadt stolz überragend — zum Himmel empor, mit sich ziehend die hohen Mauern der Schiffe, die ernst und streng die Hallen abschließen, in denen Hollands Fürsten ruhen. Sie hat etwas wie vornehme Zurückhaltung und reservierte Würde, diese Nieuwe Kerk, ganz unähnlich anderen holländischen Kirchen, an deren Mauern sich zahlreiche kleine Häuschen anzuschmiegen pflegen, gleich Küchlein, die Schutz unter den Fittichen der Henne suchen. Auch fehlt ihr jener anmutige Kranz der grünen Bäume, die den Turm der alten Kirche einrahmen.

Die Hauptstraße der Stadt durchziehen

Kanäle, von Linden eingefaßt, denen vereinzelte Kastanien beigemischt sind. Die im Bogen hinübergespannten Brücken unterbrechen freundlich die geraden Linien der Ufer. Die Häuser sind schmal, zumeist nur zwei oder drei Fenster breit und einige Stockwerk hoch. Ganz schmucklos sind sie aus dunkelbraunen Ziegeln ausgeführt, aus denen die gelbweißen Fensterrahmen hervorleuchten. Die Front schließt mit einem breiten, hellen Holzgesims ab, über dem der Giebel des Ziegeldaches sichtbar wird. Hin und wieder sieht man noch einige ältere Häuser aus derberen Ziegeln aufgebaut, die die gotische Form des Treppengiebels bewahrt haben. Sie hat der große Brand von 1536 und die Pulverexplosion von 1655 verschont. Diesen beiden Ereignissen fiel fast die ganze übrige Stadt zum Opfer.

Auch stattlichere Wohnhäuser aus dem XVIII. Jahrhundert, bei denen ein reich ornamentierter Steinrahmen die Tür und das darüber befindliche Fenster des zweiten Stockwerks zu einer die Fassade beherrschenden Einheit zusammenfaßt, kommen vor. Aber vorherrschend sind jene schlichteren Häuser, die auch schon äußerlich den soliden bürgerlichen Sinn ihrer Bewohner zur Schau tragen. — Eine stille träumerische Stadt, gebettet zwischen weit gedehnten Wiesen, auf denen zahllose Rinder grasen, ganz geeignet, den Geist vergangener Jahrhunderte wieder heraufzubeschwören.

In demselben Jahre, in dem mit der Ermordung Wilhelms I. Delfts kurze politische Laufbahn als Residenzstadt endete, im Jahre 1584, führte ein aus Haarlem eingewanderter plateelbakker (Fayencefabrikant), namens Herman Pietersz, eine wohlhabende Delfterin, Anna Cornelisz, zum Altar und erwarb sich Meister- und Bürgerrecht in seiner neuen Heimat. Wenn er vielleicht auch nicht der erste war, der in Delft Fayence fabrizierte, so war er doch sicher der erste bedeutendere Fabrikant, und somit kann in gewissem Sinne dasselbe Jahr als der Anfang einer neuen Blütezeit Delfts angesehen werden.

Schon vorher hatte Delft bedeutende Industrien gehabt, so war unter anderen die Herstellung von Tuchen und kunstvollen Wirkteppichen betrieben worden. Das kleine städtische Museum in Leyden besitzt einen von Joost Jansz Linckaert, tapissier de Delft, im Jahre 1587 gefertigten Gobelin, auf



Abb. 7. Likörflasche. Um 1700.

dem in feinster Arbeit die Belagerung von Leyden dargestellt ist. Berühmter noch waren Delfts Bierbrauereien, deren Erzeugnisse weithin Absatz fanden. Die Konkurrenz anderer holländischen Städte führte indessen im Lauf des XVII. Jahrhunderts diesen Erwerbszweig zum Niedergang. Dem hierdurch erfolgten Freiwerden von Arbeitskräften und Kapitalien schreibt man das steigende Wachstum der neuen Fayenceindustrie in der Mitte des Jahrhunderts zu. Noch wichtiger und entscheidender aber war die jetzt immer mehr um sich greifende Vorliebe für Porzellan und porzellanähnliche Kunstwerke, die der in dieser Zeit anhebende Import ostasiatischen Porzellans nach Europa geweckt hatte. Daß Delft es verstand, diesen exotischen Produkten etwas nahezu Ebenbürtiges an die Seite zu stellen, war jedenfalls bestimmend für die glänzende Entwicklung des neuen Kunstzweiges.



Abb. 8. Vase von Jan Theunis Dextra. Um 1760.

Dort, wo der nach Rotterdam führende Kanal Delft verläßt, steht ein altes finsteres Gebäude, das ehemals der Ostindischen Handelskompanie gehörte, die hier eine Niederlassung hatte. Diese Gesellschaft, 1602 begründet, wußte nach und nach fast den ganzen Handel mit Ostasien an sich zu reißen. Vor allem gelang es ihr, in Japan festen Fuß zu fassen. Hier waren anfangs die Portugiesen, die 1542 Japan entdeckt hatten, mit großem Erfolg tätig gewesen. Ihren Kaufleuten waren bald, geführt von Franz Xaver, dem Apostel Japans, die Missionare gefolgt und hatten in wenigen Jahrzehnten das Christentum in allen Schichten des japanischen Volkes weithin verbreitet. Indessen schlug diese religiöse Duldsamkeit der Japaner im XVII. Jahrhundert, wohl nicht ohne Schuld der Europäer selbst, plötzlich



Abb. 9. Teller von Frederick van Frytom. Um 1660.

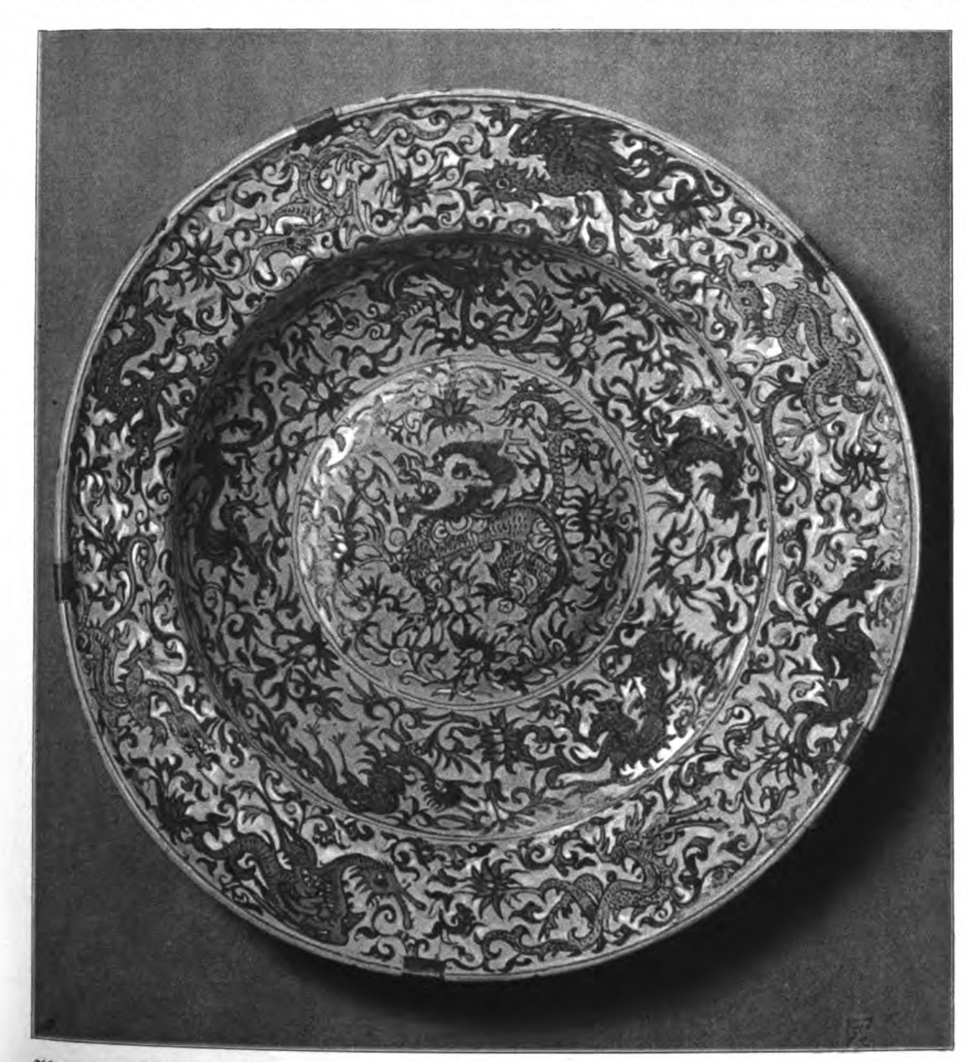


Abb. 10. Schüssel mit Drachen. Um 1650.

in das Gegenteil um. Es brachen die blutigsten Christenverfolgungen aus, und schließlich wurden alle Europäer vom japanischen Boden verwiesen. Nur den Holländern wurde unter den schmählichsten Bedingungen gestattet, auf einem kleinen künstlichen Inselchen bei Nagasaki, Deshima, einer Art von Gefängnis, eine Handelsniederlassung zu begründen. Sie durften keine Sonn- und Festtage feiern, keine religiösen Gesänge oder Gebete hören lassen, niemals den Namen Christi aussprechen und kein äußeres Zeichen des Christentums bei sich führen. Alljährlich mußte der Resident der Kolonie, begleitet nur von einem oder zwei Sekretären und einem Arzt, den Kaiser in der Hauptstadt aufsuchen und ihm Geschenke bringen. Bei der Audienz wurde nur der Resident hereingelassen, er mußte auf Händen und Füßen zum Thron des Kaisers kriechen, dort, ohne aufzuschauen, mit seinem Haupt die Erde berühren und dann auf dieselbe Weise sich rücklings wieder zu seinen Geschenken begeben. Dann wurden er und seine Begleiter in die Wohngemächer des Kaisers geführt, wo sie zur Belustigung des ganzen Hofes singen, tanzen, sich als Betrunkene stellen und alle möglichen Possen treiben mußten, während der Kaiser und seine Damen, hinter Matten verborgen, sich an dem komischen Treiben der Fremden be-

lustigten. Allein die Liebe zum Golde ließ die holländischen Kaufleute all' diese Entehrungen geduldig ertragen, und sie wußten sich so allein von allen europäischen Nationen in Japan zu behaupten.

Was die Holländer zunächst an chinesischem Porzellan über Japan einführten, waren fast ausschließlich Geschirre mit Blaumalereien. Sie allein erscheinen auf den Stillleben der holländischen Maler, aus deren warmen tiefen Tönen sie hervorleuchten, wie die in Blau und Weiß gekleideten Dienstmädchen aus dem schummerigen Dunkel der holländischen Stuben. Unter ihrem Einfluß wendeten sich auch die Delfter Fayencemaler, die vordem die bunte Malerei in der Art der italienischen Majolika betrieben hatten, dem Blau zu, das von nun an die herrschende Farbe sowohl in Delft, wie in den später nach dem Vorbilde Delfts entstehenden französischen und deutschen Fayencefabriken wurde. Auch einzelne italienische Majolikawerkstätten, wie die zu Genua und Savona, huldigten dem neuen Geschmack. Erst gegen Ende des XVII. Jahrhunderts scheinen die bunten chinesischen Porzellane und die direkt für den Export nach Europa in Arita gearbeiteten (nach dem Hafen Imari Imariporzellan genannten) Porzellane mit Malereien in Blau-rot-gold nach Holland gekommen zu sein, wo sie von den Delfter Malern kopiert wurden.


Abb. 11. Bürstenrücken. Mitte XVIII. Jahrhundert.

Mit den Farben übernahm man auch die Formen der ostasiatischen Gefäße, besonders jener Vasen, für die ja China Formen gefunden hat, so edel und schön, wie sie daneben nur die besten griechischen Tongefäße aufzuweisen haben.

Sämtliche hier abgebildeten Ziervasen sind denn auch von China bezw. Japan entlehnt. Ebenso werden auch die den europäischen Augen so ungewohnten Ornamente und bildlichen Darstellungen übernommen, jene großen Blumengefäße mit Päonien und Chrysanthemen, jene bizarren durchlöcherten Felsen mit Bäumen, um die phantastische Vögel flattern, jene seltsamen Drachengebilde (Abb. 10) und in gewissem Sinne auch die originellen Frauengestalten.


Abb. 12. Buckelige Frau mit Wackelkopf. Um 1700.

Offenbar hatten die Delfter plateelschilder (Fayencemaler) die Absicht, ihre Vorbilder genau zu kopieren. Vielfach ist ihnen das auch bis zur Täuschung gelungen, wie bei der Schüssel in der Abbildung 17,



Abb. 13. Vase von Adriaen Pynacker. Um 1700.

die eine ganz ausgezeichnete Nachbildung eines Imariporzellans ist. Auch bei dem Bürstenrücken Abb. 11 ist das Kolorit der chinesischen Porzellane der sog. famille rosa mit dem charakteristischen Rosenrot gut getroffen. Bei den meisten Arbeiten aber sieht man doch auf den ersten Blick, wie weit sie in der Zeichnung und auch in der Form hinter den Originalen zurück bleiben. Das schöne Ebenmaß und die straffe Silhouette der chinesischen Porzellangefäße sind niemals ganz erreicht. Die Formen sind immer etwas derber. Zum Teil erklärt sich das aus dem andersartigen Formgefühl, zum Teil aus der verschiedenen Beschaffenheit des Materials. Auch die Ornamente unterscheiden sich, wenn man genau zusieht, himmelweit von den ostasiatischen Vorlagen, es waren eben europäische Hände, die sie malten. Aber gerade jenes Abweichen und Zurückbleiben hinter dem Original gibt der Delfter Fayence ihr charakteristisches Gepräge.

Ebenso wie die Delfter Gefäße die durch die Holländer nach Europa geführte ostasiatische Kunst reflektieren, so werden andererseits auch zahlreiche Lichtstrahlen von der großen vaterländischen Malerei von den Delfter Fayencemalern aufgefangen, sei es daß sie wie Abraham de Kooge und Frederik van Frytom eigenes zu sagen wissen, sei es, daß in ihren Malereien die Art der großen Maler, eines Rembrand, Frans Hals, Aelbert Cuyp oder Jan Steen nachklingt. Wir sehen auf den Delfter Fayencen dieselben Themata, die auch die Maler beherrschen: neben religiösen Stoffen (Abb. 15) Darstellungen der holländischen Landschaften, Seebilder, Wirtshausszenen, Kriegsbilder und Viehstücke. Auch in manchen Gefäßformen prägt sich holländische Eigentümlichkeit aus, in dem Vexierkrug mit durchbrochenem Halse (Abb. 14) der Sinn für derben Spaß, in den Tulpenständern (Abb. 4), die oft zu einer Höhe von einigen Metern emporwachsen, die Blumenliebhaberei der Holländer.



Abb. 14. Vexierkrug. Um 1700.

Die figürliche Plastik, die im XVIII. Jahrhundert im Porzellan sich so glänzend entwickeln sollte, kommt in Delft nicht ganz zu ihrem Recht. Die dickaufliegende Glasur der Fayence gestattet keine feinere Ausführung der Formen. Die menschlichen Figuren haben daher alle etwas Rohes und Ungefüges. Wo sie vorkommen, wirken sie zumeist burlesk, wie die Likörflasche in Gestalt eines Marktweibes (Abb. 7). Darstellungen von antiken Gottheiten muten direkt lächerlich an, dagegen glücken komische Figuren wie die buckelige Alte (Abb. 12). Auch Tiergestalten von ein-



Abb. 15. Bildplatte mit der Darstellung der Heilung des Blinden. Um 1700.

fachen, wenig gegliederten Körperformen kommen gut heraus; sie erscheinen gern als Schmuck von Butterdosen (Abb. 3) oder Pastetenbüchsen.

Doch genügt es nicht, die Delfter Fayence nur äußerlich kennen zu lernen. Gerade hier bedarf es einer tieferen Einsicht in die Eigenschaften des Materials und in die Herstellungstechnik, um das gewordene Erzeugnis zu verstehen — mehr vielleicht als bei anderen Stoffen.

Als Material wurden in Delft dreierlei Tone verwendet. Nur einer davon konnte von holländischem Boden, die anderen beiden mußten weither, von Tournay in Belgien und von den Ufern der Ruhr, geholt werden. Doch wurde jeder Transport durch die reichlichen Wasserverbindungen erleichtert. Die Rohstoffe konnten auf den Grachten direkt in die Fabriken, die damals im südöstlichen Viertel der Stadt gelegen waren, geschafft werden und wurden dort gemischt. Nachdem das Gefäß entweder auf der Töpferscheibe oder aus einer Form hergestellt worden war, wurde es zunächst, um die für die weitere Behandlung nötige Festigkeit zu bekommen, im Ofen gebrannt und dann in den Glasurbrei getaucht, der das die Glasur weiß färbende Zinnoxyd enthielt. Der poröse Ton saugt diesen Brei in einer bestimmten Stärke an sich. Auf diese Glasurschicht kann nun gemalt werden. Allerdings muß der Maler über eine sehr sichere und geübte Hand verfügen, denn die Glasur nimmt jeden Ton in sich auf, sodaß eine Korrektur ausgeschlossen ist. Ist die Malerei fertig, so wird das Gefäß von dem „vloerwerker“ vermittels einer Bürste mit einer zweiten bleihaltigen Glasur bespritzt und dann in starkem Feuer gar gebrannt. Die letzte Schicht entwickelt sich im Brande zu einem glasigen, durchscheinenden Überzug, der den darunterliegenden, in die Zinnglasur eingebrannten Farben lebhaften Glanz verleiht. Nur eine beschränkte Anzahl von Farben vertragen den hohen Garbrand, zunächst und am besten das Blau, dann ein Grün, ein Rot, Gelb und Violettbraun.

Da indessen diese Palette nicht ausreichte, um die schon erwähnten Imariporzellane mit ihrem leuchtenden Rot und Gold zu kopieren, indem das Scharffeuerrot meist einen Stich ins Braun bekam und das Gold sich überhaupt nicht unter der Glasur anbringen ließ, so nahm man zu einem anderen Verfahren seine Zuflucht. Man brannte das Gefäß mit der Zinnglasur vor der Bemalung völlig fertig und malte auf diese Glasur mit Farben, die dann in einem sehr schwachen Brande, dem sogenannten Muffelfeuer, befestigt wurden. Die Bleiglasur ließ sich bei diesem



Abb. 16. Deckelgefäß von Samuel van Eenhorn. Um 1680.

Verfahren nicht anbringen, so daß die über der Glasur dekorierten Porzellane auch jenes schönen Glanzes der Oberfläche entbehren. Diese äußerlich durch ihren größeren Farbenreichtum blendende Technik barg aber in sich den Keim zum Verfall der Fayencekunst. Auf die fertig gebrannte Glasur konnte jeder, der nur den Pinsel zu führen verstand, malen, da die Farben nicht eindrangen, sondern jede beliebige Retouche gestatteten. Die Scharffeuerpalette konnte aber nur der beherrschen, der über eine sichere Hand und schnelle Konzeption gebot.

Delfts Glanzzeit war die zweite Hälfte des XVII. Jahrhunderts. Zahlreiche tüchtige Meister treten mit eigenartigen und kunstvollen Erzeugnissen hervor. Aelbrecht Cornelis de Keiser soll zuerst die Nachahmung der blaubemalten chinesischen Porzellane eingeführt und damit den eigentlichen Stil Delfts begründet haben. Von seiner Hand rührt der Tulpenständer (Abb. 4) her, der sein Monogramm unter dem Boden trägt. Er wurde 1642 Meister.

Die mit der Jahreszahl 1658 bezeichnete Bildplatte (Abb. 6) gilt als Werk des Abraham de Kooge. Er beherrscht die Blaumalerei meisterhaft und weiß mit der einen Farbe reiche Wirkungen zu erzielen, indem er mit kräftigen tiefen, breithingestrichenen Tönen arbeitet, die dem Bilde Modellierung geben. Seine Zeichnung ist sicher, groß und ausdrucksvoll. Abraham de Kooge war 1632 als Maler nach Delft gekommen, wo er sich 1648 mit Pieter Jorve Oosterlaan zum Betrieb einer Fayencefabrik verband.

Ein ganz hervorragender Meister der Blaumalerei war auch Frederick van Frytom, der 1658 zuerst genannt wird. Er ist der Maler der beiden Teller (Abb. 9) mit kleinen, in entzückender Feinheit gemalten Landschaften. Er hat eine besondere Manier zu malen, mit kurzen Strichen und Punkten, und versteht es, die allmählich im Hintergrund verschwimmenden Töne, den Duft der Ferne wiederzugeben. Zwei Platten mit schönen Landschaften von seiner Hand besitzt der deutsche Kaiser, andere befinden sich im Reichsmuseum und in der Sammlung Six in Amsterdam.

Während Samuel van Eenhorn (Abb. 16) die Wege Aelbrechts de Keizer geht, wenden sich dessen Schwiegersohn Jakob und vor allem Adriaen Pynacker der Nachahmung der für den Export geschaffenen Imariware zu, deren Farbenkraft sie vielfach sogar zu übertreffen wissen (Abb. 13). Auch Louwys Fictoor versucht sich in der Nachbildung des bunten ostasiatischen Dekors, bleibt aber innerhalb der Scharffeuerpalette

und erzielt so allerdings nicht exakte Kopien, dafür aber mehr selbständige, dem Fayencecharakter entsprechende Werke von großer Schönheit (Abb. 5). Es gelingt ihm sogar, mit den Mitteln der Scharffeuertechnik selbst jenen heutzutage so hochgeschätzten chinesischen Porzellanen mit schwarzem Grund in der farbigen Wirkung nahezukommen (Abb. 2). Sonst sind Delfter Fayencen mit farbigen Gründen selten. Es kommen auch türkisblaue und braune Fonds vor. Bei der in Abbildung 8 dargestellten Vase mit blauem Grunde ahmt Jan Theunis Dextra den Dekor der Fayencen von Nevers nach.

Alle diese Maler mußten seit dem Jahre 1611 der St. Lukasgilde angehören, die außerdem noch zahlreiche andere Künstler und Handwerker umfaßte, die Maler in Öl, die Glasmaler, Teppichweber, Bildhauer, Etuimacher, Kunstdrucker und Buchhändler, Kupferstich- und Bilderhändler. Nur wer der Gilde angehörte, durfte seine Kunst ausüben. Meister zu werden, war sehr schwierig. Nach sechsjähriger Lehrzeit mußte eine Prüfung bestanden werden. Die Meisterstücke des Drehers waren ein Siruptopf, eine Salatschüssel und ein Salzfaß mit Fuß aus einem Stück; die des Malers sechs große Schüsseln und eine Fruchtschale mit Ornamenten. Außerdem fiel noch jedem die Herstellung und die Dekorierung von dreißig Tellern zu. Wer die Probe nicht bestand, mußte noch anderthalb Jahr weiter lernen. Welche Bedeutung die Fayencefabrikation in Delft besaß, geht daraus hervor, daß von den sechs Meistern, die an der Spitze der St. Lukasgilde standen, jedesmal zwei plateelschilder waren.

Im Laufe des XVIII. Jahrhunderts sank die Fayencekunst in Delft allmählich von ihrer Höhe herab. Zunächst kam die Konkurrenz des durch Johann Friedrich Böttger 1709 erfundenen Porzellans. Man suchte ihr in Delft entgegenzutreten, indem man den Dekor der Meißener Porzellane nachahmte. Indessen noch verhängnisvoller war das Überschwemmen des Marktes mit billigem Steingut durch England gegen Ende des Jahrhunderts. Dieses neue Produkt gab



Abb. 17. Schüssel, Nachbildung eines japanischen Imariporzellans. Um 1700.



Abb. 18. Tabakskasten. Mitte des XVIII. Jahrhunderts.

der Fayenceindustrie Delfts den Todesstoß. Im Jahre 1808 waren nur noch acht Fabriken tätig, 1853 wurde die letzte Fabrik, in der man noch Fayence produzierte, „de drie Klokken“ (Glocken), geschlossen.

Doch rettete sich die Tradition der Fayencekunst in der Person eines alten plateelschilders, namens Cornelis Tulk. Als der Ingenieur Joost Thooft im Jahre 1876 die alte Fabrik „De Porceleyne Fles“ (Flasche) im Oosteinde übernahm, in der seit dem Anfange des XIX. Jahrhunderts Steingut fabriziert worden war, gelang es ihm mit Hilfe Tulks, die alte Kunst zu neuem Leben zu erwecken. Tulk starb im Jahre 1893 im Alter von neunzig Jahren.

Die von Thooft begründete, später unter dem Namen „Joost Thooft & Labouchère“ weitergeführte Fabrik verarbeitet jetzt allerdings fast ausschließlich Steingut, das zuerst gargebrannt, dann bemalt und nach der Bemalung mit einer durchsichtigen Glasur überzogen wird. Schon durch das andersartige Material und die verschiedene Technik erhalten diese neuen Delfter Waren einen besonderen Charakter. Aber auch in der Dekoration sucht man sich von der bloßen Kopie des Alten zu selbständigen Leistungen zu erheben, wie die in der Abbildung 19 dargestellten Vasen zeigen. Als künstlerischer Mitarbeiter steht der Fabrik der Maler A. Le Comte zur Seite,



Abb. 19. Vasen von Thooft & Labouchère. Neuzeit.

die technische Leitung liegt H. A. Mauser ob.

In jüngster Zeit verarbeitet die Fabrik mit großem Erfolge Steinzeug, das bekanntlich nach dem Vorbild der Japaner von der modernen Keramik zum Träger reichen farbigen Schmuckes erhoben worden ist. Da das Steinzeug wegen seiner außerordentlichen Härte sich zum Schmuck von Architekturen, auch an den Außenseiten der Gebäude eignet, scheint ihm noch in dieser Beziehung eine große Zukunft bevorzustehen. J. Thooft & Labouchère dekorieren das Steinzeug sowohl mit farbigen Glasuren wie mit stumpfen farbigen Pasten. Um bei der Herstellung größerer Gemälde das störende Quadratnetz der üblichen Fliesen zu vermeiden, folgt man bei der Zerlegung des Bildes in einzelne kleine Stücke den Konturen der dargestellten Formen. Die Zeichnung erlangt dadurch breite und große Umrisse, vergleichbar den Bleistegen der



Abb. 20. Schüssel, Makkum (Holland). Neuzeit.

bemalten Fenster. Derartige Wanddekorationen hat die Fabrik unter anderen für die Börse in Amsterdam und den Zoologischen Garten in Hamburg ausgeführt. Es ist erfreulich, daß somit Delft seinem alten Ruf als sorgsame Pflegerin der keramischen Künste auch heute noch Ehre macht.

Die alten Delfter Fayencen werden übrigens auch an anderen Stellen mehr oder weniger imitiert, wie in Makkum am Zuidersee (Abbild. 20) und in La Louvière (Abbild. 21) in Belgien, manchmal so geschickt, daß man sich hüten muß, sie mit den Originalen zu verwechseln.

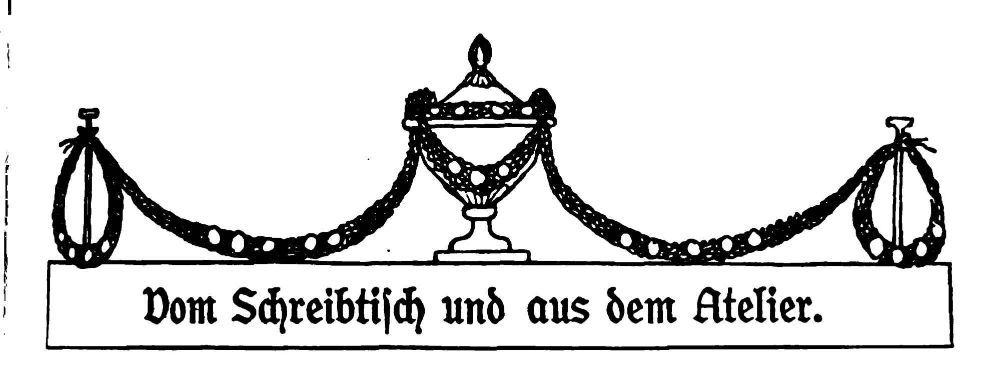


Abb. 21. Melkerin. La Louvière. Neuzeit.

Unechter Lorbeer.

Am Wege sah ich einen Lorbeer sprießen,
Und neben ihm stand, aufgeputzt als „Dame",
Die breite, plumpe Marktfrau, die Reklame,
Bemüht, ihn, Wachstum fördernd, zu begießen.
„Komm," lachte sie, „ich schmücke die Poeten,
Sie würden von der Prosa sonst zertreten."
„Bah," rief ich voll Verachtung, „das Gelichter!
Wer Deinen Lorbeer sucht, der ist kein Dichter."

Alice Freiin von Gaudy.



Studentenjahre 1848–1852.

Erinnerungen von Professor Dr. Oscar Jäger-Bonn.

So angenehm es für den Menschen im Alter ist, seine Vergangenheit in der Erinnerung noch einmal zu durchleben, so wenig hat er das Recht, eine solche Vergangenheit, wenn sie nicht durch ganz besondere Erlebnisse bezeichnet war, vor anderen, geschweige vor einem größeren Leserkreise geschwätzig auszubreiten. Auch ich dürfte ein Recht dieser Art nicht in Anspruch nehmen, mein Leben ist das eines ziemlich gewöhnlichen Sterblichen gewesen. Allein die Generation, der ich angehöre — ich rechne sie von 1830, meinem Geburtsjahr an, — hat in dieser Beziehung eine Art von Privilegium: wir haben, im Jahre 1848 ins Jünglingsalter getreten, die merkwürdigste Epoche in der Entwicklungsgeschichte unserer Nation bis zu ihrem nächsten Abschluß im Jahre 1871 und weiterhin mit vollem Bewußtsein durchlebt, eine Zeit, die an Bedeutsamkeit nur etwa von der Reformationsepoche 1517 bis 1555, von Luthers Thesen bis zum Augsburger Religionsfrieden, erreicht oder übertroffen worden ist. Dadurch ist sich jeder von uns, auch der unbedeutende, gleichsam selbst zu einem historischen Objekt geworden und darf deshalb wohl für eine flüchtige Stunde auf aufmerksame oder zum mindesten nachsichtige Leser rechnen, wenn er schlicht und recht etwas aus seinem Leben erzählt.

Im Herbst 1848 bezog ich die Universität Tübingen, und zwar, da im Lande Württemberg das höhere Lehramt, dem ich mich zu widmen entschlossen war, nur durch die Pforte des theologischen Studiums und Examens zugänglich war, als Zögling des höheren theologischen Seminars, im Lande ohne weiteren Zusatz schlechthin das Stift genannt, zu dem ich mit dreißig Altersgenossen mir die Aufnahme durch ein nicht leichtes Konkurrenzexamen, „Konkurs" genannt, errungen hatte. Nie hat es in deutschen Landen eine für das Geistesleben eines Territoriums mittlerer Größe, eines Staatswesens von etlichen 300 Quadratmeilen und 1½ Millionen Seelen, und mittelbar also für einen weit größeren Kreis einflußreichere Anstalt gegeben als diese eigentümliche Theologen-Erziehungsschule. Mit dem Schicksal des kleinen Landes seit der Reformationszeit, die sie ins Leben gerufen, aufs innigste verwachsen, hatte sie ihm seit drei Jahrhunderten seine Geistlichen, seine Lehrer, auch nicht wenige seiner weltlichen Beamten gegeben: und sie genoß, mit der Kraft mannigfacher, über viele Generationen sich erstreckender Erinnerungen wie unmittelbar dringender materieller Interessen in Leben und Denken zahlloser Familien eingreifend, das Ansehen einer historischen Größe, an der man gelegentlich, wie an allem Großen und namentlich auf schwäbischem Boden, seinen Witz ausließ, die man aber doch als Neuling und Fuchs nicht ohne das heimliche und fast unheimliche Gefühl eines tiefen Respekts und mit hochgespannten Erwartungen betrat. Und in der Tat ein höchst eigentümliches Leben spielte sich in den zahlreichen meist nach dem Neckar zu gerichteten Zimmern des kunstlosen, nur durch seine Masse imponierenden Gebäudes unter den etwa 120 Studierenden aus vier Jahrgängen mit scharfgezogener Altersgrenze, 18—22jährigen, ab. Zwischen je zwei dieser Stuben hatte der betreffende Repetent, der noch vor zwei, drei Jahren selbst Zögling des Stifts gewesen war, sein bescheidenes Zimmer mit drei Türen, doch öffnete er die eine oder die andere der nach den seiner Aufsicht vertrauten Stuben gehenden nur äußerst selten, etwa wo nach gebotener Ruhezeit die Gespräche nicht abreißen wollten oder zu laut geführt wurden. Die Hausordnung, der „Lebenswandel", wie das Rotwelsch des Stifts das nannte, war nicht streng. Er begann morgens sechs, im Winter um sieben Uhr: wenn die Stiftsglocke ertönte, wurde es in den Schlafkammern unter ihren je sechs oder sieben Insassen lebendig, jedoch wurde noch besonders durch einen der Aufwärter geweckt, der nach zehn Minuten zum letzten und allerletzten Male wiederkam. Dann stürzte alles in dürftiger Toilette, die auch in den wohlgeheizten Arbeitsstuben von den meisten zunächst nur wenig ergänzt wurde, heraus, weil man sonst einer „Note" sicher war, die, zu ihren bei vielen Gelegenheiten sich einstellenden Schwestern gesellt, verdrießliche Folgen haben konnte. Die älteren Jahrgänge verfehlten übrigens nicht, die Füchse sogleich auf die humane Einrichtung aufmerksam zu machen, kraft deren man einmal in der Woche der lästigen Pflicht ordnungsmäßig frühen Aufstehens sich entziehen könnte. In solchem Falle genügte es, vor

zehn Uhr vor dem Repetenten zu erscheinen und die Formel auszusprechen: ‚Herr Repetent, ich bitte um Entschuldigung wegen der Schlafkammer.‘ Der gemeinsame Waschtisch vereinigte dann auf kurze Zeit die Stubengenossen, alsdann zog sich jeder in seine Zelle zurück, die aus Arbeitspult, Tisch und Bücherständer bestand und durch einen übrigens eigentlich verbotenen Vorhang primitiver Art, nebst einer spanischen Wand von der Nachbarzelle geschieden war Man bereitete sich seinen Kaffee und erteilte dem Bedienten, deren je zwei Zimmer einen zur Verfügung hatten und der alle zwei Stunden Umfrage hielt, seine Weisungen. Diese „Stiftsknechte“, die sich aus der ländlichen Bevölkerung Tübingens und seiner Umgegend rekrutierten, bildeten, in einer Parterrestube kollegialisch vereinigt, die unterste Schicht in diesem eigentümlichen Staate, wie das Kollegium der Repetenten dessen oberste; sie nahmen aber auch an der geistigen Luft, die hier wehte, insofern Anteil, als sie von einem Kandidaten wöchentlich ein paar Stunden Unterricht — Fortbildungsunterricht würde man es heute nennen — erhielten. Es ward nun still in den Zimmern, die Tabakspfeifen — auch sie eigentlich verboten, weshalb man sie, so oft der Hausmeister, unehrerbietig Hausdachs genannt, erschien, aus dem Munde nahm — wurden gestopft, und eine ernsthafte Arbeit begann, früher oder später unterbrochen durch einen Gang ins Kolleg oder einen sonstigen selbständigen Gang in die Stadt, dessen Zeitdauer aber — eine halbe Stunde — durch den Aufseher am Tor sorgfältig kontrolliert wurde. Eine Überschreitung kostete eine Note. Das Mittagessen wurde in einem großen Speisesaal an einer langen Tischreihe, die später vernünftigerweise in eine Anzahl einzelner Tische zu je acht Genossen aufgelöst wurde, eingenommen, die Zöglinge des ältesten Jahrgangs obenan: sie hatten den nicht zu unterschätzenden Vorzug, daß der Diener sie zuerst erreichte, der zweimal während des Mahles die Tafel mit einer Platte abschritt, auf der sich einige zur Verbesserung des übrigens bei damaliger Lebenshaltung ganz genügenden Mittagsmahls bestimmte Zugaben befanden, Zugaben, die zu sehr mäßigem Preis feil waren. Auch konnte, wer Lust hatte, hier ein großes Glas „Stiftswein“ von unglaublicher Billigkeit und entsprechender Säure erstehen. Wer zu spät kam, setzte sich unten an. Der Repetent, der die Woche hatte, der Wöchner genannt, schritt im Frack, gemessenen Schritts, während des Mahles im Saal auf und ab, um sich erst nach dessen Beendigung seinen oben an besonderem Tisch unter etwas günstigeren Bedingungen tafelnden Kollegen zuzugesellen. Das Mahl dauerte nicht lange, war aber durch lebhaftes Gespräch nicht allein, sondern auch dadurch belebt, daß hier der Aufseher vom Tore die Strafnoten insinuierte: „Herr Meyer eine Note wegen der Schlafkammer“, „Herr Schmidt eine Note wegen Versäumens der Repetitionsstunde“ usw. Sie wurden früher auf lateinisch gegeben, und ihr monumentales Latein lebte noch in der Erinnerung — ‚quatuor ob barbam‘, vier Noten wegen (damals noch sehr) ungeistlicher und reglementswidriger Unterlassung rechtzeitigen Rasierens; zwei und mehr Noten in wohlbemessener Abstufung ‚ob suspicionem crapulae‘, ‚ob crapulam‘, ‚ob crapulam enormem‘. Die letzteren Verfehlungen wurden etwa beim Abendappell im Speisesaal entdeckt, wurden aber vor dem rasch vorüberschreitenden Repetenten leicht versteckt, wenn sie nicht den Enormisgrad erreicht hatten. Bedenklicher war, wenn man sich, von einem Ausflug um zehn Uhr zurückgekehrt, hoch oben auf der Repetentenstube bei dem wachhabenden Repetenten melden mußte und dieser, wo er Verdacht, ‚suspicionem crapulae‘ hegte, den sich Meldenden einem altertümlich einfachen Gottesurteil unterwarf: er forderte ihn auf, das Zimmer zu durchschreiten und dabei genau den, den Fußboden in der Mitte durchschneidenden Spalt innezuhalten.

Von zehn Uhr an mußte auf den Stuben und in den Gängen Ruhe herrschen, doch verlängerten sich, da es in einem solchen Gebäude nicht an Schlupfwinkeln fehlen konnte, die Gespräche, und zwar Gespräche sehr ernsthafter Art oft bis Mitternacht, und es muß gesagt werden, daß ein guter Teil philosophischer und theologischer Durchbildung bei nicht wenigen von uns sich gerade in solchen nächtlichen Disputen vollzog. Der besondere Vorzug dieses Zusammenlebens lag darin, daß das Studium — und sehr mannigfaltige Studien, nicht bloß theologische und philosophische wurden hier getrieben — und mit ihm das ganze geistige Leben in beständigem Flusse war, die verschiedensten Persönlichkeiten mit ihrer besten Habe sich gegeneinander öffneten und mitteilten. Und nicht bloß die Persönlichkeiten unterschieden sich, sondern auch die Zimmer, die ihre eigene Geschichte und ihren eigenen Charakter hatten und ihn, obwohl ihre Bewohnerschaft mindestens alljährlich durch Ausscheidende und Neueintretende sich modifizierte, oft Generationen lang bewahrten. Es gab solche, die jahrzehntelang einer der beiden Hauptverbindungen, die seit lange im Stift walteten, wie erb- und eigentümlich angehörten; andere neutrale, von lauter Nichtverbindungsstudenten bewohnte; andere gemischte. Vier Treppen hoch oben nach dem oberen Ausgang des Stifts hin aber lag Luginsland, der abgeschiedene, von den weltlicher Gesinnten gemiedene Sitz der Strengen, der „Pietisten“, die auch ihrerseits ein Sonderleben für sich führten. Jede dieser Arbeitsstuben besaß ihre Überlieferungen, und nicht wenige Anekdoten von den berühmten Männern, die sie vor längerer oder kürzerer Zeit bewohnt hatten, von Hölderlin, Schelling, Hegel, Strauß, Mörike und vielen jetzt mehr oder weniger verschollenen württembergischen Lokalberühmtheiten hafteten an ihren Wänden. So wurde in unserer Stube, Jerusalem genannt, dies und jenes von Hegel erzählt, der sie im Anfang der 90er Jahre des XVIII. Jahrhunderts bewohnt hatte. Eine, die man weder bei Rosenkranz im Leben Hegels, noch in der schönen Schrift von J. Klaiber: Hölderlin, Schelling und Hegel in ihren Jugendjahren (Stuttgart, 1877) finden wird, soll der Welt nicht vorenthalten bleiben. Sein Stubenältester oder Senior war ein braver und solider Kandidat, der später als Landpfarrer nach wohlvollbrachtem Leben ohne Anspruch auf die Unsterblichkeit seines Namens gestorben ist. Der spätere große Philosoph aber wandelte damals

nicht nur in den höchsten Regionen des Geistes, sondern kam zuweilen — öfter als seinem Senior gefallen konnte — in einem Zustand nach dem gemeinsamen Zimmer zurück, in dem er jenes Erdale auf dem Repetentenzimmer nicht hätte wagen können. Als dies eines Abends nach kurzem Zwischenraum wieder geschah, empfing ihn der Senior mit dem unwilligen Anruf: „O Hegel, Du säufst Dir gewiß Dein bißle Verstand vollends ab.“ Im übrigen möchte ich bei diesem letzten Kapitel nicht verweilen. Das Trinken spielte im Vergleich zu der hierin in der Tat etwas besseren Gegenwart eine breite und unschöne Rolle, und mancher nachher sehr nüchterne Mann und Erzieher hätte Ursache gehabt, von sich zu bekennen, was der heilige Augustinus in seinen Konfessionen auf lateinisch sagt, — daß Trunksucht zwar ferne von ihm sei und Gott Erbarmen mit ihm haben werde, daß sie ihm nicht nahe komme: „ein Rausch aber hat doch zuweilen Deinen Diener schleichend überkommen“, crapula autem nonnunquam subrepsit servo tuo.

Indessen das Studium blieb, wenige Ausnahmen abgerechnet, doch bei allen die große Hauptsache und wurde auch von den meisten sehr ernsthaft genommen. Ein altes Herkommen, das uns aber, soviel mir erinnerlich, nie in irgendeiner amtlichen Form bekannt gegeben wurde, forderte, ehe man zur eigentlichen Theologie überging, ein noch überwiegend philologisches und zwei philosophische Semester, in denen Logik, Psychologie, Geschichte der Philosophie, Metaphysik, Religionsphilosophie die Hauptkollegien bildeten. Einige hörten daneben Vorlesungen über einzelne alt- und neutestamentliche Schriften, andere nach Neigung dieses und jenes, Physik, populäre Astronomie oder Anatomie u. a. Das philosophische Studium wurde durch entsprechende Lektüre ergänzt. Die von den Älteren an die Jüngeren weiter gegebene Tradition verlangte z. B. im zweiten Semester höchst unvernünftiger Weise Kants Kritik der reinen Vernunft, bei deren Studium nur die wenigen eigentlich philosophischen Köpfe, zu denen ich nicht gehörte, den ganzen Weg zurückzulegen die Ausdauer hatten. So wenig Einzelnes aber den meisten blieb, die strenge Gedankenarbeit, die Rechtfertigung des Denkens vor sich selbst, die Unerbittlichkeit des kategorischen Imperativs trug doch ihre Frucht, zeitigte den Trieb und Drang in die Tiefe bis zum letzten den Menschen erreichbaren Grunde. Und sehr ernst hatte sich, seit 1835 Strauß' Leben Jesu aus diesem selben Stift hervorgegangen war, das theologische Studium gestaltet. In vielen hatte ein schweres inneres Ringen und Kämpfen angesetzt, das ihrem ferneren Leben einen tiefernsten Hintergrund gab, bei einigen mit schroffem Übergang zur strenggläubigen Richtung und harter Unduldsamkeit führte, bei den meisten doch mit einer milden Vermittlung und Verschmelzung von Kirchenglauben und Wissenschaft endigte, bei keinem aber die blasierte Gleichgültigkeit aufkommen ließ, mit der heute in der gebildeten Welt so viele sich selbst betrügen.

Derselbe Gegensatz also, der jetzt wieder so lebhaft und allgemeiner als damals die Welt bewegt, und der auf protestantischem Boden ausgetragen werden muß, beherrschte unser theologisches Studium, nachdem die philosophischen Semester hinter uns lagen. Ich muß hier doch einiger der bedeutendsten unserer Lehrer gedenken. Unter den Philosophen war der wirksamste ein Mann, dessen Namen ich später kaum mehr nennen hörte, Reif, ein vorzüglicher Lehrer, der das Geheimnis der Lehrkunst besaß, zu seinen 50, 60 Zuhörern so zu sprechen, daß jeder die Empfindung hatte, als wäre er unmittelbar angeredet, ein Mann, neben dem der jüngere Fichte und ein tiefgründiger, aber in seiner abstrusen Ausdrucksweise uns unverständlicher Geist, Karl Planck, nur eine bescheidene Rolle spielten. Unter den Theologen ragte die mächtige Gestalt des Führers der gefürchteten „Tübinger Schule“, Christian Ferdinand Baur hervor, dessen Persönlichkeit neben der seines Antipoden, des Theosophen Tobias Beck, uns am meisten imponierte. Jener, damals im vollen Zuge seiner kirchen- und dogmengeschichtlichen Arbeiten, Hegelianer, von einer riesigen Arbeitskraft und von entsprechendem Umfang durchgearbeiteten Wissens, war uns die sichtbare Verkörperung wissenschaftlichen Ernstes. Sein Vortrag gestaltete sich ohne alle rednerischen Mittel nur durch innere Gediegenheit fesselnd: ruhig, ohne aufzublicken, das nachdrucksvolle Wort nur zuweilen mit einer etwas linkischen Geste des leicht erhobenen rechten Armes begleitend, sprach er, über sein Heft gebeugt, vom Katheder. Ganz seiner Forschung lebend, kannte er außer kurzen Spaziergängen und einem Kränzchen mit einer auserwählten Gesellschaft aus verschiedenen Fakultäten, an dem auch Uhland regelmäßig teilnahm, keinerlei Erholung. Wie dieser war auch Baur ohne gesellschaftliche Initiative: fast verlegen, in jedem Fall um Worte verlegen, wenn ihn einer seiner Zuhörer mit dem Gefühl des Schülers im Faust besuchte. Von seiner Lebensordnung berichtete eine ziemlich glaubhafte Legende, daß er um zehn Uhr schlafen zu gehen, um zwölf Uhr aber wieder aufzuwachen pflegte, dann bis gegen ein Uhr das damalige Leib- und Hofblatt der gebildeten schwäbischen Welt, die Augsburger Allgemeine Zeitung läse, hierauf seinen Schlaf wieder aufnähme, und bis fünf oder gar nur vier Uhr fortsetze, worauf er sich zu seiner Tagesarbeit erhöbe. Im Winter arbeitete er im ungeheizten Zimmer in einen Pelzschlafrock gehüllt, bis um $^1/_2$7 die Magd erschien, um das damals weniger einfach als heute sich vollziehende Einheizgeschäft zu besorgen. Wir lernten ihn als eines der drei Mitglieder des Inspektorats, der höchsten, für gewöhnlich in den Wolken verschwindenden Spitze der Stiftshierarchie, auch amtlich einmal näher kennen, als er nach dem Tode des regierenden Ephorus als Vertreter längere Zeit unmittelbar das Regiment in unserem Staate führte. Niemals, weder früher noch später, habe ich die stille Wirkung einer mächtigen Persönlichkeit eindrucksvoller gespürt. Man sah und hörte nichts von Regierung, und doch ging alles in unserem merkwürdigen Organismus von Repetenten, Stiftlern, Aufwärtern, Aufsehern, Hausmeistern, Bedienten, wie von selbst — kein Exzeß, kein Konflikt, so gut wie keine Bestrafung gab es während der ganzen Zeit.

Dies ward anders unter dem Nachfolger, dem späteren Domprediger in Berlin, Wilhelm Hofmann, der mit lebhaftem Temperament und viel Reformgeräusch regierte. Der hochbegabte, welterfahrene Mann war für uns aus grobem schwäbischem Holz geschnitzte Jünglinge zu fein; in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, die er, wie uns schien, etwas leicht nahm, gab er sich der schweren Rüstung Baurs gegenüber, an die wir gewöhnt waren, Blößen, dagegen imponierte er uns sehr als Kanzelredner. Er begann stockend, mit dem Ausdruck ringend, und als wir ihn zum ersten Male hörten, sahen wir uns fragend an, ob das der berühmte Kanzelredner sein sollte? Aber mit jeder Minute floß die Rede heller, stärker, unwiderstehlicher, und binnen kurzem hatte er seine Zuhörer so völlig im Banne, daß es schlechterdings unmöglich war nicht aufzumerken. Man hätte ihm, wenn er schloß, gern noch stundenlang zugehört. Während Baur und Beck, schlechthin auseinanderstrebend und geschieden in ihrer geistigen Richtung und Wirksamkeit, persönlich sich sehr gut verstanden und achteten, lieh Beck, eine sehr ernste, strenge, fast herbe Natur, seiner Abneigung gegen Hofmann, der von seinem Verkehr mit den Großen dieser Erde zu erzählen liebte und den er, durchaus ein Mann des Volks und fast bis zum Asketischen schlicht, deshalb als einen „Hoftheologen" betrachtete, auch in seinen Kollegien fast unverholenen Ausdruck. Er selbst, Beck, gab sich ohne rechts oder links zu blicken, und, wie uns wohl mit Recht schien, im Gegensatz zu dem Historiker Baur ganz ohne geschichtlichen Sinn, dem Bibelworte gefangen, das bei ihm nicht bloß auf der Kanzel, sondern auch in der nüchterneren Form des Kathedervortrags durch tiefgründige Auslegung wie durch des Lehrenden in sich geschlossene kraftvolle Persönlichkeit in der Tat zum Lebensworte wurde. Ich habe wenig bei ihm gehört und in seine Schriften konnte ich mich nicht hineinfinden und hineinleben, da mich meine früh allem Geschichtlichen zugewendete innerste Natur und Neigung zu der Baurschen Auffassungsweise hinzog. Ich hatte auch nicht vor, mich dem geistlichen Amte zu widmen, für das ich mich nicht geeignet wußte. Aber ich fühlte mich doch, als ich später als Lehrer und Direktor an unseren Morgenandachten tätigen Anteil zu nehmen hatte, dem bedeutenden Manne zu Danke verpflichtet. Er hatte mir in jenen wenigen Stunden wenigstens den Weg gewiesen, und ich hatte gemerkt, wie biblische Stellen gefaßt werden müssen, um in kurzer Betrachtung oder freiem Gebet auf eine Schulgemeinde zu wirken. Auch für einen mittleren Standpunkt war gut gesorgt durch den grundgelehrten, weitherzigen, dabei fast übergewissenhaften Landerer, der in zwei vollen und anderthalb Übersemestern Dogmatik las. Seine Methode, in einer bis ins Doppelte griechische αα und selbst bis ins hebräische Alphabet greifenden Gliederung das System aufzubauen, und dabei stets, nachdem er unter a und b die sich gegenüberstehenden Extreme vorgeführt und dann unter c mit der häufig wiederholten Bemerkung, daß die Wahrheit in der Mitte liege, aus ihnen ein Mittleres zurecht zu machen — seine Methode wurde zum Gaudium des ganzen Stifts von einem witzigen Zuhörer verspottet, der einer wohlgetroffenen Karikaturzeichnung, die den wackeren Lehrer auf dem Katheder ziemlich lebenswahr darstellte, die boshafte Umschrift anfügte: aa) es gibt einen Gott, bb) es gibt keinen Gott, cc) die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Der überaus gutmütige Mann war selbst der erste, der über diese Satire herzlich lachte. Wer aber die Geduld hatte, regelmäßig nachzuschreiben, besaß in seinem Heft in der Tat ein unerschöpfliches Repertorium theologischen Wissens.

Neben den wenigen obligatorischen Kollegien, deren wirklicher Besuch übrigens in keiner Weise kontrolliert wurde, konnte man mit völlig freier Auswahl andere hören, von denen in unserem Kreise hauptsächlich die von Fr. Th. Vischer über ästhetische und literarhistorische Gebiete besucht wurden. Vischer war unter allen damaligen Dozenten der dem Gros der Studenten am meisten nahestehende und anregendste akademische Lehrer, dessen Bonmots, aus den Vorlesungen heimgebracht, alsbald einen weiten Kreis von Lachern und Bewunderern fanden: ein geistvoller, ebenso vielseitiger, wie in seinem Fache gründlicher Gelehrter, beredter, vortrefflicher Gesellschafter und liebenswürdiger Erzähler, ohne Ziererei bemüht, auch in seiner äußeren Erscheinung, seiner Kleidung, nicht gegen die Ästhetik zu verstoßen, weshalb ihm auch die im Stift nachsichtig geduldete, ja selbst mit einer gewissen Geflissentlichkeit gepflegte Salopperie ein Greuel war. Für mein besonderes Arbeitsfeld, Geschichte und Philologie, war nicht so gut gesorgt. Es gab noch kein historisches Seminar und keine Spezialkollegien, es war noch die Zeit der Weltgeschichten, in Tübingen durch den jetzt vergessenen Professor Haug vertreten, der eine sehr gute, aber nach zwei Semestern im Sande verrinnende Universalgeschichte durch einen äußerst mangelhaften Vortrag fast unwirksam machte. Suchte man ihn etwa — es kam selten genug vor — guten Rats bedürftig auf, so gab er nicht undeutlich zu fühlen, daß solch ein Besuch nicht ihm zu Danke geschähe. Für das klassische Altertum waren S. W. Teuffel und A. Schwegler da: auch sie hatten Zuhörer genug, aber sehr wenige oder keine eigentlichen Schüler, und Schwegler war allzusehr Gelehrter, um ein wirksamer Lehrer zu sein. Man sah ihn nur auf dem Katheder oder wenn er zwischen eins und zwei nach alter Stiftler Weise auf dem Chausseewege nach dem nahen Lustnau, dem Korso von Tübingen, spazieren rannte, um dann sobald als möglich zu seiner Arbeit, der römischen Geschichte, zurückzukehren. Inmitten dieser Arbeit raffte dann, wie der Blitz die Eiche fällt, den kraftvoll gesunden Mann, der nie eine Stunde krank gewesen, ein tragischer Tod hinweg; man fand eines Morgens den eben Heimgekehrten von einem Nervenschlag hingestreckt am Boden liegen.

Ich kann nicht sagen, daß ich zu einem dieser oder der übrigen Professoren oder der Repetenten, von denen eine ganze Anzahl sich später einen bedeutenden Namen machte, in das Verhältnis eines Schülers getreten wäre, und der Mangel an wirklicher, namentlich philologischer und historischer Schulung ist mir, wie

ich mit einiger Reue und einen Anflug von Scham bekenne, meiner Lebtage nachgegangen. Ich war aber immer fleißig, vielleicht besser gesagt, nie müßig gewesen und früh, da mir musikalische oder anderweitige künstlerische Begabung abging, von der Lesewut befallen, der ich mit ungezügelter Leidenschaft frönte. Der Tag wurde zwischen mäßigem Kollegienbesuch, notdürftigen theologischen Studien und dieser Leserei mit Exzerpierarbeit geteilt, und diese erhielt dabei den Löwenanteil. Sie richtete sich hauptsächlich auf die griechischen Klassiker und wessen ich von den bedeutendsten damaligen deutschen, englischen oder französischen Geschichtswerken habhaft werden konnte — und auf was nicht sonst alles: denn auch im Wissensdurst kennt die Jugend kein Maß.

Einen eigentümlichen Charakter aber erhielt mein und meiner Altersgenossen Universitätsstudium dadurch, daß seine Zeit, 1848—1852, zusammenfiel mit der gewaltigen politischen Krisis, die in jener Mitte des XIX. Jahrhunderts das ganze europäische Leben erfaßte und dessen gründliche Umgestaltung teils bewirkte, teils vorbereitete.

Von dem Deutschland des Frühlings 1848 kann sich in der Tat, wer es nicht erlebt hat, schwer eine Vorstellung machen. Uns Jungen war es in jenen Märztagen, die dem Februarereignis in Frankreich folgten, als vernähmen wir die Posaune des Weltgerichts, um die deutsche Nation aus langem Schlafe zu einem neuen großartigen Leben der Freiheit und der Macht zu rufen. Wie alle Welt in jenem Sommer, berieten auch wir Stuttgarter Gymnasiasten mehrere Abende hindurch in der freigebig unserem knabenhaften Parlament eingeräumten Aula über die besonderen Aufgaben, die die neue Zeit uns, der achten, neunten und zehnten Klasse des Eberhard-Ludwigsgymnasiums stellte, und faßten den bedeutungsvollen Entschluß, künftighin nur noch militärisch zu grüßen, sowie auch eine Kompanie Fußvolks zu bilden. Zunächst mit unschädlichem Holzgewehr ausgerüstet, aber alsbald einzuexerzieren, sei sie berechtigt, auch Anteil an der rasch improvisierten Volksbewaffnung, Bürgerwehr genannt, und an der Verteidigung des übrigens noch von keinem sichtbaren Feinde bedrohten Vaterlands zu fordern. Ähnliches ereignete sich überall, und auch das Tübinger Stift, in das wir im Herbst eintraten, war nicht unberührt geblieben von dem Sturm, der in die Zeit gefahren — wie eine der damals beliebten Phrasen lautete. In der Tat lebte man auch dort eine Zeitlang in einer verkehrten Welt, von der uns alsbald sprechende Züge mitgeteilt wurden: Füchse des zweiten Semesters, die eine von zwei berühmten ordentlichen Professoren gebildete Patrouille führten; der gefürchtete Aufseher am Tor, von einem der vielen Verbrüderungsabende heimkehrend, zwischen zwei ihn stützenden Kandidaten des letzten Semesters, denen gleich ihm der junge Traum der Freiheit sich in zu viel Bier umgesetzt hatte, in beklagenswertem Zustand den steilen Abhang von der Neckarhalde zum Eingang des Stifts, den sogenannten Stiftsbuckel hinabkollernd: Versammlungen des wie überall über Nacht souverän gewordenen Volkes der Stiftsinsassen, das dem herbeibeschiedenen Ephorus — „Silentium! Der Herr Ephorus hat das Wort" — seine sehr radikalen Wünsche betreffs der Hausordnung vortrug. Und auch das Stift hatte sich an dem glorreichen Kriegszug beteiligt, der an einem schönen Märztage fast die gesamte Studentenschaft nach dem nahen Rottenburg führte, um dort oder in der Nähe entweder zu siegen, oder, wahrscheinlicher, einen rühmlichen Tod für das Vaterland zu finden. Es war in der Tat an dem. Es hatte sich nämlich, in Wiederholung und möglicherweise Nachahmung eines Vorgangs aus dem Jahre 1789 das Gerücht verbreitet, daß große Scharen bewaffneten französischen Gesindels über den Rhein gebrochen wären und alles mit Feuer und Schwert verwüsteten; sie wären bereits bis in die Nähe von Rottenburg — denn mit der Geographie fand man sich leicht ab — vorgedrungen. Wirklich scheuchte dies Gespenst, der aufgestörten und meisterlos schweifenden Phantasie entsprungen, schon zahlreiche flüchtende Familien vor sich her. Der waffenrüstigen Jugend aber ziemte solches Flüchten nicht. Ein würdiger Greis unter den Professoren — ein ehemaliger Lützower, wie die Legende sagte — hielt vom Balkon des Universitätsgebäudes herab eine flammende Rede, und unter den Befehlen des Universitätsstallmeisters rückte, mit mancherlei Gewehr des Zufalls bewaffnet, die Studentenschaft nach der zwei Stunden entfernten Bischofsstadt Rottenburg, dem Feinde entgegen, um dann am folgenden Tage, da von diesem in Wahrheit nicht vorhandenen Feinde mit keiner Liebe etwas zu erspähen war, ruhmlos aber nicht ungelabt wieder in ihre Musenstadt zurückzukehren, die sich ihrerseits ohne Not geängstigt hatte. Diese ersten Fieberanfälle gingen vorüber, aber die politische Erregung erhielt von Zeit zu Zeit immer wieder durch die Ereignisse Nahrung, und das Feuer flackerte von neuem auf. Es war ein „Studentenbanner" organisiert, oberflächlich uniformiert, auch nach und nach mit Musketen ausgerüstet worden, wie auch ich eine trug, ehe ich zur Würde eines der vier Tambours emporstieg, wozu mich eine von früher Jugend auf zu nicht geringer Belästigung meiner Nachbarschaft geübte Geschicklichkeit in der Kunst des Trommelns befähigte. Die Sache kam aber bald in Rückgang, bis sie noch einmal auflebte, als nach der Einnahme Wiens im November 1848 einige von dort flüchtige Studenten, die ernsthaftes Pulver gerochen hatten, auf dem Platze erschienen und wieder einigen Schwung in die allgemeine Unternehmungslust brachten. Unter der Führung eines solchen Wieners habe ich auch bei einer Übung eine letzte Heldentat, die Erstürmung der Steinlachbrücke durch unsern mit guten Musketen bewaffneten Zug mitgemacht, der dann den Feind, dessen Waffen nur aus ausrangierten Karabinern bestanden, mit kühner Schwenkung nach dem Neckar hin drängte. Dort blieb den armen Schelmen zwischen unsern Bajonetten und dem Fluß nichts übrig, als auf den Ruf unseres Wiener Hauptmanns: „Ergebt Euch, ergebt Euch", ihre Karabiner zu strecken, worauf jeder von uns seinen Gefangenen nach dem Hauptquartier, einem nahen Turnschuppen, ablieferte.

Die Fertigstellung der Reichsverfassung führte schließlich im Mai 1849 noch einmal ein Auf-

leuchten des patriotischen Geistes und eine ernste Krisis für das württembergische Land herbei, das seinen König zur Annahme der Reichsverfassung mit einem Hohenzollern als Kaiser zwang. In der Pfalz und in Baden erhob sich der Aufstand zur Durchführung der vom Parlamente beschlossenen Reichsverfassung, und auch für unser Tübingen kamen noch einige ernsthafte Tage. Die Bürgerwehr, mit ihr unser sehr zusammengeschmolzenes Studentenbanner, hielt eine bewaffnete Versammlung in dem Hofe des alten Schlosses der Grafen von Tübingen und beschloß in der großen Mehrheit ihrer Kompanien oder Gruppen den Anschluß an die Insurrektion und den Ausmarsch, sobald der „Landesausschuß der Volksvereine", eine Art revolutionärer Nebenregierung nach dem Muster der Jakobinerklubs, dazu aufrief. Unser Banner, das in seiner Mehrheit konstitutionell gesinnt und sehr viel konservativer gestimmt war als das wildgewordene Tübinger Philistertum, lehnte dies ab, was zu großem Schimpfen, nicht aber, wie einige radikale Haufen wollten, zu seiner gewaltsamen Entwaffnung und Niedermetzlung führte. Mittlerweile war der Aufstand im Nachbarlande in ein kritisches Stadium getreten. Einzelne, ein paar Wildfänge und einige edle patriotische Schwärmer und ehrliche Anhänger des neuen Rechtsbodens der vom Parlament beschlossenen Reichsverfassung verließen heimlich das Stift und zogen der Streitmacht der badischen Insurgenten zu. Das ganze Stift aber war wie vom Blitz gerührt, als es an einem Morgen die Kunde vernahm, daß in der Nacht auch der bis vor kurzem noch loyalste seiner Bürger, Albert Schäffle, den Weg nach Baden genommen hätte. Er war mein Stubengenosse im niederen Seminar Schönthal gewesen und gehörte in Tübingen kurze Zeit unsrer Verbindung an; weder zu den Wildfängen noch zu den patriotischen Enthusiasten gehörte dieser klare und kühle Kopf, der, stets mit kaltem Verstande rechnend, mit eisernem Fleiß sich ein ganz außergewöhnliches Wissen angeeignet hatte, keinen zum Feinde, aber auch niemand zum Freunde hatte: von politischem Radikalismus hatte man niemals etwas an ihm bemerkt. Er erzählt die Geschichte seiner Flucht selbst in seinen eben erschienenen Denkwürdigkeiten: trotz dem, was ich dort gelesen, ist mir die Sache ein psychologisches Rätsel geblieben.

Dem eigentlichen Studium kam natürlich der stürmische Charakter dieser an kühnsten vaterländischen Hoffnungen und herbsten Enttäuschungen reichen Zeit nicht zugute, wohl aber gab er dieser Studentenzeit und so bei den meisten dem ganzen ferneren Leben einen sehr ernsten Hintergrund. Was sie durchlebt hatten, pflanzte in ihnen unausrottbar das Bewußtsein, daß dieses ihr Leben unmittelbar verknüpft war mit dem der Nation — man war in sturmbewegter Zeit, man mochte wollen oder nicht, zum Politiker und Patrioten geworden. Die Politik, nach und nach sehr realistisch andringend, bildete während der vier Jahre meines Studiums ein sehr wesentliches Moment in dem geistigen Leben, das ohnehin in diesem eigentümlichen Organismus des Stifts in beständiger lebhafter Bewegung war. Was der einzelne in den Hörsälen gelernt oder im Buche durchgearbeitet, was er in den herkömmlichen Veranstaltungen, den Repetitionen in den jüngeren, den theologischen loci im Kandidatensemester, gewonnen, was er in Predigten und Katechisationen als kritischer Zeuge gehört oder selbst erlebt hatte, das bildete vielfach und in allen möglichen Mischungen den Gegenstand der zahllosen Gespräche und Dispute unter dieser durch zwei oder damals noch drei Landesprüfungen und regelmäßige Semesterprüfungen durchgesiebten Jugend, auf diesem vom Geist so vieler Generationen durchtränkten Boden, auf den Zimmern, den Spaziergängen, der Kneipe. Der wissenschaftliche Geist aber — befremdlich zu sagen — wurde nicht zum wenigsten lebendig gehalten und fruchtbar gemacht durch das Verbindungswesen. Es gab deren damals im Stift neben mehreren kleineren Gruppen zwei größere, eine burschenschaftliche, im Rufe größerer Solidität und Wissenschaftlichkeit stehende, nach ihrem ursprünglichen Gesellschaftslokal die Königsgesellschaft genannt, mit roten — und eine freiere mit weißen Mützen, Verbindungen die sich gelegentlich und aus nicht gewichtigeren Gründen wie die Grünen und die Blauen im Zirkus von Byzanz befehdeten, im allgemeinen aber mindestens zu meiner Zeit ganz gut miteinander auskamen. Diese Verbindungen, durch einige wenige „Stadtstudenten" verstärkt, bildeten kleine Staaten von 30 bis höchstens 40 Köpfen oder Seelen, in denen auf die Dauer doch nicht die flachen Köpfe und oberflächlichen Talente obenauf waren, sondern die wirkliche Bedeutung der Persönlichkeit sich mit Entschiedenheit geltend machte: das rednerische, das wissenschaftliche, das organisatorische Talent machte hier am Phantom, wie die Mediziner sagen, seine Schulübungen. Von Aufsichts wegen wurde diesen Verbindungen nichts in den Weg gelegt. Nur die rote Mütze mußte auf dem Weg zum Tor durch einen schwarzen Überzug verdeckt werden, der aber, nachdem das Fenster mit dem notierenden Aufseher dahinter passiert war, alsbald wieder abgenommen wurde. Auch das Rauchen war ja bis zum Tor verboten, nicht aber, eine brennende Pfeife in der Hand zu halten, die dann jenseits der Grenze alsbald wieder in Gang gesetzt wurde.

Die Hervorragendsten in der Verbindung, der ich angehörte, der mit den roten Mützen, waren der jüngst in Tübingen verstorbene Staatsrat und Professor der Philosophie Christof Sigwart und der zuletzt in Berlin wirkende Historiker Julius Weizsäcker. Beide sind in ihrer Sphäre sehr bemerkte und bedeutende Männer geworden, wenn auch das Leben ihnen nicht alles gewährt hat, was unsere kameradschaftliche Bewunderung sich von ihnen versprach. Sigwart, schon seit seinem dreizehnten Jahr, wo er im Landexamen unter den 80 oder 90 Mitbewerbern aus dem ganzen Lande der erste, und zwar mit weitem Vorsprung vor dem nächstbesten war, eine württembergische Zelebrität, war von beispiellos glücklicher und vielseitiger, fast allseitiger Begabung. Mathematik und Philologie, Theologie und Philosophie, alles, was er in die Hand nahm, bewältigte er spielend und war dabei guter Zeichner, sowie handfertiger Praktiker von man-

cherlei Künsten. Namentlich wir Verbindungsbrüder, denen aber der durchaus natürliche, ruhige und klarverständige Genosse durch seine Überlegenheit nur imponierte, nicht beschwerlich fiel, sahen in ihm einen künftigen Leibniz oder Aristoteles. Gescheiter, sagten wir uns heimlich, konnten diese beiden auch nicht gewesen sein. Als ich ihn etwas später nach seinen wissenschaftlichen Lebenszielen fragte, entwickelte er mir den Gedanken einer Geschichte der Wissenschaft seit der Reformation, die er zu schreiben unternehmen möchte, und wenn einer, so wäre er einem solchen Riesenwerke gewachsen gewesen. Allein eine Nerven- und Herzkrankheit, die 50 Jahre lang an seinem Leben zehrte, das sich im übrigen glücklich gestaltete, hemmte, bald schwächer, bald stärker ihm zusetzend, seine Arbeitsfähigkeit. Diese rang seiner Krankheit zwar immer noch hochbedeutende Erfolge ab, der Erreichung, ja selbst Verfolgung jenes höchstgesteckten Zieles versagte sie aber den Dienst. An Originalität, Beweglichkeit des Geistes, schlagfertigem Witz und Redegabe, Unterhaltungstalent und Formgewandtheit überragte der aus fränkischem Geblüt stammende Weizsäcker uns übrige weit, und als er nach glänzendem Examen sich dem Geschichtsstudium zuwandte, erwarteten wir von ihm bedeutende Werke historischer Darstellungskunst. Er zog aber gelehrte Forschung im strengsten Sinne, selbst dem kleinsten Einzelnen mit bewundernswertem Fleiße nachgehend, vor, wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiet deutscher Geschichte, die ihm einen sehr hochgeschätzten, anerkannten, aber nicht eigentlich berühmten Namen schuf. Er trat spät unserer Verbindung bei, nachdem er in den stürmischen Jahren längere Zeit Führer und erster Redner des demokratischen Tübinger Volksvereins gewesen, dann aber plötzlich eifrigster Vorkämpfer des preußisch-deutschen Gedankens geworden war; ihm blieb er durch sein ferneres Leben unverbrüchlich in guten und bösen Tagen treu und diente ihm als Hochschullehrer in München, Straßburg, Tübingen, Göttingen, Berlin mit seinem reichen Geiste. Einer Bekehrung dieser Art bedurfte ich meinerseits nicht, da dieser Gedanke schon früh durch Paul Pfizer, einen Verwandten unseres Hauses, den ersten, der den Gedanken preußischer Hegemonie in dem Briefwechsel zweier Deutschen (1832) publizistisch ausgesprochen hatte, mir nahegebracht und eingepflanzt worden war.

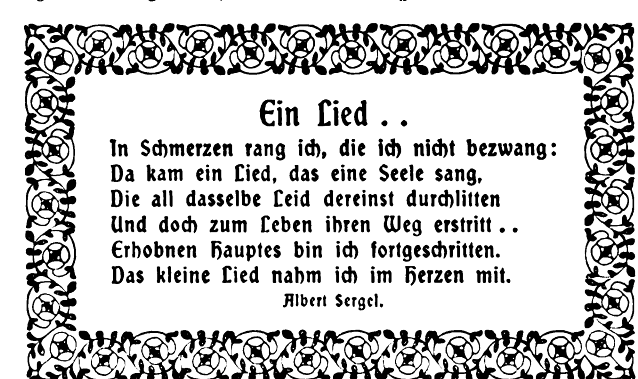
Über die geselligen Verhältnisse, den Verkehr mit den Familien, die Ausflüge und Ausritte und sonstigen studentischen Vergnügungen, die Liedertafelabende und Museumsbälle, die Stiftungsfeste und Altentage, die alle freilich für den Stiftler um zehn Uhr zu Ende sein mußten, will ich mich nicht weiter verbreiten: sie sind im wesentlichen in ihren Grundzügen wohl sich gleich geblieben, allerdings mit einigen Modifikationen. Der Verkehr in den Familien wurde begünstigt durch die große Einfachheit der Ausstattung in den Häusern und die Abwesenheit jeder steifen und förmlichen Etikette, der Klapphüte und alles Gigerltums, durch die Billigkeit des Lebens bei noch sehr mäßigen Ansprüchen. Und da man Witz und Geist noch nicht fertig im Laden kaufen konnte, mußte man sie, so gut es ging, aus sich selber holen. Die Ausflüge aber erfolgten noch nicht zu Rad und Automobil, sondern zu Fuß oder zu Pferde, und waren also an Romantik und Erlebnissen humoristischen Charakters reicher als heutzutage. Solche Erlebnisse, wie etwa ein Ausflug nach Hechingen, wo einige vom Stift sich plötzlich von dem beim Regieren seines Zwergstaats häufig gelangweilten Fürsten aufs Schloß geladen sahen und solche Gnade vor seinen Augen fanden, daß er, der souveräne Bundesfürst, sie über Nacht zurückhielt und persönlich ihnen die Entschuldigung für ihr „Abnoktieren" schrieb, schlugen sich dann in den Bier- oder Kneipzeitungen der Verbindung nieder. Dieses schätzbare Organ erschien alle 14 Tage in einem halben Bogen Manuskript mit Zeichnungen, für die sich innerhalb einer Gesellschaft von 30 bis 40 immer ein oder einige Talente fanden. Da ich mehrere Jahre Mitglied des mit der Redaktion betrauten Triumvirats war, konnte ich reichlich beobachten, wie die besten Blüten von Geist und Humor ungedruckt und von der Menge unbemerkt in der Verborgenheit solcher vertrauten Kreise gediehen; das Triviale, Alltägliche, für alle Außenstehenden unbedeutend, rief bei so mancher guten Gelegenheit auf diesem Nährboden Novellen, Lustspiele, poetische Episteln, Epigramme voll Geist und Witz hervor.

So, unter diesen vielseitigen Anregungen, kam das letzte Jahr meines theologischen Studiums, das Kandidatenjahr, heran. Ich blieb im Stiftsverband, durfte aber jetzt in einem Stadtquartier wohnen, eine Erlaubnis, die für einen gut Beleumundeten nicht schwer zu erlangen war. Man präsentierte sich vor dem Stiftsarzt, schilderte nicht vorhandene Leiden und hüstelte ein wenig. Mein eigener Vater, selbst Arzt, hatte zu meinem großen Erstaunen entdeckt, daß ich an Blutandrang gegen den Kopf litt, und so erzielte ich leicht das nötige ärztliche Zeugnis: daß der Gesundheitszustand des Kandidaten . . . eine Entlassung nach der Stadt dringend erheischte. Ich fühlte mich sehr glücklich in der neuen Freiheit und in eigenem Quartier. Um so mehr, als ich bei einer mir von Kind auf gewogenen und verehrten Tante wohnte, einer originellen, in der ganzen Stadt hochgeschätzten bedeutenden Frau, deren starke Seele eine Reihe schwerer Unglücksfälle, noch kurz zuvor den Tod eines dritten erwachsenen Sohnes, ungebrochen überstanden hatte. Dieser Aufenthalt, der mir neue und bedeutende Erinnerungen für mein Leben gegeben hat, bildete den Abschluß einer vierjährigen glücklichen Studentenzeit. Doch sollte ich zu Anfang des letzten Jahres noch einige Wochen peinlichen Ringens durchmachen. Ich hatte mein Studium seither so einrichten müssen, daß ich es, wie der Tag in Vormittag und Nachmittag zerfällt, zwischen Theologie und Philologie mit Geschichte und anhängendem Allerlei halbierte. Da nun aber jetzt das Examen heranbrohte, so war diese Teilung nicht länger möglich, und das letzte Jahr mußte der Theologie ausschließlich gewidmet werden. Ohne ein leidliches theologisches Examen war es im damaligen Württemberg auch mit der Gymnasiallehrer-Laufbahn nichts, die ich ins Auge gefaßt hatte, weil ich mich genug kannte, um zu wissen, daß ich, obwohl mir Leichtigkeit des Redens nicht fehlte,

zum Prediger und Geistlichen überhaupt nicht taugte. Mit dem zweiten Studienjahr pflegten schon die praktischen Übungen im Predigen, später auch im Katechisieren anzusetzen. Es wird nichts schaden, hier den Leser etwas hinter die Kulissen — es sind ja bald 60 Jahre her — blicken zu lassen. Die Predigtübungen wurden im zweiten und dritten Studienjahr an den Sonntagen im Speisesaale gehalten unter Leitung eines Repetenten, und die betreffenden drei oder sechs Übenden trugen im ersten Jahr ein Stück einer fremden, auswendig gelernten, im zweiten eine kleine Predigt eigener Ausarbeitung vor. Die Aufgabe war hier vor allem — nicht stecken zu bleiben. Trat dieses ein, so war aller Liebe Mühe umsonst gewesen, und der Unglückliche mußte am nächsten Sonntag noch einmal „auf die Krautstand", wie der Stiftsjargon die Quasikanzel im Speisesaal nannte. Die Zuhörerschaft war abscheulich: sie bestand aus Studenten der drei jüngeren Jahrgänge, die zu diesem unheiligen Dienst nach einem Turnus in den Speisesaal befohlen waren. Man nahm sich ein Buch zum Lesen mit, war aber redlich bemüht, wenn der Freund auf der Kanzel die ersten Symptome eines Steckenbleibens zeigte, dem mit Husten, Scharren und anderer Ungebühr nachzuhelfen, bis er sich besiegt gab und, den Tod im Herzen, von der Kanzel herabstieg. Im letzten Jahre, wo auch die Katechisationsübungen am Phantom — d. h. an 6—8 zu je einem Kreuzer für die Stunde gemieteten Volksschülern — begannen, wurde die Sache ernsthafter. Die Kandidaten hatten den Gottesdienst in der Kirche auf dem Schloß, auch wohl in der Spitalkirche der unteren Stadt zu besorgen, nachdem man sich auch unter sehr kundiger Leitung im Disponieren und Entwickeln eines Bibeltextes geübt hatte und unterwiesen worden war. Die Zuhörerschaft bestand hier aus einer kleinen Zahl aus der zweiten und dritten Promotion kommandierter Stiftler, einigen gefälligen Freunden, aus Frauen und Töchtern befreundeter Familien. Der Vorgang nahm den gewöhnlichen Gang eines protestantischen Gottesdienstes, und die Predigt wurde nachher einer scharfen Kritik des zuhörenden Repetenten und einer meist noch schärferen der guten Freunde unterworfen. Ich hatte damit — dreimal in jenem Jahr kam die Reihe an mich, und einmal habe ich auswärts in Vertretung eines verwandten Pfarrers auf einer Dorfkanzel gepredigt — wenig Glück, und die guten Freunde schonten meiner nicht. Sie gaben mir jedesmal in mehr als deutlicher Sprache zu hören, daß ich eine Rede, und zwar eine schlechte, aber keine Predigt gehalten hätte, was dann der Repetent — es war der treffliche spätere Biograph Luthers, Julius Köstlin — etwas höflicher aber um so nachdrücklicher bestätigte.

Noch ehe ich aber diese Erfahrung machte, packte mich am ersten Tage des Kandidaten- und Examenjahres wie mit Geierskrallen der Zweifel, ob ich mich nicht überhaupt in der Wahl meines Berufes gänzlich vergriffen hätte. Sechs Wochen lang kämpfte ich mit dem törichten Gedanken, noch umzusatteln und Jurist zu werden. Den Ausweg aus diesem Irrsal öffnete mir eine von der Theologischen Fakultät gestellte Preisaufgabe: Untersuchung und Darlegung der Lehre und reformatorischen Praxis des englischen Reformators John Wycliffe und seines Verhältnisses einerseits zu Joh. Hus und Joh. Wessel und anderseits zu Luther — ein unvergleichliches Thema für einen angehenden Historiker. Sie bot mir die Möglichkeit, durch ein Studium geschichtlich-theologischer Art neben der notwendigsten Vorbereitung für ein leidliches Examen mein letztes Jahr in einer auch für meinen eigentlichen Lebensberuf nützlichen Weise zu verwenden. Ich stürzte mich also in diese, mich mehr und mehr anziehende Arbeit, hatte Erfolg, und kam auch durch die enge Pforte des ersten theologischen Examens dank dem bei der Preisaufgabe Gelernten mit einer anständigen Note II b. Was um so anständiger war, als keiner meiner Genossen mehr als diese erreichte und unsere Promotion, in der Geschichte des Stifts ohne Beispiel, also keinen einzigen Repetenten liefern konnte. Dieser Ruhm war nicht fein. Wir wälzten aber mit Schillers Worten die größere Hälfte unserer Schuld den unglückseligen Gestirnen zu — dem Umstand, daß unser Studium in die verhängnisvollen Jahre 1848—1852 gefallen war.

So endigte meine theologische Laufbahn, die nur noch einmal in einer Bibelstunde in London eine schwache Blüte trieb. Ich blieb, wenn ich auch damit noch die Leser behelligen darf, törichterweise, statt eine andere Universität aufzusuchen, noch ein halbes Jahr in Tübingen, mit Philologischem und Geschichtlichem ohne rechten Gewinn beschäftigt, bis ich Ostern 1853 in einer, jetzt längst verschwundenen Erziehungsanstalt bei Halle auf preußischem Boden meine Lehrertätigkeit beginnen konnte.



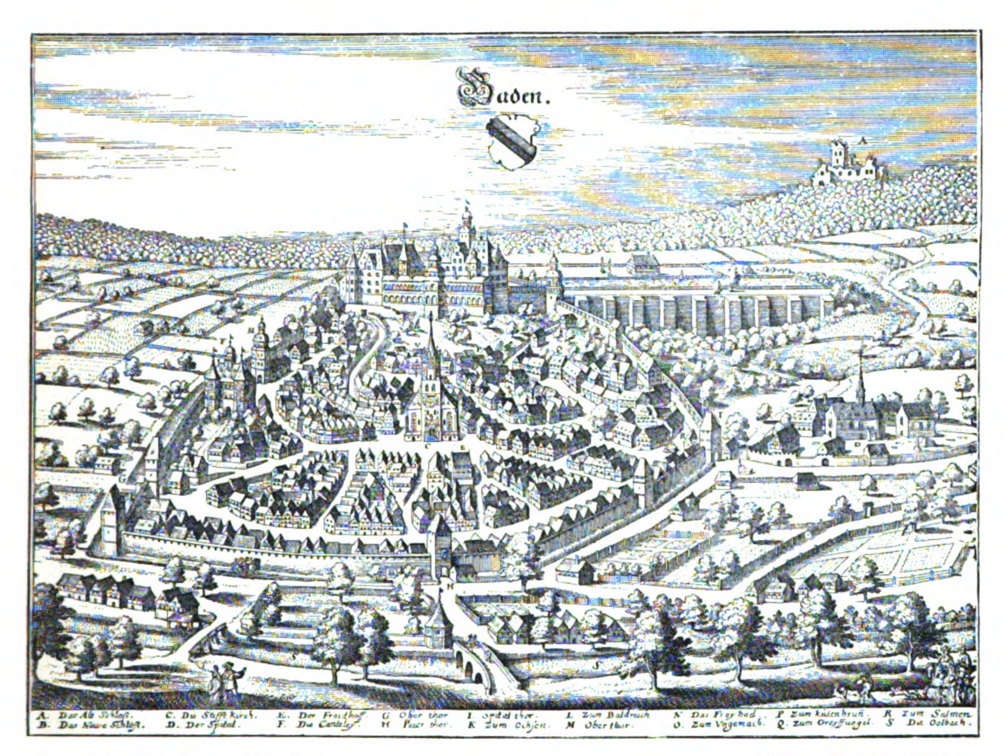
Ein Lied ..

In Schmerzen rang ich, die ich nicht bezwang:
Da kam ein Lied, das eine Seele sang,
Die all dasselbe Leid dereinst durchlitten
Und doch zum Leben ihren Weg erstritt ..
Erhobnen Hauptes bin ich fortgeschritten.
Das kleine Lied nahm ich im Herzen mit.

Albert Sergel.



Bei der Lampe. Zeichnung von Alfred Sohn-Rethel. Aus Ed. Schultes Kunstsalon in Berlin W.



Baden-Baden im XVII. Jahrhundert. Stich von Matthias Merian.

Aufnahmen v. G. Salzer u. a.

Nachdruck verboten.

Baden-Baden einst und jetzt.

Von Hanns von Zobeltitz.



Die Franzosen! Wieder die Franzosen!

Einst, als Benazet, Vater und Sohn hier das Roulette rollen ließen, war Baden-Baden die Sommervorstadt des vornehmen oder reichen, jedenfalls des lustigen Paris. Heut kommen die Franzosen zur Rennbahn — um den hartbedrängten deutschen Rennstallbesitzern die schönsten Preise wegzukapern. Gelegentlich arbeiten sie dabei wohl auch nicht nur auf dem grünen Rasen, sondern auch heute noch — auf dem grünen Tuch. Beides aber, das muß man ihnen lassen, mit Grazie.

Es gibt in Baden-Baden freilich noch eine andere Erinnerung an die Franzosen, von der man jedoch nicht oft spricht, denn guten Gästen soll man nichts Unangenehmes nachsagen. Aber interessant ist diese Erinnerung doch. Anno Domini 1689, im Pfälzischen Kriege, während auf des glorreichen Ludwig Geheiß Melac Heidelberg verwüstete, fiel General Duras über die arme südliche Markgrafschaft Baden her; wie er selber den um Schonung Flehenden erklärte, mit dem bestimmten Befehl: ‚alles ohne einige Verschonung und Verzug in Brand zu stecken‘. Am 18. August ging das alte Schloß Hohenbaden, das fünf und ein halbes Jahrhundert mit Türmen und Zinnen so fröhlich ins lachende Land geschaut hatte, in Flammen auf; den Franzosen gebührt die zweifelhafte Ehre, hier die nächst Heidelberg vielleicht schönste Ruine Deutschlands geschaffen zu haben. Sechs Tage später kam die Stadt an die Reihe. Das Kloster zum heiligen Grabe und das Neuschloß loderten in den Morgenstunden, die Frau Markgräfin Maria Franziska, die getreulich bis zuletzt ausgehalten hatte, konnte kaum das nackte Leben retten. Dann flogen die Feuerbrände in die Stadt; wie die Bestien

 Das alte Schloß.

hausten die Soldaten des allerchristlichsten Königs, plündernd und mordend, in den Häusern, ehe sie diese einäscherten. Am Abend war die Bäderstadt ein einziger rauchender Trümmerhaufen. Selbst die altehrwürdige Stiftskirche war nicht verschont worden, nur wie durch ein Wunder entging ihr berühmtes Sakramentshäuschen, heut noch das kostbarste Kunstwerk Badens, der Vernichtung. Lediglich das Kapuzinerkloster war nicht zerstört worden, was jedoch am 6. November auf nachträglichen ausdrücklichen Befehl Seiner Majestät pflichtschuldigst nachgeholt wurde.

Wer gedenkt heute noch jener schrecklichen Herbsttage des Jahres 1689! Vergessen sind sie und vergeben —.

Wer will sich gar in der fröhlichen Rennwoche, den großen Festtagen des heutigen Baden-Baden, mit so trüben Erinnerungen herumschlagen? Zumal doch auch sie, auf die die Oosstadt mit Recht so stolz ist, im Grunde eine französische Schöpfung sind. Auch sie ein Werk der Dynastie Benazet, die 1858 den klassisch gewordenen Rennplatz im nahen Iffezheim einrichten ließ. Irre ich nicht, so wurde 1860 zum ersten Male der „Große Preis“ (Sieger der Gladiatorsohn Capucine) und der „Zukunftspreis“ (Sieger Meleager) gelaufen.

Merkwürdige Leute in merkwürdiger Zeit müssen die Benazets doch gewesen sein. Der Papa war im vormärzlichen Paris eine angesehene Persönlichkeit. Sehr wohlhabend, fein gebildet, Oberst der Nationalgarde. Ob es auch mit dem Seelenadel stimmt, den Eugen Guinot ihm in seinem reizenden Reklamebuch „Ein Sommer in Baden-Baden“ (1857) nachrühmt, weiß ich nicht. Kurz, dieser Mann entschloß sich, als 1838 die Pacht des bisherigen Spielbankpächters von Baden-Baden, eines Herrn Chabert, ablief, sich um die Stellung zu bewerben. Ein Aufschwung des Ortes war ja freilich schon unverkennbar; 1802 hatten 282 Badegäste die Stadt beehrt, 1822 waren es ihrer 6214, 1837 waren es 16219 gewesen. Ganz hübsche Zahlen. Aber das Geschäft war doch riskant. Übermäßig üppig waren die vorhandenen Ein-

richtungen nicht, auch das Hotelwesen war erst in den Anfängen der Entwicklung. Doch Benazet griff zu; er bot sofort fast das Doppelte der bisherigen Pacht, nämlich 45 000 Gulden, er zahlte vorweg 100 000 Gulden zum Besten des Ortes, und er tat dann in einem Jahre mehr für Baden-Baden (und damit für sich), als vorher in Jahrzehnten geschehen war. Das Konversationshaus wurde reich dekoriert, er sorgte für die raffinierteste Küche und den besten Keller, auf daß seine Pariser in den ‚mois des folies‘ zu Baden-Baden ihre Frères Provenceaux, die damals noch auf der Höhe ihres Ruhmes standen, nicht entbehrten. Unter ihm und seinem Sohne, dann auch unter dem Szepter seines Neffen Dupressoir gab es nicht nur eine stehende glänzende Kapelle, es konzertierten auch die besten Künstler Europas; im Kurpark reihten sich italienische Nächte an glänzende Feuerwerke. Endlich verdankt Baden auch die neuen prachtvollen, freilich etwas pomphaft überladenen Säle seines Kurhauses und den koketten Theaterbau Herrn Benazet dem Zweiten. Als das neue Theater 1862 eröffnet wurde, kam Hektor Berlioz selbst, um seine eigens für die Eröffnungsvorstellung bestellte Oper „Beatrix und Benedikt“ zu dirigieren, und bis 1870 spielten darin die Comédie française, die Opéra comique, das Palais-Royal-Theater und die Bouffes Parisiennes. Ich komme wohl noch einmal auf diese „Franzosenzeit“, wie die älteren Badener heut noch sagen, zurück. Ein Wunder war es jedenfalls nicht, daß man im Städtchen über ihr Ende wehklagte, als 1872 das Spiel aufhörte, denn Ströme Goldes hatte jene Zeit gebracht. Wie in Wiesbaden, wie in Homburg sah man den Ruin vor Augen. Bis man sich dann diese Augen ganz verwundert, aber höchst angenehm überrascht, rieb, als man bemerkte, daß es ganz anders kam. —

In der Franzosenzeit war Baden-Baden, wie ein zeitgenössischer Arzt schrieb, „mehr Landaufenthalt für Fremde aus halb Europa, als Kurort“. Wenn auch mancherlei für die Kureinrichtungen geschah — so wurde 1843 die monumentale Trinkhalle



Blick auf Baden-Baden, von der Friedrichshöhe aus.

mit den prächtigen Sagen-Fresken Götzenbergers fertiggestellt —, im allgemeinen richtete sich das Streben der Pächter doch nur darauf, dem eleganten Publikum Zerstreuung und Unterhaltung zu bieten: je bunter, desto besser. Dabei war der Ruf und Ruhm der Badener Heilquellen uralt. Die allezeit badefrohen Römer haben hier im Decumatenland, dem Teil Germaniens, in dessen Besitz sie sich am festesten einwurzelten, wohl gerade um der Bäder willen den Ort, ihre Aquae Aureliae gegründet. Trajan, Hadrian, Antonin und Caracalla weilten hier, und wenn die Neuzeit bei ihren großen Neubauten im alten Boden wühlte, stieß sie immer wieder auf Fundamente römischer Badeanlagen. So großartig sind diese, daß noch Mitte des vorigen Jahrhunderts ganz ernsthafte Leute den wunderlichen Plan erwogen, sie zu rekonstruieren und dem praktischen Gebrauch neu zugänglich zu machen. Von dem regen Leben, das zur Kaiserzeit im Decumatenland herrschte, berichten ja zahlreiche Quellen: erstaunlich ist jedenfalls, was die kleine, hübsche, städtische Sammlung in Baden an römischen Funden zusammengetragen hat.

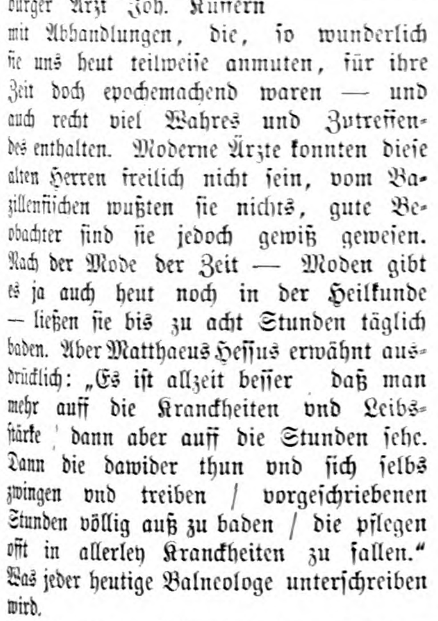
Dann erlosch freilich der Ruhm von Aquae Aureliae. Nur dann und wann sickert noch spärliche Kunde, so als König Dagobert, 676, alle über dem Rhein belegenen römischen Bäder, darunter auch „Badin“, dem Kloster von Weißenburg schenkte. Von Kaiser Otto III. wissen wir, daß er 994 in Baden war — erst am Ausgang des XV. Jahrhunderts aber, nachdem 1473 Kaiser Friedrich III. die Badener Kur mit Erfolg gebraucht hatte, hört man wieder von einem primitiven Badeleben. Da werden die beiden „Freibäder“ dem Hans Ulrich in Erblehn gegeben, daß er sie in gutem Stand erhalte „mit Dach, Dolen und anderem“, auch Ungebühr verhindere und „arckwönigen“ (verdächtigen) Leuten den Aufenthalt in ihnen wehre. Im XVI. Jahrhundert gibt es sogar schon eine Art Kurtaxe: „jeder Badegast“ soll „sechs pfennyng“ zahlen, die „durch einen verordneten Knecht wochenlich eingesamelt und in die gemeyn Kisten zu legen“. Die Überlieferung spricht davon, daß in einzelnen Sommern gegen 3000 Fremde nach Baden gekommen sind, und allmählich entstanden 12 Badehäuser mit fast 400 „Badkisten“. Das vornehmste Haus war das zum „Ungemach“; ihm folgte der, dem Namen nach noch heut bestehende „Salmen“.



Das Gesellschaftshaus. Lithographie des XIX. Jahrhunderts.



Badezelle zu Anfang des XIX. Jahrh. Aus dem „Album von Baden".



Die ärztliche Wissenschaft beschäftigte sich damals überraschend viel mit der Bäderkunde, und die schreiblustigen Herren waren besonders des Lobs der „markgräflichen warmen Bäder" voll. Den Reigen eröffnet 1480 der Nürnberger Barbier und Meistersinger Hans Folz in seinem „püchlein von allen paden die von Natur heiß sein". Dann folgten 1554 der Heidelberger Professor Joh. Lenz, 1617 Matthaeus Hessus und 1625 der Straßburger Arzt Joh. Küffern mit Abhandlungen, die, so wunderlich sie uns heut teilweise anmuten, für ihre Zeit doch epochemachend waren — und auch recht viel Wahres und Zutreffendes enthalten. Moderne Ärzte konnten diese alten Herren freilich nicht sein, vom Bazillenfischen wußten sie nichts, gute Beobachter sind sie jedoch gewiß gewesen. Nach der Mode der Zeit — Moden gibt es ja auch heut noch in der Heilkunde — ließen sie bis zu acht Stunden täglich baden. Aber Matthaeus Hessus erwähnt ausdrücklich: „Es ist allzeit besser daß man mehr auff die Kranckheiten vnd Leibsstärke, dann aber auff die Stunden sehe. Dann die dawider thun vnd sich selbs zwingen vnd treiben / vorgeschriebenen Stunden völlig auß zu baden / die pflegen offt in allerley Kranckheiten zu fallen." Was jeder heutige Balneologe unterschreiben wird.

Das letzte Jahrzehnt des Dreißigjährigen Krieges vernichtete die junge Blüte Badens, und den Rest zerstörte 1689 der Vandalismus der Franzosen. Erst im XIX. Jahrhundert kam Baden zu neuem Gedeihen, anfangs mehr als Kurstadt denn als Luxusaufenthalt, wie wir gesehen haben, bis am 30. Oktober 1872 die Croupiers des Herrn Depressoir zum letzten Male ihr ‚Faites votre jeu!' riefen und der große Kehraus folgte. Was nun?

Daß rechtzeitig vorgesorgt worden war, ist das Verdienst des Landesherrn. Großherzog Friedrich und seine Gemahlin liebten Baden-Baden. Sie residierten und residieren noch heut alljährlich in dem schönen, sogenannten „Neuen Schloß", das nach der Verwüstung des Jahres 1686 wie ein Phönix aus der Asche entstanden war. Sie fühlten sich auch deshalb besonders nach Baden hingezogen, weil es der Lieblingsaufenthalt der Königin-Kaiserin Augusta und von Kaiser Wilhelm I. war; die erstere hatte seit 1850 alljährlich im Frühjahr und Herbst wochenlang in Baden, stets im guten alten Hotel Meßmer, geweilt, hier hatte sich auch der Großherzog 1855 mit der preußischen Königstochter, der jetzigen Großherzogin Luise, verlobt.

Was die Männer der Wissenschaft wünschten, der Großherzog setzte es in die Tat um: er gab Baden wieder das Gepräge als Kurort zurück. Seiner Initiative verdankt die Stadt vor allem das, an Schönheit und Vollkommenheit aller Einrichtungen bisher in Deutschland und wahrscheinlich in ganz Europa unübertroffene „Friedrichsbad", das 1877 eröffnet wurde. Vom Portal des Prachtgebäudes leuchten in Goldschrift Goethes Worte:

„Wunderwirkend strömt die Welle,
Strömt der heiße Dampf der Quelle;
Mut wird freier,
Blut wird neuer,
Heil dem Wasser! Heil dem Feuer!"

Aber gerade für Baden war es doch nicht die Heilkraft seiner Quellen allein, die dem Orte seine Bedeutung sicherte. Das wundervolle, milde Klima, die herrliche Schwarzwaldluft und vor allem die schöne Lage Badens mit einer Fülle immer aufs neue überraschender Wanderwege über Berg und Tal, in den prächtigsten Wäldern, taten

ein übriges. Gerade seitdem Baden-Baden kein Luxusbad im Stile der Franzosenzeit mehr ist, hat man diese Vorzüge recht schätzen gelernt. Und ihnen ist es zu verdanken, wenn heute — nachdem 1873 die Fremdenzahl jäh von 59 000 auf 38 000 gefallen war — alljährlich über 80 000 Besucher im Oostal Erholung und Genesung suchen.

Das milde Klima, das das im Nord und Ost durch Berglehnen geschützte Oostal auszeichnet, lockt schon zu Anfang April das Personal, vom Liftjungen bis zum würdevollen, polyglotten Portier, vom kleinen Pagen bis zum Herrn Oberkellner, vom Stubenmädchen bis zum ersten Küchenchef ein. Dann rüsten die eleganten Magazine für die bevorstehende Kampagne, die zierlichen Verkaufshallen vor dem Kurhause öffnen ihre Auslagen mit dem kostbarsten Porzellan, mit glänzendem Schmuck, allerlei Gebrauchsgegenständen und dem hundertfältigen Geschenk-Krimskram, der das Entzücken großer und kleiner Kinder bildet. Die



Molkenkur-Trinkhalle in den 60er Jahren des XIX. Jahrh. Nach der Zeichnung von C. Gimbel.

die ersten Gäste nach Baden-Baden; unter ihnen als einen der ersten seit vielen Jahren den Prinzregenten von Braunschweig. Einige der Hotels ersten Ranges halten ja, wie der alte gute Badische und der Französische Hof, den ganzen Winter offen. Die Saison beginnt aber doch erst Mitte April, und vorher ist in dem ganzen Städtchen Großreinemachen. An Straßen und Wegen wird gearbeitet, die Gartenanlagen erhalten ihren neuen Schmuck. In den großen Hotels längs der Oos werden die Fenster geputzt, die Betten gesonnt; in förmlichen Karawanen zieht auffallend schmucken Droschken erscheinen in täglich sich mehrender Zahl auf dem Plan. Es ist ein einziges und allgemeines Harren und Warten. Die Verkäufer warten mit Ungeduld auf die ersehnten Kunden, die Friseurgehilfen in weißen Jäckchen spähen auf die Straßen hinaus, die Schwarzwälder Mädchen in den Restaurationen gucken durch die Fensterscheiben, Apotheker, Badewärter, Masseure werden von leichter Ungeduld befallen. Vor dem Kurhausrestaurant stehen schon die Stuhlreihen, wenn die ausgezeichnete Kapelle auch noch wenig Hörer



Die Bank in Baden zu Anfang des XIX. Jahrh. Der Spielsaal im Gasthaus zum Salmen, nach dessen Niederlegung auf derselben Stelle das Kaiserin-Augusta-Bad erbaut wurde.

Nach einer Lithographie des XIX. Jahrhunderts.

hat, und in der berühmten Rumpelmeyer-Konditorei sind die Tischchen schon längst ins Freie gerückt. Vor allem aber warten die Zimmervermieter und die Hotels.



Das Stephanienbad (jetzt Hotel „Stephanie") zur Zeit des Fürstentages 1860. Louis Napoleon III. wohnte damals in diesem Hause.

Baden-Baden ist allmählich eine Hotelstadt ersten Ranges geworden; nur Wiesbaden kann im Reich noch mit der Oosstadt in Konkurrenz treten. Für alle Ansprüche und alle Portemonnaie-Gattungen ist überreichlich Vorsorge getroffen, und alljährlich öffnen immer neue Häuser ihre Pforten. Einst, zur vielgerühmten Franzosenzeit, verteilte sich der goldene Segen verhältnismäßig auf wenige große Hotels. Da war der Badische Hof, einst ein Kloster, dann aus dem Besitz der Frau Dupressoir in den der Roeder von Diersburg übergegangen; da waren, seit 1834, das Hotel Meßmer, der Englische Hof, 1833 erbaut, der Europäische Hof, Hotel Viktoria, 1853 vollendet, der alte, heut glänzend neuerstandene Holländische Hof, der seit 1772 im Besitz der Familie Rößler ist, der Zähringer Hof, der Russische Hof und einige andere. Gerade seit dem Aufhören des Spiels aber haben sich diesen Häusern, besonders an der Promenade auf dem rechten Oosufer, immer neue, ganz modern eingerichtete Prachtbauten angereiht, wie Minerva, Bellevue und zumal Hotel Stephanie, das zurzeit wohl das eleganteste, im größten Stile geführte Badehotel Deutschlands ist. Dazu kommen in der inneren Stadt noch gewiß zwei Dutzend Häuser, an der äußeren Peripherie wachsen immer neue empor, und in der Umgegend entsteht ein „Luftkurhotel" nach dem andern, von Pensionen jeder Art und Größe ganz zu schweigen. Und merkwürdig: sie sind in der Saison meist alle gut besucht — oft schon, sobald das erste Mailüfterl weht.



Das Friedrichsbad.

Gerad in den Frühlingstagen aber ist's besonders wonnig in Baden-Baden. Nicht übertrieben: wonnig! Überall das frischeste Grün, überall eine



Die Trinkhalle.

Pracht blühender, duftender Blumen. Die Luft so würzig, so klar und rein. Der Wald im vollen jungen Prangen, dieser herrliche Wald, der bis unmittelbar an die Kurgartenanlagen heranrückt und in dem man Stunde auf Stunde wandern kann auf immer anderen Wegen, mit immer neuen Ausblicken auf die fruchtbare Ebene, auf reizende Täler, auf stille Wiesenplane. Schier unbegrenzt ist Zahl und Wechsel der verschiedenen „Spaziergänge“ von der bequemen Schlenderpromenade zum Waldsee bis zur kleinen Kletterpartie auf den Fremersberg, von der Nachmittagstour zu den romantischen Ruinen von Hohenbaden bis zur Wanderung nach dem Geroldsauer Wasserfall. Wer kann die Ziele alle nennen: Engelskanzel, Teufelskanzel und Felsenbrücke, Gunzenbachtal und Korbmattfelsen, Jagdschloß, Sauersberg, Yburg — jeder Name ruft mir eine liebe Erinnerung zurück! Dann der hochragende Merkur, der eigentlich der Große Stauffen heißt, aber umgetauft wurde nach einem römischen Gedenkstein, über dessen Vorhandensein auf der Höhe von 672 m sich die Gelehrten die Köpfe bereits tüchtig zerbrochen haben, ohne verhindern zu können, daß in den üblichen Bäderführern immer noch behauptet wird, die rätselhafte Inschrift besage den Dank eines römischen Kurgastes Ruvo an Gott Merkur für glückliche Genesung von Rheuma und Zipperlein. Dann die köstliche Wagenfahrt nach Schloß Eberstein mit den wundervollen Blicken ins Murgtal, der Besuch des originellen Schlößchens Favorite und der wunderlichen Einsiedelei, in der zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts die Markgräfin Auguste Sybilla, die Gemahlin des unter dem Namen „Türkenlouis“ bekannten Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, sich kasteite — — —



Hotel Stephanie.



Am Waldsee.

Und schließlich ein paar Vorabendstunden in der unvergleichlichen Lichtentaler Allee. Noch wogt im Frühjahr das breite Leben der Hochsaison nicht unter diesen prächtigen Baumreihen. Es ist ruhig und still. Das Auge schweift über die grünen Flächen zu den duftigen Waldhöhen, die Oos plätschert leise, in den breitausladenden Wipfeln rauscht der linde Abendwind.

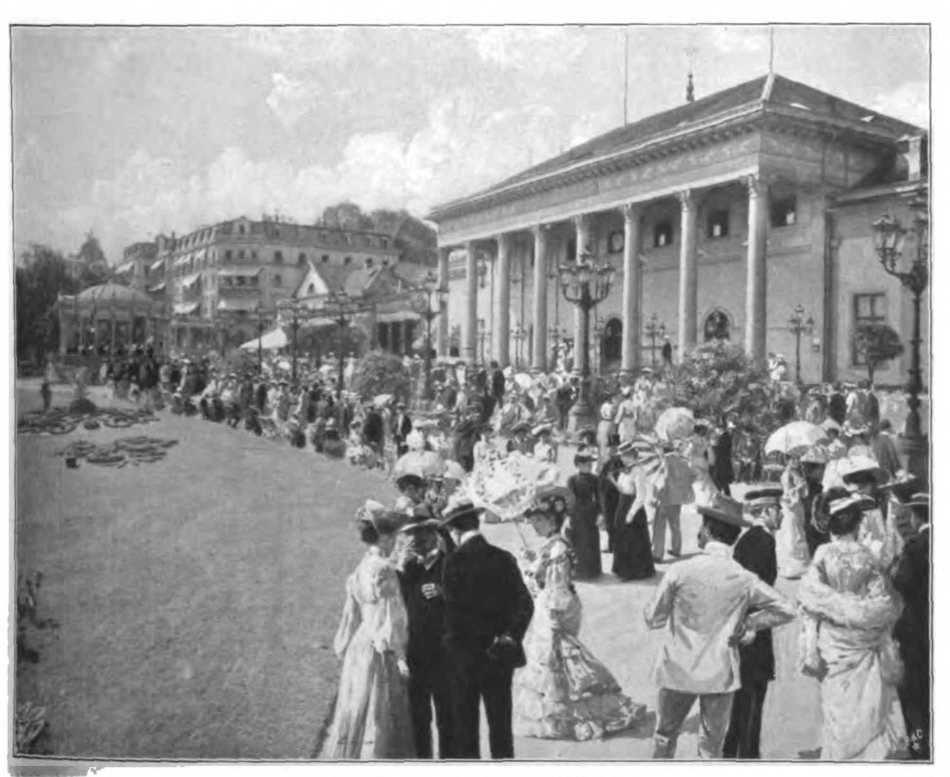
Was und wen hat diese Lichtentaler Allee im Lauf von hundert Jahren nicht gesehen? Hier lustwandelten schon 1814 die Kaiserin von Rußland, die Königinnen von Schweden und von Bayern; Winterhalter, der große Fürstenmaler Europas, saß unter den Schatten dieser uralten Eichen und Meyerbeer, der in Lichtental ein eigenes Haus besaß; die Viardot-Garcia und Turgeniew und Liszt, Berlioz und Brahms ergingen sich hier; August Lewald, der von Baden-Baden aus seine einst hochberühmte „Europa, Chronik der gebildeten Welt“, hinaussandte, Ad. Stahr, Georg Herwegh, Berthold



In der Lichtentaler Allee.

Auerbach, Paul Heyse sind dieser herrlichsten Allee froh geworden.

Die alten Badener aber erzählen gern von dem „Historischen Tage" — dem 16. Juni 1860, an dem die erlauchte Gesellschaft des Fürstentages, mit Napoleon III., den Königen von Bayern, Sachsen, Württemberg, dem Prinzregenten von Preußen, den Großherzögen von Baden, Hessen, Sachsen-Weimar, den Herzögen von Nassau und Coburg-Gotha die Lichtentaler Allee entlang fuhr, von der Volksmasse „mit stürmischer Begeisterung" begrüßt. Es fehlte nichts am Arrangement; am Vormittag begab sich Kaiser Napoleon mit seinem Gefolge sogar feierlichst zu Fuß zur Stiftskirche, um die Messe zu hören. Unwillkürlich gedenkt man doch auch des politischen Ergebnisses dieses Tages, der von Napoleon geplant war, um eine Annäherung zwischen Preußen und Frankreich herbeizuführen. Wir wissen heute, daß dieser Wunsch in gewisser Weise in Erfüllung gegangen ist. Aber wir wissen auch, daß der Prinzregent, unser nachmaliger Kaiser Wilhelm, am Tage nach der Abreise der Franzosen die deutschen Fürsten noch einmal um sich versammelte, und wir kennen den Inhalt seiner Ansprache an sie. Sie gipfelte einmal darin, daß er Napoleon nicht einen Augenblick in Zweifel gelassen hätte, wie die Integrität der Grenzen des Vaterlandes durch nichts in Frage gestellt werden dürfte, und zum anderen, daß er, schon 1861 also, sehr entschieden für eine „Reform der Bundesverfassung und ein Zusammenfassen der Kräfte Deutschlands zur gedeihlichen Wirksamkeit" eintrat.



Vor dem Kurhaus. (Links Hotel Meßmer.)

Die Lichtentaler Allee birgt noch eine Erinnerungsstätte an unseren alten Herrn. Fast genau ein Jahr nach der Zusammenkunft mit Napoleon, am 14. Juli 1861, schoß hier aus nächster Nähe Oskar Becker, ein überspannter Schwarmkopf, auf König Wilhelm und verwundete ihn leicht am Halse; wie ein Zettel, den Becker bei sich führte, angab: „weil der König die Einigkeit Deutschlands nicht herbeiführen kann und die Umstände überwältigen, daß die Einigkeit stattfindet — dieserhalb muß er sterben, daß ein anderer es vollbringe." Der Baum,

[illegible] herzlich für die mir zugewendeten freundlichen Theilnahme an einem Tage, den im Familienkreise hier zu [illegible] [illegible]

Baden den 9ten October 1862

Augusta

[illegible] 10. Octbr 1862

Brief der Königin Augusta an den Stadtdirektor, den Bürgermeister und die Bürgerschaft Badens auf das Glückwunschschreiben zum Geburtstage der Königin nach dem Attentat auf den König in der Lichtentaler Allee.

an dem das Attentat stattfand, ist heut noch erhalten.

Und unweit davon ragt die Marmorbüste der Kaiserin Augusta aus dem Grün der Anlagen. Wohl die beste Porträtbüste, die von der hohen Frau existiert, ein Werk des Bildhauers Joseph Kopf, der Jahrzehnte hindurch seine römische Werkstatt alljommerlich mit einem Atelier in Baden vertauschte. Bin ich recht unterrichtet, so war Kopf übrigens auch der einzige Bildhauer, dem der alte Kaiser eine Sitzung gewährte. —

Nach der schönen Frühlingszeit ebbt im Hochsommer die Saison ein wenig ab. Wenn die Badeführer auch rühmen, daß die Sommerhitze in Baden eine gemäßigte sei — ich glaub's nicht recht. Im Juli sind zwar die Morgen- und Abendstunden herrlich, aber tagsüber brütet nicht selten die Sonne arg über dem Oostal. Schon Anfang August aber wächst der Fremdenzufluß täglich, und kurz vor den Renntagen, die stets in die letzte Augustwoche fallen, ist oft kaum eine Unterkunft in Baden zu finden.

Der Badeort nimmt dann fast plötzlich einen ganz anderen Charakter an. Mit dem stillen Leben der Kurgäste ist es vorbei. Die Franzosenzeit mit all ihren rauschenden Vergnügungen, mit all ihrem Luxus scheint wieder zurückgekehrt: die Zusammensetzung der Gesellschaft freilich hat sich gänzlich verändert.

Wieder die Franzosen! begann ich meine Plauderei. Jawohl — aber es ist nicht mehr der breite Strom der französischen Aristokratie, der Pariser Lebewelt beiderlei Geschlechts, der heut nach Baden flutet. Es sind im wesentlichen nur die großen französischen Rennstallbesitzer, dann und wann von ihren Damen begleitet und einer kleinen Cortege von Herrenreitern, von Jockeys und Rennamateuren. Sie sind schon der Zahl nach nicht hinreichend, um dem bunten Treiben, das sich in diesen Tagen in der Oosstadt sammelt, ihr Gepräge aufzudrücken; sie benehmen sich auch äußerst zurückhaltend. Ebenso kommen die Russen, auch ganz abgesehen von dieser letzten für Rußland so schweren Zeit, nicht mehr in dem Umfange, wie früher. Auch England stellt kein besonders zahlreiches Kontingent, und Österreich ist meist nur durch einige seiner Sportsmen und durch einige entzückende Frauengestalten vertreten. Von all dem gerad noch so viel, daß der Mischung der internationale Zug gewahrt bleibt.

Den Hauptanteil stellt heute Deutschland, und diese Herbsttage von Baden-Baden könnten wohl auch als Beweis dafür herangezogen werden, wie stark unser Wohlstand seit drei Jahrzehnten gestiegen ist. Neben Deutschland aber prädominiert jetzt Amerika — Jung-Amerika in seiner besseren, wollte sagen, schöneren Hälfte! Die Männer sind, zum Teil, wohl auch da; aber sie verschwinden fast vollkommen.

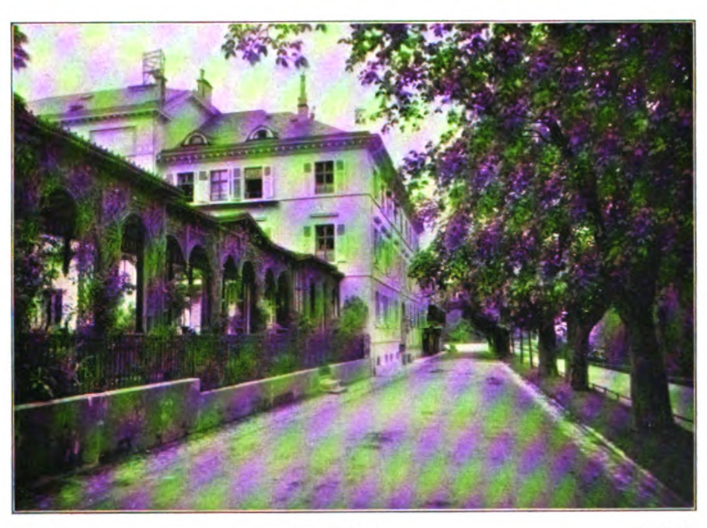

Denkmal der Kaiserin Augusta von Joseph Kopf.

Schönheit ist Trumpf im August an der Oos. Schönheit im glänzenden Rahmen der elegantesten Toiletten, wundersamster Hutträume, extravaganter Sportkostüme, einer Schaustellung von Juwelen in den neusten Fassungen von Lalique und Tiffany. Was die großen Pariser Modekünstler der Rue de la Paix ersinnen, was in den ersten Ateliers von Wien, Berlin, Frankfurt a. M. vom Neusten vom Neuen aus Seide und Spitzen zusammengefügt wurde, das tritt hier zuerst in die Erscheinung. Es sind keine Koffer mehr, die für die Besucherinnen Baden-Badens aus dem Gepäckwagen der Hauptbahn auf der kleinen Station Oos in den der nach Baden führenden Kleinstrecke umgeladen werden: es sind Häuser! Ich habe einmal eine elegante Frau gefragt, wieviel Toiletten sie für die Rennwoche als nötig erachte. Sie sann angestrengt nach und entschied dann: „Wenn ich mich sehr einrichten will — vierundzwanzig. Natürlich rechne ich dabei die verschiedenen Paletots, Abendmäntel, Jäckchen und solchen Kram nicht mit. Und —“ fügte sie mit einem ordentlichen Frohlocken hinzu — „vierzehn Hüte muß ich mindestens mitnehmen.“ Vierzehn Hüte! Erbarme Dich —!

Trotzdem man in der Rennwoche recht spät zu Bett geht, beginnt die Tagestätigkeit ziemlich früh. Daß der Kreis der Sportinteressenten zur „Morgenarbeit“ nach Iffezheim hinausfährt, in dessen Ställen oft über zweihundert der edelsten Quadrupeden stehen, ist ja selbstverständlich. Aber auch die Damen erscheinen vielfach überraschend früh auf dem Plane — die schlechten Nerven, scheint es, sind für diese Tage in die geleerten Koffer gepackt worden. In der Lichtentaler Allee kann man bisweilen schon zwischen neun und zehn Uhr die reizendsten, kokett-einfachen Frühtoiletten bewundern; vor dem Hotel Stephanie halten ein paar Wagen, einige Automobile fauchen heran, die schönen Morgenstunden sollen zu einem kleinen Ausflug in den frischen Wald benutzt werden.

Dann der Lunch auf der breiten Glasveranda vor Stephanie, schon in der zweiten Toilette, oder schräg gegenüber im allerliebsten Garten des Internationalen Klubs.

Dieser Klub ist eine Spezialität Badens.


Das Klubhaus.

Er wurde 1872, etwa gleichzeitig mit der Aufhebung der Spielbank, von einem Konsortium bekannter Kavaliere Deutschlands, Frankreichs, Englands und Österreich-Ungarns unter der Führung des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg mit einem Aktienkapital von etwa 400000 Mark begründet und erwarb ein stattliches Anwesen, das heutige Klubhaus, das den geselligen Mittelpunkt für die Rennsaison bildet. Der Hauptzweck des Klubs war aber die Übernahme der Rennbahn zu Iffezheim und die Sicherung des Fortbestehens der internationalen Rennen auf dieser, die bis dahin von der Verwaltung der Herren Benazet-Dupressoir und durch Organe des Pariser Jockey-Klubs geleitet wurden. Diese seine wesentlichste Aufgabe hat der Klub denn auch in bewundernswürdiger Weise gelöst. Im Jahre 1883 feierte er bereits sein 25jähriges Jubiläum, das zu einem Ereignis für ganz Baden wurde: neben dem Großherzog wohnte damals auch Prinz von Wales, der jetzige König von England, dem Feste bei und übernahm bei dieser Gelegenheit das Protektorat über ihn. Zwei Jahre darauf trat der in Baden-Baden selbst wohnende Prinz Hermann zu Sachsen-Weimar, der unvergessene Förderer aller Sportinteressen, an die Spitze des Klubs; jetzt ist Graf Fürstenberg-Herdringen Präsident. Der Klub zählt etwa 150 ständige Mitglieder, zu denen sich für die Sommersaison aber noch hundert und mehr „temporäre" gesellen. Ein internationales Rennkomitee, das sich aus den ersten Autoritäten der Rennwissenschaft zusammensetzt, organisiert und leitet die Rennen. Es ist das schon nach der finanziellen Seite hin kein kleines Unternehmen. Zurzeit werden dafür seitens der großherzoglichen Regierung, der Stadt Baden, des Unionklubs, durch den Internationalen Klub selbst, durch den Totalisator, durch Einlagen und Reugelder, sowie durch die Eintrittsgelder, wenn ich recht unterrichtet bin, an



Der Großherzog von Baden im Gespräch mit dem Duke of Cambridge auf dem Rennplatz.



Auf dem Rennplatz zu Iffezheim.



Freiherr von Oppenheim mit Prinz Hermann von Sachsen-Weimar nebst Gästen zum Rennen fahrend.

620 000 Mark aufgebracht. Der Löwenanteil davon entfällt natürlich auf Rennpreise (z. B. Großer Preis 80 000 Mark, Fürstenberg-Memorial 60 000 Mark, Preis der Stadt Baden 25 000 Mark, Zukunftsrennen 36 000 Mark, Prince of Wales-Stakes 24 000 Mark, Handicap-Steeple-Chase 25 000 Mark); aber auch die Unterhaltung des Rennplatzes mit seinen umfangreichen Anlagen erfordert jährlich weit über 100 000 Mark.

Der Haupttag der Rennen ist von alters her der Tag des „Großen Preises", für welches Rennen der Großherzog als Ehrenpreis stets noch einen goldenen Pokal stiftet. Von nah und fern her kommen zu diesem Tage die Zuschauer; es ist das große sportliche Ereignis Südwest-Deutschlands! Baden-Baden selbst ist in fieberhafter Aufregung. Es ist mir passiert, daß ich bei einem kleinen Einkauf von dem Ladeninhaber naiv gefragt wurde: „Können Sie nicht lieber morgen wiederkommen?" Eine ganze Zahl von Extrazügen fährt von Baden-Baden über Oos und Rastatt nach Iffezheim, und sie alle sind überfüllt. In endlosen Reihen rollen die Equipagen und Droschken, eine besondere Straße ist — ein Zeichen der Zeit — für die „Automoppels" reserviert.

Ein herrlicher Rennplatz, wohl der schönste auf deutschem Boden. Musterhafte Einrichtungen, famose Bahn, gute Übersicht mit einem prächtigen Schwarzwald-Panorama im Hintergrunde. Und, zumal auf dem ersten und dem für Klubmitglieder reservierten Platz, eine so interessante Gesellschaft, daß man unwillkürlich während der ersten gleichgültigeren Rennen ihr mehr Aufmerksamkeit zuwendet als jenen. Fürstlichkeiten, Offiziere der Nachbargarnisonen und Sportmänner erster Klasse aus ganz Europa. Nie fehlt die schlanke Gestalt des greisen, aber jugendlich frischen Grafen Lehndorff, des preußischen Oberlandstallmeisters. Da ist der kleine Baron Oppenheim aus Köln, Graf Fürstenberg, Monsieur L. Blanc aus Paris, der große Rennstallbesitzer, und Monsieur Caillaut; Herr v. Kaulla aus Stuttgart, Herr U. v. Örtzen, der treue Förderer des Sports, — dann wieder Monsieur Ephrussi, der Schwager Rothschilds, und Vicomte d'Harcourt, Herr Weinberg, Herr Haniel, Graf Bismarck, die Grafen Kospoth, Fürst Kinsky, Graf Kalkreuth, Aristid Baltazzi, Graf Festetics . . . aber wer kann sie alle nennen! Und da ist wieder vor allem ein Flor schöner Frauen. Es schwirrt in drei Sprachen durcheinander. Hier ein paar Prinzessinnen, vornehm und schlicht; dort zwei allerliebste frische Wiener Komtesserln; eine kleine leb-



Eduard VII. als Prinz von Wales auf dem Rennplatz.

hafte Gruppe Pariser Damen, die ihre Herren nach Baden-Baden begleiteten; Frauen der deutschen Hautefinance, Offiziersdamen aus Straßburg, Rastatt, Karlsruhe, Bruchsal; eine bildschöne Schweizerin — das alles um nur einen Momenteindruck aufzuzeichen — und eine ganze Reihe von Amerikanerinnen, vor denen das bekannte selige Paris in arge Verlegenheit kommen würde. Es ist zu merkwürdig: die Herren der Schöpfung jenseits des großen Ententeiches würden in keiner Schönheitskonkurrenz den Preis erringen, und ihre Frauen sind nicht nur bildschön, sie bewegen sich auch mit einer Sicherheit, einer Anmut, die geradezu erstaunlich ist. Und sie wissen sich nicht nur anziehen zu lassen, denn das tut es keineswegs — sondern anzuziehen, daß, um zu berlinern, „das Ende von weg ist“.

Und nun endlich der Große Preis!

Ich will aber keinen Rennbericht schreiben, der doch, wenn diese Zeilen erscheinen, schon von den neuen Ereignissen und Ergebnissen überholt sein wird. Im vorigen Jahr „machten's“ die Franzosen, und alle sogenannten Chancenausgleiche, die vorgenommen waren, haben es nicht verhindert. Sie gewannen nicht nur, immer im großen Stil, den Hauptpreis, sie gewannen auch das Zukunftsrennen, den Preis der Stadt Baden, das Fürstenberg-Memorial. Es war eine „französische Woche“. In allen gut dotierten Rennen glich die Liste der Starter einem französischen Menü. So geht es nun seit Jahren. Unaufhaltsam weicht auch schon die Zahl der deutschen Nennungen zurück; vor vier Jahren waren es 566, im vorigen Jahre nur noch 302. Unaufhaltsam wächst die Zahl der französischen Nennungen; vor vier Jahren waren es nur 36, im vorigen Jahre 118!

Nein, ich will keinen Rennbericht schreiben. Ich will auch nicht von Zukunftsmöglichkeiten und Zukunftshoffnungen sprechen, die aller Wahrscheinlichkeit nach doch nicht in Erfüllung gehen würden. Der Kasus, um den nicht herumzukommen ist, bleibt ja derselbe: bessere Chancen hätte die deutsche Zucht vorläufig nur, wenn die der französischen bedeutend erschwert würden, was ja renntechnisch noch über das jetzige Maß möglich wäre; dann würden



Blumenkorso.

die Badener Rennen aber von den französischen Ställen sehr wenig besucht werden, sie würden damit den internationalen Charakter verlieren und mehr oder minder zu Provinz-Meetings herabsinken. Und das geht nicht — um Baden-Badens willen.

Ein Abend in der Rennwoche — Extrazüge, Mailcoaches, Autos sind heimgekehrt und vor den Hotels gelandet. Die Damen werfen sich in große Toilette, für die Herren ist der Frack conditio sine qua non.

Vor dem Kurhause, in allen Hotels großes Diner an kleinen Tischen. Überall Musik. Die glänzendste Gesellschaft sammelt sich wieder auf der Terrasse des Hotels Stephanie, wo man ebenso gut — und ebenso teuer speist wie bei Paillard oder bei Ritz in Paris. Der Champagner schäumt, lautlos gleiten die Kellner —



Kronprinz Wilhelm und Kronprinzessin Cecilie auf dem Tennisplatz in Baden-Baden.

Auch im Klub, der fast während des ganzen Jahres ein stilles Traumdasein führt, wird diniert. Der sogenannte Herrentisch im großen Saal vereint eine Tafelrunde von großen und kleinen Sportsmen und Sportfreunden, quervor präsidiert der liebenswürdige Graf Lehndorff. Man plauscht und orakelt, aber nicht allzuviel vom grünen Rasen. Nach dem Kaffee begibt sich die Gesellschaft in die oberen Räume, in die Spiel- und Lesezimmer. Ach, wer als bescheidener Fremdling am Klubhaus vorübergeht, der denkt wahrscheinlich, daß sich hinter der Front ein Märchenreich von Komfort und Luxus breitet. Aber das gerade Gegenteil ist der Fall. Behaglich ist das Haus eingerichtet, aber altmodisch und fast spießbürgerlich. Der moderne Geschmack hat hier noch keinen Einzug gehalten, es sei denn auf der Domäne der herben Sekte.

Während dann unten die Fiedeln auftönen, denn getanzt wird an jedem Abend, obwohl nur e i n eigentlicher Klubball auf dem Programm steht, geht oben der würdevolle Haushofmeister — jeder Zoll ein Haushofmeister — von Gruppe zu Gruppe und flüstert sein diskretes „Messieurs, le baccarat commence.“ Und während unten getanzt und geflirtet wird, wird oben die erste Bank versteigert. —

Der große Klubball ist der eine Hauptpol des geselligen Abendtreibens. Der zweite ist der große Ball im Kurhause, in den Wundersälen, die einst Benazet et fils schufen. Jener exklusiv; dieser eine bunte Mischung verschiedener Gesellschaftsklassen. Auf beiden aber wird von der Damenwelt ein Luxus an Seide und Spitzen, an Brillanten und Perlen — und an glänzenden Nacken entfaltet, der beispiellos ist. Es ist wie ein einziges großes Wetteifern um den Preis der Schönheit. Und wieder, wer kann es leugnen, wieder ist die Amerikanerin siegreich, auf der ganzen Linie. Diese hochgewachsene Yankeemiß mit den geschmeidigen Gliedern, der blendend gesunden Haut, dem feinen Gesicht, den opalglänzenden Augen und dem üppigen, kastanienbraunen Haar. Und hinter ihr steht vielleicht ein älterer Mann mit schlechtsitzendem Frack, und man flüstert sich zu: „Respekt! Vor ihr und vor ihm. Er ist der größte Gin-Fabrikant der Welt, gibt jeder Tochter zwanzig Millionen Dollars mit.“ Als ob d i e das nötig hätte.

Ruhetag zwischen zwei Renntagen, aber keine Ruhe. Eine Fahrt mit dem Auto ins Murgtal, eine Partie nach Schloß Eber-

stein; etwas Kunstsinn geheuchelt, denn die Ausstellung im Konversationshaus soll heuer, sagt man, hört man, besonders gut sein; Diner im kleinen Kreise; Feuerwerk im Kurgarten mit jenen „glänzenden" Beleuchtungseffekten, in denen auch in unserer erfindungsreichen Zeit nie etwas Neues erfunden zu werden scheint; auf einen Stipps vielleicht ins Theater, Souper bei einer Badener Familie, die ja alle ihre gastfreien Villen während der Rennwoche weit, weit öffnen. Und zwischen dem allen die wichtigen Vorbereitungen für den nächsten Tag, der wieder ein Ereignis bringen soll: den großen Blumenkorso nämlich.

Ich habe in meinem Leben sehr viele Blumenkorsos gesehen. Schönere als in Baden-Baden nie und nirgends. Anderswo ist die Zahl der teilnehmenden Wagen größer, anderswo mag der Schmuck einzelner Vehikel vielleicht noch reicher sein. Aber nirgendwo paßt sich das bunte, farbenfrohe Bild dieser blumenübersäten Wagen mit den reizenden Frauengestalten so gut in den Gesamtrahmen hinein, wie hier: Der Zug geht ja zwischen endlosen Stuhlreihen und tausend und abertausend Zuschauern vom Theaterplatz aus nach Lichtental zu durch einen einzigen großen Garten von unvergleichlicher Schönheit! Und nirgendwo, scheint mir, herrscht bei einem Blumenkorso solch ein übermütiger, karnevalistischer Frohsinn wie in Baden-Baden. Nirgends wird solch eine Verschwendung von Confettis in der Blumenschlacht getrieben. Von weit her, aus Berlin, Frankfurt, Heidelberg, ja aus der Schweiz lassen die Teilnehmer ihre eigenen Gespanne, ihre eigenen Gärtner nachkommen, um in dieser heitersten aller Konkurrenzen wetteifern zu können. Neben den gewaltigen Mailcoachs geht der leichte Selbstfahrer im Zuge, neben dem Landauer in Blumen verstrickt auch das Auto, aber — furchtbar drollig! — mit Vorspann von Pferden. Und unter den Baldachinen, den Schirmen von Blütenzweigen die Damen in den entzückendsten, lichten Sommertoiletten, mit riesengroßen Hüten hier, mit winzigen Kapots dort — alles in Blumen, je phantastischer, desto besser — über den rosigen, lachenden Gesichtern.

So die Rennwoche —

Wenige Tage dann, und die Hochflut in den Riesenkarawansereien ebbt. Der Kurgast, der Erholungsbedürftige kommt wieder zur Ruhe, zum beschaulicheren Genuß. Und grad der September, ja fast stets noch der Oktober sind so wunderschön in Baden-Baden. Die Luft bleibt lange lind und mild, der Wald, der sich im Laubholz schon rötlich färbt, duftet, die Quellen rieseln doppelt stark. Es ist eine Lust, an den Berghängen hin zu wandern.

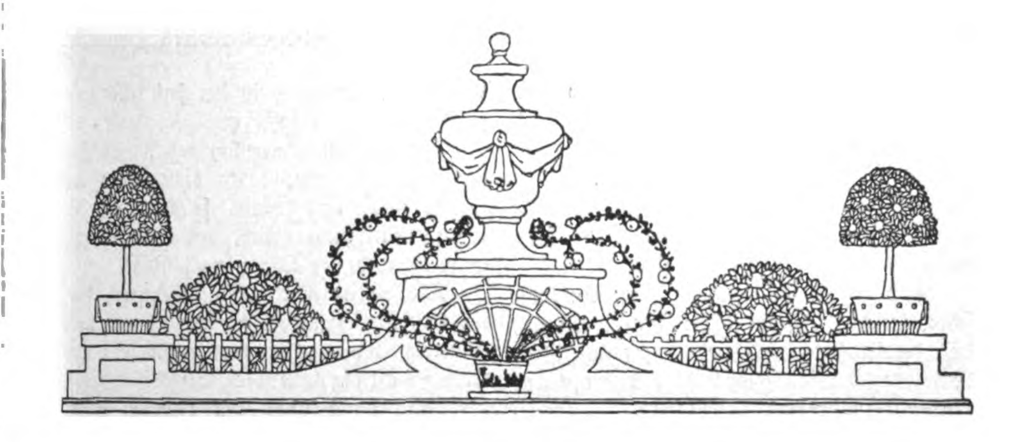
Baden in seiner Herbstruhe und Herbstschöne hat im vorigen Jahr auch unser Kronprinz ausgekostet, der schon einmal dort seine Frau Mutter besuchte, als die Kaiserin in der Villa Krupp Sommerfrische hielt; wie der alte Kaiser wohnte der Kronprinz im Hotel Meßmer. Diesmal traf er sich mit seiner Braut; der Tennisplatz an der Lichtentaler Allee sah beide oft beim fröhlichen Sport. —

Allmählich kommt auch in Baden der Kehraus. Die Gäste werden rarer und rarer, eines der großen Hotels nach dem andern schließt seine Pforten. Ganz hört der Besuch freilich nie auf, denn auch in Baden-Baden gibt es Winterkuren, und die trefflichen Sanatorien sind fast stets besetzt.

Aber im wesentlichen sind nun doch die Badener unter sich. Ich hab' mir erzählen lassen, sie seien dann besonders vergnügt. Der Kreis bleibt ja ziemlich groß, oder richtiger die Kreise im Kreis bleiben es. Manche der vornehmen Villenbesitzer harren auch im Winter aus und pflegen reiche Geselligkeit, außerdem ist Baden allmählich ein Pensionopolis im kleinen geworden; da kommen denn die alten Herren im „Süßen Löchel", einer urgemütlichen Weinstube, zusammen und korrigieren bei einer „Tante" Markgräfler die Rangliste. Dann sind da die Familien der großen, vielfach sehr reichen Hotelbesitzer, der aktiven und der inaktiven, und die der bedeutenden Geschäftsinhaber, die nun nach des Sommers Anstrengung und Mühe ihr Leben genießen wollen. Kurz, Baden-Baden hat seine Wintersaison — für sich, und man hat mir gesagt, daß der Faschingsball im Kurhause an froher Laune nicht hinter den Sommerbällen zurückstände.

Und der Winter ist milde und kurz. Im März regt sich das Leben schon wieder; vereinzelte Frühgäste treffen ein, wenn noch der letzte Schnee liegt. Das große Rad beginnt sich von neuem zu drehen —

Die Saison ist eröffnet.



Mettes Kinder.

Eine mögliche Geschichte.

Von Marianne Mewis.

Der Ostermorgen hatte sich in dichten Nebel gehüllt, so daß die vier Barnuthschen Töchter durch ein kühles, weißes, unbewegtes Zwischenreich von Luft und Wasser zum „Lottgenspring“, einer Quelle, die ihren Namen nach den Huflattichwäldern an ihrem Ursprunge trug, wandern mußten. Die klamme Kälte drang ihnen, besonders da sie eben erst aus den warmen Betten gestiegen waren, bis ins Mark. Sie klapperten förmlich mit den Zähnen. Dorothea starrte beharrlich nach dem Himmel, ob denn die Sonne den Auferstehungstag immer noch nicht mit einem Freudensprunge begrüßen und den Kampf mit Kälte und Farblosigkeit aufnehmen wollte. So blieb die Jüngste etwas hinter den Schwestern zurück. Die Mädchen waren sämtlich in dunkle Barchentmorgenröcke gekleidet, trugen derbe Lederschuhe an den Füßen, graue oder braune gestrickte Tücher um den Oberkörper geknüpft und hatten runde Wollmützen achtlos auf das in Eile zusammengewurstelte Haar gestülpt. Anmutig sahen sie nicht aus, wie sie so im Gänsemarsche den recht schmutzigen Pfad entlang stapften. Es lag, tückisch von zertretenem Erdreich überdeckt, noch hier und da halbzertautes Eis auf dem Steige; also glitschte bald eines, bald das andere der Fräulein aus und mußte balancieren, um nicht zu fallen und den Krug zu zerbrechen, den es in den steifen, rotgefrorenen Händen trug.

Der Pfad schlängelte sich durch ein kleines Gehölz von Erlen, Haseln und Weiden. Schon hielten die Weiden ihre gelben Flämmchen empor und illuminierten als die ersten zur großen Frühlingsfeier; von den Nußsträuchern baumelten goldene Troddeln. Doch die Erlen verweigerten — die Rinde grau und rissig, die bläulichen und rötlichen Zweige wie bereift — mißtrauisch jedes voreilige Frühlingszeichen.

Der brüchige Steig senkte sich. Das Gestrüpp war jetzt noch mit den Stengeln und dem Laubwerk hoher vertrockneter Sumpfkräuter vom vorigen Sommer durchflochten und wurde dichter. Ein Wässerchen sprudelte im Grunde. Die Mädchen suchten eine einigermaßen zugängliche Schöpfstelle und kamen dabei doch alle in Gefahr, ins seichte Wasser zu purzeln. Mühsam unterdrückten sie jeden Schreckenslaut. Endlich füllten sie ihre Krüge, gerade als die Sonne rot hinter den Nebelschleiern emporstieg. Ob sie hüpfte, ließ sich zwischen den Erlen hindurch nicht gut wahrnehmen. Dorotheen, die eben aus ihrer kauernden Stellung aufschnellte, schien es so. Die anderen behaupteten später das Gegenteil.

Wie sie gekommen waren, kehrten die Mädchen auch wieder zurück. Die drei Älteren ziemlich dicht hintereinander noch vorsichtiger als vorhin auftretend, indem sie schwer an den Krügen trugen; Dorothea mit nur halbgefülltem Gefäß in weiterem Abstande gemächlich schlendernd und dem Anscheine nach nicht mehr mit rechter Andacht bei der Sache.

Das kleine Gehölz schien vollkommen

verödet zu sein, und die Fräulein von Barnuth glaubten sich ganz unbeachtet. Hinter dichtem Gestrüpp stand jedoch ein junger Mann in hohen Stiefeln, Joppe und Jägermütze. Die Flinte hing ihm an der Achsel, und mit der rechten Hand hielt er einen toten Marder am Genick.

Der gutgewachsene Herr hatte ein hübsches, frisches Gesicht. Die blauen Augen, das dunkle Haar und die etwas aufgestülpte Nase machten ihn zum Typus des ostpreußischen Landjunkers.

Er besah sich die jungen Damen, wie sie sich langsam näherten und, die großen Krüge schleppend, auf dem schlüpfrigen Wege stolpernd und ausgleitend vorüberschwankten, so recht angelegentlich, und seine Augen blitzten von Übermut.

Voran ging mit langen Schritten Tine, kräftig, dunkeläugig, mit großer Nase, wirren, braunen, glanzlosen Haaren, farbloser Haut und einem verdrossenen Ausdruck in dem hageren, starkknochigen Gesicht.

Dann kam Flore, noch größer an Wuchs, aber zarter gebaut, als die Schwester; etwas voller, doch mit langen, schlenkrigen Gliedmaßen, weißem, ein wenig gedunsenem Gesicht, sehr hellblauen, schläfrigen Augen und dickem, groben, flachsblonden Haar, das glatt und fest von der niedrigen Stirn fort nach dem Hinterkopfe gestrichen und dort in einen großen, starren Knoten zusammengedreht war. Flore, sicherlich eine etwas bleichsüchtige Langschläferin, zog vor Schlaffheit die Füße nur mühsam nach.

Hierauf folgte Mile, kleiner, derb, fest und drall, mit Haar und Augen von gar keiner Farbe, aber netten Händen und Füßen und einem flinken, energischen Gange.

Wenigstens zwanzig Schritte weiter zurück machte Dore den Beschluß. Der heimliche Beobachter straffte seine Gestalt und lächelte vergnügt.

Dore sah, von der klammen Morgenluft durchkältet, blaß und frierend, auch nicht bestrickend aus. Sie war die kleinste unter den Schwestern, besaß, soviel man trotz des dicken, am Rücken zusammengeknoteten Tuches wahrnehmen konnte, einen weichen, geschmeidigen Wuchs und gehörte zu jenen fast ein wenig plumpen Frauen, die einen so ungemein weiblichen Eindruck machen. Sie war mit einem Worte „mollig". Ihr braunes, in der Hast locker aufgestecktes Haar krauste sich.

Als sie den Lauerplatz des jungen Jägers erreicht hatte, lockte dicht neben ihr im Gebüsch eine Amsel so laut und so schauderhaft unnatürlich, daß Dore erschrak, ausglitt und der Länge nach hinfiel.

Die Amsel war gleich neben ihr, half ihr aufstehn, zog auch ein schneeweißes, noch gefaltetes Taschentuch hervor und rieb und trocknete ihr die nassen, lehmbesudelten Hände.

Dore hatte nicht den kleinsten Schrei hören lassen. Sie sah nur ängstlich nach den Schwestern; aber eben verschwand Mile, die letzte, an einer Wegbiegung hinter Haselgestrüpp.

Dores Aussehen verwandelte sich im Nu. Die braunen Augen blitzten förmlich vor Schalkhaftigkeit. Die blasse Haut überlief rosig. In der linken Wange und neben dem rechten Mundwinkel vertieften sich ein paar Grübchen. Und auch das runde Kinn bekam Dellen, wie man sie mit den Fingerspitzen in weiches Wachs drückt. Der ziemlich große rote Mund ließ hübsche weiße Zähne hervorschimmern. Dorothee sah plötzlich ganz allerliebst aus.

„Sie brauchen das Zeugs doch wahrhaftig nicht!" sagte der junge Mann vorwurfsvoll und deutete mit den Augen nach der kleinen Überschwemmung auf dem Boden, denn mit den Händen hielt er Dorothees kalte Finger und drückte und rieb sie, um sie zu erwärmen.

Die Beiden sahen sich lachend ein Weilchen in die Augen wie Menschen, die ein großes Wohlgefallen aneinander haben und sich zu genau kennen, um noch viele Worte verlieren zu müssen. Dann machte sich Dore, weil ihr das Gesicht immer mehr glühte, los und bückte sich zu dem Marder, den der Jäger auf den Boden geworfen hatte und dem sie das weiche, schöne Fellchen bedauernd streichelte, als ob er es noch fühlen könnte. Dabei wiederholte sie immer: „Ach, das hübsche Tierchen! Ach, das arme hübsche Geschöpf!" — ohne zu bedenken, daß dieses kleine Raubzeug oft genug hinter ihren Tauben hergewesen sein mochte.

Der junge Mensch sah ihr zu und riß sich am Schnurrbarte. Endlich murmelte er zärtlich: „Dore, ich halt's nicht länger aus! Die Saat hat prachtvoll durchgewintert und steht wie eine Bürste. Und

ich kann noch Korn verkaufen, so reichlich gab es letzten Herbst aus. Das Frühjahr scheint sich auch zu machen, und das übrige findet sich wohl. Heute komme ich mit dem Schmackosterbesen zu Deinem Vater und klopf' Dich ihm ab." Er wollte wieder, da sie sich aufrichtete, nach ihren Händen greifen; aber sie steckte sie schnell hinterm Rücken unter das Tuch. Und während ihr das abgeblaßte Gesicht von neuem dunkel erglühte und ihr vor Verlegenheit das Wasser in die Augen schoß, entgegnete sie neckend: „Sie dürfen mich nicht ‚Du' nennen, Lehnert, wenigstens nicht eher . . ."

„Do —!"

„Ja," lachte sie, „das ist, scheint mir, erlaubt!" — entschlüpfte, als er sie fassen wollte, flink wie eine junge Katze und rannte den Schwestern nach, die mühselig, schweigend und ohne sich umzublicken als drei Danaiden ihre Krüge weiterschleppten.

Das Gehölz war vom Garten durch einen Graben getrennt. Die Mädchen überschritten ein weißgestrichenes, schon recht wackeliges Geländerbrückchen, hielten sich dann links, wo längs des Zaunes ein Kiesweg zwischen Sträuchern bis ans Haus führte, und schlichen, sich unter jedem Fenster bückend, dicht an der Hauswand hin. Durch eine unverschlossene Doppelglastür betraten sie auf Zehenspitzen den Gartensaal, von wo aus sie sich im Innern des Hauses verloren. Sie glaubten sich wieder ganz unbelauscht. Aber schon draußen im Garten hatte sie Tamms, der Gärtner, gesehen und sich rücksichtvoll hinter der alten Eibe versteckt. ‚Unse Freileinchen!' dachte er. ‚W'raft'gen Gott! — Ei, wenn es doch bloß man was helft . . . Einem Blumchen, was quiemt, kann einer einen dicht'gen, nahrhaften Guß geben. Aber einem mieserigen Marjellchen is mit das nicht gut beikommen. Na, es blieht doch auch der Zempelfigenbaum*), wenn seine Zeit da ist.'

Im dämmerigen Flur drückte sich eine alte Frau hinter den großen Schrank. „Mien Gottchen doch man! Onse Klienerchen! Se sehnen recht schabbig ut . . . Awer dat verwaßt sek woll noch — un wenn nich, denn motten wi da ok öwerstappen."

*) Kaktus.

2.

Herr von Barnuth spazierte in demselben Gartensaale auf und nieder, durch den seine Töchter frühmorgens Eingang genommen hatten. Der große vierfenstrige Raum, dem in der Mitte der Vorderwand noch die Doppelglastür Licht gab, diente der Familie Winters und Sommers als Wohnzimmer. Er war etwas altmodisch, aber höchst behaglich eingerichtet. Jede der Töchter besaß an einem der Fenster, die sämtlich nach der niedrigen Kiesterrasse des Gartens gingen, ihr Reich für sich und hatte es in ihrer Weise durch allerlei Kleinkram: Bücher, Bilder, Blumen, Handarbeiten gekennzeichnet. Frau von Barnuth litt an Rheumatismus. Ihr Platz befand sich an einer der zugfreien Schmalwände, war von höheren und niederen Wandschirmen eingehegt, mit Kissen und Decken ausgepolstert und auf einem Holztritt erhöht, da sie auch den kalten Fußboden des Erdgeschosses fürchtete. Auf dem Tritt standen Schreibtisch, Stuhl und ein hochbeiniger Nähkorb. An der anderen Schmalseite des Saales war ein Klavier aufgestellt; und die beiden inneren Ecken nahmen zwei große weiße Kachelöfen ein. Sie wurden von außen geheizt, bargen aber altmodischer- und praktischerweise hinter blanken Messingtüren „Röhren", in denen man Kaffeekannen wärmen und Bratäpfel rösten konnte. An der fensterlosen Längswand und den Querwänden hingen Familienbildnisse. Viele waren es nicht; und Kunstwert besaßen sie auch nicht.

Frau von Barnuth, in ein silbergraues, gehäkeltes Wolltuch gewickelt, saß an ihrem Schreibtische vor dem Wirtschaftsbuch. Das Rechnen verursachte ihr stets Mühe; und sie liebte es durchaus nicht, wenn währenddessen jemand im Zimmer umherlief und ein Gespräch führte. Ihr Mann wußte das und machte sich einen Spaß daraus, sie zu unterbrechen. Sie war von langer, schlanker Gestalt und zartfarbig. Der dünne Hals trug einen Rassekopf mit scharfgeschnittenem, nicht üblem Profil; nur daß die große, feine und fast durchsichtige Nase an der Spitze ein wenig herunterhing, was dem Gesicht einen unveränderlich trübseligen Ausdruck verlieh. Die Augen zwischen etwas geröteten Lidern waren groß und von einem verwaschenen Blau.

Herr von Barnuth, klein, füllig, braunäugig wie seine Jüngste und sehr frischfarbig, blieb bald vor dem einen, bald vor dem andern der Ahnenbilder stehen.

„Mette, das Gerechne gleich nach der Kirche“ — die Familie war um halb zwölf aus der nahen Dorfkirche heimgekehrt — „ist eigentlich nicht in der Ordnung.“

„Meiersche hatte ihr Buch verlegt.“

„Flore soll ihr doch auf die Finger passen, daß sie Ordnung hält. Aber Flore ist auch immer halb im Schlaf.“

„Sie muß wieder Stahl nehmen.“

„Das sollten sie alle. — Hast Du bemerkt, wie die Marjellen wieder beim Frühstück aussahen?“

„Siebenundzwanzig, dreißig, dreiunddreißig . . . Etwas erfroren. Tauwetter macht immer fröstlich,“ erwiderte Frau von Barnuth und zog die schmalen Schultern zusammen.

„Blaß und verfledert. Wie kommt das?! Gut genährt und gepflegt — warum können sie nicht wenigstens frisch aussehen?“

Mette zuckte die Achseln und schwieg. Der Gesprächsgegenstand schien nicht mehr den Reiz der Neuheit für sie zu besitzen.

Der Hausherr betrachtete sich die alten Bilder, die er sicher schon auswendig kannte, eingehend weiter. „Von mir haben sie es nicht,“ fuhr er im Tone einer wissenschaftlichen Untersuchung fort. „Und von der Barnuthschen Seite kommt es überhaupt nicht. Wir waren stets Leute von gutem Äußeren. Aber kuck Dir mal diese Seldernsche Urgroßmutter an —“

„Ich kenne sie.“

„Na, dreh' Dich doch, bitte, mal um. Man kann eine Sache hundertmal betrachten, ohne das Charakteristische zu erfassen.“

Frau von Barnuth rückte seufzend ihren Stuhl.

„Und nun denk Dir einmal Lockenbau, Dormeuse und Doppelkinn fort und sage mir unparteiisch: Ist Tine ihr nicht wie aus den Augen geschnitten?“

„Entfernte Familienähnlichkeit —“

„Sagt der Bückling vom Hering. Nein, meine Trautste. Laß Tine erst mal aus dem Schneider sein, dann nimmt sie sich genau so aus, wie dieses hölzerne Gallionbild. Das muß dem Fremdesten in die Augen springen. Deshalb wollen wir diese Dame sicherheitshalber in die Rumpelkammer hinaufhängen. Denn zu dem Vergleich ist mir Tine doch zu lieb. Hörst Du, Mette?“

Frau von Barnuth sagte: „Jawohl!“ drehte sich um und rechnete weiter. Ihr Gatte setzte seine Studien fort.

„Und Flore — — wahrhaft'gen Gott, ich glaube, sie sieht der alten Spuktante ähnlich. Heute morgen machte sie mir einen geradezu gespenstischen Eindruck. Solche Sagen bilden sich, wie auch hier bei unserer weißen Dame, meist nach dem Aussehen. Ein stechender Blick läßt eine schlimme Gemütsart ahnen und eine Missetat erfinden. Eine kreidige Haut deutet auf ein tragisches Geschick. Aus einer Wasserrose im Gürtel schließt man, daß die Trägerin ertrunken sei, und fabelt sich einen romantischen Anlaß dafür zusammen. Und ein roter Bart kennzeichnet unfehlbar einen Bösewicht. So arbeitet die Phantasie des Volkes in meist konventioneller Weise. — Erbarm Dich! Wenn man nach hundert Jahren von Deiner Tochter erzählte, daß sie im Milchkeller geistern müßte — wegen Milchpanscherei etwa, oder weil sie sich mit Schmand gewaschen hätte! Käsig genug sieht sie aus.“ Er steckte die Daumen in die Hosentaschen, wiegte sich und lachte in sich hinein. Dann setzte er indes hinzu: „Lächerlich ist die Sache allerdings nicht.“

In Frau von Barnuths Gesicht zuckte es. „Nun, und Mile?“ fragte sie. Sie war als Erbtochter von Selderhof, die das Gut samt den Ahnenbildern ihrem Gatten, einem jüngeren Sohne aus wohlhabendem Hause, zugebracht hatte, in ihren heiligsten Familiengefühlen verletzt.

„Ja, da weiß ich nicht recht. Mile hat solch ein Allerweltsgesicht. Wenn es nicht diese Ahnfrau hier ist, von der man berichtet, daß sie die Hundepeitsche so wacker unter dem Gesinde handhabte — — Ja, je mehr ich mir das Bild betrachte — — und ohne die Schnebbenhaube — — das Feste, Dralle hat diese Frau von Seldern auch. Übrigens — auf Mile laß ich nichts kommen. Für die Fuchshetze ist sie mein bester Kumpan. Und beim Roßhandel hält sie selbst Mendel Falck die Stange. Die Pferdeställe könnt' ich ihr ganz überlassen.“

Er schritt zu der Querwand hinüber,

an welcher der Flügel stand. Dort hing neben dem der Gattin sein eigenes Bild. Ein Schmunzeln zog sich um seinen Mund, während er den hübschen, munteren Herrn auf dem Konterfei betrachtete. Auch Frau von Barnuth sah auf dem Jugendbilde in ihrer Zartheit und vornehmen Feinheit äußerst vorteilhaft, nur etwas ins Kraut geschossen aus.

‚Den Seldernschen Schwan' pflegte der wirklich sehr glückliche Bräutigam seine Verlobte in einer seltenen poetischen Anwandlung zu nennen. Später hatte sich über Weizenpreisen, Runkelrüben und Molkereisorgen der dichterische Trieb so plötzlich wieder verloren, wie er gekommen war. Ja, es trat sogar in beabsichtigtem Gegensatze zu Frau von Barnuths gehobeneren Weltanschauungen ein starkes Hervorkehren prosaischer Gesinnung zutage; diese Neigung zum Alltäglichen fand z. B. in den Namenskürzungen bei Frau und Töchtern Ausdruck. Frau von Barnuth hieß Marietta und mußte, nachdem sie „Jette' mit ungewöhnlicher Entschiedenheit abgelehnt hatte, sich wenigstens das altertümlich und deshalb vornehmer klingende ‚Mette' gefallen lassen.

„... Dore wenigstens ist eine echte Barnuth, dem Himmel sei Dank! Wenn sie lacht, kann man sie geradezu eine Schönheit nennen. Nur trist und kümmerlich darf sie nicht dasitzen. Und davor will ich sie wohl bewahren. Sie ist einmal zum Lachen geboren; und Sorgen und Verdrießlichkeiten müssen ihr ferngehalten werden, wenn sie ihren Lebenszweck erfüllen soll. Da denke ich modern genug, um mir sagen zu können, was für die Individualität meiner Töchter paßt. Übrigens wird sie die Wahl haben. Und daß sie das Richtige trifft, — dafür bin ich da, ihr Vater! — — Na, Löper, was gibt's denn?"

Löper, der alte Diener, präsentierte eine Karte.

„Sieh bloß mal an, Mette!" rief Barnuth und warf seiner Frau die Karte auf das Wirtschaftsbuch. „Was fällt dem Jungen ein?! Erbarm' Dich! Läßt sich feierlich mit Karte melden: Lehnert von Donat. Klein-Krippen. — Also, Löper, denn laß ich Herrn von Donat in den blauen Salon bitten. Nicht, Mette, das ist doch in diesem Falle das Gegebene?! — Für gewöhnlich haben wir's bequemer: er kommt herein und bleibt zum Essen da. Aber heut wage ich kaum, ihn für unser ‚schlichtes Osterlamm' zu bitten."

Löper machte kehrt und verschwand.

Frau von Barnuth stand auf und trat aus ihrem Schreibwinkel heraus die Stufe hinunter.

„Nee, Mette, bleib ruhig hier. Der Lehnert wird wohl in irgendeiner Festivitätsangelegenheit kommen. Das machen die jungen Dächse immer höllisch feierlich: Frack, weiße Halsbinde, Chapeau. Ich bringe ihn nachher, wenn er die Ziegenledernen glücklich abgezogen hat, doch wohl noch zu Dir. Was kann es sein? Kreisball ist überstanden, Kaisers Geburtstag zweckgegessen. Für Wohltätigkeit keine geeignete Zeit. Picknick verfrüht. — — Ich wüßte wirklich nicht ... Der Junge wird doch keine Anleihe planen?!"

Frau von Barnuth sah ihren Mann mit zitternden Lippen und angstvollen Augen an und schien reden zu wollen. Aber er beachtete sie, mit seinem letzten Gedanken ganz und gar und, wie es schien, nicht gerade angenehm beschäftigt, nicht im geringsten. Schließlich meinte er: „Na, dazu wäre doch Emmo der nächste!" und ging hinaus.

Sein Frau preßte die Hände ineinander und wanderte in dem großen Raume unruhig auf und nieder, betrachtete seufzend das Gallionbild und die Spuktante, ebenso die Dame mit der Schnebbenhaube, und trat an die Fensterplätze ihrer Töchter. An dem von Dore verweilte sie länger. Es blühten Hyazinthen auf der Fensterbank; zwischen den Töpfen steckte ‚Jörn Uhl'. Die Mutter nahm das Buch auf, blätterte darin und lächelte über die feinen Bleistiftzeichen neben den rührendsten Stellen. Auf dem Nähtischchen trieben sich eine etwas ‚trübe' Weißstickerei, ein Büchlein mit selbstgeschriebenen Kochrezepten und ein Strickzeug umher. Frau von Barnuth besah alles und blickte dazwischen immer wieder nach der Standuhr auf der Mahagonikonsole, die über dem Schreibtische prangte: Fünf Minuten ... zehn Minuten ... eine Viertelstunde ... Da ließen sich im Flur Stimmen hören: Löpers und die des Besuchers. Der Hausherr schien nicht, wie

üblich, das Geleit zu geben. Die Tür nach dem Hofe klappte. Man vernahm am Hause und dem Gartenzaune vorüber die Hufschläge eines trabendes Pferdes.

Dores Mutter flüchtete in ihren geschützten Winkel, setzte sich in den tiefen Schreibstuhl und fuhr sich mit dem Taschentuche über die Augen. Als sie jemand draußen die Klinke fassen hörte, steckte sie das Tuch hastig fort.

Barnuth trat ein. Sein Gesicht war stark gerötet, und seine braunen Augen funkelten vor Ärger. Er schritt zu einem Fenster und sah hinaus. Tamms, der junge Gärtner, schlenderte an der Terrasse entlang, spähte nach Krokus und Schneeglöckchen und wollte so ganz beiläufig um das Herrenhaus herumlavieren und die Gelegenheit erlauern, Äppel (Apollonia), die Köchin, seine heimliche Liebe, mit der Osterrute, die ihm unter dem Beinkleide im Stiefelschaft steckte, nach guter, alter Sitte abzuprügeln. Im Vorgefühl des kommenden Genusses grinste er stillvergnügt vor sich hin.

Sein Herr riß das Fenster auf. „Na, Tamms, er Slumski hat wohl wieder auf der Welt Gottes nichts zu tun?! Da soll ja gleich dieser und jener dreinschlagen!“

„Ich dacht' man bloß, gnä' Herr, an heil' Ostern . . .“

„Ja so . . . weiß der Himmel, einen triftigen Grund zum Faulenzen gibt es immer!“ murmelte Barnuth, schloß das Fenster und stieß mit dem Fuße Tines Garnrollen, die er mitsamt dem Körbchen auf den Boden geworfen hatte, beiseite. Ein junger Terrier, der neben dem einen Ofen auf einer Strohmatte geschlafen hatte, sah die Sache als Scherz an, sprang bellend hinter den Rollen her, nahm sie ins Maul und warf sie in die Luft. Er mußte also hinausbefördert werden. Diese Vorgänge wirkten ableitend. Barnuth ging zum Ofen, schlug seine Rockschöße auseinander und lehnte den Rücken an. Indem er seine Frau fixierte, begann er ruhiger: „Nun, was sagst Du?“

„Was soll ich denn sagen, Otto?“

„Versuch' mir nichts weis zu machen. Du bist doch mit im Komplott.“

„Ich weiß von keinem ‚Komplott‘.“

„Du ahnst also nicht, — nicht wahr, Dir träumte nicht mal, daß dieser grüne Junge, der Lehnert, um Dore anhalten wollte!“

„Sprich nur nicht so laut, wenn Du sie nicht heute schon in der ganzen Gegend verlobt gesagt haben willst. Ich hätte Dich vorbereitet, aber hörtest Du wohl?“

„Und Du hast das Techtelmechtel wahrscheinlich gar unterstützt?“

„Von ‚Techtelmechtel‘ kann nicht die Rede sein,“ erwiderte Frau von Barnuth sehr steif. „Ich dächte, Du kennst, wenn nach fünfundzwanzig Jahren noch nicht mich, so doch Deine Töchter.“

„Dacht' ich auch. Und da bereiten sie mir solche Überraschungen — d. h. Dore. Die anderen — — das wäre ja schließlich noch — —“

„Dagegen hättest Du nichts einzuwenden?“

„Hätt' ich auch nicht. Die sind nicht mehr zu jung zum heiraten, was bei Dore der Fall ist. Oder hältst Du achtzehn für ein passendes Alter?“

„Eigentlich ja.“

„Na, ich weiß doch nicht. Höre Du, gib Lehnert eine von D e i n e n Töchtern, wenn Du ihn durchaus zum Schwiegersohne willst. Aber Dore soll mir nicht nach Klein-Krippen. Meine Beste und die kümmerliche Klitsche! Eine Mißernte, und sie können am Hungertuche nagen. Und was hat der Landwirt denn anderes als Mißernten?“

„Das letzte Jahr —“

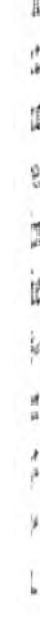
„Äh, Ausnahmefall! Mit Ausnahmen wollen wir denn doch nicht rechnen. — Nein, nein. Wenn's noch Groß-Krippen wäre.“

„Am Ende denkst Du an Emmo?“

„Und was wäre dabei? Das Marjellchen ist immer sein Verzug gewesen.“

„Otto! — Er könnte ihr Vater sein.“

„Ach was! Er ist in den besten Jahren. Ein Unglück sehe ich nicht darin, wenn wenigstens eins den Verstand hat. Das gibt die glücklichsten Ehen. Emmo besitzt das richtige, reife tout comprendre. Da sind Mißhelligkeiten von vornherein ausgeschlossen, und die Stürme, die die meisten jungen Ehen und gerade Liebesheiraten häufig mit sich bringen, bleiben aus. Hochgespannten Erwartungen folgt unfehlbar der Rückschlag, und unreife Naturen wissen sich nicht damit abzufinden. Übrigens will ich nichts gesagt haben. Gott bewahre. Nur gut soll es meine



Großherzog Ernst von Hessen und bei Rhein.
Gemälde von Prof. W. Trübner-Karlsruhe.

Zweite Deutsche Künstlerbund-Ausstellung, Berlin 1905.

Kleine einmal haben. Billig geb' ich sie nicht weg. Das bin ich ihr schuldig. Und das wird sie später einmal von mir verlangen und mir das Gegenteil schwer anrechnen." Er ließ den Ofen los, kreuzte die Arme auf dem Rücken und ging wieder im Zimmer hin und her. „Solch ein Staat von einem Mädchen . . . mein Marjellchen. Wie flog sie auf dem Kreisballe umher . . . das reine perpetuum mobile. Und Deine Fräulein machten den alten Herrscherbildern an den Wänden Konkurrenz. Wahrhaft'gen Gott, es hätte einer ebensogut auf den Einfall geraten können, ‚Augusta, Prinzessin von Preußen' aufzufordern, als Tine."

„Du übertreibst. Sie tanzten alle."

„Pflichttänze. Übrigens" — er blieb neben seiner Frau stehen — „wem danken wir den unangenehmen Zwischenfall von vorhin? Denn unangenehm ist er mir sehr. Lehnert hat doch bei uns von klein auf als Kind im Hause gegolten. Dir! Du bist schuld!"

„Das dachte ich mir."

„Es ist, wie ich behaupte. Was sagtest Du das letztemal, als Dore ihrem Gespielen einen Katzenkopf versetzte und er sie dafür in das Resedabeet stieß?"

„Daß das nicht mehr anginge. Dore mit zwölf und Lehnert mit siebzehn Jahren wären aus den Kinderschuhen. Und ich wüßte kein Mittel gegen diese ungehörigen Balgereien, als daß die beiden sich ‚Sie' nennten. Dann würden sie sich schon mit anderen Augen ansehen."

„Und das ist eingetroffen, Frau Weisheit. Erst haben sie ein Jahr lang beinah gar nicht miteinander gesprochen, weil keines wußte, wie es sich benehmen sollte. Und angesehen haben sie sich nur verstohlen. Dann kam Lehnert als Volontär nach Labentien, diente nachher sein Jahr ab und besuchte die landwirtschaftliche Akademie. Darauf übernahm er Klein-Krippen. Und dazwischen haben sie sich immer mal wieder angesehen, allerdings mit anderen Augen als früher. Und die hast Du ihnen geöffnet mit Deiner famosen Erfindung. Bis dahin waren beide blind wie die jungen Katzen — und wären es auch geblieben."

„Das ist eine von Deinen vagen Behauptungen. Jungen Katzen gehen die Augen mit Sicherheit nach neun Tagen auf; und junge Männer und junge Mädchen verlieben sich ineinander, wenn die Zeit da ist. Ich sehe auch in diesem Falle gar kein solches Unglück darin. Mein armes Kind . . ."

„Ach, weine nur nicht. Wirst mal sehen: Dore nimmt die Sache nicht sentimental —"

„Bitte, sprich nicht mit ihr darüber."

„Das werde ich nicht. Und Lehnert hat mir versprochen, hier möglichst unbefangen weiterzuverkehren. Aber Dore darf mir den Kopf nicht hängen lassen. Heute nachmittag, wenn sich Pastors wieder zu ihren heimischen Penaten verfügt haben, fahre ich mit ihr nach Groß-Krippen. Emmo ist aus Rom zurück und hat sagen lassen, sie sollte kommen und sich ihr Mitbringsel aussuchen."

„Dann würde ich bei Markull das Anspannen bestellen. Am ersten Feiertage rechnet er wohl nicht darauf."

„Ich will ihn rechnen lehren!" brummte Barnuth. Frau Mette seufzte und zog ihr Tuch fester um die Achseln. Sie bückte sich über ihr Buch, als wenn sie sich jedem Verkehr mit der Außenwelt entziehen wollte, und fuhr, die Lippen bewegend, langsam mit dem Bleistift die Kolonnen hinunter. Der Gatte sah ihr eine Zeitlang zu. Als sie indes immer tiefer in ihr arithmetisches Problem versank, pfiff er leise ein paar Takte vom Dessauer und verließ das Zimmer. Mette hörte auch die schwere Haustür klappen, die nach dem Hofe führte.

Kaum war er draußen, so huschte Dorothea herein. Sie lief auf die Mutter zu, kauerte neben ihr auf dem Tritt nieder und umschlang sie mit den Armen. „Mutterchen, goldene — es . . . es ist wohl nichts? Ich hab' ihn fortreiten sehen . . ."

„Nein, mein trautstes Kind. Vater will noch nichts davon wissen. Aber es wird schon werden. Laß Dir nur gar nichts merken."

„I, wo werd' ich denn!" rief sie und schüttelte sich die Tränen aus den Augen.

Die Mutter fuhr fort: „Wenn Vater keinen Widerspruch findet, geht ihm die Sache nach. Er hat Dich ja doch sehr lieb. Und er überlegt sich's schließlich." Der Ton klang nicht sehr zuversichtlich. Das hörte Dore auch heraus.

„Kannst Du nicht ein bißchen nach-

helfen, Mutterchen, einzigstes? Denk' doch nach!" — Sie drückte ihren Kopf schmeichelnd an Frau von Barnuths Kniee, wie sie es als kleines Kind, da sie nicht höher reichte, getan hatte.

Die Mutter strich ihr über das krause Haar und sah grübelnd ins Blaue. Endlich sagte sie langsam: „Ich will an Tante Isolde schreiben."

„Goldigste! Schreib gleich!"

„Heut abend! Ich muß erst überlegen." —

Barnuth suchte sich selber den Kutscher, der noch von Mettes Eltern übernommen war. Er fand ihn auf der Futterkiste schlafend. „Heh, Markull," schrie er, „der Wagen muß punkt halb fünf vor der Tür stehn!"

„So frieh des morgens, gnä' Herr?"

„Ach was! Heut nachmittag!"

‚Da werd' ich mir wieder scheen abmarachen missen zum Hel'gendag!' murmelte Markull hinter seinem Herrn drein.

3.

Emmo von Donat sah vom Fenster aus den Selderhofschen Wagen die lange Fichtenallee durch den Park heranrollen. Die Sonnenstrahlen, die zwischen den dunklen, niederschleppenden Zweigfahnen durchschlüpften, betupften Pferde und Insassen des Gefährts mit gelben, huschenden Flecken. Der Baron war vom Schreibtisch aufgestanden und trieb etwas Zimmergymnastik, denn er versäumte nie, sich die schlanke, aufrechte Gestalt und die schnellen und gewandten Bewegungen, die ihn so jugendlich erscheinen ließen, durch häufig wiederholte körperliche Übungen zu erhalten. Er hatte den eleganten kurzen Rock abgelegt, stand hemdsärmlig vor dem hohen Pfeilerspiegel und bog, die Hände eingestützt, den Oberkörper mit eins — zwei, eins — zwei, vor- und rückwärts. Dabei freute er sich über seine unverminderte Elastizität. Nun fuhr er flink in den Rock, zupfte und strich ihn und bürstete, wieder vor dem Spiegel, das braune, leicht angegraute Haar zu dem malerischen Schopfe auf, der den Kopf besonders schmal und vornehm erscheinen ließ. Auch der Schnurr- und Knebelbart, den er so trug, wie man es auf den Bildern vom Grafen Schack sieht, bekam ein paar vorsichtige Striche.

Der Wagen hielt kaum, als der Hausherr auch bereits sehr behend und anmutig die Treppe hinabsprang und, während ein ebenso flinker Diener den Schlag öffnete, Dorothea heraushob. Er küßte sie zart unterhalb der Pelzmütze und den krausen Härchen auf die Stirn und stellte sie sorgfältig auf die Treppe, denn der Kiesweg war feucht. Dabei freute er sich, daß er ihr Gewicht kaum spürte, so leicht schwang sie sich herum.

„Der Tausend, Emmo!" rief Barnuth. „Wieder mal um zehn Jahre jünger geworden? Wenn das so weiter geht, paßt bald, was Dore für Dich mitgebracht hat!"

Dorothea hielt die rechte Hand hinter dem Rücken versteckt. Nun zog sie eine nette Birkenrute, die mit rosaseidenem Bändchen zusammengebunden war, hervor und schlug auf den ‚Onkel' ein, der mit zierlichen Panthersätzen die Treppe hinaufflüchtete. Dore hinter ihm drein: „Schmack Oster! — Grien Oster!"

Oben drehte sich Donat, während der hübsche, junge Diener mit feinem, zurückhaltenden Lächeln die Haustür offen hielt, plötzlich um, ergriff seine Widersacherin bei den Handgelenken und nahm ihr, anmutig lachend wie ein Knabe, die Rute fort, die er mit den Stielenden in seine Jackettasche steckte.

Dabei rief er: „Markull, ausspannen!"

„Es lohnt kaum," meinte Barnuth. „Wir bleiben nur eine Stunde."

Aber Donat blitzte Dorothea mit den dunkelblauen Augen an und rief: „Das lassen wir uns nicht gefallen! Was, Dora?" — Er zog seiner jungen Freundin Arm durch den seinen und ging mit ihr voran in den Flur.

Wer nur die Gegend um Groß-Krippen kannte, die tiefe, weltferne Einsamkeit der großen Wälder, Heidestrecken, Seen und Sümpfe — dazwischen weite Flächen wogenden Kornes und krausen grünen Kartoffel- und Rübenkrauts — wer an die einfachen, altmodischen Edelsitze, die noch schlichteren Bürgerhöfe und die armseligen Dörfer gewöhnt war, stand stets geblendet, wenn er den Flur oder vielmehr die Vorhalle von Groß-Krippen betrat. Emmo von Donats Wohnsitz galt im Volk als ein Märchenschloß und eine Fahrt dorthin, wenn der Besitzer abwesend war, von nicht zu über-

bietendem Reiz. In einer ansehnlichen Rotunde waren vorzügliche Gipsabgüsse von Antiken aufgestellt, und ihre schönen weißen Leiber leuchteten wohltuend unter dem von vorn und oben durch matte Scheiben fallenden Lichte des sanften nordischen Himmels. Wände und Fußboden dieses tempelartigen Raumes waren mit schlesischem Marmor bekleidet. Dorothea betrat die Rotunde bei jedem Besuche mit einem Gefühl der Andacht.

An diesen apsisähnlichen Raum, der zur Hälfte aus dem Gebäude hervorsprang, schloß sich, quer durch das ganze, ziemlich tiefe Haus laufend, eine Art Galerie, die durch zwei Stockwerke hinaufreichte und Oberlicht erhielt. In ihr war eine ganze Anzahl von meist recht wertvollen Skulpturen aufgestellt. An den Wänden hingen schöne Kopien nach berühmten Bildern. Herrn von Donats Originale, meist Werke zeitgenössischer Maler älterer Richtung, schmückten die übrigen Wohn- und Festräume.

An die Galerie war ein Wintergarten angebaut, den im Sommer schöne Blumenrabatten umgaben, hinter denen wieder Strauchwerk und Bäume den Wirtschaftshof mit seinen Ökonomiegebäuden und dem Verwalterhause verdeckten. Auch darin machte Groß-Krippen unter den Nachbargütern eine Ausnahme: sonst konnte fast jeder Gutsherr von den Hoffenstern seines Wohnhauses selber ein Auge auf Ställe und Scheunen haben.

Donat war auf das Asyl feinster Kultur in den ostpreußischen Hinterwäldern, zu dem er sein altmodisches Herrenhaus, sobald er zur Regierung kam, umbauen ließ, nicht wenig stolz.

Jetzt führte er seine Gäste in ein schönes, behagliches Zimmer und ließ für Dore Tee, Gebäck und Südfrüchte bringen.

„Mir wäre nach einem Eiergrog zumute," meinte Barnuth.

„Kannst Du hier nicht bekommen, mein Lieber," entgegnete der Hausherr kaltblütig. Der Rumgeruch beleidigte seine feine Nase, was sein Freund gut genug wußte. „Ich habe schon Glühwein für Dich bestellt. Oder möchtest Du Chaud'eau?"

„Ehks, geh' mir mit der labbrigen Halswehmedizin."

Unter eines der Fenster war ein ziemlich großer viereckiger Tisch gerückt. Darauf hatte Donat ausgebreitet, was er an Reisegeschenken vergeben wollte. Er brachte jedesmal eine ganze Menge für jede Geschmacksrichtung passende mit. Dore durfte stets zuerst wählen.

„Nimm Dir zweierlei, Dora," sagte er. „Eines als Mitbringsel, eins fürs Stiepen." Und er zog die Rute aus der Tasche und steckte die feinen rötlichlila Zweige mit den hinterm Ofen getriebenen lichtgrünen Blättchen in ein opalisierendes Glas, das auf dem Fenstersims stand. Dann beobachtete er das junge Mädchen.

Dorothea hatte sich erwärmt und trat schauend und bewundernd vor den Tisch. Da lagen Spitzen und moderne Seidengewebe, meist Schals und Decken. In offenen Schachteln flimmerten Mailänder Filigrane und venezianische Mosaiken; Gläser, Statuetten, und Bronzegeräte standen dazwischen.

Dem jungen Mädchen wurde die Wahl ersichtlich schwer. Endlich griff es zögernd nach einem breiten weißen Spitzenkragen und meinte: „Das ist doch wohl genug, Onkel Emmo?"

„Das wählst Du Dir?"

„Ja, das kann ich am besten brauchen."

„So, so. — Na, nun noch eins."

Dore schaute verlangend nach einem zartfarbigen Seidenschal. Aber sie hatte das Gefühl, als ob sie nicht noch etwas ‚zum anziehen' nehmen dürfte. Sie besah sich längere Zeit ein paar sehr süße kleine Skulpturen und wollte schon um ein taubenfütterndes Mädchen bitten. Aber ein Blick auf Donats Gesicht warnte sie. Nun wußte sie gar nicht mehr aus noch ein und hätte am liebsten auf die zweite Gabe verzichtet. Da fiel ihr ein wundervoller, nicht großer Salviatikelch in die Augen, nur eine einzige schillernde Glasblüte. Dore hatte keine Ahnung davon, wie schön dieses kleine Ding war und — was es kostete. Aber sie dachte sich: ‚Das Väschen da ist so unnütz und zerbrechlich, daß es sicherlich nur um des Kunstwerts willen gekauft sein wird und mich nicht noch mehr beim Onkel Emmo in den Verdacht einer nüchternen Böotierin bringen kann.' Also streckte sie die Hand danach aus und sah Donat mit großen, ängstlich fragenden Augen an.

Er nickte ihr lachend und offenbar höchst

befriedigt zu. „Sieh mal, das Kleine hat doch Geschmack!" — und suchte gleich nach der Schachtel, in die er zu Dorotheas Beruhigung das zierliche Kunstwerk, sorgsam in Watte gehüllt, in Sicherheit brachte.

Nachher führte er, da sich die Sonne noch gegen Abend durch den Nebel Bahn brach, die Gäste in den Garten. Dore hatte sich von der Haushälterin, einer hübschen älteren Frau mit guten Manieren, Galoschen leihen müssen. Auf einem winterlich kahlen Hügelchen an einem Teiche erklärte er höchst lebhaft, wie er dorthin einen kleinen offenen Tempel bauen lassen wollte. Der sollte einem Venusbilde, das er einem sehr begabten, aber leider noch etwas exzentrischen jungen Künstler in Auftrag gegeben hatte, als Schutzdach dienen. „Denkt Euch dahinter Zypressen und rings herum Rosen, die ihre Blätter in den Teich streuen. Auf die weiße Marmortreppe, die zum Wasser führt, soll der Gärtner die Tauben gewöhnen."

Dore rief: „Entzückend!" — während Barnuth die Stirn hinaufzog. „Weißer Marmor?" meinte er. „Ich würde gescheckten nehmen. Und vergiß auch nicht die Schachtel."

„Welche Schachtel?"

„Nun die, in welche Venus, Tempel, Zypressen, Rosen und Tauben von September bis Juni gepackt werden. Übrigens reicht meine Einbildung nicht weit genug, um mir das alles hier auf dem graugelben Hügel neben dem halbzertauten Eise vorstellen zu können. Aber daß es ein Heidengeld kosten wird — das kann ich mir schon eher denken."

„O, dafür hab' ich meinen Endruleit. Der stöhnt nie über unzulängliche Einnahmen."

„Merkwürdig. Der alte Penner sang zuletzt aus einer anderen Tonart."

„Das war ein Kleinigkeitskrämer und schwarzseherisch, wie alle alten Leute," sagte Donat sehr von oben herab.

„Hat Endruleit Prokura?"

„Natürlich. Ich bin doch zu viel abwesend, um einem Manne, dem ich vertraue, nicht freie Hand zu lassen. Übrigens kann ich Dir etwas zeigen, was Dir besser gefallen wird, als der Tempel, der noch nicht dasteht. Dora, magst Du mit uns in den Wirtschaftshof kommen?"

Dore mochte. Die drei gingen also nach den Ökonomiegebäuden hinüber. Donat rief einem Stallknecht und ließ ein sehr schönes Pferd, einen Goldfuchs, vorführen.

Dorothea brach in Rufe der Bewunderung aus.

„Von wem?" fragte Barnuth.

„Mendel Falck bot ihn an. Er stammt aus dem Romgallener Gestüt."

„Und die haben ihn an Falck verkauft?"

Barnuth ließ das Tier umherführen, besah es sich in der Nähe, fütterte es, scheuchte es mit der Hand und machte noch sonst allerlei Manöver mit ihm. Dann bestellte er seinen Wagen.

Als Donat mit den Gästen zum Herrschaftshaus zurückging, fragte er, indem er eine leichte Verstimmung zu unterdrücken suchte: „Nun, Du sagst ja gar nichts?"

„Ist der Handel perfekt?"

„Ja."

„Also. Was läßt sich da noch sagen?"

„Nun, doch heraus damit!"

„Was hat sich Dein Herr Endruleit an Provision zahlen lassen? — In — sagen wir mal, einem Vierteljahre — ist der Gaul nämlich blind."

„Nei—en!" schrie Dore auf und hielt die Hand vor die Augen.

„Unmöglich, Otto!"

„Es wird sich zeigen."

„Ja, es wird sich zeigen. Sei nur ruhig, Dora. Ich laß ihn für Dich als Damenpferd zureiten. — Übrigens ist mir klar, woher Deine Abneigung gegen Endruleit stammt. Der rote Bart — "

„Torheit! — Ich sagte Mette noch vormittags, daß dergleichen Rückschlüsse aus Äußerlichkeiten auf den Charakter zum Volksaberglauben gehören. Aber ich muß gestehen — Dore, lauf mal voran und laß Dich von Frau Belling einwickeln! — also ich muß sagen: Du hast den netten, gelehrten und wirklich tüchtigen Neffen. Die Güter liegen wie eines zusammen. Warum läßt Du, wenn Du Dich einmal nicht um Deine Wirtschaftsangelegenheiten kümmern kannst und magst, nicht dem Lehnert die Oberaufsicht über Groß-Krippen und entschädigst ihn angemessen."

„Einfach deshalb, weil er sich hier nicht als Herr fühlen lernen soll."

„Das Gut fällt ihm doch einmal zu."

„Nun, da bitte ich! — Als ob ich mich nicht jeden Tag verheiraten könnte!"

„Könntest Du. Tust es aber nicht."

„Oho!"

„Leute Deines Schlages heiraten selten und sicher nicht, wenn sie Dein Alter erreicht haben. — Na, Kind, bist Du fertig?" —

Donat packte Dore besonders zärtlich und fürsorglich in den Wagen. —

* * *

Abends saßen die Barnuthschen Töchter gewaschen, gebürstet und gekämmt und bereits mit den langen weißen Nachtkleidern angetan in ihrem Ankleidezimmer, das im Obergeschoß des Hauses zwischen den beiden Schlafstuben von je zwei der Schwestern lag und gut geheizt war, während die Mädchen der Abhärtung halber kalt schliefen. Sie pflegten in dem behaglichen Raume, besonders im Winter, da sie punkt halb zehn hinaufgeschickt wurden, noch eine Weile zu schwatzen und Possen zu treiben. Das taten sie auch an diesem Ostersonntag. Dore schwieg indes über den verunglückten Heiratsantrag. Mettes Töchter pflegten von Dingen, die ihnen tief gingen, nicht zu sprechen und sich nur der Mutter, und das auch mehr durch Gesten und Mienen, durch Erröten und Zärtlichkeiten, als durch klare Auseinandersetzungen zu offenbaren. Sie hatten noch eine altmodische Scheu, ihre heiligsten Empfindungen in die abgegriffene Scheidemünze von Worten umzusetzen, und ließen sich lieber für arm an Gemüt und Geist taxieren.

Dorothea mußte von den Geschenken berichten, die Onkel Emmo zu vergeben hatte; und ihre eigenen Schätze wurden wiederholt geprüft. Sie erörterte auch die Gründe, die sie zur Wahl des Glaskelchs veranlaßt hatten.

Die Mädchen fanden sämtlich die zierliche Vase zwar hübsch, aber über die Maßen unpraktisch, und Mile schlug vor, sie eingepackt für eine ‚Gelegenheit' aufzubewahren. „Als Hochzeitsgeschenk macht sie schon etwas her, wenn Du sagst, daß sie aus Venedig stammt und — von wem doch nur? — Salviati? Gewiß ist er schon tot oder Aktiengesellschaft? Aber Du stellst sie nicht in unser Zimmer! — Und was mich anbetrifft: Ich kann mich um Onkel Emmos Geschmacksrichtungen nicht kümmern. Ich darf lediglich an mein knappes Garderobengeld denken und nehme unbedingt einen Seidenschal. Du wirst Dir wohl wieder einen Stein mehr bei ihm ins Brett gesetzt haben."

Dorethea fühlte sich seltsam aufgeregt. Der Schmerz über die fehlgeschlagene Hoffnung, das Bewußtsein, daß sie von zwei Männern, die ihr beide nahe standen, geliebt oder verhätschelt wurde, jagten ihr das junge Blut ungestüm durch die Adern. „Laßt uns noch nicht schlafen gehen!" sagte sie etwas befehlerisch, denn gegen ihren Willen erschien sie sich mehr, als die Schwestern. „Ich meine, ich hörte die Spuktante im blauen Zimmer schleifen, als ich Euch über den Korridor nachschlich." Sie hatte sich länger als die anderen bei der Mutter aufgehalten, die sie zur ‚Guten Nacht' noch besonders innig küßte und streichelte.

„Hu—u—u—uh!" scholl es von den spärlich möblierten, verschlossenen Gastzimmern herüber.

Im Nu kauerten die vier Mädchen beieinander auf dem kleinen kattunbezogenen Sofa.

Tine besann sich zuerst. „Es ist der graue Kater. Wer geht hinüber und läßt ihn heraus?"

„Geh Du selber!"

Der Ton wiederholte sich.

„Das scheint mir überhaupt nicht im Hause, sondern auf dem Dache zu sein," konstatierte Mile.

„Schade! — Nichts geht über ein bißchen Gruseln!" sagte Tine. Und sie erhob sich, schritt feierlich bis in die Mitte des Zimmers und begann, nachdem sie die Lampe ausgedreht hatte, daß nur der helle Mondenschein um sie herfloß, mit ihrer tiefen, spröden Altstimme ganz monoton:

„Wenn's im Tower Nacht geworden, wenn die Höfe leer und stumm,
„Gehn die Geister der Erschlagnen in den Korridoren um" usw.

Die drei anderen Schwestern hielten sich umschlungen und schüttelten sich, wenn es gar zu schauerlich wurde. Und Dore schrie auf, als sie es bei: „Leise rauscht der Anna Bulen langes, seidenes Gewand" — wirklich draußen rascheln hörte. Es war aber nur der Wind in der Eiche am Giebel, die ihre dürren Blätter noch festhielt.

Nachher gab Tine noch: „Was blinket dein Schwert so rot von Blut, Edward, Edward?“ zum besten. Dazwischen vernahm man immer wieder das langgezogene hu—u—u—i—i—i—ih! des singenden Katers als schaurige Begleitung.

Die Augen von Mettes zweiter häßlicher Tochter begannen merkwürdig zu flimmern. Wie die meisten Bleichsüchtigen schlief Flore gern bis in den hellen Tag hinein und wurde erst abends mobil.

„Jetzt kommst Du, Flore!“ kommandierte Mile.

Tine, die von den Schwestern am meisten Gehör besaß, nahm eine kleine Jahrmarktsmaultrommel zwischen die Lippen und begann leise eine merkwürdige Melodie zu spielen. Es war dieselbe, welche der Selbernsche Hütejunge acht Monate lang seinen Schafen vorsang, wenn er sie allein für sich auf dem Felde hatte: „Hei—dadadadada! — Hei—dadadadada—a—a!“ —

Diese musikalische Leistung machte ihm Tine nach, und Flore fing an, ganz langsam, wie eine Nachtwandlerin, zu tanzen oder vielmehr sich rhythmisch zu bewegen. Es sah wirklich aus, als ob sie sich im Traume drehte. Der Kopf war nach vorn herüber gesunken, und die Augen waren geschlossen. Tine spielte ein wenig schneller. Und Flore belebte sich allmählich. Sie schwenkte sanft den langen, schlanken Körper und die schlaffen Arme. Auch hob sie den Kopf, und die Augen öffneten sich. Tine beschleunigte das Tempo mehr und mehr und fiel zuletzt in einen wahren Sturmmarsch. Flore warf den Kopf in den Nacken und riß die blauen Augen weit auf, schwenkte und drehte sich wilder und wilder, so daß der dicke, starre Zopf, in den ihre Haare zur Nacht eingeflochten waren, fast wagerecht in die Luft stand. Endlich kreiselte sie auf den Zehenspitzen mit eng aneinandergeschlossenen Füßen auf derselben Stelle wie ein Wirbelwind umher, um, als Tine mit einem gellen Mißtone plötzlich schloß, wie eine Sandtrombe auf der Diele in sich zusammenzusinken. Diesen Tanz eigener Erfindung nannten die Mädchen, weil er so schläfrig anfing, den Labbasch. Keine führte ihn so vollkommen wie Flore aus, deren Monopol er deshalb wurde.

„Großartig!“ rief Dore und sprang auf. Auch der übrigen großen Kinder hatte sich beim Zusehen die Lust an der Bewegung und der reinen, übermütigen Tollheit bemächtigt. Mile suchte ihre Osterrute hervor und fuhr damit noch einmal über die Schwestern her. Es begann eine Jagd um die Möbel herum, aus einem Winkel in den anderen, — möglichst lautlos und auf Strümpfen. Aber am Ende warf Tine doch einen Stuhl um, und ein furchtbares Gepolter dröhnte durch das ganze Haus. Die Mädchen huschten in die Betten, und einen Augenblick später herrschte tiefe Stille.

Unten krachten einige Treppenstufen. „Erbarmt Euch! Es ist Vater!“ flüsterte Mile. Aber auf halber Treppe stockten die Schritte; und nach einer Weile knarrte wieder die Stiege abwärts. Dann blieb alles ruhig. Selbst der Kater schien sein Repertoire abgesungen zu haben und unternahm wohl einen Streifzug in seine Jagdgründe, die Scheunen. (Fortsetzung folgt.)



Mädchens Abendgang.

Von F. Raimund.

Durchs reife Kornfeld geh' ich heim zur Nacht.
Der Abendhimmel glüht wie Mohn und Kressen.
Ich hab' den ganzen Tag an Dich gedacht!
Ich hab' Dich keinen Augenblick vergessen!

Ein banges kleines Lied klagt fern im Tal,
Die goldenrote Glut ist matt geschwunden.
Der erste Stern spinnt zagend einen Strahl:
„Dachtest Du auch an mich – ein paar Sekunden?“



Karl der Kühne von Burgund.

Ein Kulturbild aus dem Übergang des Mittelalters in die neue Zeit.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck.



Die geschichtliche Entwicklung hält auf ein ruhiges Tempo, und sie tut es um so deutlicher, je breitere Schichten schon mitbestimmende Bedeutung in den Völkergeschicken gewonnen haben. Hastige Despotenreiche können in der dumpfen Sphäre der alten orientalischen Welt eine gewisse Dauer behaupten, starkbewußte Europäerstaaten können bei kinderhaften Indianern oder Madagassen schnellgefügte Kolonialherrschaften errichten; aber innerhalb der Zivilisation kann geschichtlichen Bestand nur haben, was organisch heranwächst und in der vorhergehenden Marschrichtung der Gesamtheiten liegt. Nicht die Revolutionen schaffen das Neue, sondern nach ihnen versöhnt sich das Alte mit den eindrucksvoll gezeigten modernen Ideen; die Napoleone wirken nicht schöpferisch, sondern kommen dadurch dem Gang der Geschichte zu Hilfe, daß sie abräumen und, wenn sie selber ihre Stoßkraft verbraucht haben, dem gesunden, die Zeit erkennenden Teil der älteren Kräfte ein freieres Feld hinterlassen.

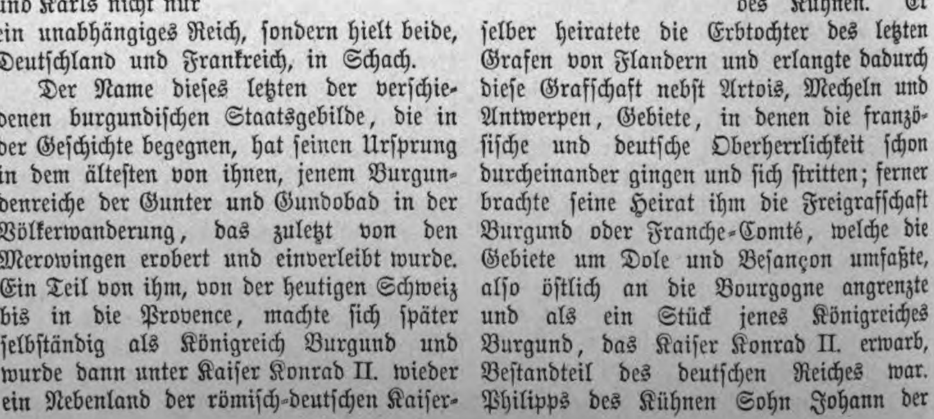
Der Meteorerscheinung des bonapartischen Reiches läßt sich von älteren dasjenige vergleichen, von welchem Karl der Kühne, sein Herr, zu sagen liebte, das heilige römische Reich sei zu Ende und nun werde das burgundische kommen. Auch hier ein unerhört rascher und umfassender Machtanstieg, ein Zusammenraffen, unbekümmert um Geschichtlichkeit und Nationalität, ein jähes Ende und ein notwendiges, wenn auch in diesem Falle verlangsamtes Auseinanderfallen der unvereinbaren Bestandteile. Aber ein Unterschied ist der des Kulturbildes, das nachdauert. Der bonapartische Imperialismus bleibt auch auf diesen Gebieten oberflächlich und unorganisch, denn die kurze Episode seines Empirestils mit dessen kühler und etwas leerer Schönheit ist doch nur eine ganz äußerliche und mechanische Anlehnung an das Römertum, die ohnedies schon vor dem Imperator die Revolution vorgenommen hat. Dagegen hat der burgundische Militärstaat Philipps des Guten und Karls des Kühnen den Ruhm hinterlassen, nicht nur das luxuriöseste, sondern auch das geschmackvollste und eleganteste Gemeinwesen des Mittelalters gewesen zu sein. Er hat in einer Weise, wie es sonst nirgends versucht worden ist, auch in Italien nicht, sämtliche fähigen Kräfte: Willen und Vornehmheit der Dynastie, Standesgefühl und Tradition des Ritteradels, Fleiß, Unternehmungsgeist und Reichtum des Bürgertums — der blühendsten Städte des Kontinents — zu einem gemeinsamen Staatszweck, ja einer gemeinsamen Kulturidee zusammengeführt. Nirgends hat sich das Mittelalter, dessen Träger sonst überall gegeneinander stießen, in solcher Harmonie und hilfreichen Gegenseitigkeit entfaltet, wie hier, wo ein dynastischer Wille, modern und logisch zu sein, in höchst bedeutungsvoller Weise aus wirtschaftlich Altem und Neuem eine junge Ausgleichung für die Zukunft herzustellen tätig war; nirgends haben die schon für überlebt gehaltenen sozialen Formen nebst den Aventüren und Poesien des hohen Mittelalters noch einmal so hell aufgeleuchtet wie am Hofe von Burgund. Und wenn die politischen Ziele dieses Staates bald vor den Stillstand gelangt sind, so bleibt doch ganz Ungewöhnliches für das Kulturerbe der Weiterlebenden von ihm nach, auch hier wieder Altes und Neues verschmolzen, Historisches und technisch Modernes: die Umformung des Kriegswesens, bahnbrechende, gar nicht zu überschätzende Errungenschaften der Malerei und anderer Künste, Erweiterungen und Verfeinerungen des Wohn- und Lebensgeschmacks, aber nach der anderen Seite hin auch die Hinüberrettung ritterlicher Formen und höfischen Zeremonials in eine neue, fast schon den Bürgern allein gehörende Zeit; die Aufrichtung einer spezifischen und exklusiv ausgestatteten Vornehmheit der alten oberen Stände, die ihnen für die neueren Jahrhunderte trotz aller immer verstärkt heranwachsenden Gegnerschaften von Erwerbständen, Geldkraft, geistiger Bildung und

Demokratie ihre Selbstbehauptung und ihren Vorrang, ja eine nochmalige Unterwerfung des gesamten öffentlichen Lebens unter sich ermöglicht. Noch wir Heutigen gehorchen, bis in die täglichen Anstandsregeln hinein, vielen burgundischen Formen.

Die singulären Eigenschaften des burgundischen Staates werden verstanden aus seiner Zusammensetzung, seiner Geschichte. Er ist einer der widerspruchsvollsten und unnatürlichsten gewesen, die es gibt, und auf verzwickter, ja unmöglicher Grundlage einer der zeitweilig blühendsten und mächtigsten geworden: ein beredtes Beispiel, daß die oberste Kunst der Politik, Schwierigkeiten in Vorteil zu verwandeln, gerade in verwickelten Rechtslagen die geeigneten Handhaben zur Ausnutzung findet. Burgund hätte von keiner damaligen Landkarte mit einer zusammenschließenden Grenzkolorierung versehen werden dürfen, denn dort, wo es lag, grenzte von Rechts wegen Deutschland an Frankreich und war für kein anderes selbständiges Reich Platz; und dennoch war das Herzogtum Philipps und Karls nicht nur ein unabhängiges Reich, sondern hielt beide, Deutschland und Frankreich, in Schach.



Philipp der Gute. Gemälde von Rogier van der Weyden. Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.



Der Name dieses letzten der verschiedenen burgundischen Staatsgebilde, die in der Geschichte begegnen, hat seinen Ursprung in dem ältesten von ihnen, jenem Burgundenreiche der Gunter und Gundobad in der Völkerwanderung, das zuletzt von den Merowingen erobert und einverleibt wurde. Ein Teil von ihm, von der heutigen Schweiz bis in die Provence, machte sich später selbständig als Königreich Burgund und wurde dann unter Kaiser Konrad II. wieder ein Nebenland der römisch-deutschen Kaiserkrone. Ein anderer Bruchteil des alten Völkerwanderungsburgund, das Herzogtum Burgund oder Bourgogne um Dijon und im oberen Stromgebiet der Saone, Loire und Seine, blieb immer unter der fränkischen, seit 843 westfränkischen, französischen Krone, als Vasallenherzogtum. Im Jahre 1363 war es wieder einmal von dem König Johann von Frankreich neu zu Lehn ausgetan worden, an des Königs eigenen jüngsten Sohn Philipp den Kühnen. Dieser französische Kapetinge oder im engeren Sinne Valois ist der Begründer der Dynastie, die in Kaiser Maximilians Braut und Gattin Maria, der Tochter Karls des Kühnen, ihre letzte Vertreterin hat. Derselben Dynastie, die aus lauter teils französischen, teils deutschen Lehnsgebieten jenes beträchtliche Reich zusammengebracht hat, das sich um seine beiderseitigen Lehnsabhängigkeiten schließlich so gut wie nicht mehr kümmerte. Das habsburgische Erobern durch Heirat hat sein Vorbild und seine unmittelbare Ahnenschaft in diesem Ländererwerben des Hauses Philipps des Kühnen. Er selber heiratete die Erbtochter des letzten Grafen von Flandern und erlangte dadurch diese Grafschaft nebst Artois, Mecheln und Antwerpen, Gebiete, in denen die französische und deutsche Oberherrlichkeit schon durcheinander gingen und sich stritten; ferner brachte seine Heirat ihm die Freigrafschaft Burgund oder Franche-Comté, welche die Gebiete um Dole und Besançon umfaßte, also östlich an die Bourgogne angrenzte und als ein Stück jenes Königreiches Burgund, das Kaiser Konrad II. erwarb, Bestandteil des deutschen Reiches war. Philipps des Kühnen Sohn Johann der

Karl der Kühne. Gemälde
von Rogier van der Weyden.

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément
& Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.





Philipp der Gute als Großmeister des von ihm gestifteten Ordens vom Goldenen Vließ. Aus einer Handschrift des XVI. Jahrhunderts.



Philipp der Schöne, Sohn Kaiser Maximilians und Marias von Burgund, als Großmeister des Goldenen Vließes. Aus einer Handschrift des XVI. Jahrh.

Unerschrockene heiratete eine Wittelsbacherin aus jenem Zweige des Hauses, dem Kaiser Ludwigs des Bayern eifrige Familienpolitik eine umfängliche Herrschaft an der Nordsee begründet hatte; infolge hiervon kamen, wovon gleich nachher noch zu reden ist, Holland, Seeland, Friesland und Hennegau, alles deutsche Reichslehen, an Johanns Sohn **Philipp den Guten** (1419–1467), den Vater Karls des Kühnen. Wir besitzen Philipps Bildnis durch Rogier van der Weyden, es zeigt harte, entschlossene, zielbewußte Züge und so war auch der Mann. Philipp war ein Fürst von unbeugsamer Länder- und Herrschbegier, der rücksichtslos die besseren Rechte der Jakobäa von „Bayern“, d. h. Wittelsbach, auf Holland und jene Nebenlande beiseite drängte und sie zu einer schmal abgefundenen, gedrückten Enterbten machte, deren das Volk in jenen Gegenden in noch heute nicht verklungener tragischer Anteilnahme gedenkt. Ein Fürst, der sich hart auf die Städte legte und massenhaft die Mittel der Zeit, der grausamsten, die es in der abendländischen Geschichte gibt, Galgen, Richtschwert, Rad, Vierteilung, Ersäufung anwandte; nicht er, sondern sein Sohn Karl der Kühne, eigentlich der Verwegene, le Téméraire, war imstande, dreihundert Geiseln, deren Leben verfallen war, zu begnadigen, weil es doch schrecklich sei, so viele persönlich Unschuldige die Rückfälligkeit ihrer Mitbürger büßen zu lassen. Aber es ist ein eigen Ding mit der geschichtlichen Popularität und dem Respekt des Volkes; der Konsequente und Strenge findet sie leichter als der sprunghaft Schnelle und Leichtherzige, und wenn man unter der harten Zuverlässigkeit des Ersteren nur eben aufatmen kann und wahrnimmt, daß er sachlichen Sinn für das Zuständliche hat, stellt sich leicht ein ehrender Beiname und ein Gefühl von Geborgenheit unter ihm, der Gerechtigkeit und einer Art von

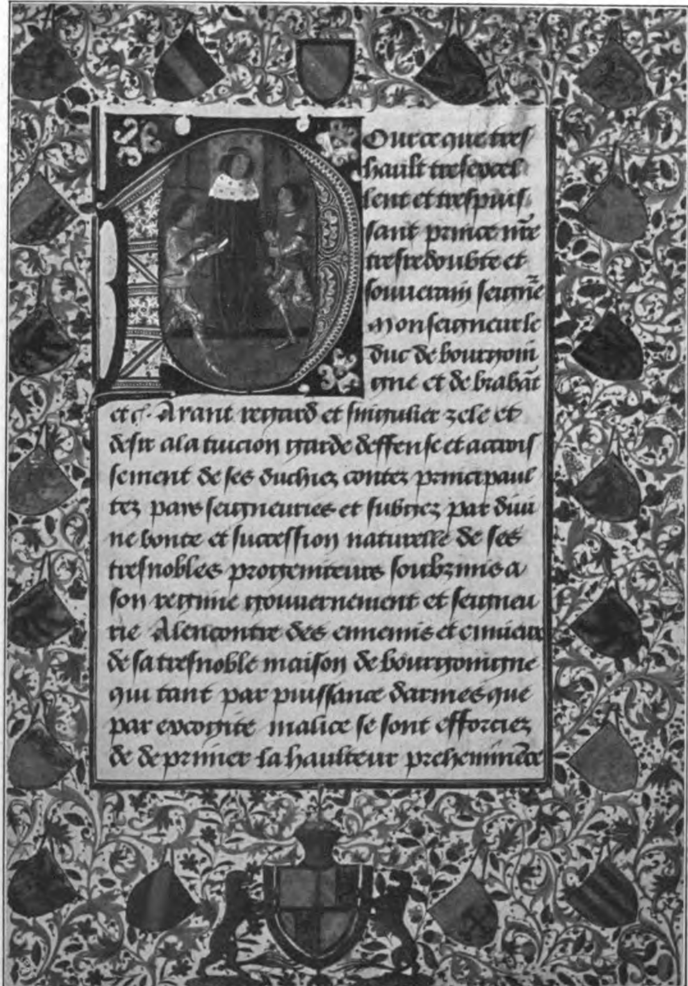
Güte ein. — Ferner kaufte Philipp die Grafschaft Namur von dem letzten Inhaber und erbte Brabant und Limburg von seinem Vaterbruder Anton, der sie gleichfalls durch Verschwägerungsverhältnisse erlangt hatte. Die englischen Verlegenheiten Frankreichs — es ist die Zeit der Jungfrau von Orleans — benutzte er, um sich Teile der Picardie und andere Gebiete abtreten zu lassen und die französische Lehnshoheit zu verflüchtigen; endlich brachte er im Jahre 1443 das deutsche Lützelburg oder Luxemburg an sich, durch Vertrag mit einer Nichte des lützelburgischen Kaisers Wenzels des Faulen, und behauptete es trotz älterer Bestimmungen von Wenzels Vater, Kaiser Karls IV., die einen solchen Vertrag ausschlossen.

In diesen Zusammenraffungen bisher einzelner Lehnsgebiete keimt das Bestehen der heutigen niederländischen Staaten Belgien und Holland. Die Herren von Burgund haben diese volklich und territorial gesonderten Grafschaften und Herrschaften mit vlaemischen, wallonischen, niederfränkischen, friesischen Bewohnern in die ersten engeren Zusammenhänge gezwungen und den Begriff der Niederlande politisch geschaffen. Aber das burgundische Reich umfaßte weit mehr; zu dem Komplex am Ärmelkanal und an der Nordsee kam derjenige um die obere Saone, in der Nachbarschaft des Elsaß hinzu. Es war die Aufgabe, die Lücken dieses in zwei Gruppen geteilten, mächtig aufstrebenden Gebildes zu schließen und dadurch nicht nur die territoriale Einheit herzustellen, sondern auch eine innere, die mit den mehr ländlichen und rittersässigen oberen Gebieten der Bourgogne und der Freigrafschaft die reichen Städteländer Flandern, Brabant, Holland verschmolz. Dies war das durch Handel, Gewerbe, Kunstfleiß, schöne Bauten, geschmackvolles Patriziertum, lebendige und lebensfrohe Malerei, Eleganz des Lebens allen anderen vorangeeilte Bürgergebiet des kontinentalen Europa, wo nicht ein Venedig und ein Florenz lagen, sondern eine ganze Fülle von solchen — freilich deftiger, bürgerlicher, niederdeutsch von Art und Erscheinung, mehr von üppig spätgotischem, als von Renaissancecharakter — sich aneinanderdrängten. Der Ausbau dieses äußeren und inneren Einheitswerkes war die Aufgabe, deren Fortsetzung Karl der Kühne (1467—1477) von seinem Vater übernahm.



Blatt aus einem burgundischen Kalender: erste Hälfte des Mai.

Er war 1433 in Dijon geboren und seine Mutter Isabella, die dritte Gattin Philipps, eine portugiesische Prinzessin gewesen. Seine Züge ähneln dem Vater, da wir bei Künstlern von der feinen, geläuterten Realistik dieser Zeit und der Bedeutung eines Rogier van der


Titelblatt einer Sammlung von Verordnungen Karls des Kühnen. Vom Jahre 1473.

Weyden nicht anzunehmen haben, daß durch den gleichen Meister auch bei verwandter, pendantmäßiger Haltung eine Retouche im Sinne des Familientypus vorgenommen worden sei. Wir haben den gleichen Schnitt, die gleiche Nase und denselben Mund; bei Karl erscheint nur alles verjüngt, auch gemildert, die Herbheit, die dem tatsächlichen Charakter des Sohnes fehlt, ist auch aus dem Antlitz verschwunden, dennoch bleibt Energie genug in diesem ererbten unschönen Munde übrig. Den glänzenden Kavalier, den man wohl unwillkürlich zunächst bei diesem Namen voraussetzt, würde man vermissen; eher zeigt uns den eleganten Mann der Zeit mit dem modischen Hut das Porträt Hans Memlings von Karls Halbbruder Anton, dem natürlichen Sohne Philipps von seiner Geliebten Jeanne de Presle. Wie so oft die Herren der glänzendsten Höfe war Karl für seine Person einfach und mäßig, den Mitteln, durch die er wirkte, frei überlegen. In ihm ist viel zu viel Leidenschaft, um ein Epikuräer zu sein, was übrigens auch der tapfere Anton nicht war; er ist der Mann, der mit seinem Namen und seinen Taten die Welt erfüllen, dem westlichen Europa ein anderes Gesicht geben und in der Reihe der Weltreiche dem römischen Reiche die Zukunftgröße des burgundischen nachfolgen lassen will.

Die politische Logik Karls liegt in den Verhältnissen gegeben. Fürstenmacht und Städteblüte war bisher ein schroffer Gegensatz. Wo die Städte am üppigsten gediehen, wie in der Hanse oder Italien, waren sie tatsächliche Freistaaten oder kümmerten sich um die bestehenden Hoheiten kaum, trotzten ihnen in der Zuversicht ihrer zu Kriegswerbungen bereiten Zahlungsfähigkeit, duldeten allenfalls, weil es den lokalen Charakter behielt, ein aus ihrer Mitte entstehendes erbliches Familienregiment. Die Landesherren ihrerseits wußten mit den Städten ihrer Herrschaft nicht vielmehr anzufangen, als daß sie sie finanziell drangsalierten, ihre Verbindungen einengten und sowohl bei ihren eigenen wie bei fremden Städten Schulden machten. Der Gesichtspunkt von wirtschaftlicher Gemeinsamkeit, von Schutz und Förderung, politischer Unterstützung der Städte zum mittelbaren Nutzen der Krone



Empfang eines ritterlichen Gastes. Aus einer Romanhandschrift von 1462.

ist den Häuptern der großen Lehnsverfassungen weder in Frankreich gekommen, noch, was sowohl den Niedergang der Hanse, wie den der oberdeutschen Reichsstädte mit verschuldet hat, dem Kaiser. Anders der burgundische Hof. Er verlegte sich selbst in die bedeutendste der flandrischen oder vlaemischen Städte, Brügge, wo der gesamte europäische Handel von Rußland bis ins Mittelmeer zusammenkam; er hielt die Bürger und ihre Parteiungen in scharfem Regiment, handhabte aber Ordnung und Sicherheit, kam ihren Interessen in seiner auswärtigen Politik zu Hilfe, traf Fürsorge für die Schiffahrt und den bald so wichtig gewordenen Heringsfang der Holländer, gewann die Sympathie der Städte dadurch, daß er der am Wohlstand fressenden, ihren reineren Aufgaben ganz entfremdeten, dafür in unglaubliche Schwelgerei und unsittliche Machtausnutzung versunkenen Geistlichkeit Widerpart hielt und daß er, in der Weise des italienischen Medicäertums, die bürgerlichen Talente, die erzählenden Schriftsteller und die Künstler, von den großen Brüdern van Eyck an, die Philipp der Gute nach Brügge zog, mit höfischen Aufgaben beschäftigte und in sein Interesse stellte. Er akkommodierte die reichen Bürger und deren ohnedies ins Vornehme hinüberspielende Neigungen dem althöfischen Wesen, und anstatt den Gegensatz von Ritterwesen und Bürgertum zu verschärfen, schlug er eine Brücke zwischen den beiderseitigen Lebensformen und Anschauungen. Durch dieses System befestigte er sich nicht nur bei den Städten, sondern auch beim Adel, der bisher immer viel deutlicher der Widersacher als der gehorsame Lehnsgetreue dre Landesherren gewesen war. Reich durch die Abgaben und Einkünfte aus den Städten konnte der burgundische Hof, im Gegensatz zu dem meist verschuldeten sonstigen Fürstnetum, denen, die sich ihm rückhaltlos an-

schlossen, große Vorteile bieten, sich einen abhängigen und gefügigen Hofadel bilden und diesen dann durch besondere Formen tiefer und innerlicher in Devotion verstricken.

In letzterer Hinsicht bedeutungsvoll ist die Stiftung des Ordens vom goldenen Vließ, die 1429 zu Brügge durch Philipp den Guten geschehen war. Diese Ordensgesellschaften oder Hoforden schließen sich an die alten Kreuzzugsorden an. Ihr Sinn ist ursprünglich nicht der, verdienten Leuten eine äußere Dekoration anzuheften, sondern sie sind Gelübdevereinigungen, wie jene. Nur daß sich deutlicher als bisher ein Fürst in den Mittelpunkt stellt und daß die unbedingte Gefolgschaft für ihn in die Ordensverpflichtungen aufgenommen wird. Bei dem Orden des goldenen Vließes, der im Drehpunkte der Entwicklung des Ordenswesens steht und von vorbildlicher Bedeutung geworden ist, sind die alten Gedanken der Palästinagelübde keineswegs schon ausgeschaltet. Es schwebte dem Gründer dabei die große orientalische Christenfrage der Zeit vor, der Türkenkreuzzug, der Schutz Konstantinopels und die immer noch nicht aufgegebene Wiedergewinnung des heiligen Landes; Dinge, welche sich an diesem humanistisch angeregten, viel Bücher und Fabelmären lesenden und in allem romantisch-historisch angehauchten Hofe mit Vorstellungen der alten Argonautenfahrt vermengten. Auf diese Weise begründet sich die Wahl des goldenen Vließes zum Ordensymbol, jedoch so, daß die Nebenabsicht eines Komplimentes an die Wollenmanufaktur und den Tuchhandel der Städte deutlich blieb; denn eben diese waren eine Hauptquelle des niederländischen Reichtums und haben ja als Zeugnisse ihrer Bedeutung die prachtvollen spätgotischen, zum Teil die Rathäuser überbietenden Tuchhallen in den belgischen Städten hinterlassen. Wie durch diesen



Vornehmes Schlafgemach. Aus einer Romanhandschrift von 1462.

berühmten Orden, den später die burgundischen Habsburger auch nach Österreich und Spanien übernommen haben, ein Ehrgeiz oder auch eine ideal-ritterliche Gesinnung des Anschlusses an den Landesherrn unter dem Adel organisiert wurde, so wurde auch allgemeiner durch die Ausbildung eines formell paragraphierten Anstandes die höfische Gefügigkeit erzogen und gesichert, überhaupt an die Stelle des Eigenwillens und der Stimmung die zum erstenmal systematisierte Korrektheit gesetzt und die „Ergebenheit“, die der steifnackig freie Mann bisher als eine Standesminderung betrachtet hatte, zu einem Kennzeichen der wohlerzogenen Leute gemacht. Auf den burgundischen Hof gehen die Schematismen der Rangetikette und des Zeremoniells zurück, welche nachmals in Spanien und von Ludwig XIV. weiter ausgebildet und verschärft worden sind, um bis auf den heutigen Tag wichtige Schutzwehren des monarchischen Prinzips und der monarchischen Person zu bilden, sowie als Mittel zur Anlockung und Beherrschung der in Betracht kommenden Kreise zu dienen.

Bei alledem wollte Karl der Kühne sich nicht auf die Bereitschaft und rasche Mobilisierung des Vasallenheeres und der Bürgeraufgebote allein verlassen, sondern militärisch jederzeit unabhängig und schlagfertig sein. So hat er — der durchaus nach vorwärts blickende Fürst, der zwar die alten Formen und Überlieferungen pflegte, aber um sie aus vornehmem Bedacht mit neuem Leben zu erfüllen — auch in jener Beziehung ganz klar die Konsequenzen der Zeit und der kriegstechnischen Neuerungen gezogen. Er hat sich ein stehendes Heer geschaffen, als erster in Europa, denn ihm war darin nur Karl VII. von Frankreich, aus dem speziellen Anlasse, allzeit gegen England auf der Hut sein zu müssen, vorangegangen und in organisatorisch bei weitem nicht so bedeutungsvoller Weise. Karl brachte seine stehenden Soldtruppen, die das Ritterheer nicht verdrängten, allmählich bis auf 22000 Mann, in den drei Waffengattungen der Landsknechte, Musketiere und Artilleristen; er konnte, was beispiellos war, einen Geschützpark von 300 Stücken mit 2000 Pulverwagen ins Feld führen.

* * *

Das damalige Deutschland ist uns von verschiedenen feinen Beobachtern, italienischen Humanisten und vornehmen Renaissancemenschen, beschrieben worden, und wir kennen es ja auch aus seinen eigenen hinterlassenen Zeugnissen. Das Gesamtbild um 1400 und 1500, dem ein paar bemerkenswerte Ausnahmen keinen Eintrag zu tun vermögen, ist immer, daß derjenige Stand, der die schöne und allseitig angeregte Kultur des staufischen Zeitalters getragen hatte, der Adel, recht sehr verbauert war, außer Jagd, Hundedressur, heraldischen Schnurrpfeifereien und dem allmählich fossil werdenden Turnierwesen kaum noch irgendwelche unmateriellen Interessen, namentlich solche von künstlerischer und literarischer Richtung gar nicht mehr hatte. Es kam hinzu, daß der ganze Adel, von den Höfen bis zu den einfachen Krautrittern, in ewiger Geldklemme steckte; da ging denn, was man aus den Einkünften und Verpfändungen freibekam für überflüssige Ausgaben, allzuleicht schon mit Gelagen und Trinkereien dahin. Dagegen waren die Bürger im Kaufmannstande reich und überreich und der durch das Zunftwesen gehegte Handwerker gedeihlich und wohlhabend. Hier in den Städten entfalteten sich die Opulenz und der Geschmack der Bauten, sowie eines luxuriös verfeinerten Kunstgewerbes, das wir bis auf diesen Tag um die Sicherheit des darin bekundeten ästhetischen Feingefühls zu beneiden haben. Mäßiger bestellt war es in den Städten mit den geistigen und mit den ästhetisch-literarischen Interessen. Die reicheren Bürger, die Geschlechter, gefielen sich in Überbietung der ritterlichen Freuden, in Tanzgesellschaften, schwelgenden Gastereien und einer gewaltigen Luxusentfaltung der Tracht und ganzen Lebensausstattung. Die Handwerker und Kleinbürger waren schon eher zierlich und poetisch gerichtet, aber sie hatten nun wieder die heillose Übung, alles zu verzünfteln und zu verspießern, was ja namentlich in der Meistersingerei zum typischen Beispiel gelangt ist. Selbst die guten Schulen, auf die die Städte hielten, hatten, was im Wesen der Pädagogik und Elementarbildung liegt, eher eine trivialisierende und vernüchternde, als für bereichernde Phantasie und Ästhetik des Lebens vorteilhafte Wirkung. Die Buchdruckerkunst war zwar schon erfunden, aber noch nicht

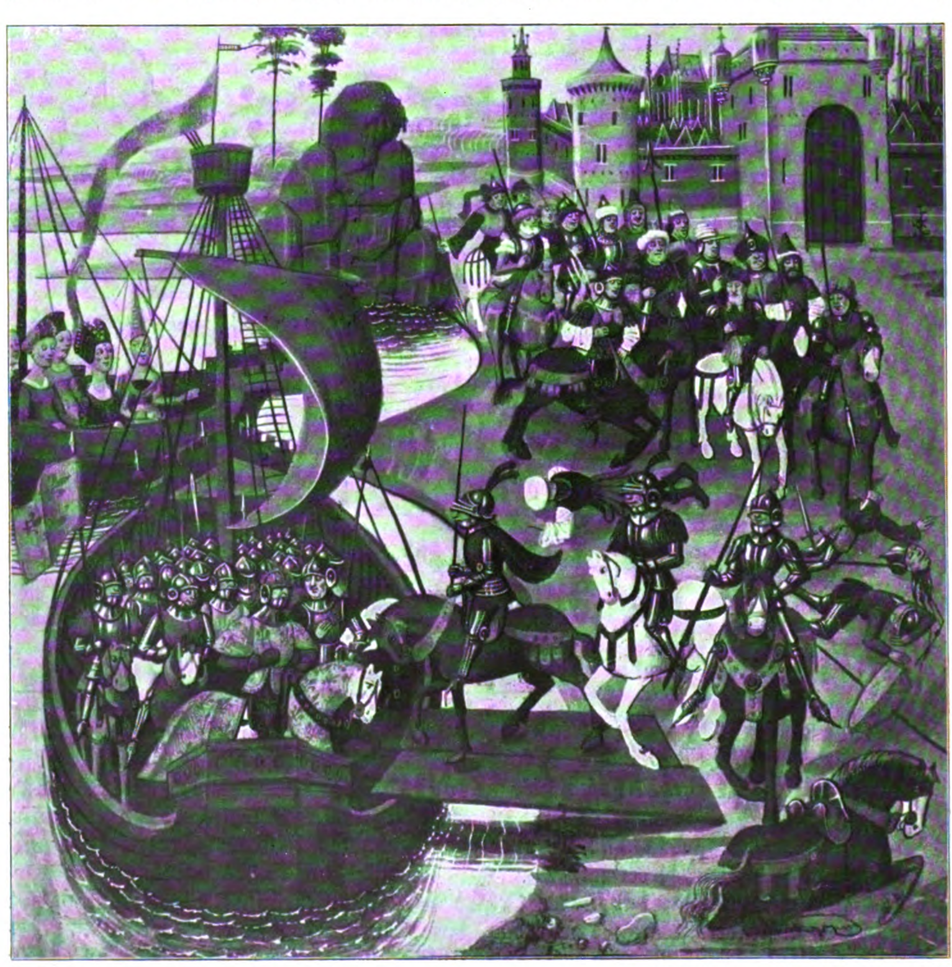


Höfischer Tanz. Aus einer Romanhandschrift von 1462.

dazu gelangt, wie im XVI. Jahrhundert, die bei den kleinen Leuten, die in solchen Zeiten die getreuesten Träger heroisch-epischer und der Gemütspoesie sind, umgehenden Volksmärchen, Heldengedichte und popularisierten Romane wieder als „Volksbücher“ in die Hände einer erweiterten Lesewelt zu geben.

Anders in Burgund. Hier wurde vom Hofe her der Kunstfleiß, den es in den Städten gab, in Beziehung zu einer vornehmen, gebildeten und phantasievoll idealisierten Lebensauffassung gesetzt, und so wirkte er mit dem Reichtum der Bürger zu einer unerreichten Ästhetisierung der Täglichkeit zusammen. Mit voran tritt dies in dem Bücherwesen dieser burgundischen Lande hervor. Was schließlich jedermann, auch der Interessenlose, brauchte, das waren Gebetbücher und Kalender. Burgund war das Land, wo die mit unsagbar feinen und farbenschönen Miniaturen geschmückten Horarien und Offizien für die Hausandacht hergestellt wurden, welche diese Bücher lieb und augenfroh machen wollten, mit ihren Blumenumrahmungen, ihren unterhaltenden, gerne auch humoristischen Spielereien, ihrer aus Pflanzengewinden, dem Leben der Vögel und phantastischen Tierwelt kombinierten Ornamentik, ihren ziervollen Darstellungen aus der Heiligengeschichte, an denen sich die Subtilität und Lebenstreue der altniederländischen Malerei auch für größere Aufgaben erzog. Ganze blühende Malerschulen befaßten sich mit der Herstellung dieser schöngeschriebenen, feinen, farbigen und goldreichen Pergamentbüchlein, welche, ebenso wie die ähnlich ausgeschmückten Kalender, denn auch als kostbarer Handels- und Geschenkartikel an auswärtige Höfe und vornehme Familien gingen. Wie nun schon diese Erbauungsbücher einen durchaus lebensfrohen, unasketischen Charakter trugen, die Darstellungen darin Gott in seiner Schöp-

fung lobten und keck in allerlei natürliches Leben griffen, so lag es nahe, eine ähnliche Ausstattung den Aventüren und Ritterromanen altniederländisch-rheinischen oder französischen Ursprungs angedeihen zu lassen, welche hierzulande bei der absichtsvollen Romantik des Hofes im höchsten Maße gesellschaftsfähig blieben. Dieser liebevoll und reich illustrierten Unterhaltungslektüre des burgundischen Adels und Patriziertums verdanken wir anschaulich-unmittelbare Darstellungen aus der Zeitkultur, weil diesen Buchmalern nichts ferner lag, als antiquarische Gelehrsamkeit; vielmehr kleideten sie ohne eine Ahnung von historischer Kostümkunde alle auftretenden Personen, David und Bathseba so gut, wie König Artus und Lohengrin und die schöne Magellone, genau so und ließen sie sich so benehmen, wie es die gute Zucht und der korrekte Anstand am Hofe Philipps des Guten und Karls des Kühnen erforderten. Was alles nicht ausschließt, daß uns diese wohlgekleidete Kultur zuweilen noch etwas robust anmutet; sie darf eben nicht an Zeiten gemessen werden, die von ihr aus weitere Lebensverfeinerungen darstellen, sondern an dem Mittelalter, das sie über sich selber hinausführte. Selbstverständlich halten sich an die Zeitsitte und das Zeitkostüm auch die Auszierung damalig moderner Poesie, auf welche die provenzalische Schäfer- und Idyllendichtung manchen Einfluß hatte, und die der geschichtlich-memoirenhaften Bücher, die man ähnlich auch in Frankreich mit dem Können, das die französische Kunst aus den Niederlanden erlernte, kostbar auszuschmücken liebte. So haben wir auch



Seetransport. Aus einer Romanhandschrift von 1462.



Ritterliches Gefecht. Aus einer Romanhandschrift von 1462. (Die Gegner sind in der Erzählung Ungläubige und durch den Turban gekennzeichnet.)

hierin das Bild des burgundischen Wesens überhaupt: die Verwandtschaft des Hofes, seiner Lebensformen, seiner Sprache, seines Kostüms und seines ritterlichen Chevaliertums mit Frankreich, seiner Heimat, aber die Basierung all dieser oberen Richtungen auf die Gedeihlichkeit, den Fleiß, die Gründlichkeit, die liebevolle Beobachtung und die Naturfreude des hochentwickelten germanischen Bürgertums, das die burgundischen Valois in ihre Herrschaft gezogen hatten und durch welches die letztere zu so hoher Macht und Bedeutung gelangt war.

* * *

Für Karls äußere Politik sind die Richtlinien gegeben durch seine erbitterte Gegensätzlichkeit gegen die französische Monarchie und durch die Schwäche der römisch-deutschen Reichsverfassung. In diesen beiden Staatswesen vollzog sich genau das Umgekehrte. In Frankreich arbeitete der kluge Sohn Karls VII., Ludwig XI., an der Herstellung der nivellierenden und autoritativen Königsgewalt, die den großen Herzögen die landesherrlichen Gerechtsame nahm, sie zugunsten der Krone und des monarchisch-einheitlichen Frankreich enteignete. In Deutschland war man gerade damit fertig geworden, die Einheit des Reiches zu einem Schatten zu machen, die Verfassung in eine oligarchische umzuwandeln und jegliche Landesherrlichkeit allein den Kurstaaten und anderen großen Dynastien im Reiche übrig zu lassen, dem Kaiser nur die, die er in seinen eigenen Erblanden hatte. Karl war Vasall des französischen Königs und des Kaisers. Diese Zwitterstellung hätte einen gutmütigen und kurzsichtigen Mann zer-

rieben, den aktiven und entschlossenen Politiker machte sie nach beiden Seiten hin unabhängig. Nach der französischen Seite hin mußte Karl alles unterstützen, was die Festigung der Monarchie hemmte. Daher war der Herzog eine der treibenden Kräfte in der Ligue du bien public, die die französischen großen Herren gegen Ludwig XI. geschlossen hatten, und verbündete sich eng mit dem mächtigsten und selbständigsten von ihnen, dem Herzog von Bretagne; er sprach davon, helfen zu wollen, daß Frankreich sechs Könige anstatt eines erhalte. Diesen für ihn idealen Zustand der Auflösung in Teilstaaten, das Nebeneinander von sechs oder sieben großen Fürsten, die zwar nicht Könige, sondern Kurfürsten hießen, bot Deutschland bereits dar. Hier konnten ohne Umstände die Sprengkeile in das lockere Gemäuer getrieben werden, hier war für einen unerschrockenen und zahlungskräftigen Mann alles zu gewinnen. Und der Hüter des Reiches, der liebe Kaiser Friedrich III., — ihm war's recht so. Er, der die Daumen im Schoße drehte und still umäugelte, sah den Punkt, über den Karl hinwegstürmte: daß der hochgemute Herzog für sein sich immer größer breitendes Staatswesen keinen Nachfolger, nur eine Tochter, Maria, als Erbin hatte. Friedrich sah auch weiter: daß die verschiedenen Pläne und Anläufe Burgunds, die römisch-deutsche Krone zu gewinnen, schließlich darin eine Befriedigung finden würden, den römischen König Maximilian als den Eidam, der dem Herzog Karl unausweichlich bevorstand, zu gewinnen und auf diese Weise das gekrönte Burgund zu errichten. So ist es schließlich ja auch gekommen. Denn durch Maximilians und Marias Nachkommen ist die habsburgische Politik eine nicht mehr deutsche, sondern bewußt burgundische geworden, und dies würde noch viel augenfälliger hervortreten, wäre sie nicht durch die weiteren Heiratserfolge des Hauses von Burgund noch eine spanische geworden.

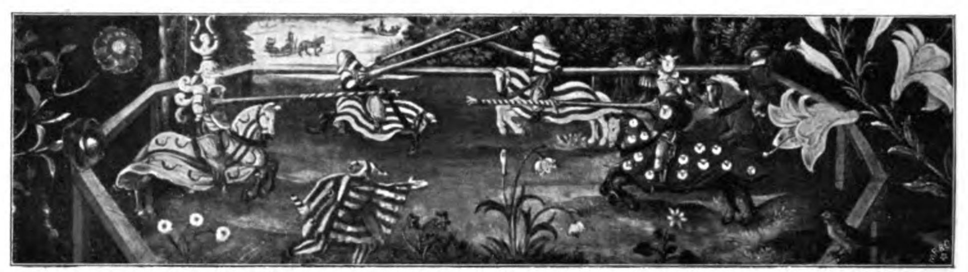
So tat Friedrich III. gegen Karl den Kühnen nur, was anstandshalber unerläßlich war. Karl konnte sich durch allerlei Gewaltsamkeiten Gelderns und Zütphens bemächtigen, er erlangte und erzwang die Abhängigkeit der reichsunmittelbaren Bistümer Utrecht und Lüttich von Burgund, er vermochte den kinderlosen habsburgischen Herzog Siegmund von Tirol und Vorderösterreich, der seinen Wiener Verwandten nichts gönnte, für 80 000 Goldgulden ihm, dem Burgunder, als Pfandschaft die habsburgischen Gebiete und Gerechtsame am Oberrhein, im Elsaß und auf dem Schwarzwalde zu übertragen. Als Karls Statthalter saß nun Peter von Hagenbach auf dem Felskegel zu Breisach, ein in burgundischen Dienst getretener Oberelsässer, und gebot mit harter Willkür im heutigen Südwestdeutschland und bis in die heutigen Kantone der Schweiz hinein. Aber eben hierdurch stieß Karl mit einer anderen jungen Macht zusammen, die, ebenso wie er selber, auf Kosten des Reiches vom alten Herzogtum Alamannien aus wachsend und erobernd um sich griff, mit den Eidgenossen. Von der anderen, südwestlichen Seite kreiste Karl die Eidgenossen ein, indem er über die regierende Herzogin Jolanthe von Savoyen Macht gewann und sie von seinem Willen abhängig machte. Sie waren also die demnächst meistbedrohten, und sie sind, bei des Kaisers zielvoller Untätigkeitspolitik, es schließlich gewesen, die den Burgunder zu Fall gebracht haben.

Er selber sah nicht, wer und was ihn aufhalten könnte. Von den Niederlanden den Rhein und die Maas aufwärts und von der Bourgogne die Rhone abwärts hoffte er sein Reich zu dehnen, Herr zu werden an Nordsee und Mittelmeer zugleich und in dieser politisch wie merkantil gleich großartigen Stellung alle Konsequenzen zu ziehen, die einst über Kirchenbesserung und Papststreitigkeiten und einseitigen Wechselbeziehungen mit den Feudalherren die Kaiser versäumt hatten. An verschiedenen Stellen griff er seine Aufgabe an. Der Kölner Kurfürst war mit der Stadt, aber auch mit den Ständen im Bistum zerfallen. Karl bot sich ihm zur Hilfe. Köln war die weitaus größte Handelstadt im nordwestlichen Deutschland, wenn nicht die größte im Reiche. Nun kam der Burgunder und ließ ohne Federlesens in ihr als „Erbvogt" sein Wappen anschlagen; zugleich belagerte er Neuß, gegen das der Kurfürst kriegte, und war somit militärisch in das Erzbistum eingerückt. Ein ungeheurer Schrecken ging durch die deutschen Städte vor dem fast abergläubisch gefürchteten herzoglichen Herrn der Niederlande, in welchem man nicht den



Burgundischer Wandteppich mit musizierenden und sich unterhaltenden Liebespaaren.

Original im Königl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin.



Turnier. Darstellung auf einer schweizerischen Tischplatte im Königl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

Förderer der Städte, sondern mit etwas kürzerer Sicht nur den Gewalthaber erblickte. Es hieß, er werde kommen, alle Städtemauern brechen, alle Truhen leeren und alle Reichtümer an sich nehmen; weithin im Reiche hatten es die sonst gegen Reichszwecke so zähen Städte eilig, Geld zusammenzubringen, und Albrecht Achilles von Brandenburg zog im November 1474 als Reichsfeldhauptmann zum Entsatz vor das mit höchster Männlichkeit gegen den Schrecken einer burgundischen Eroberung sich wehrende Neuß.

Aber auch im Süden der burgundischen Ausdehnungsphäre war der Bogen von allzu hastiger Gewalt überspannt worden. Dem Herzog Siegmund ward die Verpfändung leid, die almannischen Städte erhoben sich gegen Peter von Hagenbach, hielten zu Breisach Gericht über ihn und ließen ihn enthaupten. Das war schon knapp zuvor, ehe Karl auf Neuß zog. König Ludwig XI. von Frankreich aber hatte längst auf eine Koalition gegen Karl gewartet, sie ermuntert und leistete ihr jeglichen Beistand. Nun gewann auch der Herzog von Lothringen, Renatus oder René II., Mut, der, obwohl deutscher Reichsherzog, sich dem ihn rings umgebenden Burgund preisgegeben sah und sich 1473 enger an Karl hatte binden müssen: als voraussichtliches Vorspiel seiner Einverleibung in Burgund, dessen Territorialeinheit dadurch hergestellt worden wäre. Jetzt trat er der Erhebung der oberrheinisch-habsburgischen Gebiete und der Eidgenossen gegen Karl bei, um auch seinerseits von dem burgundischen Alb befreit zu werden. Da warf sich Karl aus der unhaltbaren Belagerung von Neuß auf den Lothringer, vertrieb ihn mit leichter Mühe nach Frankreich, nahm die Hauptstadt Nancy ein. Und dann wollte er an den intellektuellen Führern der ganzen südwestdeutschen Bewegung ein erschreckendes Beispiel statuieren, an den Eidgenossen, zu deren Vormännern sich die politischen Köpfe der Stadt und Landschaft Bern gemacht hatten.

So hätte Friedrich III. die schönste Gelegenheit gehabt, das kaiserliche Banner schützend vor die schwer bedrohten Eidgenossen, sowie über Lothringen zu breiten und beiden Gebieten nach langer innerer Entfremdung wieder einmal einen Vorteil zu zeigen, daß sie noch zum Reiche gehörten. Aber Friedrichs Pläne liefen nicht für das Reich, sondern für Habsburg; jetzt, da Karl zum mindesten die Neutralität des Kaisers brauchte, kam die Verlobung des Erzherzogs Maximilian mit Maria von Burgund zustande, am 15. Juni 1475. An diesem Tage recht eigentlich sind Schweiz und Lothringen preisgegeben und für das Reich verloren worden. Den Eidgenossen aber ist die Gelegenheit gegeben worden, durch ihre Großtaten bei Grandson am Neuenburger See und bei Murten jenes Selbstgefühl der freien, eigenen Tüchtigkeit glorreich zu befestigen, das sie in der Tat fernerhin keinen Grund mehr sehen ließ, sich noch wieder unter die lahmen Fittiche des Reiches zu bergen. Hier in den beiden Schlachten unweit des Neuenburger Sees fochten gegeneinander die geschultesten modernen Heervölker des damaligen Europa. Aber die Raschheit und Ortsvertrautheit der Eidgenossen verhinderte Karl, seine Artillerie richtig zu entfalten, und die Tapferkeit der bestgeübten Soldmannschaften wurde von einer Truppe überwunden, die für Haus und Herd ihrer Heimat focht. Der Kaiser und Könige zu hetzen pflegte, den hetzten nun die prunklosen Städter und Bauern in ratloser Flucht davon. Nun trat René wieder in Lothringen auf, und nach allzu eiliger neuer Rüstung wollte Karl es ihm verleiden; da rückten wieder die Eidgenossen

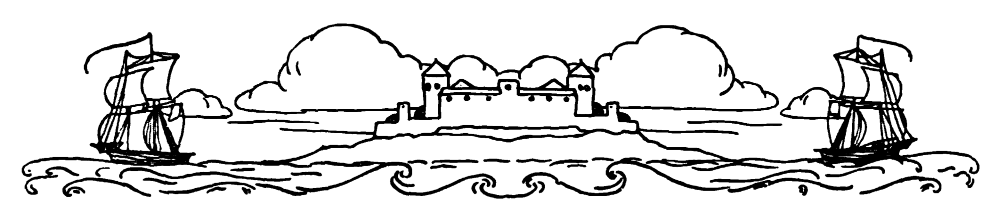
Parodierte Turniere. Darstellung auf einer schweizerischen Tischplatte im Königl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

heran, und vor Nancys Mauern wurde Karl abermals besiegt, er selber jämmerlich erschlagen.

Zwei Jahre nach der Schlacht bei Nancy, wo im Jahre 1477 die Ritterschaft und die Söldner Karls des Kühnen an der groben Tapferkeit der alamannischen Schweizer zuschanden wurden, beschrieb der Humanist Albrecht von Bonstetten aus der königlichen Stadt Zürich, wie er diese alte Reichsvogtei nennt, „der Oberdeutschheit Eidgenossenschaft“ nach Städten, Landen und Menschen, voll stillen Ruhms ihrer einfachen, unweichlichen Natur und ihrer Wehrtüchtigkeit. „Auch hätten die gemeldeten Eidgenossen untereinander heimliche Feindschaft und Unrichtigkeiten, die stellen sie ab, so Fremde sie anfallen, und halten zueinander brüderliche Treue in allen Nöten ... Zum letzten wissen sie, daß in allermänniglichen Mund sie für streitbare, mannhafte Leute gehalten und geschätzt sind, und daß sie nicht einen so löblichen Titel verlieren, tun sie sich mit hohem Ernst befleißen.“ Mit ihren Großtaten gegen Karl den Kühnen beginnt das frei entbundene nationale Selbstgefühl der Eidgenossen, das sie durch den Schwabenkrieg von 1499 vom Reiche abgelöst hat, beginnt ihre Periode eigner internationaler Machtstellung, die sie von da ab als erobernde Macht in Alamannien und Italien um sich greifen läßt, und beginnt auch — ihre Wohlgelauntheit gegen Turnierwesen und andere Spielereien des von ihnen so grimmig abgetanen Rittertums, die einen so köstlich humorvollen Ausdruck in unserer obigen Abbildung findet, welche wir einer gemalten schweizerischen Tischplatte aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts entnehmen.

Karl hatte auch in dem Schwiegersohne keinen politischen Erben erhalten. Maximilian war nicht der Mann, mit Hilfe der nur geschlagenen, nicht zerstörten Macht von Burgund sich zum Monarchen von Deutschland und Mitteleuropa zu machen. Er kam nur so just und mit wenig Respekt mit den Burgundern hin. Kaum einem deutschen Kaiser ist es zeitlebens so klein und kläglich gegangen wie ihm, der beständig von größten Ideen emporgehoben wurde und durch Schrift und Künste unablässig seine Großtaten verkündet hat. Maximilians allseitig impulsive und anpassungsfähige, weil im Grunde charakterlose Persönlichkeit hat anderes, als die Energie eines großen, bestimmten Planes, von Karl dem Kühnen übernommen. Nämlich sowohl dessen romantische Richtung wie dessen eifrige Modernität. Wenn der Sohn Friedrichs III. der letzte Ritter hat genannt werden können, wenn er die Dinge gern im historischen Lichte sah, einen weitschichtigen Denkmäler- und Ahnenkult der deutschen Geschichte begann und Bücher und Aventiuren liebte, andererseits, wenn er es militärisch mit den Landsknechten und Geschützen hielt und diese neuen Waffen eifrig pflegte, wenn er gut Freund mit den Städten und gescheiten Bürgern war, wenn er in Verbindung mit den Humanisten trat, wenn er die Maler und Erzgießer der deutschen Städte aus der Enge der Beschäftigung für Altarbilder und Grabkapellen emporriß in eine frei sich ausbreitende weltliche und zeitgeschichtliche Kunst, so erfassen wir darin die Dinge, worin der Gatte Marias von Burgund in die Fußstapfen seines Schwiegervaters getreten ist. Und hier liegen allerdings seine sehr großen Verdienste um die deutsche Kulturentwicklung, ja Kulturbefreiung, die an dieser Stelle nur mit dem Gesagten an-

gedeutet werden können. Auf den Gebieten der Kultur und Bildung, sowie denen neuer Gesellschaftsformungen und Lebensideen hat Deutschland, dessen Stände und Zustände im XV. Jahrhundert partikular und feindlich widereinander stritten, durch Maximilians Vermittelung das rechte Erbe von Burgund angetreten und hat verhütet, daß die burgundische Blüte eine Spezialkultur blieb. Die eigenartige Weise, wie das beginnende XVI. Jahrhundert das Mittelalter überwindet und gleichzeitig eine Anzahl fast schon untergegangener Kräfte und Formen, ethischer Güter und Poesien des Mittelalters rettet, wurzelt der geistigen Herkunft nach gutenteils in dem Hofe Karls des Kühnen, parallel mit der gleichfalls neuernden und erhaltenden Wirksamkeit Luthers, die sich durchaus nicht auf dem religiösen Gebiete erschöpft. Und der Fortgang des öffentlichen Lebens hat bewiesen, daß in dieser Versöhnung der alten und der neuen Kräfte das Richtige, das Zeitbeständige getroffen worden war. Denn die rein-moderne, bewußt mittelalterfeindliche und unhistorische Kultur der italienischen Renaissance ist von der auf das habsburgische Weltreich übernommenen burgundischen besiegt, überdauert und zu einer Episode herabgedrückt worden. So daß ihr herrlicher Inhalt an vorausgenommenen Geisteswerten erst nach Jahrhunderten des von der westeuropäischen Allgemeinheit zurückgelegten Fortschrittsweges für diese wieder entdeckt und beginnend fruchtbar gemacht werden konnte. Aufs eindrucksvollste hinterläßt uns der Staat Karls des Kühnen die Mahnung an eine historische Gesetzlichkeit des Entwicklungstempos: indem er politisch sich gegen das letztere verfehlte und über seiner Hast zu Falle kam, indem er aber gleichzeitig auf den Kulturgebieten, wo er sammelte und erhielt, für weithin ausreichende Frist die Gesellschaftsbildung und den Lebensinhalt einer neu werdenden Zeit zu bestimmen und auszustatten vermocht hat.



Altes Strandbild.

Wie es knattert, wie es kracht,
Rings im Forst und auf den Gassen!
Voll Dämonen ist die Nacht!
Hackelbernt ist losgelassen!

Lehmgebäu und Quaderturm
Zittern dumpf in jeder Fuge.
Wie ein Widder stößt der Sturm,
Und die Eule schrillt im Fluge.

Fernher läßt das Meer herauf
Seine tiefen Orgeln spielen,
Die durch Sturm und Stimmenhauf'
Sich gewalt'ge Bahnen wühlen.

Plötzlich durch den Nachtchoral
Donnert's in noch dumpfrem Tone.
Ist das eines Schiffs Signal?
Brüllt um Rettung die Kanone?

Hoch springt alles auf der Stell':
„Schiff in Not! Geschwind zum Strande!"
Reisigbündel lodern hell,
Rotgeschürt zu mächt'gem Brande.

Leck und mit gekapptem Mast
Tanzt ein Schiff auf weißen Wogen.
— Wenn kein Riff den Kiel erfaßt,
Sind wir um das Gut betrogen! —

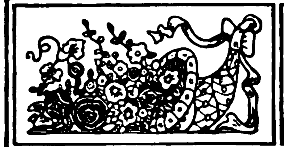
Hierher! winkt die Flammenflucht,
Hierher, fremder Schiffer, lenke! —
Statt in die erhoffte Bucht
Rennt das Schiff auf Felsenbänke!

Krachen, Gurgeln, Jammerschrei'n,
Halb verschluckt vom Wogenprallen. —
Singt das Meer: Die Menschen mein!
Singt der Fischer: Mein die Ballen!

Aus die Feuer, und zurück!
Morgen hat es Gold geregnet!
Dankt dem Himmel für das Glück,
Daß er unsern Strand gesegnet! —

Heia, wie es knirscht und kracht!
Leichen beißt das Meer und Planken.
Voll Dämonen ist die Nacht
Und die Wälder knarr'n und schwanken...

Georg Busse-Palma.



Fefferzug & Unfucher.

Von Ida Boy=Ed.



Die Inhaber der sehr ehrenwerten Firma Fefferzug & Unfucher hören, wie das ja bei den Vertretern von Handelsgenossenschaften manchmal der Fall ist, standesamtlich auf ganz andere Namen. Aber sie haben, im Gegensatz zu vielen industriellen Gesellschaften, die erst angestrengt nachdenken müssen, wie sie am schlagkräftigsten firmieren können, ihr Doppelnamensschild wie von selber sich erschaffen. In wahrhaft sprachbildnerischer Genialität.

Das kleine Ding mit dem kastanienbraunen Krauskopf, das wie eine Biedermeier=Dame Lisetta heißt, übte sich schon früh in der Kunst, die schwierigsten Worte nachzusprechen. Da kam denn manchmal ein so wunderbares Silbendurcheinander zustande, daß ein Sprachforscher Gelegenheit zu aufschlußgebenden Beobachtungen gefunden hätte. Und als Mutti einmal, entzückt von dem feierlichen Lerneifer Lisettas, sagte: „Du bist mein Herzug," wiederholte sie ernsthaft fragend: „Was bin ich? Dein Fefferzug?" Denn Kinder wollen alles mit dem Verstande erkennen. Und „Pfeffer" war ein ihr aus der Anschauung bekannter Gegenstand; das Wort „Herzug" hätte sie nur aus ihrer, noch nicht geübten Vernunft heraus begreifen können.

So kam der „Seniorchef" der in der Familie berühmten, bewunderten und gefürchteten Firma zu einem Namen. Auch der „Juniorchef" gab sich den seinen selbst.

In der Taufe freilich erhielt das kleine Mädel den Namen Mary, und wegen ihrer großen, blauen Augen und wegen des schlichten, blonden Haares gab man sich der Vorstellung hin, sie würde recht lieblich und mädchenhaft werden. Aber sie war noch kein Jahr alt, da sah man schon, daß ein unruhiger Geist in ihr steckte. Denn mit den dicken Fäustchen sich an den Rand ihres Gitterbettchens klammernd, hopste sie unermüdlich auf und ab, wenn sie schlafen sollte, und schrie vergnügt ihr „Dei — dei — dei" in die Stube hinein.

Der nachdenkliche Fefferzug konnte ein so unlogisches Gebaren nicht begreifen.

„Du mußt nich dei — dei — dei sagen," überredete Lisetta das Schwesterchen, „Du mußt Papa und Mama sagen, oder was Du willst. Aber nich dei — dei — dei —!"

Mary machte ein unaussprechlich überlegenes, lustiges Gesicht, als wollte sie antworten: ‚Fällt mir gar nicht ein, ich komme auch mit dei — dei durch die Welt.' Worin sie auch nicht unrecht hatte. Und später, ja später fand sie — man sollte es nicht glauben — eine noch knappere Formel, sich durchzusetzen. Ein Wunderwort, das das geheimste Wollen aller Egoisten, aller Umstürzler, aller Eroberer, aber auch aller Stolzen und Starken in zwei Silben ausdrückt ...

Endlich bequemte Mary sich dazu, zu sprechen, d. h. deutsch zu sprechen. Denn wer wagte wohl zu sagen, daß das Volapük der Säuglinge keine Sprache wäre? Wer vermag aus einer einzigen Sprache ein Wort beizubringen, das soviel Behagen ausdrückt wie das „öh" und soviel Freude wie das „dei". Selbst die Chinesen, bei denen es Silben gibt, die in veränderter Modulation eine immer andere Bedeutung bekommen, selbst sie sind armselige Lautierer gegen die Lallkünstler in Windeln.

Die nachdenkliche Lisetta hatte, ganz offenbar aus Pflichtgefühl, nicht nachgelassen, bis es ihr gelang, das eigene, noch so primitive Deutsch dem Schwesterlein beizubringen. Und nun gab es eifrige Unterredungen zwischen den beiden, Gespräche, deren Wichtigkeit unverkennbar schien, deren Inhalt mit den seltsam durcheinanderschwirrenden Silben aber nicht einmal Mutti verstehen konnte. Es klang, als ob zwei Vöglein zusammen zwitscherten. Nur die Resultate solcher Unterredungen wurden manchmal dem ganzen Hause recht verständlich!

Scheren, Messer, Zündhölzer waren nur noch auf den verstecktesten Plätzen vor den flinken Händchen sicher; Nähkörbe, Wäscheschränke, Stiefelborde wurden zu wichtigen, aber leider den Großen nie einleuchtenden

Zwecken ausgeräumt; aus den Karaffen und Krügen der Waschtische wurde das Wasser für die Puppenwäsche und zum Reinmachen der Puppenküche geholt, weil es doch „so furchtbar nötig war". Nur daß auch hier wie überall im wirtschaftlichen Leben die Ansichten über das „Nötige" zwischen den Parteien auseinandergingen.

Und da Mutti, wenn sie das Zimmer einmal für fünf Minuten verlassen hatte, schon fast gewohnt war, eine große Unternehmung inszeniert zu finden, kam sie eines Tages mit der Frage zurück: „Na, was habt Ihr denn nun für Unfug gemacht?"

Da schrie Mary, von jubelndem Stolz ganz erfüllt: „Wir sind Unfucher — wir sind Unfucher." Die „Firma" war gegründet.

Man denke nur nicht, daß ihr etwa der handelspolitische Geist gefehlt hätte. Fefferzug & Unfucher hielten zuweilen einen kleinen Basar ab; nach morgenländischer Sitte wurden die Waren auf offenem Tisch feilgehalten und auf die Erde daneben gestapelt. Im Schatten des Gartens, unter weit ausgreifenden, niederen Ästen hatte das Geschäft seinen Stand. Noblere Bezugsquellen hat noch nie eine Firma gehabt. Eine Verfälschung der Waren, die Verwendung von geringwertigem Material war ganz ausgeschlossen. Aus der tiefgrünen Krone des uralten Kirschbaums fielen die bleichen, weißgrünen, ganz jungen Kirschen vereinzelt herab. Kein Krämer hat je so niedliche Eier zu verkaufen gehabt. Auch der väterlich-gutmütige Kastanienbaum warf von seinen Fruchtansätzen winzige, mit Stacheln bewehrte Kügelchen herab, die als „Kartoffel" etikettiert wurden. Kein Kaufmann hat solches Seidenband, fahlgrün und weiß gestreift, direkt bezogen von der großen Staude Bandgras, um die in der Sonne die blaugrün-blanken, dicken Fliegen surrten.

Und die Preise der Firma — wie zivil! Wenn die Hauptkundin kam, die große Schwester Florence, die zehn Jahre älter war und schon alles wußte und konnte und durfte, beinah wie die Großen, wenn sie kam und fragte, was der Reis kostete, hieß es: „Zwanzig Gelden" oder vielleicht auch bloß „Vier Gelden". Und die Fäustchen umschlossen warm und fest das dargereichte „Geld", das der Gartenweg aus einer Kieselbeschüttung als unerschöpflich reicher Bankier hatte hergeben müssen.

Eines Tages aber geschah etwas sehr Aufregendes. Der Storch brachte zwei Brüderchen auf einmal. Das war sehr nett von ihm. Nun konnten Fefferzug & Unfucher jeder einen Assistenten in die Firma bekommen. Lisetta mit ihrem Sinn für Gerechtigkeit teilte sie gleich. „Ein Brüderchen für mich und ein Brüderchen für Unfucher," sagte sie, wobei deutlich die Auffassung hervortrat, daß die Brüderchen unter sich eigentlich gar nicht weiter zusammen gehörten.

Noch ganz aufgeregt über diesen neuen Besitz machten sie am Nachmittag mit ihrer Bonne den gewohnten Spaziergang. Da begegnete ihnen ein mit den Eltern bekanntes Fräulein und meinte, daß Lisetta ihr doch gewiß ein Brüderchen abgäbe, nachdem der Storch zwei auf einmal gebracht ... Es war eine sehr schwierige Lage, in die Lisetta geriet. Das gute, kleine Herz wurde ihr bleischwer. Mutti sagte immer: man muß abgeben! Und Lisetta gab auch immer ab, obgleich es bei schöner Schokolade oft so schwer war ... Aber ein Brüderchen abgeben? Und wo der Storch schon so wie so eins zu wenig gebracht hatte, denn Schwester Florence hatte auch noch keines und hatte sich immer „so brennend" einen kleinen Bruder gewünscht ... Ja, das war nicht leicht, einen Ausweg zu finden ... Endlich seufzte sie förmlich erleichtert auf. Sie vertröstete das bittende Fräulein; ernsthaft und mit unbedingtester Zusicherung sagte sie: „Der Klapperstorch bringt mehr." —

Nun war Unfucher in eine Stellung gedrängt, die schon so manchem Kind übel bekam, auch bei den liebevollsten und klügsten Eltern. Die beiden älteren Schwestern nahmen schon so viel Platz ein im Leben und Herzen der Familie. Die Brüderchen, das heiß ersehnte männliche Element in der Kinderreihe, würden nicht ermangeln, ihr Dasein laut und breit zu betonen. Omi — die auswärtige Geschäftsverbindung der Firma und Lieferantin für die Abteilung „Schokolade und Spielwaren" des Hauses „Fefferzug & Unfucher" — Omi machte sich Sorgen, daß aus Unfucher am Ende noch ein Aschenbrödelchen werden könnte.

Aber die hatte inzwischen schon das Wunderwort gefunden, die Formel, die das geheimste Wollen und Wesen aller Energischen ausdrückt — „ich auch!" Damit schlägt man sich im Vordertreffen durchs Leben.



Interieur. Gemälde von Heinrich Hübner-Berlin. Deutsche Künstlerbund-Ausstellung, Berlin 1905.

„Ich auch!“ wenn der Pudding aufgetragen wird. „Ich auch!“ wenn Lisetta ein frisches, weißes Kleidchen anbekommt. „Ich auch!“ wenn Mutti ein Brüderchen auf den Schoß nimmt. „Ich auch!“ wenn Papa Lisetta ins Automobil hebt. „Ich auch!“ wenn Schwester Florence mit Tinte schreibt. Was sie unbegreiflicherweise immer darf, während Fefferzug & Unfucher Schelte bekommen, sobald sie sich daran machen, mit Tinte einen Brief an Omi zu schreiben auf einem Blatt aus Florences Schulbuch. „Ich auch — ich auch.“

Selbst die ehrenwerteste Firma hat die Pflicht, ihre Unternehmungen im „geschmeichelten“ Licht darzustellen, um sich Vertrauen zu erhalten. Diesem Prinzip folgten auch Fefferzug & Unfucher. Unter anderem gelang es ihnen einmal nach emsigen, sehr konzentrierten Bemühungen, einen Nagel aus der Wand zu zerren. Nach dem Nebenzimmer hin, wo Mutti war, machten sie dabei einen sehr artigen Eindruck, als spielten sie eifrig und still mit ihren Puppen. Nachher war Mutti sehr erstaunt, den großen Nagel mit dem Messingknopf in den Händen von Unfucher zu sehen. „Den hat der Wind runterdeweht.“ Nichts konnte selbstverständlicher und glaubhafter scheinen. Warum sollte es der Wind nicht getan haben, dieser mächtige Wind, der den Kirschbaum schütteln konnte, was Fefferzug & Unfucher sogar mit vereinten Kräften nicht imstande waren.

Die Firma folgte ferner auch dem trefflichen Prinzip, ihre Beziehungen zu auswärtigen Geschäftsfreunden durch Reisen recht warm zu halten. Fefferzug besuchte zusammen mit Mutti und Schwester Florence Omi. Sie war ja schon oft bei Omi gewesen, aber endlich kam die Reise, wo sie rund herum alles mit verständigen Blicken ansah und in ihrem klugen, mit einem außergewöhnlichen Gedächtnis begabten Köpfchen festhielt. Da gab es nach der Heimkehr viel zu erzählen. Besonders von einem ungeheuren Wasser, auf dem man mit Omi fuhr, wobei das Wasser vorn am Schiff schäumte, was doch nur davon kommen konnte, daß ein unartiger Bengel viel, viel „Saufi“ — Seife — ins Wasser geworfen haben mußte. „Ich auch Omi reis'n“ sagte Unfucher statt jeder Kritik des Gehörten.

Einige Monate später wurden abermals die Koffer gepackt, denn Omi war sehr krank und hatte Sehnsucht nach ihren Enkelkindern. Und Unfucher siegte mit ihrem „ich auch“. Aber die blau-grün-goldenen Sommertage hatten sich in braun-grau-nasse Winterzeit verwandelt. Der Sturm schlug Regentropfen gegen die Fenster des Abteils, und draußen war tiefschwarze Nacht, als man ankam. Keine Omi war am Bahnhof. Da schlug alle Freude bei Unfucher in Zorn um, und sie schrie: „Wo is denn nu Omi auf'n Schiff?“ Die Phantasie war eben ihr Reisemarschall gewesen, und der ist schon für große Leute ein heikler Begleiter, den kleinen Firmeninhabern aber verdarb er die ersten Stunden.

Schnell indessen stellte sich etwas Unerhörtes heraus — etwas Wunderbares. Nämlich, „daß man bei Omi alles darf“. Man durfte selbst Zucker nehmen und selbst Kompott, man brauchte den Suppenteller nicht leer zu essen, und es gab jeden Tag Kuchen, von dem man sich selbst die besten Stücke aussuchen durfte.

Daß es in der Tat auch bei Omi Dinge gab, die man nicht durfte, merkten sie nicht über der Fülle der Begebenheiten. Auch hatten Papa und Mutti und alle Menschen so viel zu tun, während Omi — so schien es — gar keinen anderen Daseinszweck kannte, als den einzigen, Fefferzug & Unfucher zu unterhalten. Unter diesen Umständen faßten die Firmeninhaber den Entschluß, sich gänzlich bei Omi niederzulassen und an Papa, Schwester Florence und die Brüderchen zu schreiben, daß sie sofort nachkommen sollten. Als Mutti ihnen erklärte, das ginge leider nicht, waren sie ein wenig enttäuscht, nahmen sich dann aber in genialer Nichtachtung von Kosten und Entfernungen, wie es modernen Geschäftsleuten ziemt, vor, Omi jede Woche einmal zu besuchen. Außerdem wollten sie Omi jeden Tag schreiben. Mit Tinte! Die Tinte war die Hauptsache. Sie waren auch ernsthaft der Meinung, daß Omi alles lesen könnte, was sie aufs Papier hinkritzelten. Oft geschah es, daß Lisetta in ihrem wichtigen Ernst, mit dem sie alles auffaßte, erklärte: „Mutti, Du brauchst heut nich an Omi zu schreiben, ich hab' schon.“ Und Omi, mit dem Seherblick aller Großmamas, las auch immer deutlich, was die Kleckse und Striche erzählten. „Komm bald zum Besuch und bring

uns viel Schokolade — Unfucher sagt noch immer Lato dazu, sie ist auch noch so klein." Omi hielt auch ihrerseits auf ausgezeichnete Beziehungen zur Firma und, wenn sie kam, sorgte sie, daß ihr Koffer seinen Inhalt an Überraschungen erst nach und nach hergab, denn sie wußte: bei den Kindern der Welt, seien sie groß oder klein, muß man nicht alle Trümpfe auf einmal ausspielen.

Macht- und Bündnisverschiebungen gibt's nicht nur unter den Großmächten der Erde. In jeder Kinderstube kommen sie vor.

So erfolgreich hatten die Inhaber der Firma Fefferzug & Unfucher zusammengewirkt, daß ein Nachlassen ihres Betriebes in Erstaunen setzen konnte. Aber wie das manchmal bei Kompagnons geht: ihre Geschmacksrichtungen fingen an auseinanderzuwachsen.

Unfucher fing an zu erraten, daß ein Anschluß an die Brüderchen bald viele Vorteile bringen könnte. Noch zwar konnten sie nicht viel sprechen, aber mannhaft hatten sie sich schon um einen Albertkakes geprügelt, und wenn sie in den Stuben und im Garten umherliefen, zeigten sie eine erfreuliche Unbefangenheit im Zugreifen, die auf Unfucher den verheißungsvollsten Eindruck machte. In ihnen wuchs eine Truppenmacht heran, auf die gestützt Unfucher die Politik der offenen Tür gewiß siegreich verfolgen konnte.

Anderseits sagte Fefferzug schon manchmal: „Das dürfen wir nicht," oder: „So was mußt Du mir nicht einsagen" (vorschlagen). Auch saß Lisetta, nun schon fünf Jahr alt, oft bei der großen Schwester und wollte alles, alles wissen. Mehr als vierzehnjährige Schwestern erklären können.

Mehr als die größten Weisen dieser Erde aussagen können von den Dingen im Himmel und auf Erden . . .

Einmal verwies die große Schwester Lisetta etwas und sagte: „Das mußt Du nicht tun, das sieht der liebe Gott."

Da fragte sie sehr ernst und mit der feierlichen Wißbegier, die ihr eigen war: „Wie viele lieben Gottens gibt es eigentlich?"

„Einen, süße Setta."

„Aber ist nicht in jedem Zimmer einer?"

Denn sie dachte daran, daß Mutti manchmal abends gesagt hatte: „Du brauchst Dich nicht zu fürchten im Dunkeln, der liebe Gott ist bei Dir."

„Das ist immer der eine," sprach die große Schwester.

Da fragte die Kleine nichts mehr.

Aber ihre Augen sahen tief, tief ins Unbestimmte hinein, und auf ihrem weichen, holden Kindergesicht lag jener unergründliche Ausdruck rätselvollen, fast schmerzlichen Wissens, der nicht von Menschenart scheint. Dieses Wissens, in das kein Seelenkundiger hineinzuleuchten vermag, das für reife und alte Menschen geheimnisvoll bleibt wie das Leben auf fernen Sternen und das die Kinder von uns Armen scheidet, wie Erleuchtete von Verblendeten geschieden bleiben.

Dieses Wissens, mit dem sie das Himmelreich besitzen . . .

Und so liquidierte die Firma Fefferzug & Unfucher in allem Frieden und eigentlich unmerklich langsam. Alle Geschäftsgeheimnisse und Warenbestände gingen an den jüngeren Teilhaber über, der in den Herren Carl August und Walter Alexander zwei neue Teilhaber, wenn auch vorerst nur als gelegentliche Mitarbeiter annahm.

Fefferzug aber siedelte gewissermaßen in eine andere Provinz über. In einen anderen Bezirk des Kinderreichs, wo die drolligen, selbstgeschaffenen Übernamen nach und nach verschwinden. Und wenn es nun „Lisetta" hieß, klang es immer wie eine Anerkennung. Fast, als ob sie bald zu den Großen gehörte, als ob sie verantwortlich wäre für alles, was sie tat. Mit ihrem kleinen Besen fegte sie die Stuben so rein, daß es wirklich ein Unsinn war, wenn das Mädchen es nachher auch noch tat. Emsig, mit einer Denkerfalte auf der umlockten Stirn, pahlte sie Erbsen aus oder zog Bohnen ab, durch das Bewußtsein, ein Messer handhaben zu dürfen, wie geadelt. Und wenn Mutti oder die Bonne sagte: „Paß mal einen Augenblick auf die Brüderchen auf," so bewachte sie die in atemloser Gewissenhaftigkeit, mit einem mütterlichen Blick in den blauen Augen.

Ja, sie war in eine andere Provinz des Kinderreiches übergesiedelt — in die, wo Spiel und Pflichten sich voll tiefsten Sinns ineinandermengen, so daß die kleinen Seelchen die einen beinah noch vergnüglicher finden als das bloße andere . . .

So klug ist das Leben . . .



So gern wie Du.

Durch blühnde Felder stürmt der Zug,
Mohnblumen glühn am Raine;
Vorüber blitzen See und Luch
Im Sommersonnenscheine.

Am Fenster lehnt ein Mann und träumt,
Ein Hüttlein sieht er liegen,
Ein Gärtchen, heckengrünumsäumt,
Ein Bürschlein bei den Ziegen.

Er seufzt und nickt dem Flachskopf zu:
„O Winkel, süß zu rasten!
Ich läg' so gern im Gras wie Du —
Und ruhlos muß ich hasten."

Der Bursche starrt zum Zug empor,
Vom Fenster sieht er's winken;
Er sieht des Dampfes weißen Flor
Aufwehn und flatternd sinken.

Er träumt, wie groß die Welt da drauß,
Wo fern der Zug verrollte;
Die sehn'gen Arme reckt er aus,
Wie wenn er fliegen wollte.

Er seufzt: „O Glück, so immerzu
Stolz durch die Welt zu blitzen!
Ich führ' so gern im Zug wie Du —
Und muß im Winkel sitzen."

Fritz Erdner.



Neues vom Büchertisch.

Von Carl Busse.

Charlotte Niese, Revenstorfs Tochter und andre Erzählungen (Leipzig 1905, Fr. W. Grunow). — Joh. Rich. zur Megede, Der Überkater (Stuttgart 1905, Deutsche Verlagsanstalt). — Friedrich Huch, Wandlungen (Berlin 1905, S. Fischer). — Hermann Stegemann, Daniel Junt (Berlin 1905, E. Fleischel & Co.).

Tanz und Andacht, sagt Goethe, müssen sich in jeder Kunst durchdringen. Etwas Ähnliches meint doch auch sein Antipode Nietzsche mit dem berühmten Wort: ich würde nur an einen Gott glauben, der zu *tanzen* verstünde. Der göttlichen Heiterkeit und Leichtigkeit, die dazu gehört, mögen die meisten unsrer jüngeren Dichter noch ermangeln. Aber wenigstens sind wir über die Zeit hinweg, in der sich jeder von ihnen verpflichtet glaubte, der Gesellschaft den Totenkopf auf die Tafel zu werfen. Gegen das melancholische Grau haben sich längst kräftigere Farben gestellt, und wenn darunter der sattgoldne Ton des echten Humors noch fehlt, so braucht das noch lange nicht zu heißen, daß er auch weiter fehlen wird. Denn es ist mit ihm ja wie mit der Patina der Bronzen: beide bedürfen sehr langer Zeit zu ihrer Bildung.

Als eine Gemütskraft ist der Humor durchaus nicht an den Geist, an eine „große Weltanschauung" geknüpft. Er kann im Gegenteil in einer engen und philiströsen Seele ebenso gut wohnen wie in einer erhabenen: nur seine Art und Spannweite, nicht seine Existenz überhaupt wird dadurch bestimmt. So tritt er uns in tausend Verwandlungen entgegen als ein proteusartiger Geselle, der jedes Versuches, ihn in eine immerfertige Formel zu fassen, spottet. Der Shakespearesche und der Heinrich Seidelsche Humor sind beim besten Willen nicht unter *einen* Hut zu bringen. Und der unterschiedslosen, uneingeschränkten Lobpreisung des großen Segenspenders wird man doch widersprechen müssen. Blicken wir uns ohne Voreingenommenheit in der Weltgeschichte und Weltdichtung um, so werden wir immer finden, daß hell, erquickend und kräftig nur jener Humor wirkt, der Begleiter, der Nebenerscheinung ist, der wohltuend ein bitter ernstes Lebenswerk durchzieht, der nur „zwischen den Schlachten" in Stunden des seelischen Gleichmaßes wie ein lange verborgener Brunnen zutage tritt. Er befreit, stählt, erhebt. Aber sowie der Humor Leiter, bestimmender Faktor, eben „Weltanschauung" wird, zerfrißt und zerstört er, verschiebt er alle Maßstäbe, sprengt er alle Formen, lähmt er den Willen, zersetzt er jeden Idealismus. Goethe sei mir auch hierin Eideshelfer. Er hat die anfangs befremdliche Bemerkung getan, daß der Humor zuletzt jede Kunst zerstört. Er zerstört sie, weil er in einem Übermaß von Reflexion alles zerlegt, weil er kein Ding mehr in seinen natürlichen Größenverhältnissen beläßt, sondern in der Linie nach den Punkten und im Punkt nach der Linie sucht, weil er im Großen das Kleine und im Kleinen das Große sieht und allmählich jedes Unterscheidungsvermögen verliert. Aus einem ursprünglichen Gerechtigkeitsgefühl wird er ungerecht. Sein schrankenloser Subjektivismus hebt alle Gesetze auf. In diesem Sinne ist er auch absolut kunstfeindlich. Das Musterbeispiel dafür bietet Jean Paul. Er ist — man verzeihe das harte Wort — direkt humor*zerfressen*, und die herrlichsten Einzelheiten haben ihn nicht retten können. Daß endlich eine solche „humoristische

Weltanschauung" auch jede große Tat schon im Keime zerstört, ergibt sich von selbst. Das gewaltige Ergriffensein von einer großen Idee, das blinde Selbstvertrauen, der jeden Widerstand brechende, Berge versetzende Glaube — alles Dinge, die mit dem „reinen" Humorbegriff unverträglich sind — sie allein haben doch die Erde bewegt und weltgeschichtliche Taten getan. Ein Bismarck im Zwielicht humoristischer Weltanschauung ist undenkbar. Und Luther hätte bei dieser Betrachtungsart über die törichten Menschlein, die sich von Tezel die Sündenvergebung erkaufen wollten, wohl gelächelt, meinetwegen sogar „unter Tränen gelächelt" — nun und nimmermehr aber hätte er die 95 Säze gegen den Ablaß an die Tür der Wittenberger Schloßkirche geschlagen!

Ganz anders steht es mit dem partiellen Humor. Ihn haben als eine glückliche Beimischung die Männer, die deutsches Wesen am reinsten spiegeln, wohl gehabt, Luther so gut wie Goethe und Bismarck. Er hat sich, eine Goldader in mächtige Felsen gesprengt, ihren Gesamtpersönlichkeiten schön eingeordnet und sie heller und wärmer gemacht. Als freudige Heiterkeit, als derbsinnliche Lebenslust sprang er immer in ihnen empor, wenn ihrer Seele Spiegel windstill lag, von keinem Hauch gekränkt und gekräuselt. So hat er sich erklärlicherweise am schönsten entfaltet procul negotiis, zu Hause, in der Familie, in Tischgesprächen und Privatbriefen, wenn Talar und Ministerfrack im Schranke hingen. Und wenn der Humor als Alleinherrscher, als bestimmender Wesenszug zu schrankenlosem Subjektivismus und damit zu einer Verschiebung aller Maßstäbe, zu einem „schiefen" Sehen führt, so darf man im Gegensatz dazu aus dem Vorhandensein eines „partiellen" Humors, den wir gerade bei unsern Helden nicht vermissen möchten, auf die Objektivität des Schauens, auf ein ausgeglichenes, unverwirrtes Gefühl, auf eine gerechte Einschätzung aller Werte schließen.

Ein neuer Novellenband von Charlotte Niese: „Revenstorfs Tochter und andre Erzählungen" (Leipzig 1905, Fr. W. Grunow) gab mir zu vorstehenden Bemerkungen über den Humor Veranlassung. In diesem Buche ist auch eine reizende Skizze enthalten: „Der kluge Kelling". Der kluge Kelling ist Totengräber, und Totengräberhumor produziert er. Das hat in einer weltberühmten Szene auch Shakespeare getan, und ich könnte mir vorstellen, daß das behagliche Fräulein vom Philosophenweg in Altona-Ottensen etwas ängstlich auf ihrem Stuhl hin und her rutscht, wenn sich plötzlich ein so riesiger Schatten neben sie stellt. Er soll auch sofort wieder verschwinden; nur soll mit einem raschen Blick festgestellt werden, wie derselbe Humor, gleichsam ein Standeshumor, der bei dem Großen groß und grausig erscheint, bei der Behaglichen ins Behagliche und Liebenswürdige hinübergleitet. Der kluge Kelling ist gebildeter und menschenfreundlicher als seine altenglischen Kollegen. Er gibt was auf seinen „heiligen Stand", und es beeinträchtigt seinen guten „Kurakter" durchaus nicht, daß er, wenn er jemand schwer krank weiß, schon ein „büschen Vorfreude" hat wegen der Gebühren. Überhaupt ist dieser Prachtkerl, den Charlotte Niese ganz famos auf die Beine gestellt hat, sehr für das Nehmen. Sein neuer Verwandter — „ein Slachter aus Lemkenhafen, zweihundertzwanzig Pfund swer, und eine schöne Kundschaft" — hat ihm einen Taler geschenkt, „und ich hab' ihn gesagt, daß mein Geburtstag in Oktober is, wo ich ja natürlicherweise von meine Verwandtens was annehm. Denn wer nix for seine Familje tut, der is ein Sweinigel."

In solchen Lapidarsätzen verkündet der kluge Kelling seine Weltanschauung, und alles, was er sagt, kommt so überzeugt und natürlich heraus, daß man in einer schönen Wärme sitzt und gern noch recht lange zuhörte. Das Ideal, dem dieses Muster von Totengräber nachstrebt, heißt: sechsmal vormittags vespern zu können und sonst nichts zu tun. Denn dazu hat ihm der liebe Gott doch so „gräsig viel Verstand" gegeben — jenen bewundernswürdigen Verstand, der die Armut von der verflixten Powerteh ableitet. Außer dem klugen Kelling marschieren noch ein paar andre Originale durch das Niesesche Buch, aber ernstlich kann ihm keines davon Konkurrenz machen. Die übrigen sind blasser, manchmal auch sentimentaler gefaßt, oder sie eilen zu schnell vorüber in bloßen Episodenrollen, wie der alte Zuchthäusler Mahlmann. Ewig schade darum! Denn man muß der freundlichen Erzählerin immer wieder sagen, daß ihr durch ihre Begabung ein ganz bestimmter Weg vorgezeichnet ist, von dem ein Abweichen gleichzeitig auch ein Sich-Verirren bedeutet. Sowie Charlotte Niese in den Rahmen einer großen Handlung einlenkt und zu fabulieren beginnt, wobei sie sich trotz aller Sanftmut ihres Herzens noch gar zu gern an Blut und Wunden hängt und tragisch akzentuiert, wird mir meist unbehaglich zumute, und um mein Herz gleich völlig zu entlasten, will ich hinzufügen, daß die Titelnovelle „Revenstorfs Tochter" nicht gut schlimmer sein kann, als sie ist. Der Mantel christlicher Liebe, den man ja gern über diese Entgleisung deckt, muß von respektabler Größe sein, um zu reichen.

Aber wie gern vergißt man dies vor jenen Skizzen, in denen der eigentlich stoffliche Reiz ganz fortfällt, in denen nur mit liebevollem Behagen und zu eigener, fast spürbarer Herzensfreude irgend so ein niederdeutsches Original ausgemalt wird! Es sind nicht psychologisch diffizile Kulturmenschen, die Charlotte Niese liegen, sondern es ist ein Gelichter oft zweifelhaften Schlages, an dem sie sich und mit dem sie uns ergötzt. Hier ein Mensch, der mit offenbarer Verachtung auf jeden herabsieht, der nicht im Zuchthaus gesessen hat; dort ein Totengräber, ein Abdecker, ein Kutscher, ein Monarch (Erntearbeiter) — das sind ihre „Helden". Essen und Trinken wird von ihnen allen großgeschrieben; die Unsterblichkeit der Seele und das Leben nach dem Tode ist auch für sie „nicht aktuell"; eine gewisse selbstzufriedene Behäbigkeit, ein Durchdrungensein von ihrer eignen Wichtigkeit ist ihnen eigen. Hält doch selbst der alte Dieb auf eine diesbezügliche Frage mit ehrlicher Entrüstung einen großen Vortrag darüber, daß Diebe eben sein müßten — schon wegen der Reichen, die sonst zu „slimm" würden. Also Berufsfreudigkeit, Unentbehrlichkeitsgefühl. Weiter tauchen im Zuge

der Rieseschen Gestalten dann die stillen, blassen, etwas verhärmten und gütigen Frauen auf, die irgendwo im Kramlädchen sitzen, längst verwitwet sind und wohl einen Taugenichts von Sohn noch miternähren. Kinder von allen Größen und Sorten tummeln sich dazwischen, und gar zu gern schiebt Charlotte Niese sie als Mittler vor, daß wir durch ihre Augen in menschliche Verhältnisse schauen. Unter den neun Erzählungen des jüngsten Buches ist nicht eine einzige, in der nicht dem lieben Nachwuchs eine bedeutende oder gar ausschlaggebende Rolle zuerteilt wäre. Das ist das Mütterliche in der Dichterin, das Wärme ausströmt, und wie man wohl an Müttern die Unebenheiten nicht sieht, weil sie überstrahlt werden von der das ganze Gefäß durchleuchtenden Liebeskraft, so geht man am Ende auch über Mängel, die sich hier zeigen, hinweg um der herzlichen Anteilnahme willen, mit der Charlotte Niese selbst ihre Gestalten verfolgt und überschüttet. Aus diesem herzlichen Eingehen auf die Wesenheit anderer Leute erwächst ihr behaglicher Humor; er erwächst aus leisen Kontrastwirkungen. Sie erzählt z. B., wie sie als Kind die Taschen durchsucht, um dem alten Totengräber etwas zu schenken. „Ich hatte," fährt sie fort, „nichts bei mir, was des Verschenkens wert gewesen wäre. Nur einen schwarzen Maikäfer, aber ich hatte ihn platt gesessen, und er schien die Besinnung verloren zu haben."

Wie sie sich hier mit einem Ernst, der um so drolliger wirkt, in die Anschauungs- und Empfindungsweise des Kindes hineinstiehlt, versetzt sie sich ein anderes Mal mit wahrem Vergnügen in die Ideengänge ihrer kuriosen Käuze. Sie hat eben die Fähigkeit sich hinzugeben. Und wenn der Kreis, den sie übersieht, auch klein ist, so hat sie doch kraft dieser herzlichen Hingabe oft jene Objektivität des Schauens, die alles in seinem Rechte beläßt. Deshalb müssen ihr viele an sich stärker Begabte weichen. Das Talent allein macht es nicht.

Einen klassischen Beweis dafür liefert ein Schriftsteller, dessen glänzende Fähigkeiten offen zutage liegen und der doch niemals etwas Erfreuliches damit hat erreichen können. Sie haben ihn im Gegenteil zu dem gefährlichsten Blender der modernen Erzählungsliteratur gemacht. Ich rede von Johannes Richard zur Megede. Sein neuer Roman „Der Überkater" (Stuttgart 1905, Deutsche Verlagsanstalt) ist äußerlich genau so bestechend und innerlich genau so verlogen wie alles andere, was ihm voraufging. Und es ist Pflicht, sich einmal mit aller Wucht gegen diese im Kern faulen und geistreich gleißenden Bücher zu wenden, mit denen Megede die deutsche Bourgeoisie seit Jahren enthusiasmiert.

Mit voller Absicht nenne ich gerade die deutsche Bourgeoisie — die schlechtere Sorte natürlich! Denn nur sie, die immer mehr scheinen will als sie ist, kann an Werken Gefallen finden, die vom ersten bis zum letzten Worte eine Tiefe und Vornehmheit, einen Reichtum und eine Bedeutung vortäuschen, die sie nicht besitzen, die Talmi für Gold ausgeben, hinter deren geistreich auflackierter Außenseite sich nichts birgt als Eitelkeit und Hohlheit. Wenn das harte Worte sind, so möge man bedenken, daß es auch keine größere Sünde gibt, als die wider den heiligen Geist der Kunst und der Wahrheit, und daß in den Romanen des Schriftstellers, von dem ich rede, diese Sünde nach meinem Gefühle nicht einmal, sondern tausendmal begangen wird. Denn diese Romane sind herausgeboren aus dem schlechten Geiste des Hochmuts und der Eitelkeit, diese Romane treiben im letzten Grunde doch nur ein schändliches Spiel mit der Kunst, der sie zu dienen vorgeben, in diesen Romanen wird das Feuer, das, ob es nun groß oder klein sei, doch immer in reiner Flamme brennen sollte, im wesentlichen nur angezündet, um seinen Glanz als Aureole um Herrn Johannes Richard zur Megede zu legen. Und das ist empörend, ob es sich nun gewollt oder ungewollt einstellt. Aus dem „Überkater" (wie aus vielen früheren Romanen, dem „Blinkfeuer von Brüsterort", der „Félicie" usw.) schreit es förmlich heraus: Seht her, welch ein Kerl ich bin! Welchen Geist ich habe! Wie ungeheuer vornehm ich bin! In welchen Kreisen ich verkehre, wo ich esse, wie ich wohne! Naturellement liefert England meine Garderobe, Damenkleider kaufen wir bei Worth, in internationalen Kurorten erregt man Aufsehn. Eigentlich verachtet man ja die ganze übrige Menschheit als wesenloses und unvornehmes Pack, aber man duldet allenfalls ihre scheue Bewunderung. Man kann sich als Genie sogar erlauben, auf seinen Adel kein Gewicht zu legen, ihn sogar mal beiseite zu lassen, denn man sieht uns ja gottlob die Rasse auf zwanzig Meter Distanz schon an! Und wenn man in der lässigen Art des geborenen Grandseigneurs und des menschenverachtenden Genies von seiner überfüllten Tafel einige Brocken für die Plebs abstreicht, so hat besagte Plebs für so viel unverdiente Güte seitens eines so erlauchten Geistes demütig-dankbar zu sein.

Tatsächlich: ich suche vergeblich nach Büchern, in denen so parvenühaft geprotzt wird wie in den Megedeschen! Geprotzt nicht nur mit Geist und Bildung, mit überlegen-lässiger Blasiertheit, sondern auch geprotzt mit weltmännischen Allüren, geprotzt mit einer gewollten Distinguiertheit, die immer mit einem Seitenblick schielt, ob sie auch richtig erkannt und bewundert wird, geprotzt endlich mit dem Adelsprädikat. Denn man müßte mindestens geistig so unbemittelt sein, wie es Megede von seinen Zeitgenossen vorauszusetzen scheint, wenn man nicht erkennen sollte, daß sich hinter dem lächelnden Achselzucken, mit dem er manchmal über den Adel spricht, der allerschlimmste Hochmut birgt. Und allmählich verraucht dann der Zorn, mit dem der Geist seiner Bücher das Herz erfüllt, und man beginnt fröhlich zu lachen. Zu lachen über all die Spiegelfechterei, das Feuer- und Blendwerk, das ja doch keinen Urteilsfähigen täuschen kann, über die Wichtigtuerei und das Durchdrungensein von der eigenen Gottähnlichkeit. Spießt man zu allem Überfluß noch einen Megedeschen Helden auf, so hört man die eingepumpte Luft zischend entweichen, und in dem leeren Balg, der übrig bleibt, erkennt man einen uralten Bekannten, den die Modeschriftsteller seit mehr als einem Jahrhundert aufgeblasen, mit dem

jeweiligen zeitgemäßen Lack versehen und der weiblichen Lesewelt präsentiert haben: das männliche Ideal für alle Backfische und Nähmamsells. So ähnlich stellen sich Schneiderinnen den Grafen ihrer Träume vor. Reißt man dem Helden des „Überkaters" alles geistreiche Flitterwerk vom Leibe, so findet man folgendes: er ist ein sogenannter „interessanter" Mann, der sich einfach Rin nennt, aber ein heimlicher Graf Rhyn ist. Es lastet irgend etwas Schweres auf ihm, und seine Reserviertheit und Schweigsamkeit sticht von der seichten Oberflächlichkeit der übrigen bedeutend ab. Der Oberkellner verleiht in schauernder Ehrfurcht diesem einfachen Herrn Rin aus eigenster Machtvollkommenheit das Adelsprädikat; die Herzen aller Damen fliegen ihm zu; etwas Fremdes und Exotisches (er ist „Afrikaner") haftet ihm an und macht ihn immer noch interessanter, man hört gewisse Andeutungen von gewaltigen Abenteuern, die er bestanden, man hört, daß er mehrmals „neben englischen Herzögen" gesessen hat, der vornehmsten Gesellschaft der Welt, man hört endlich, welchen Wert die Regierung darauf legt, ihn zu gewinnen usw.

Fast Wort für Wort könnte ich wiederholen, um einen andern „Helden" zu schildern: nämlich den des „Mannes im Monde", den der Hauffschen Satire gegen Claurensche Verlogenheit. Auch da der heimliche Graf mit der dämonischen Anziehungskraft für alles Weibliche, auch auf ihm lastet etwas, auch er ist düster-schweigsam, auch ihm begegnet der Oberkellner — pardon, die Hotelwirtin mit schauernder Ehrfurcht, auch er hat das Exotische (nur daß damals Polen so aktuell war wie heute Afrika!), auch er hat in der vornehmsten Gesellschaft der Welt verkehrt (auf Hofbällen von Kaisern und Königen!), auch ihn versucht die Regierung zu fesseln usw. Wer weiter suchen will, wird noch manche charakteristische Ähnlichkeiten finden, die sich bis auf die Pferde und Ulanenuniformen erstrecken. Aber was hier angeführt ist, dürfte vielleicht genügen, um zu beweisen, daß es dasselbe von Hauff verhöhnte Claurensche Rezept ist, nach dem auch Megede arbeitet. Nur die Sauce wechselt mit der Saison und den Köchen — bald ist es mehr gefühlvolle Sahnen- oder Vanillensauce, bald Sauce piquante. „Wie die Hoteliers," sagt Megede in einer seiner „geistreichen", sich gegen ihn selbst richtenden Bemerkungen, „mit der Sauce piquante auch die Schuhsohle schmackhaft machen, so gießen wir eine weiße Sauce über alles, Gutes und Böses, Vornehmes und Gemeines. In dieser Sauce wandeln wir, und niemand fragt, ob derweilen unsre Füße auf ehrlich festem Grunde stehen oder durch den zweifelhaftesten Schlamm waten: die weiße Sauce deckt alles."

Wie Figura zeigt, hilft sie aber auf die Dauer doch nichts, und wenn Megede weiter behauptet, daß die Welt sich seit Anbeginn in bessere oder schlechtere Komödianten schied, so weiß ich trotz der Sauce piquante nicht, in welche der beiden Kategorien ich ihn einreihen soll. Die guten Komödianten pflegen uns mehr vergessen zu lassen, daß sie „spielen".

Ein Kater, aber nicht ein gewöhnlicher Kater wie Murr und Hidigeigei, sondern ein hochgeborener, diplomatischer, aristokratischer Kater, der Nietzsche kennt, kurz, ein „Überkater" begleitet die Vorgänge des Romans mit seinen kühlen Reflexionen. Soll ich diese „Vorgänge" noch extra erzählen? Besonders im zweiten Teil, der in Afrika spielt, faßt man sich an den Kopf. Man versteht den Übermenschen, den „Höhenmenschen" Rin (heiliger Nietzsche!), durchaus nicht mehr. In einer Schlußphrase, die das Gebäude würdig krönt, endet das Buch. Es kommt zum Duell zwischen Rin und dem Gatten der Frau, die er und die ihn liebt. Der Höhenmensch fällt, was alle vorhergewußt haben, „weil das Leben doch in seiner letzten Konsequenz keine Komödie ist, sondern eine Tragödie". Wer über diesen konfus-geistreichen Unsinn, der nach etwas klingen soll, nicht mit einem gesunden Lachen quittiert, dem ist nicht zu helfen. Am selben Tag wie der Übermensch stirbt auch der Überkater, und bald darauf die Frau, um derentwillen die Pistolen losgingen. Nicht an gebrochenem Herzen — viel moderner an Diphtheriebazillen. Das Serum scheint nichts genützt zu haben.

Es klänge wie Hohn, wollt' ich nach alledem einige unzweifelhafte Fähigkeiten Megedes hervorheben. Daß er solche Fähigkeiten besitzt, ward schon gesagt. Sein aufs Blenden und Bluffen ausgehender Feuilletonstil ist gewiß leicht und lebendig; ein Gesicht wird oft mit wenigen Zügen stark plastisch herausgearbeitet. Aber wenn ich noch zehn andere „Vorzüge" entdeckte — was wollen sie besagen gegen die innere Hohlheit, die Schiefe und Eitelkeit der Bücher? Es war nötig, ihnen einmal unter die Maske zu leuchten, und wenn ich nur einem heut habe den Star stechen können, so soll mich die etwas reichliche Beschäftigung mit Johannes Richard zur Megede nicht gereuen. —

Jedes ehrliche Buch, das man danach in die Hand bekommt, hat einen verhältnismäßig leichteren Stand. So freute ich mich ordentlich bei den ersten Seiten des neuen Romans von Friedrich Huch: Wandlungen (Berlin 1905, S. Fischer) — Seiten mit klaren, ruhigen, fast etwas nüchternen und kahlen Sätzen, in denen für die klingende Phrase kein Platz ist. Aber leider ist das Buch nicht nur von der Phrase frei, sondern auch von jeder Wärme und Begeisterung. Kaltherzig klappt man es endlich zu und wundert sich, daß es von demselben Mann stammt, wie der „Peter Michel".

Allerdings hatte schon der „Peter Michel" gegen den Schluß hin eine kalte und trostlose Ironie, die das eigentliche Werk direkt aufhob. Und ich fragte damals, was aus einem Dichter werden sollte, der seine eigenen Gestalten und die schönen Träume ihrer Jugend, die doch gewiß auch die Träume seiner Jugend waren, schließlich nur mit satirischem Spott entließ. Unwillkürlich fallen einem die herrlichen Worte ein, die Marquis Posa als Vermächtnis für Don Carlos zur Königin spricht:

. . . „Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
Nicht öffnen soll dem tötenden Insekte
Gerühmter besserer Vernunft das Herz

Der zarten Götterblume — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert."

Aber Friedrich Huch schien früh irre geworden zu sein und hat mit dem „Peter Michel" auch andere irre gemacht. Davon abgesehen war jedoch dieses Erstlingsbuch merkwürdig sicher im Gestalten, und einzelne Szenen und Figuren, den alten Schuster, die durch den Rauchfang segelnde Tante, die holde Sünderin, die zuletzt alle auslacht, vergißt man nicht leicht. Es war Farbe in dem Buch, ein krauser Humor, und beide bewirkten, daß die Überlegenheit des Verstandes nicht erkältend sichtbar ward.

Die „Wandlungen" jedoch sind von kühler Farblosigkeit; die Gestalten, soviel feine Züge auf sie verteilt sind, sehen verteufelt blaß und konstruiert aus; man gewinnt zu diesen zweibeinigen Abstraktionen gar kein inneres Verhältnis und möchte glauben, daß es Friedrich Huch im Grunde ebenso erging. Der ganze Roman liest sich mühselig und riecht nach dem Schreibtisch. Viel feines psychologisches Material ist darin aufgehäuft, aber auch gleichzeitig nach Lage der Dinge verschwendet. Ein einziges Mal wird Ton und Darstellung wärmer, mit einem Schein von Blut färben sich die Gesichter, temperamentvoller wird der Stil: an jener Stelle, an der das Wiedersehen Corneliens und Hagens geschildert wird. Das Näherkommen des Zuges, der die Geliebte heranführt, ist sogar meisterlich gegeben. Aber die Erhebung währt nicht lange, und bald sinkt die Darstellung wieder in die unpersönliche, gleichmäßige, und, deutsch gesagt, langweilige Art zurück.

Noch etwas anderes mag wesentlich dazu beitragen, daß uns alles in diesem Buche so fern und fremd bleibt. Man hat nämlich immer das Gefühl, als ob ein erster Teil, der uns alles erst recht erklären und die Grundlagen schaffen könnte, fehlte. Aber erst durch eine Verlagsnotiz, die dem Publikum doch gar nicht zu Gesichte kommt, erfährt man, daß die „Wandlungen" zwar ein selbständiges Ganze seien, aber gleichzeitig die Fortsetzung des Romans „Geschwister" bildeten. Mit einem Schlage wird einem dann manches klar oder vielmehr das Vorkommen so vieler Unverständlichkeiten begreiflich. Aus dem früheren Leben und Zusammenleben der vorgeführten Personen spielt allerlei Bedeutsames in ihre neuen Entwicklungen hinein, Erinnerungen, die in ihnen lebendige Kräfte blieben, bestimmen sogar teilweise die „Wandlungen", die sie jetzt durchmachen, aber da das meiste als bekannt vorausgesetzt und nur in kurzen, dunkel bleibenden Andeutungen davon gesprochen wird, so stößt der Leser, der hier einen selbständigen Roman vor sich zu haben glaubt, jeden Augenblick auf Rätsel, die er nicht lösen kann. Besonders eine Felicitas wird ewig beschworen, doch da diese Jungfrau uns nie vorgestellt ist, verstehn wir auch nicht die Bedeutung, die sie für den ganzen Kreis besitzt. Jedenfalls hätte man erwarten dürfen, daß im Interesse des Publikums klar und deutlich auf dem Titelblatt der „Wandlungen" ihre Abhängigkeit von den „Geschwistern" ersichtlich gemacht geworden wäre. Wir kämen sonst ja zu merkwürdigen Zuständen.

Lorbeerbüsche brauch' ich auch für das letzte Buch, das heute genannt sein soll, nicht zu plündern, wohl aber sei es als gute und tüchtige Arbeit herzlich zu gelegentlicher Lektüre empfohlen. 's ist ein Vogesenroman von Hermann Stegemann und heißt „Daniel Junt" nach dem Helden, der, ein kleinerer Michael Kohlhaas, im Kampf um sein vermeintliches Recht zum Gesetzesübertreter wird und so zugrunde geht. Der Autor dieses bei E. Fleischel & Co. in Berlin verlegten Buches ist geborener Rheinländer, dem aber wohl das Elsaß zur zweiten Heimat ward. Er begann vor fast 15 Jahren lyrisch, und ich erinnere mich aus jener Zeit an eine Dichtung, die mich den Namen Hermann Stegemann nicht vergessen ließ. In einem Literaturblättchen, das ich grün und gläubig damals in der Fuggerstadt mit herausgab, war diese Johannesdichtung, in der Herodias um das Haupt des Täufers tanzte, zuerst gedruckt, aber da ich guten Grund habe anzunehmen, daß unser Blättchen schwerlich mehr als 100—200 Abonnenten hatte, so ist die kleine Dichtung den berühmten „weitesten Kreisen" unbekannt geblieben. Gott weiß, ob sie später in einem Lyrikbuch ganz verschollen ist. Aber wie dem auch sei: sie war ein echtes Poetenstücklein, um das es schade war. Und wenn einer einmal ein Dichter ist, dann legt sich auch noch ein leiser Schimmer und Schein um seine späteren Unterhaltungsbücher. Auch im „Daniel Junt" schimmert es noch.

Es schimmert um die Gestalt Floslos, des Kindes, es schimmert um Madame Berthe, auch wohl um den Monsieur Grosjean, der den aigle d'or vertritt, und um den starken und störrigen Daniel. Nirgends wird man wohl in besonderer Bewunderung den Finger hinlegen und sagen: Hier ist das Strählchen zum großen Licht geworden — denn nichts sticht augenfällig hervor, aber das Ganze ist gleichmäßig warm, geschickt und ehrlich durchgeführt, so daß es zuletzt einen hübschen, vollen Zusammenklang gibt. Für die von den Erdwibele raunende Magd, für das Geschwätz des Kindes, für die mädchenhafte Scheu der Madame Berthe, aber auch für das leidenschaftliche Begehren der Fermière, für die rauhe Männlichkeit Daniels, für den harten Trotz der Bauern findet Stegemann den rechten Ton. Und vor allem dürfte er sehr glücklich in der ganzen Milieuschilderung gewesen sein. Das Vogesendeutsch mit den vielen französischen Einsprengungen wirkt eigen und lebendig: man glaubt daran und damit von vornherein auch schon halb an die Leute, die es sprechen. Ich habe den Roman gern gelesen. Vielleicht geht's auch denen so, die nach mir ihr Heil damit versuchen.



Der Raucher. Gemälde von Gari Melchers-Paris. Große Berliner Kunstausstellung.



Aus der v. Kaufmannschen Sammlung in Berlin: Wand mit der Madonna des Botticelli.

Illustrierte Rundschau.

Aus der Sammlung R. v. Kaufmann-Berlin. — Gürtelschnalle, entworfen von W. Witting, und Schmucknadel, entworfen von Prof. K. Groß. — Tapeten, Stoffe und Vorhänge der Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk-München. — Möbel von E. Friedmann-Berlin. — Schließe von Hofgoldschmied H. Schaper-Berlin. — Wurzener Teppiche. — Zu unseren Bildern.

Der Wunsch, unserer Illustrierten Rundschau über Kunst und Kunstgewerbe eine größere Abwechslung zu geben, sie textlich und illustrativ noch reicher auszugestalten, legte es uns nahe, im Laufe des neuen Jahrganges eine Anzahl hervorragender deutscher Privatsammlungen in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen. Wir hoffen damit den Interessen unserer kunstfreundlichen Leser um so mehr entgegenzukommen, als meist diese Sammlungen — und gerade die besten unter ihnen! — der Allgemeinheit nur ausnahmsweise zugänglich sind. Es sind also verborgene Schätze, die wir heben und erschließen wollen. In der Auswahl werden wir sehr vorsichtig sein. Der wachsende Wohlstand Deutschlands ist ja auch den Sammlertrieben zugute gekommen, so manche neu entstandene Privatsammlung wuchs jedoch trotz reicher Mittel ohne das rechte Verständnis des Sammlers und Besitzers. Ohne dies Verständnis geht es aber nun einmal nicht, es ist sogar oft noch wesentlicher als die Möglichkeit großer pekuniärer Aufwendungen seitens eines Sammlers. —





Kopf der knidischen Venus. Sammlung v. Kaufmann.



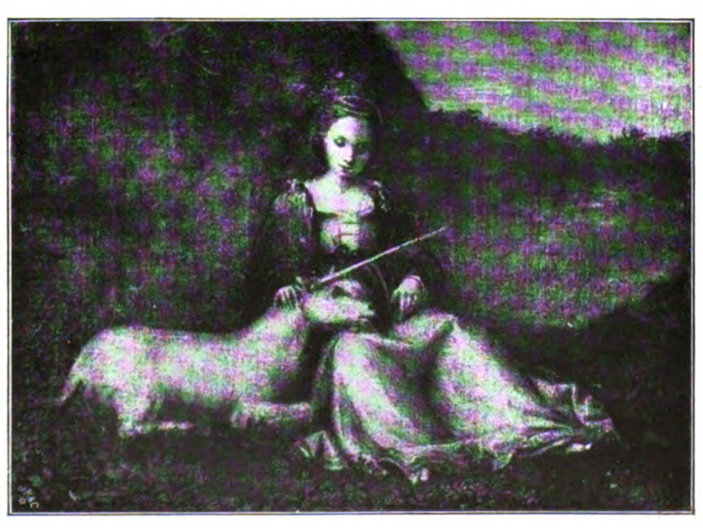
Meister des Todes Mariä: Selbstbildnis. Sammlung v. Kaufmann.

Wir eröffnen die Reihe mit der Sammlung des Geheimen Regierungsrates Prof. Dr. R. von Kaufmann in Berlin.

Als vor sieben Jahren der Kunstgeschichtliche Verein in den Räumen des alten Akademiegebäudes Unter den Linden seine sogenannte „Renaissance-Ausstellung" veranstaltet hatte, mußte alle Welt über die Fülle seltenster und schönster Kunstschätze erstaunt sein, die es in Berlin noch außerhalb der öffentlichen Museen gab. Denn lediglich aus Werken Berliner Privatbesitzes war diese eigenartige, überaus lehrreiche und genußvolle Zusammenstellung gebildet worden. Aus den Sammlungen aber, die hierzu beigesteuert hatten, ragte die des Herrn von Kaufmann hervor, sowohl nach Zahl als nach Wert der hergeliehenen Stücke. In der Tat muß man denn auch unter den Berliner Privatgalerien mit historischem Charakter der „Kaufmannschen" notwendigerweise die erste Stelle einräumen, nicht nur wegen ihres Umfangs, sondern weil sie mit der strengsten Grundsätzlichkeit, sichersten Zielbewußtheit und liebevollsten Hingabe geschaffen worden ist. Nach einer bestimmten Seite hin gilt sie in der kunstgeschichtlichen Welt ganz allgemein als die kostbarste und instruktivste Privatsammlung: nämlich was die mannigfaltige oder gar vollzählige Vertretung der Malerschulen des XIV. bis XVI. Jahrhunderts durch charakteristische Werke betrifft. Den besonderen Stolz der Sammlung dürfen in ihrer Geschlossenheit die Gemälde der verschiedenen Frühzeiten ausmachen. Es fehlen da weder die Giottoschüler mit Taddeo Gaddi an der Spitze, noch die speziellen Altsienesen. Durch einen Masaccio und anderes wird dann die weitere Entwicklung der toskanischen Schulen bezeichnet. Eine Judith und vor allem eine erst neuerdings in Ungarn erworbene Madonna des Botticelli in einem sehr



Holbein d. Ä.: Madonna mit dem Stifter. Sammlung v. Kaufmann.



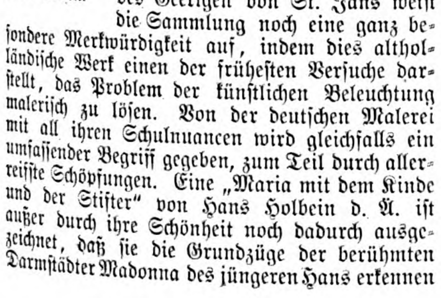
Giorgione: Jungfrau mit Einhorn. Sammlung v. Kaufmann.

prächtigen kreisrunden Originalrahmen bedeuten dagegen durch den zeichnerischen Ausdruck und den Farbenreiz schon Höhepunkte nicht bloß im historischen Vergleichen, sondern auch im absoluten Genießen. Eine Anzahl von Werken der späteren Jahrzehnte setzt jene Entwicklungsreihe fort oder zeigt sie abgeschlossen. Von den oberitalienischen Schulen ist wohl am besten die venezianische vertreten, von deren erster Zeit u. a. ein Crivelli und von deren beginnender Blüte z. B. ein Giorgione, die Jungfrau mit dem Einhorn, eine treffliche Vorstellung gibt. Bildnisse von der Hand Lorenzo Lottos, Moronis, Tintorettos sind schließlich die Probefrüchte der Reife.


Oberrheinische Holzskulptur. Anbetender König. Sammlung v. Kaufmann.

Aber den größten Glanz strahlen in dem Kaufmannschen Hause doch die Kollektionen der altniederländischen und deutschen Schulen aus. Hierunter sind nicht wenige Sachen Vorzugswerke namhafter Meister. Der Katalog hebt mit einem Rogier van der Weyden an, einem in der Farbe auffällig ernsten männlichen Bildnis. Die Reihe setzt sich fort mit Dirk Bouts und dem Meister von Flémalle. Das klassische Brügge wird jetzt, nachdem durch das wahrhaft beklagenswerte Brandunglück, das diese Galerie vor zwei Jahren traf, ein Memlingscher Flügelaltar mit noch anderen Kostbarkeiten vernichtet wurde, hauptsächlich durch zwei Altarflügel des Gerard David repräsentiert. Als Hauptperle könnte man das wundervoll klare, feine und strenge Selbstbildnis des Meisters des Todes Mariä halten. Kostbar gemalt und interessant in hohem Maße ist auch die Tafel eines der französischen Primitiven, des sogenannten Jean de Paris, der ganz unter niederländischem Einflusse stand. Mit einer Geburt Christi des Geertgen von St. Jans weist die Sammlung noch eine ganz be-


Schmucknadel. Entworfen von Prof. Karl Groß, ausgeführt von Goldschmied Arthur Berger-Dresden.


sondere Merkwürdigkeit auf, indem dies altholländische Werk einen der frühesten Versuche darstellt, das Problem der künstlichen Beleuchtung malerisch zu lösen. Von der deutschen Malerei mit all ihren Schulnuancen wird gleichfalls ein umfassender Begriff gegeben, zum Teil durch allerreifste Schöpfungen. Eine „Maria mit dem Kinde und der Stifter“ von Hans Holbein d. Ä. ist außer durch ihre Schönheit noch dadurch ausgezeichnet, daß sie die Grundzüge der berühmten Darmstädter Madonna des jüngeren Hans erkennen läßt. Lucas Cranach d. Ä. und Hans von Kulmbach sind durch die von öffentlichen Leihausstellungen her bekannt gewordenen Bildnisse glänzend vertreten. So kann man von der Kaufmannschen Gemäldegalerie sagen, was sich bekanntlich nicht von jeder Privatsammlung behaupten läßt: daß sie nichts Minderwertiges oder Zweifelhaftes enthält, nichts, was etwa nur seines Alters wegen für „kurios“ gehalten würde.

In ihrer Anlage ist diese Privatgalerie ein kleines Museum, man möchte sagen: ein kleines Kaiser Friedrich-Museum. Auch in der Art, wie die Schätze hier und dort aufgestellt sind, besteht eine Ähnlichkeit. Denn wie das Haus an der Ecke der Maaßen- und Kurfürstenstraße außer den Gemälden auch noch herrliche Kollektionen von altdeutschen Holzbildwerken, von


Gürtelschließe. Entworfen von W. Witting-Dresden, ausgeführt von Herm. Behrnd, Juwelier in Dresden.



Brokatstoff. **Entworfen von Prof. A. O. Krüger.**

Bronzen der Renaissance, insonderheit der italienischen, enthält, ferner Prachtstücke des älteren Kunstgewerbes, so ist die Anordnung ebenfalls eine dekorativ kombinierte. Für Räume, die gleichzeitig bewohnt werden, ergab sich dies ideale oder vielmehr praktische Prinzip von selbst. Aber eine verwandtschaftliche Beziehung zwischen den beiden Schatzkammern besteht tatsächlich insofern, als Wilhelm Bode und Max J. Friedländer, die beiden Direktoren des Museums, auch die Berater Richard von Kaufmanns gewesen sind, was dieser in der Vorrede seines Katalogs anerkennt. Aber das schmälert nichts an dem persönlichen Verdienste des Sammlers, an der Genialität, die zur Erwerbung eines solchen Besitzes gehört. Und ohne diese echte Sammlergenialität des Spürens, des zähen Verharrens auf der Fährte und des schnellen Zugreifens im geeigneten Moment würde die Kaufmannsche Sammlung auch schwerlich sich des Besitzes des wundervollen antiken Venuskopfes rühmen können, den wir abbilden. Dieser aus Tralles in Kleinasien stammende herrliche Kopf ist die einzige uns bekannte griechische Reproduktion des verlorenen Originals der Knidischen Aphrodite des Praxiteles. Er übertrifft an Feinheit und Lieblichkeit jedenfalls alle römischen Reproduktionen, auch die im Vatikan und die der Münchener Glyptothek; wundervoll ist zumal der Blick des etwas tief gebetteten Auges, ist der Schnitt der „in kaum bewußter Sehnsucht“, wie Professor Zimmermann treffend sagt, geöffneten Lippen. —



In der Reihe unserer Abbildungen folgen zunächst zwei kleine Schmuckstücke. Das eine ist eine Gürtelschnalle. Die Gürtelschnalle ist ja neuerdings ein ungemein beliebter, unentbehrlicher Gegenstand für die Frauentoilette und daher auch ein dankbares Objekt für unsere Künstler und Kunsthandwerker geworden, zu-



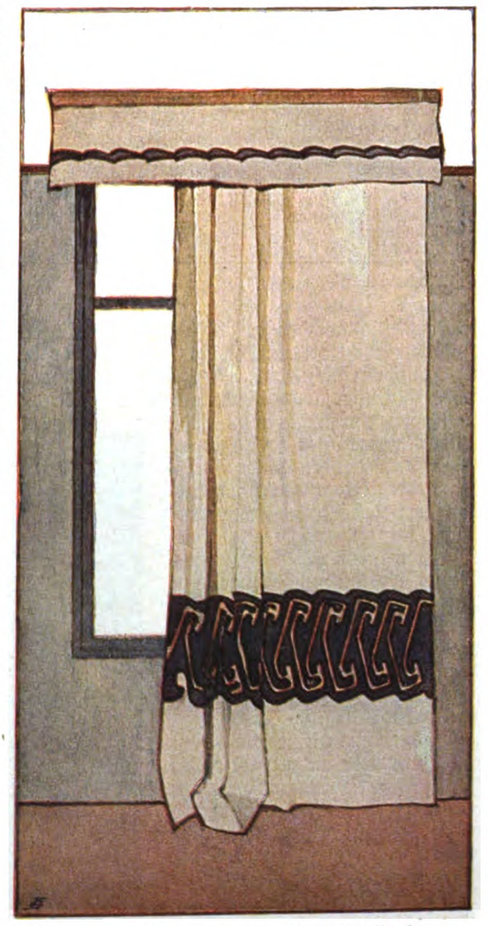


Tapete, entworfen von Th. Th. Heine, und Gobelinstoffe mit Seide, entworfen von Prof. A. O. Krüger. Alle Stoffe und Tapeten sind ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in München.


Vorhang, entworfen von Meta Honigmann, ausgeführt in den Verein. Werkstätten für Kunst im Handwerk in München.

mal sie durch ihre verhältnismäßig große Flächen und auch durch ihre Zweiteilung Raum für die mannigfachsten Kompositionen darbietet. Die einen haben auf ihren Entwürfen für Gürtelschnallen, mit mehr oder weniger Glück, in der modernsten Ornamentik geschwelgt, wobei Halbedelsteine, aber auch Glasflüsse vielfach erfolgreich Anwendung fanden; die anderen bevorzugten figürliche Entwürfe. Zu den letzteren gehört W. Witting. Seine famose, frischempfundene Gürtelschließe hat er selbst „Der erste Kuß“ benannt; sie zeigt einen Jüngling und ein Mädchen — es mag wohl ein Hirtenknabe und ein Hirtenmädchen sein — welche sich gegenüber sitzen. Die Gestalten sind links und rechts von blühenden Blumen umgeben. Die ganze Arbeit ist in Silber getrieben und von dem Juwelier Herm. Behrnd in Dresden ausgeführt. Der letztere ist bekannt geworden durch die vorzügliche Ausführung der Arbeiten der Dresdner Künstlergruppe, die sich um Professor Groß und Erich Kleinhempel schart. Auch ein anderer Dresdner Goldschmied, Arthur Berger, ist in dieser Richtung tätig: von den Arbeiten desselben veröffentlichen wir eine vornehm gehaltene Nadel nach dem Entwurf des soeben genannten Prof. Karl Groß. —

In farbigen Reproduktionen — die Farbe erschien uns gerade in diesem Fall ganz unentbehrlich — geben wir eine Anzahl Arbeiten der Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk wieder. Unsere Leser wissen, wie diese Münchener Vereinigten Werkstätten fast vom Beginn der neuen kunstgewerblichen Bewegung an eine führende Stellung einnahmen; wer unter den Künstlern Isarathens neben wirklichem Interesse auch wirkliches Verständnis für die Aufgaben und Ziele jener Bewegung besaß, ist fast ausnahmslos für sie tätig gewesen. Gewiß: auch hier wurde nicht alles Firnewein, was als gärender Most die laute Bewunderung leicht erregbarer Enthusiasten hervorrief. Aber der große Einfluß, den die Werkstätten auf die Entwicklung unseres Kunstgewerbes ausübten, ist doch ganz unleugbar, und ebenso unleugbar ist es, daß sie sich in ihrem Können dauernd auf stattlicher Höhe zu halten wußten, obwohl ihnen manche tüchtige Kraft im Lauf der Zeit untreu wurde. Das beweisen auch wieder unsere Muster, die recht diffizile Vorwürfe mit großem Glück behandeln — diffizileres gibt es nämlich wirklich kaum für den Zeichner als Tapeten und Stoffe. Auf keinem anderen Gebiet wird so viel Geschmackloses produziert, und auf keinem anderen Gebiet läuft der entwerfende Künstler gleiche Gefahr, von dem in den Techniken erfahreneren Routinier, dem Fabrikzeichner, schließlich überflügelt zu werden. Die Tapeten und Stoffe von Prof. A. O. Krüger sowohl wie die Tapeten von Th. Th. Heine —

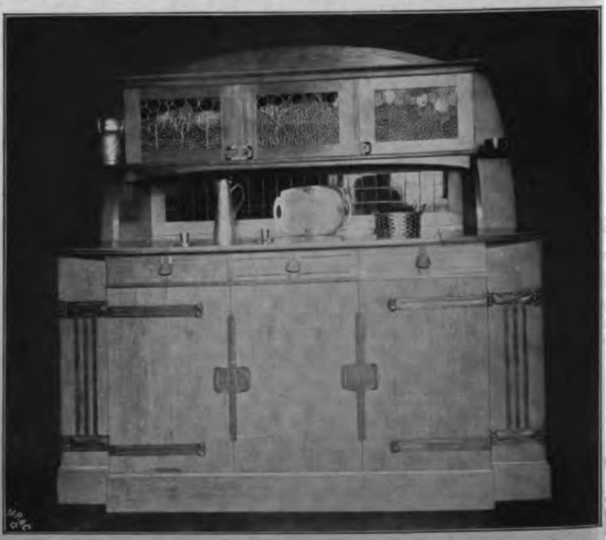

Fenstervorhang, entworfen von Bruno Paul, ausgeführt in den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in München.



Fensterdekoration. Von Ernst Friedmann.

wie vielseitig doch dieser „böse" Th. Th. Heine, der glänzende Karikaturist, ist! — sind aber in der Tat vortrefflich, fein in der Zeichnung, famos in der Farbenzusammenstellung. Als diffizil muß man auch Vorhänge ansprechen. Unsere ganze Fensterdekoration — ich habe das an dieser Stelle schon öfters betont — befindet sich in einem Zustand der Umwandelung. Der Umwandelung vom Schweren zum Leichten, vom Steifen und Anspruchsvollen zum Lichten, Duftigen, Einfachen und Praktischen; der gestärkten, gesteckten, zweiteiligen Gardine, dem Stolz und der Qual der Hausfrauen, ist, so scheint es, bereits das endgültige Todesurteil gesprochen, und niemand wird ihr ernstlich nachtrauern. Über die Art des Ersatzes im einzelnen aber schwanken die Meinungen noch; der Store, der Vorhang, ist siegreich, aber die Art der Überdekoration, ganz besonders der Abschluß nach oben, ist noch strittig. Die von uns abgebildeten Vorhänge von Fräulein Meta Honigmann und Bruno Paul sind jedenfalls sehr ansprechend; auch hier wird man freilich bezüglich des oberen Abschlusses des rechts stehenden Vorhanges verschiedener Meinung sein können. Dasselbe gilt von der — sehr reichen — Fensterdekoration von Ernst Friedmann auf Seite 126. Im übrigen ist gerade diese besonders glücklich. Der das ganze Fenster bedeckende Store ist hier aus roher Seide gearbeitet, die das Licht ein wenig gedämpft in das Zimmer fallen läßt. Die untere gestickte Bordure und die drei verteilten Blattmotive sind auf Tüllstoff appliziert, ebenso wie die aufsteigenden Seidenbänder; alle Stickereien wurden in gelb und rotbraun gehalten.

Herr E. Friedmann, der seit einiger Zeit in Berlin (Königgrätzerstraße) große Ausstellungsräume für Innendekoration und Ausstattung eröffnet hat, gab uns auch das Recht zur Reproduktion einiger von ihm entworfenen und in eigenen Werkstätten ausgeführten Möbel: eines ganz famosen, ja wundervoll bequemen Sessels und eines Büfetts mit Anrichte. Beide letztgenannten Stücke sind in einfachen Linien gehalten. Der Unterteil des Büfetts ist noch durch kräftige Eisenbeschläge geschmückt, die zugleich als Konstruktionsteile zählen können, denn sie betonen nur die Scharniere, halten gleichsam, so wie es in der Gotik üblich war, die zusammengefügten Bretter der glatten Türen zusammen und schützen



Büfett in Natureiche mit Eisenbeschlägen. Von Ernst Friedmann.

dann die Vorderkanten der Türen, indem sie sich auch zum Schlüssellochbeschlag und zu bequemen Handgriffen ausbilden. In den schmalen Seitenschränken des Büfettunterteils sind englische Züge angebracht, die zur Aufnahme der verschiedensten Wein-, Biergläser usw. dienen. Bei dem Sessel ist mir besonders die geschmackvolle Art aufgefallen, wie der Wuchtigkeit des Stückes durch geschickte Anordnung ein Paroli gebogen wurde. Der kleine Kunstgriff beruht einmal in der Form der hohen Lehne; hoch, damit man den Kopf anlehnen kann, aber ein wenig zugespitzt, damit der Sessel schlanker erscheint. Den gleichen Zweck verfolgen zum andern die der ganzen Länge des Sitzes nach aufgesetzten Borten. —


Sessel. Von Ernst Friedmann.


Anrichte in Natureiche mit Eisenbeschlag. Von E. Friedmann.

Eine kleine höchst originelle Gürtelschließe, ganz anders wie die auf Seite 123 abgebildete, fertigte der treffliche Berliner Meister Hugo Schaper. Der Zufall warf ihm eine kleine chinesische Schnitzerei aus Jadeït in den Schoß, jener Nephritart, die im Reiche der Mitte vollkommen die Rolle eines Edelsteines spielt. Hundert andere würden nicht gewußt haben, was mit dem Ding anfangen, aber Hugo Schaper hatte sofort sein Verslein darauf gefunden: er faßte die Rarität als Schließe, und nun gibt sie sich, als wäre sie eigens für diesen Zweck von einem langzöpfigen Künstler geschnitten worden. —

Als Schluß unserer kunstgewerblichen Abbildungen geben wir, wieder in farbiger Reproduktion, einige Teppiche nach Mustern der bekannten Wurzener Fabriken; schlicht und schön in der Zeichnung, sehr ansprechend in der Farbe — und überaus haltbar. Gerade für Teppiche aber ist das letztere conditio sine qua non. Der billigste Teppich wird nicht selten der teuerste, weil er schnell verschleißt; ein wirklich guter Teppich aber überdauert eine Generation selbst bei ziemlich rücksichtslosem Gebrauch. —

* * *

Das Heft eröffnet Ilja Repin, dessen Lebenswerk wir damit dem größeren deutschen kunstfrohen Publikum zu erschließen hoffen. Aus den Abbildungen, welche dann den fesselnden Artikel über Karl den Kühnen begleiten, heben wir besonders das herbe, machtvolle Porträt des Helden der Studie von Rogier van der Weyden hervor (1399—1464). Unsere übrigen Einschaltbilder stammen von Meistern der Gegenwart, es sind sogar fast ausnahmslos Werke, die auf den Ausstellungen dieses Sommers Aufsehen erregten. So fesselte auf der Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes in Berlin, im neuen Sezessionshause, neben W. Trübners prächtigem Großherzog von Baden besonders dessen Reiterbildnis des Großherzogs von Hessen (zw. Seite 88 und Seite 89); auf der gleichen Ausstellung erwarben wir das feine Interieur von H. Hübner-Berlin (zwischen Seite 112 und Seite 113). Von der Großen Berliner Kunstausstellung im Landesausstellungspalast bringen wir einen köstlichen Gari Melchers „Der Raucher" (zwischen S. 120 und S. 121) — ein Bild, das man unwillkürlich versucht ist, mit irgendeinem alten Niederländer in Parallele zu stellen. Im Kunstsalon


Gürtelschließe. H. Schaper-Berlin.





Moderne Teppiche — Velours- und Teppichfabriken in Wurzen i. S.

Schulte fanden wir eine interessante Zeichnung von Alfred Sohn-Rethel „Bei der Lampe" (zwischen Seite 64 und Seite 65), geradezu mustergültig in der Komposition. Die stimmungsvolle Landschaft von Keller-Reutlingen endlich, die wir zwischen Seite 32 und Seite 33 reproduzieren, gehörte zu den schönsten Werken, mit denen die Münchener Sezession prunken konnte.

Als einen ganz neuen Versuch bildlichen Heftschmuckes bringen wir, unseres Wissens überhaupt zuerst unter allen deutschen Zeitschriften, eine sogenannte Glyptographie. Unsere Leser werden sofort erkennen, daß sich unter dem fremdklingenden Namen eine Reliefprägung verbirgt, in unserem Fall die einer famosen Plakette von Fritz Christ-München, eine tanzende Bacchantin darstellend. Es ist wohl das Verdienst des Bildhauers Martin Schauß, dieser überaus interessanten Kunstart die rechten Wege gewiesen zu haben. Bis vor kurzem wäre aber der Versuch einer solchen Reliefprägung für den Schmuck einer in großer Auflage erscheinenden Zeitschrift ganz unmöglich gewesen; einmal der enormen Kosten wegen, und dann auch, weil das Relief nicht die erforderliche Haltbarkeit gewährleistete. Auch uns ist, bei den vielen technischen Schwierigkeiten, die Herstellung erst nach zahlreichen vergeblichen Anläufen gelungen; nun aber auch derart, daß wir die ursprünglich weißen oder gelben Glyptographien mit dem neuen Reiz der Farbe schmücken konnten. Jedenfalls wird der Versuch allgemein interessieren und sogar einige Überraschung hervorrufen.

H. v. S.



Teppich. Entworfen und ausgeführt von den Velours- und Teppichfabriken in Wurzen i. S.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Velhagen & Klasings
Monatshefte

Monatlich 1 Heft zum Preise von M. 1,50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten*)

Inhalt des Oktoberheftes:

Kunstbeilagen:

Einschaltbilder:

Am Schluß: **Velhagen & Klasings Romanbibliothek.** Sechzehnter Band. Nr. 2.
Die Tochter. Roman von Frieda Freiin von Bülow. (Fortsetzung folgt.)

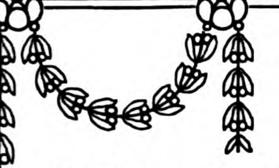
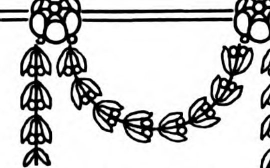
*) In der 1905. Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Für die Anzeigen verantwortlich: A. Diekmeyer in Leipzig, Hospitalstraße 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Fischer am Strande. Ölstudie von P. S. Kroyer.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:
Theodor Hermann Pantenius
und Hanns von Zobeltitz.

XX. Jahrgang 1905/1906. Heft 2. Oktober 1905.

Hinrik Gehrts.

Roman von Franz Rosen. (Fortsetzung.)



Zwischen Hinrik und Jerta blieb etwas Dumpfes, Unausgesprochenes. Schweigend gingen sie nebeneinander her und wagten nicht, an Dinge zu rühren, die einen Sturm entfesseln konnten. Denn solch ein Sturm würde nur verheeren, statt zu reinigen. Fast täglich schrieb sie an Rik, und immer, wenn sie von dieser Beschäftigung kam, hatte sie rotgeweinte Augen und Groll im Herzen. Hinrik wußte um diese übertriebene Korrespondenz und mißbilligte sie als eine Fortsetzung ihrer mütterlichen Verzärtelei. Aber er verlor kein Wort darüber. Er verlangte auch nie, die Briefe zu lesen, die von Rik eingingen. Er fragte nur gelegentlich, ob es ihm gut gehe, und erhielt auf diese Höflichkeitsfragen einsilbige Antworten. Als Jerta ihm endlich einmal unaufgefordert, wohl aus Verlegenheit, einen Brief Riks zeigte, fand er ihn nichtssagend und kindisch, voll unwesentlicher Mitteilungen und nebensächlicher Fragen. Er sagte sich, daß sie ihm wohl absichtlich einen solchen herausgesucht hatte, und es war ihm sogar recht so. —

Eines Tages, als Ruth bei ihm im Zimmer saß, sagte er ganz unvermittelt zu dem erstaunten Mädchen: „Du könntest Rik schreiben, er soll sich für die Mutter photographieren lassen. Sie besitzt kein neueres gutes Bild von ihm. Und sie muß doch eins haben. Aber schreibe ihm nicht, daß ich es ihm sagen lasse. Schreibe es von Dir aus — schreibe ihm, daß es der Mutter Freude machen und eine passende Überraschung für ihren bevorstehenden Geburtstag sein würde.“

Ruth sah zu ihrem Vater auf mit einem unbeschreiblichen Ausdruck. Ihre Augen leuchteten und standen voll Tränen. Er wandte die seinen ab.

Als wenige Tage später Jerta ihn fragte, ob sie Rik zu ihrem Geburtstage kommen lassen solle, schlug er es ihr rundweg ab. Sie grollte mehrere Tage darum mit ihm. Da sie aber sah, daß ihm das keinen Eindruck zu machen schien, gab sie es auf. Eigentlich hatte sie sich vorgenommen, sich gar nicht über ihren Geburtstagstisch zu freuen. Über Geschenke von einem Manne, mit dem man so steht, freut man sich nicht. Er sollte ihr lieber überhaupt nichts schenken.

Nun stand da mitten auf dem Tisch ein Bild von Rik und ließ sie all ihre unfreundlichen Vorsätze vergessen. Die Tränen stürzten ihr aus den Augen. Ihre Freude war so groß und echt, daß Hinrik wider Willen gerührt wurde.

„Der gute Junge!“ rief sie immer wieder. „Daran zu denken. Mir so meine geheimsten Wünsche abzulauschen!“

Ruth sah ihren Vater an. Der schwieg und verzog keine Miene. Das reizte Jerta.

„Du mußt doch selber finden, daß das reizend ist von ihm!“ sagte sie.

Hinrik lächelte eigentümlich.

„Gewiß,“ sagte er. Weiter nichts. Jerta wandte sich unzufrieden ab. Ruth stand auf Kohlen.

Sowie sie mit Jerta allein war, fing sie an: „Mutter, ich soll es wohl eigentlich nicht sagen — aber ich tue es doch. Das mit dem Bilde, das war ja gar nicht Riks Einfall. Das hat Vater angeordnet!“

Jerta sah das Mädchen ungläubig an. Sie wußte nicht, sollte sie enttäuscht oder erfreut sein.

„Woher weißt Du das?“

„Vater hat es ihm durch mich schreiben lassen.“

Jerta erwiderte darauf nichts mehr. Aber sie wurde sehr nachdenklich.

Den ganzen Tag strich sie scheu um den Mann herum. Erst abends faßte sie sich ein Herz.

„Hinrik — ist das wahr — ist das Dein Gedanke gewesen mit dem Bilde vom Jungen?“

Es war ihm nicht ganz angenehm, daß sie es erfahren hatte. Aber auf die Dauer würde es ja doch wohl nicht zu vermeiden gewesen sein.

„Ja,“ sagte er einfach.

„Warum hast Du mir das verschwiegen?“

„Ich glaubte, es würde Dir mehr Freude machen, zu denken, es sei sein selbständiger Einfall gewesen.“

Sie wäre ihm gern um den Hals gefallen. Aber es ging ihr wie einem Kinde, das der Bock stößt.

„Wenn es Dir darauf ankam, mir Freude zu machen, so hättest Du das am vollkommensten erreicht, wenn Du Rik erlaubt hättest, selber zu kommen.“

Sein Gesicht, das unter einem warmen Gefühl weich geworden war, verfärbte sich wieder.

„Du weißt ja, daß und warum ich es nicht wünschte,“ sagte er kurz.

Die Stimmung, die zu einer Annäherung hätte führen können, war verflogen.

Sie sehnten sich einer nach dem andern. Aber es war immer etwas dazwischen, über das sie nicht hinwegkonnten. Und so gewöhnten sie sich immer mehr daran, jeder sein selbständiges Dasein zu führen.

Im ganzen war es aber doch besser geworden, seit Rik aus dem Hause war. Die fortwährenden Anlässe zu Verstimmungen und Aufregungen fielen fort. Das häusliche Leben gestaltete sich gemeinsamer und ungezwungener. Jerta begleitete ihren Mann sogar wieder wie in früheren Jahren auf seinen Wegen zu Erholung und Arbeit. Sie verband hiermit auch den eigennützigen Zweck, sich die Zeit zu vertreiben und ihre Sehnsucht nach Rik zu zerstreuen.

Hinrik Gehrts kam all ihren Annäherungsversuchen freundlich und aufmunternd entgegen. Aber es war mehr stützende, rücksichtsvolle und zurückhaltende Freundschaft in seinem Wesen, als die ungestüm alles an sich reißende Liebe vergangener Tage.

Es war ja wohl auch natürlich so. Er war älter geworden und seine Ehe auch. Andere Jahre haben andere Gefühle und Bedürfnisse. Und doch, doch lebte in seinem innersten Seelenwinkel eine Kraft, die nicht zur Betätigung kam, und ein Sehnen, das nie gestillt wurde. —

Mit dem Augenblick, wo Rik zum ersten Male zu den großen Ferien nach Hause kam, wurde alles anders. Schon tagelang vorher galt Jertas Denken und Beginnen ausschließlich ihm, und je mehr Rik in den Vordergrund der Interessen trat, um so völliger zog der Mann sich zurück.

Und dann war er da, gewachsen, kräftiger, selbstbewußter geworden. Seine äußere Erscheinung hatte sich entschieden vorteilhaft verändert und machte auf Hinrik einen günstigen Eindruck. Auch seine Freude, daheim zu sein, war herzlich und stand ihm gut. Er begrüßte Mutter und Schwestern mit gleicher Zärtlichkeit und sah dem Vater, als er ihm die Hand gab, frei ins Gesicht. Hinrik fiel ein Stein von Herzen. Jerta schwamm in Wonne. Dann aber kam die Kehrseite von der Geschichte in Gestalt eines Briefes von seinem Pensionsvater, den die Post am andern Morgen Hinrik Gehrts brachte.

Darin wurde in zurückhaltender, aber sehr eindringlicher Weise über den Zögling

Klage geführt. Sein Betragen sowohl in als außerhalb der Schule gab zu ernstem Tadel Anlaß. Er war nachlässig und faul, ungehorsam und unaufrichtig. Die Autorität seiner Lehrer und Pensionseltern respektierte er nicht. Im Umgang mit seinen Kameraden war er herrisch und ungefällig. Seine dummen Streiche überstiegen das Maß des in diesem Alter Gewöhnlichen und Natürlichen. Seine Bibel hatte er versetzt, um Näschereien zu kaufen. Geld, das ihm zur Bezahlung kleiner Rechnungen für Schulbedürfnisse anvertraut worden war, hatte er für andere Zwecke ausgegeben. Man sah sich genötigt, dem Vater das alles mitzuteilen, da man die Verantwortung für die Erziehung dieses Charakters nicht allein übernehmen könne. Diese Mitteilungen fänden leider eine Bestätigung und Erläuterung in dem sehr schlechten Schulzeugnis, das der Knabe mitgebracht hatte.

Das Zeugnis — daran hatte noch niemand gedacht.

Hinrik ließ sich Rik kommen und fragte danach.

Der Knabe wurde dunkelrot und stotterte etwas Unverständliches. Auf wiederholtes Fragen behauptete er, nicht zu wissen, wo er das Zeugnis gelassen habe.

„Das wird wohl nicht wahr sein," sagte Hinrik mühsam beherrscht. „Geh augenblicklich und hole es!"

Der Knabe ging. Hinrik blieb zurück mit schwer schlagendem Herzen.

Es dauerte eine ganze Weile, bis Rik wiederkam. In der Hand hielt er ein zerknittertes Papier. Seine Mutter war hinter ihm.

„Gib her," sagte Hinrik, ohne ihre Anwesenheit zu beachten. Rik reichte es ihm, bleich und zitternd. Er ließ die Hand der Mutter nicht los.

Das Zeugnis war so schlecht wie möglich. Betragen — Fleiß — Aufmerksamkeit — die einzelnen Leistungen — alles ungenügend und mangelhaft.

Jertas Augen hingen in unverkennbarer Angst an ihrem Manne. Dessen Gesicht war undurchdringlich.

„Hast Du es gelesen?" fragte er sie dann, so schroff, daß sie zusammenfuhr.

„Ja, jetzt eben."

„Warum hast Du es uns nicht gleich gezeigt?" wandte er sich nun in demselben Ton an seinen Sohn.

„Ich — hatte es vergessen," stammelte Rik.

„Sag doch lieber, daß Du Dich schämtest, oder, was wohl richtiger sein wird, daß Du feige warst," sagte Hinrik bitter. Dann zog er den eben erhaltenen Brief aus der Tasche. „Hier habe ich noch ein Zeugnis über Dich, und obgleich ich mich furchtbar schäme, will ich es Dir dennoch vorlesen."

Und er trug den Brief von Anfang bis zu Ende vor.

Je länger er las, desto blasser wurde der Knabe. Zorn und Wut entstellten sein Gesicht, bis er es endlich mit einem halberstickten Schrei an der Brust der Mutter barg. Jerta starrte den Mann, der so unerbittlich Zeile um Zeile dieser vernichtenden Anklagen las, mit angst- und entsetzensvollen Augen an. Mehrere Male schien es, als wolle sie ihn unterbrechen; aber sie wagte es wohl nicht. Endlich, als Rik sich schluchzend an sie drängte, umschloß sie ihn mit ihren Armen und liebkoste ihn heimlich und krampfhaft.

Als Hinrik zu Ende gelesen hatte, steckte er den Brief wieder ein und blickte mit einem Gemisch von Mitleid und Verachtung auf die beiden, die der Inhalt gleich schwer getroffen hatte.

„Was machen wir nun mit ihm, Jerta?" fragte er.

„Er wird sich bessern!" stieß sie hastig hervor, ohne Rik aus den Armen zu lassen. „Nicht wahr, Du wirst Dich bessern? Aller Anfang ist schwer. Mit der Zeit wird er alles lernen und sich eingewöhnen. Er wird sich Mühe geben. Nicht wahr, Rik, Du wirst Dir Mühe geben?"

Rik gab natürlich kein Versprechen von sich. Seine Angst vor dem Vater war viel zu groß, als daß er eines Wortes fähig gewesen wäre.

In Hinriks Gesicht gewann die Verachtung immer mehr die Oberhand.

„Ich hoffe es," sagte er und betonte schwer jede Silbe. „Denn bekomme ich noch ein zweites Mal solche Zeugnisse über Dich, dann wirst Du Dein Elternhaus nicht wieder betreten, bis Du Dich gebessert hast. Das merke Dir. Und nun geh."

Rik schlich eilig hinaus. Und als Jerta merkte, daß der Mann nicht die Absicht zu haben schien, weiter mit ihr darüber zu reden, folgte sie dem Knaben. —

Hiermit war die Stimmung für den

Rest der Ferien endgültig verdorben. Rik ging seinem Vater möglichst aus dem Wege. Jerta war ängstlich bemüht, jeden Zusammenstoß zwischen ihnen zu vermeiden. Es wäre kaum nötig gewesen, denn Hinrik selbst spürte nicht die geringste Lust, sich um den Jungen zu kümmern. Er verreiste auf einige Zeit und befreite dadurch sein Haus von einem lastenden Gewissensdruck.

Ruth tat ihr Möglichstes, um ein gutes Einvernehmen zwischen den Geschwistern aufrecht zu erhalten. Unmerklich erzog sie die jüngeren Schwestern zu dem Bestreben, alles zu vermeiden, was Rik reizen und die mühsam wiederhergestellte bessere Stimmung stören konnte. Sie tat es in der Hauptsache ihres Vaters wegen. Durch die Stärke ihrer Liebe zu ihm wurde ihr Bemühen erfolgreich.

Jerta schrieb einen langen Brief an Riks Pensionseltern, worin sie dieselben bat, künftig ihre Klagen oder Wünsche an sie allein zu richten, da der Vater kein Verständnis für die Eigenart seines Sohnes und überhaupt nicht die rechte Weise habe mit ihm umzugehen, sondern nur Szenen herbeiführe, die den Knaben einschüchterten und ihn dem Vater entfremdeten, so daß ihr die Aufgabe zufalle, seine Erziehung in der Hauptsache allein zu leiten und im übrigen zu vermitteln.

Sie unterließ es, aus einem Rest von Verständigkeit, Rik dies mitzuteilen, und ermahnte ihn nur, sich zu bessern und den Vater nicht zu reizen.

Rik kehrte in sein Schulverhältnis zurück mit Trotz und Erbitterung gegen seine Pensionseltern im Herzen. Er stellte sich ihnen gegenüber noch unzugänglicher als bisher. Aber er nahm sich doch etwas mehr zusammen. Er kannte seinen Vater wenigstens in der Hinsicht, daß er wußte, der würde unter allen Umständen seine Drohung wahr machen, und eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß seine Mutter dann machtlos sein würde.

Dank all dieser zusammenwirkenden Umstände verliefen die nächsten Ferienzeiten friedlicher. Die Zeugnisse wurden besser, und anschuldigende Briefe kamen nicht mehr. An Hinrik nicht — und bald auch an Jerta nicht mehr.

Je mehr Riks Pensionseltern einsahen, daß man ihre Ansichten über den Charakter des Jungen daheim nicht teilte und ihre Erziehungsbestrebungen in keiner Weise unterstützte, verloren sie das Interesse an dem Zögling und ließen die Dingen gehen wie sie wollten. Rik bemerkte das mit Genugtuung. Er fühlte sich wohl dabei und zeigte sich liebenswürdiger. In überraschender Weise entwickelte sich bei ihm das Talent, sich nicht erwischen zu lassen, und andere hineinzulegen, wo er der Schuldige war. Das Lernen wurde ihm leicht; es kostete ihn nur geringe Mühe, der Beste in der Klasse zu sein.

Es kamen Zeiten wo eigentlich nichts gegen ihn zu sagen war. Trotzdem war er bei Lehrern und Schülern nicht beliebt. Er galt für unaufrichtig und feige. Man fürchtete, mit ihm zu tun zu bekommen, weil das gewöhnlich zu weitaustragenden Enthüllungen und Unannehmlichkeiten führte. Aber man suchte auch seine Freundschaft nicht, weil man ihn einer ehrlichen Freundschaft nicht fähig hielt.

So blieb er einsam, ohne sich deswegen mehr oder weniger unglücklich zu fühlen.

* * *

Bis Berthold von Vahren sein Stubengenosse wurde.

Als Rik einmal nach den Osterferien in die Pension zurückkehrte, fand er in seinem Zimmer ein zweites Bett aufgeschlagen. Vor dem Tisch am Fenster stand ein gleichaltriger Knabe und ordnete seine Bücher in das Schubfach.

Es wurde ihm mitgeteilt, daß sie von nun an hier miteinander leben müßten und die Erwartung ausgesprochen, daß sie sich gut vertragen würden. Der Eintritt des Neulings sei so unerwartet erfolgt, daß man nicht Zeit gehabt habe, Riks Eltern davon Mitteilung zu machen; man sei aber ihres Einverständnisses gewiß, er möge es nur nach Hause schreiben.

Dann ließ man sie miteinander allein.

Die Knaben standen sich gegenüber und unterzogen sich einer schnellen Augenmusterung. Riks Gesicht drückte ein nicht zu verkennendes Mißtrauen und Mißvergnügen aus. Es war ihm ein äußerst unangenehmer Gedanke, in seiner Selbständigkeit durch den Zwang, zu teilen, beschränkt zu werden, und solange er sich in seinem Zimmer aufhielt, einen Zeugen um sich

zu haben, aus dem sich ein sehr unbequemer Aufpasser entwickeln konnte. In des andern klaren, grauen Augen lag nur eine stumme, erwartungsvolle Frage.

Er war es, der zuerst das Schweigen brach. Er ging auf Rik zu, streckte ihm freimütig die Hand hin und sagte mit einer hübschen, freundlichen Stimme:

„Ich heiße Bertie. Ich hoffe, daß wir gute Freunde werden."

Und merkwürdig — sie wurden es, obgleich Rik gar keine Lust dazu verspürte und nichts dazu tat.

Berties heiteres, durchsichtiges, argloses Wesen übte einen unbewußten Zauber auf ihn aus. Bertie war immer freundlich und gefällig. Bertie petzte nicht, er merkte meist gar nicht, was Rik ihn nicht merken lassen wollte, und wenn doch, so ignorierte er es mit überraschendem Zartgefühl. Bertie verteidigte ihn und nahm ihn in Schutz, wenn die andern etwas gegen ihn hatten. Bertie war immer bereit, ihm bei seinen Arbeiten zu helfen, und teilte alles mit ihm, was er von zu Hause geschickt bekam.

Bertie war der Liebling der Klasse. Er war ein durch und durch anständiger, ehrenhafter Charakter, dabei mutig und unerschrocken in Wort und Tat. Er beteiligte sich nie an den Quälereien gegen die Kleinen, und von den Großen ließ er sich nichts gefallen.

Es hob Riks Ansehen in der Schule, daß er für Bertie Vahrens Freund galt, und das war ein durchschlagender Grund für Rik, sich seinerseits gut mit ihm zu stellen.

Berties Freundschaft für Rik fußte auf ganz anderem Boden: er hatte Mitleid mit Rik. Er sah sehr bald ein, daß keiner ihn mochte, und konnte nichts anderes glauben, als daß er sich dabei unglücklich fühle; er suchte hierin den Grund für Riks verschlossenes, mißtrauisches Wesen, für seinen scheuen Blick, seine unbegreiflichen Heimlichkeiten. Und es lag in Berties Natur, sich überall der Schwächeren und Unterdrückten anzunehmen.

Berties Vater war vor kurzem nach langem Leiden, über dessen Art Bertie nicht recht Auskunft zu geben vermochte, gestorben, und seine Mutter hatte sich mit den übrigen Kindern aus der großen Stadt, wo der Verstorbene eine militärische Stellung gehabt hatte, auf das Familiengut zurückgezogen, in die Einsamkeit von Forsten und Seen, ganz nahe dem Walde, der Hinrik Gehrts gehörte.

So kamen auch die Eltern der Knaben in Beziehungen zueinander.

Lisa Vahren besuchte Jerta Gehrts und sprach gleich sehr herzlich und erfreut von dem beginnenden Freundschaftsverhältnis der Söhne, von dem sie im späteren Leben, wenn sie einmal Nachbarn geworden sein würden, viel Freude und Segen haben könnten.

Jerta fühlte sich geschmeichelt, daß man soviel Wert auf die Freundschaft ihres Sohnes zu legen schien. Es nahm sie von vornherein für den fremden Knaben ein, daß er, wie es schien, seiner Mutter Gutes und Vorteilhaftes über Rik geschrieben hatte. Sie wußte es ja, man mußte ihren Jungen nur verstehen, um ihn zu lieben; nur lieben, um ihn zu verstehen.

Hinrik dagegen dachte bei sich: wenn Bertie Vahren wirklich Freundschaft schließt mit Rik, so wird wohl auch nicht viel mit ihm los sein; er verhielt sich sehr zurückhaltend gegen die Zukunftspläne der Mutter.

Dabei sah er sich die Mutter jenes unbekannten Knaben an. Sie war in tiefer Trauer, schlank und schmächtig, aber gesund an Leib und Seele. Diese Bemerkung drängte sich ihm mit unzweifelhafter Sicherheit auf. Ihre Augen waren so klar, daß man ihr mitten ins Herz hineinzusehen glaubte. Dabei hatte sie die Haltung einer Prinzessin und die weiche Anmut eines jungen Mädchens.

Den ganzen Tag gingen ihm ihre klaren Augen, ihre weiche Stimme nach. Er war nun doch begierig, den Sohn dieser Frau kennen zu lernen.

Einstweilen wurde nicht viel aus dem gegenseitigen Verkehr.

Frau von Vahren war in Trauer, und die Gehrts waren das Ausfahren nicht gewöhnt.

Dann kamen die Sommerferien, und mit ihnen kam Rik. Er erzählte seiner Mutter viel von seinem neuen Freunde und sprach den Wunsch aus, ihn zu besuchen.

Lisa Vahren kam diesem Wunsch entgegen mit einer Einladung für Hinrik, Jerta und alle Kinder.

An einem wunderschönen Sommernachmittag fuhren sie hinüber. Der Weg führte fast ausschließlich durch den Wald. Die Blätter und Stämme triefen von Sonnengold. Amseln und Finken sangen, und um die blauen Glockenblumen torkelten die schwerfälligen Hummeln.

Hinrik Gehrts führte selbst die Zügel. Er war in einer heiteren, sonnigen Stimmung und pfiff mit leisen, verträumten Tönen eine alte Melodie. Der neue Verkehr schien ihm Freude zu versprechen. Jerta war ein wenig erregt. Sie musterte immer wieder ihre Kinder, ob sie auch einen guten Eindruck machen würden; die Töchter in ihren anmutigen, weißen Sommerkleidern, vor allem aber Rik in seiner dunklen Leinenbluse mit dem flotten roten Schlips. Er war ihr doch bei allem die Hauptsache.

Lisa Vahrens Haus und Garten lagen im schönsten Sonnenschein. Noch blühten die Linden an der Dorfstraße, am Hoftor und vor der Haustür, wo sie sich über den breiten Granitstufen zu einem kühlen Dämmerschatten wölbten.

In diesem Schatten stand Lisa Vahrens schmale, dunkle Gestalt, umgeben von ihren vier Kindern. Ein kleines, etwa fünfjähriges Mädchen hockte auf der obersten Treppenstufe. Zwei ältere Knaben standen hinter ihr. Hoch aufgerichtet neben seiner Mutter, halb vertraulich, halb stützend an sie gelehnt, — das mußte Bertie sein. Hinrik streifte ihn nur flüchtig mit den Augen. Er empfand etwas Sonderbares, darüber er sich aber bei der Flüchtigkeit nicht klar werden konnte. Es war wie irgendein plötzlicher, stechender Schmerz.

Dann hielt der Wagen, sie stiegen aus und begrüßten sich. Den kleinen Rik betrachtete Lisa Vahren mit besonderem Interesse. Sie hielt seine Hand in der ihren, und ihre Augen ruhten auf seinem Gesicht, als suche sie da etwas. Sekundenlang vergaß sie ihre Umgebung.

Das also war er. Merkwürdig wie wenig er von seinem Vater hatte. Sie war enttäuscht. Sie hatte sich ihres Sohnes Freund anders vorgestellt.

Dann legte sie ihre Hand auf Berties Schulter.

„Das ist mein Ältester," sagte sie, und ein stolzes Mutterglück verschönte ihr Gesicht. Sie hatte alle Ursache stolz zu sein. Hinrik gewann den Knaben, der ihm so stramm und grade gegenüberstand und seine grauen Augen so hell und treuherzig auf ihn richtete, in diesem ersten Augenblicke lieb, mit einem starken, sehnsüchtigen Gefühl, als erblicke er in ihm ein Glück, das ihm versagt geblieben wäre.

Wie erquickend mußte es sein, einen solchen Sohn zu haben!

Er blieb zerstreut während der nächsten Stunden. Immer wieder folgten seine Augen den beiden Knaben, wo sie sich blicken ließen, und sein Herz stellte Vergleiche an, die ihn betrübt und unzufrieden machten. Die beiden Frauen sprachen von ihren Kindern. Es war ihm peinvoll zu hören, wie Jerta ihren Rik herausstrich und lobte, als müsse sie einen ungünstigen Eindruck verwischen, an den sie selbst doch sicher nicht glaubte. Er schämte sich. Aber es würde die Sache ja nur auffallender gemacht haben, wenn er widersprochen hätte.

Er sah, daß Lisa Vahren aufmerksam zuhörte. Es schien ihm, als ob sie sich Mühe gäbe und den Wunsch hätte, Jertas Worten zu glauben.

Über Bertie sagte sie nichts. Wozu auch? Der sprach für sich selber. Aber später, als sie alle zusammen im Garten saßen, Erdbeeren aßen und die Kinder schon ganz vertraut miteinander waren, bemerkte Henrik, wie Lisa Vahrens Blicke immer wieder zu Ruth wanderten und mit steigendem Wohlgefallen auf ihr ruhten. Das war eine süße Entschädigung für Hinriks Vaterherz. Ruth sah auch wirklich sehr lieblich aus in ihrer jungfrischen Mädchenhaftigkeit. Sie war so bescheiden und zuvorkommend, so herzlich fröhlich mit den jüngeren Kindern. Er hätte Lisa Vahren die Hand küssen mögen für jeden ihrer anerkennenden, guten Blicke. Und als das junge Volk sich wieder entfernt hatte, gab Lisa Vahren ihren Empfindungen Worte.

„Was haben Sie für eine anmutige Tochter!" sagte sie. „Sie muß eine Herzensfreude für eine Mutter sein!"

Hinrik lächelte. „Warum nicht auch für einen Vater?" meinte er.

Lisa Vahren konnte das nicht recht erklären.

„Ich weiß nicht — vielleicht irre ich mich — mir scheint, von Natur gehören Töchter zu ihren Müttern und Söhne zu ihren Vätern."

„Bei uns ist es anders," sprach Jerta dazwischen, und ihre Stimme klang hart und gereizt. „Ruth ist meines Mannes erklärter Liebling, während er sich um Rik herzlich wenig kümmert."

Lisa Vahren sah erstaunt auf. Sie war unangenehm berührt durch diese Worte — mehr noch durch den Ton, in dem sie gesprochen worden.

Sie war betroffen durch den feindseligen Zug, der um Jertas Mund lagerte. Sie blickte in eine dunkle Falte dieser Ehe — und sie glaubte zu begreifen. — Hinrik aber sagte mit seiner ruhigen, überlegenen Art: „Frau von Vahren kann gar nicht verstehen, was Du ihr da sagst, Jerta. Solche intimsten Familienangelegenheiten können nur die Familienangehörigen selber verstehen. Für andere sind sie rätselhaft und auch unwesentlich."

Jertas Gesicht wurde noch feindseliger. Sie vermieden es fortan alle drei, von den Kindern zu sprechen.

Auf dem Heimwege war Jerta verstimmt und einsilbig. Ruth hatte besser gefallen als Rik. Das konnte sie nicht ertragen. Das verzieh sie Lisa Vahren nicht.

Als Ruth anfing, entzückt und begeistert von Bertie zu sprechen, unterbrach Jerta sie scharf mit den Worten: „Ich finde gar nichts Besonderes an ihm. Er hat eine hübsche Fratze — das ist alles."

Ruth verstummte. Ihr verständnisvolles Herz ahnte —

Hinrik aber sagte laut und nachdrücklich: „Ich finde den Knaben ganz besonders angenehm und reizend und kann mich nur freuen, daß Rik einen Freund gefunden hat, den er sich in jeder Beziehung zum Vorbild nehmen sollte."

Das hätte er nicht sagen sollen, denn von diesem Augenblicke an haßte Jerta den fremden Knaben, und Riks freundschaftliche Empfindungen für den Kameraden waren erschüttert. —

Lisa Vahren hatte Berties Arm durch den ihren gezogen und ging mit ihm auf dem breiten Gartenwege auf und ab.

„Wie kam es, daß Rik Gehrts Dein Freund wurde?" fragte sie.

Bertie blickte geradeaus auf die leise rauschenden Baumkronen und meinte nachdenklich: „Zuerst kam es, weil wir doch zusammen wohnen. Es wäre ja schrecklich, wenn wir uns nicht vertrügen, wo wir doch aufeinander angewiesen sind. Anfangs machte ich mir nicht viel aus ihm. Aber dann tat er mir leid."

„Warum?" fragte sie weiter, als Bertie schwieg.

„Weil alle andern ihn nicht leiden mögen."

„Und warum mögen sie ihn nicht?"

Bertie zögerte mit der Antwort. Es kam ihm wie Verrat an seinem Kameraden vor, mehr zu sagen. Aber sie war ja seine Mutter. Und einer Mutter kann man alles anvertrauen. „Ach — weißt Du, Mutter — das ist so eine Sache. Sie sagen, er sei feige und unehrlich. Und sie haben ja auch nicht ganz unrecht. Aber man kann es ihm nicht so anrechnen. Sie wissen nicht, wie es gekommen ist, und so was kann man ja auch nicht jedem erzählen. Aber mir hat er es erzählt, und deshalb bin ich sein Freund geworden."

„Was hat er Dir denn erzählt darüber, wie das gekommen ist?" Lisa Vahren hatte ein steigendes Interesse daran, mehr zu wissen.

„Er ist unglücklich," sagte Bertie zögernd.

„Unglücklich? Aber ich bitte Dich, worüber? Wodurch?"

Bertie kämpfte mit einem Rest von Gewissensbedenken.

„Sein Vater behandelt ihn schlecht," stieß er dann heraus. Es erschien ihm so ungeheuerlich, daß er sich fürchtete, es auszusprechen. Lisa Vahren blieb mit einem Ruck stehen und starrte ihren Jungen an. Sein Vater behandelte ihn schlecht — das war ja gar nicht möglich! Hinrik Gehrts, dieser schöne, kluge, warmherzige Mann, dem die Liebe aus den Augen leuchtete, wenn er von seiner Tochter sprach, der sollte seinen einzigen Sohn schlecht behandeln? Der sah so aus, als ob er überhaupt niemanden schlecht behandeln könne, viel zu vornehm war er dazu. Gerecht und hart behandeln — ja vielleicht. Aber schlecht —

„Bertie, sieht Riks Vater so aus, als ob er seinen Sohn schlecht behandeln könne?"

„Nein," sagte Bertie und atmete ordentlich erlöst auf. „Ich fand ihn so schön und gut. Ich — ich," und des Knaben Augen schimmerten plötzlich tränennaß, „ich

denke es mir herrlich, solchen Vater zu haben!"

„Hast Du das Rik gesagt?"

„Nein — noch nicht —"

„So sag es ihm nur gelegentlich." Sie ging weiter, und Bertie hängte sich wieder an ihren Arm. Nach einer Weile sagte sie: „Weißt Du denn, ob Rik immer ein guter, gehorsamer Sohn gegen seinen Vater gewesen ist?"

„Ich weiß nicht recht, aber ich glaube doch. Seine Mutter schreibt ihm so liebevolle Briefe, und das würde sie doch nicht tun, wenn er nicht ein guter Sohn wäre. Von seinem Vater spricht er überhaupt nicht viel."

„Weißt Du, Bertie," sagte Lisa Vahren nach einigem Sinnen, „vielleicht kannst Du Rik den besten Freundschaftsdienst leisten, indem Du versuchst, zu erraten, was es eigentlich mit ihm und seinem Vater ist, und ihm dann hilfst, den rechten Weg zu finden. Denn wenn ein Vater auch einmal ungerecht ist und seinen Jungen nicht ganz versteht — so ist es doch stets Sache der Kinder, sich in den Vater zu fügen und seine Liebe zu suchen, indem sie ihm ihre Liebe beweisen. Nicht wahr, das weißt Du noch, mein Junge?"

Ach ja, er wußte es noch. Die Erinnerung daran trieb ihm schon wieder die Tränen in die Augen.

Auch bei Lisa Vahren war die Erinnerung erwacht. Noch lange ging sie an diesem Abend einsam im Garten auf und ab, über den die duftschwüle Stille der Sommernacht herniedersank, und trübe Zeiten zogen an ihrer Seele vorüber.

Ihr Mann hatte sich durch narkotische Gifte zugrunde gerichtet. Machtlos hatte sie den allmählichen Verfall eines jungen, blühenden Manneslebens mit ansehen müssen. Die künstlich erzeugten Aufregungen hatten die Nerven zerrüttet und waren in ein Gemütsleiden ausgeartet, unter dessen Ausbrüchen seine Familie namenlos gelitten hatte. Seine Seele verlor ihre Menschenwürde. Er quälte Frau und Kinder mit Launen, Heftigkeit, Ungerechtigkeit, ja zuweilen Roheit.

Lisa Vahrens Liebe zu ihrem Gatten war längst erstorben. Ihr Pflichtgefühl erstarb nie. Sie war ihm bis zu seiner letzten Stunde die treuste und geduldigste Pflegerin gewesen. Sie erhielt das Verhältnis der Kinder zu ihm aufrecht durch alle Klippen und Schwierigkeiten hindurch. Die Kinder lernten ihn beurteilen und behandeln wie einen Kranken und seine Krankheit um so mehr als ein Unglück betrachten, weil ihnen durch sie ein verehrungswürdiger und liebevoller Vater genommen wurde.

Die Liebe und das Mitleid waren in ihnen erzogen worden und das Bestreben, ihrerseits alles zu tun, um die Leiden des Kranken zu lindern und sein reizbares Gemüt zu schonen. Lisa Vahren hatte es erreicht, daß ihre Kinder nie die Achtung vor ihrem Vater verloren. Sie hatte ihnen damit ein kostbares Lebensgut gerettet.

Ihre jüngeren Kinder waren noch zu klein, um die Größe des Elends und ihre Stärke recht zu verstehen. Bertie aber hatte, wenn auch noch nicht volles Verständnis, so doch ein verständnisvolles Ahnen für alles. Er ahnte, daß sein Vater nicht nur krank war; er ahnte, welche schwere Aufgabe seiner zarten Mutter zuteil geworden; er ahnte, warum sie ihren Kindern den Vater immer nur als einen schwergeprüften, armen Kranken hinstellte. Und er ahnte, wie er ihr helfen konnte.

Gestützt und gereift durch seine eigenen Erfahrungen griff er mit jugendlich schwärmerischem Feuer nach der Aufgabe, die ihm seine Mutter gezeigt hatte: Riks Herz für seinen Vater zu gewinnen.

Mein Gott, wie leicht mußte es sein, solchen Vater zu lieben! Wie unüberwindlich schrecklich, sich mit solchem Vater nicht gut zu stehen!

Während der Sommerferien sahen sich die Kameraden wenig. Jerta machte immer Ausflüchte und Schwierigkeiten, wenn Hinrik vorschlug, den Knaben hinüberzuschicken oder Bertie einzuladen. Sie wollte sich die kostbaren Stunden des Beisammenseins mit Rik durch niemand kürzen lassen. Die Knaben waren ja den ganzen übrigen Teil des Jahres zusammen. Aber sie hegte auch eine wachsende Abneigung gegen diesen Bertie, der Hinrik besser gefiel als sein eigener Sohn.

Hinrik hütete sich klüglich, seine Wünsche gegen die offenkundigen seiner Frau durchzusetzen, weil er wußte, daß dies die Schwierigkeiten nur vergrößern würde. Sie hatte ja auch recht — die Kinder hatten während des ganzen übrigen Jahres Zeit, diese Freund-



Musikalische Unterhaltung. Pastell von P. S. Kroyer.

schaft zu pflegen, an deren Gedeihen ihm, je länger, je mehr, gelegen war. Und Bertie seinerseits war so in Anspruch genommen durch all das Unbekannte, Schöne, das sich ihm, dem Stadtkinde, in seiner neuen Heimat mit ihren Wäldern und Seen, ihrem Wild und ihren Pferden auftat, daß er den Freund weder vermißte noch begehrte. Lisa Bahren lebte mit ihren Kindern sonnige, schöne, herzerquickende Sommerwochen. Sie hatte es überall verstanden, ihnen in den wechselvollen militärischen Verhältnissen eine Heimat zu schaffen, auch wo die örtlichen und häuslichen Zustände wenig danach angetan waren. Wieviel leichter und völliger glückte es ihr nun hier, wo sich ihnen eine dauernde Heimat und ein glücklicher Friede aufgetan hatten!

Oft folgten Hinrik Gehrts Gedanken Lisa Bahren und ihrem schönen, freimütigen Knaben durch diese leuchtenden Sommertage, und sein Herz wurde ihm schwer dabei. Es hätte ihm wohlgetan, Bertie öfters zu sehen; aber vielleicht war es besser so für ihn. Er hatte nicht so viel Gelegenheit, sich über den Unterschied klar zu werden.

Oft in diesen Wochen ruhte sein Blick lange und nachdenklich auf Rik, als möchte er erforschen, ob nicht doch noch etwas Gutes und Tüchtiges aus ihm zu machen sei. Er bemühte sich zu denken, daß seine Beurteilung des Knaben durch Selbstsucht gefärbt wäre. Dadurch, daß er nicht so war, wie der Vater ihn sich wünschte, wurde sein persönlicher Wert ja nicht bestimmt. Aber es war doch so natürlich, daß man in seiner Kinder Natur suchte und ersehnte, was der eigenen Natur entsprach.

Und er fing von neuem an, bei Rik zu suchen. Sogar Jerta mußte sich mit Staunen und ein wenig Beschämung eingestehen, daß kein Vater zarter und unermüdlicher um ein Kind werben konnte, als Hinrik um seinen Sohn. Sie fing sogar selbst an, einen Einfluß zum Guten auf ihn zu versuchen. Aber die Versuche waren matt und richteten nichts aus. Und als die Ferien zu Ende gingen, da war es wie immer. Riks Abreise wirkte befreiend auf die Atmosphäre des Hauses. —

Sobald Bertie sich mit seinem Schulkameraden wieder vereint sah, fiel ihm sein Gespräch mit der Mutter wieder ein und ermunterte ihn, sich Rik ganz besonders freundschaftlich zu nähern. Aber Rik zeigte sich jetzt abweisend und unzugänglich. Es war etwas Neues über ihn gekommen, das Bertie nicht begriff, und das ihm lange Zeit den Mut nahm, mit ihm über seinen Vater zu sprechen. Endlich kam es ganz von selber.

Bertie bekam von seiner Mutter das Gehörn eines Rehbockes nachgeschickt, den er am letzten Ferientage hatte schießen dürfen. Es war sein erster Bock, und er war ganz besonders stolz darauf. Er wollte das Gehörn über seinem Bette aufhängen.

Rik stand und sah seinem strahlenden jungen Freund stumm und finster zu. Bertie fiel das auf. In seinem rücksichtsvollen Gemüt bereute er plötzlich seine so offen zur Schau gestellte Freude.

„Hast Du auch einmal einen Bock geschossen?“ fragte er, dunkel den Grund von Riks sichtbarer Mißstimmung ahnend.

„Nein,“ war die kurze Antwort.

Bertie wunderte das. „Bitte doch Deinen Vater darum,“ sagte er.

„Ich bitte meinen Vater nie um etwas,“ erwiderte Rik.

Auf dem Bettpfosten schwebend, in der einen Hand den Nagel, in der andern den Hammer, wandte Bertie sich nach dem Freunde um. Rik ärgerte sich über die großen, vorwurfsvollen Augen, mit denen er angesehen wurde.

„Warum denn aber nicht?“ fragte Bertie.

Rik wandte sich ärgerlich ab. „Du weißt doch. Ich habe Dir doch genug davon erzählt.“

Bertie schlug den Nagel ein, hängte das Gehörn daran und stieg von seinem Bett herunter. Während er das alles tat, überlegte er scharf. Er hatte nicht einmal mehr einen bewundernden Blick für den neuen Wandschmuck.

„Höre mal, Rik, ich glaube, Du irrst Dich. Vielleicht würde Dein Vater sich freuen, wenn Du Vertrauen zu ihm hättest und ihn darum bätest.“

Rik lachte, kurz und häßlich.

„Er würde sich höchstens freuen, es mir abschlagen zu können!“

Bertie ärgerte sich über diese Verstocktheit. Früher hatte er das alles geglaubt und den Freund bedauert. Jetzt aber hatte er dessen Vater kennen gelernt.

„Ich kann nicht glauben, daß Dein Vater so ist, wie Du immer sagst. Er sieht so gut aus!“

Rik zuckte altklug die Achseln. „Du kannst so etwas nicht beurteilen. Du kennst so etwas nicht.“

Bertie blieb eine Weile still. Ein kurzer Kampf vollzog sich in ihm. Noch nie hatte er mit jemand über das gesprochen, was ihm und seiner Mutter das Traurigste und Heiligste war. Nun wollte er mit Rik davon sprechen, so schwer es ihm wurde.

„Doch — ich kenne so etwas sehr gut,“ sagte er plötzlich und atmete tief auf dabei.

Rik wandte sich erstaunt um.

„Wieso?“ fragte er ungläubig.

Und nun fing Bertie an, zu erzählen. Stockend, zögernd, unbeholfen; es war ihm, als begehe er einen Verrat an einem Verstorbenen. Und getreu seiner Absicht, Rik zu helfen, sprach er nicht nur davon, wie schwer er es mit seinem Vater gehabt hätte, sondern ebenso sehr davon, wie seine Mutter ihn gelehrt, sich zu benehmen: nie die Kindlichkeit zu verletzen, keine Rücksicht zu versäumen, sich immer wieder liebevoll und vertrauensvoll zu zeigen. Und wie das das einzig Rechte gewesen wäre! Sie gingen während der Unterredung, die ziemlich einseitig geführt wurde, zu Bett. Aber noch in den Betten sprachen sie lange weiter. Je mehr sich Bertie für seinen guten Zweck erwärmte, um so rückhaltloser und bedenkenfreier erzählte er. Er glaubte schließlich, daß seine Worte Rik zu Herzen gingen, weil er so widerspruchslos zuhörte. — Endlich wußte er für den Augenblick nichts mehr, er hatte sich ganz müde geredet.

Da sagte Rik aus seinem Bett am andern Ende des Zimmers: „Das ist alles ganz schön und gut — aber es ist auch ganz anders. Dein Vater war so gegen Dich, weil er krank war; meiner ist so, weil er mich nicht leiden kann.“

„Rik — wie schrecklich —“

„Ja, es ist auch schrecklich. Und darum tut es mir leid, daß wir nicht tauschen können. Dir wäre es ja wohl sehr recht, m e i n e n Vater zu haben, und mir wäre es ebenso recht, keinen zu haben.“

Darauf hatte Bertie nichts mehr zu erwidern.

* * *

Hinrik Gehrts hatte den Wunsch und fand es höflich, Lisa Vahren zu besuchen. Und da Jerta keine Lust hatte, mitzukommen, fuhr er allein. Er wußte nicht, wie er Jertas Nichterscheinen begründen sollte, und so sagte er gar nichts. Merkwürdigerweise fand er, sobald er am Ziel war, diesen Besuch sehr überflüssig. Weshalb war er eigentlich gekommen, noch dazu allein? Er hätte besser getan, zu warten, bis Jerta einmal Lust zeigte, ihn zu begleiten.

Wahrscheinlich war er nur gekommen, sich nach Bertie zu erkundigen. Der Junge hatte es ihm gar zu sehr angetan.

Er fragte nach ihm. Er sagte, wie er sich freue, daß Bertie und Rik durch eine gewiß nicht unabsichtliche Fügung einander nahe gebracht worden wären, und daß er für seinen Sohn von dieser Freundschaft viel Gutes erwarte.

So kam es, daß sie von Rik sprachen.

Er schüttete ihr sein ganzes, betrübtes Vaterherz aus. Erst einige Male hatte er sie gesehen, und doch hatte er in dieser Beziehung ein unbegrenztes Vertrauen zu ihr. Eine Frau, die ihre Kinder unter so schweren Verhältnissen erzogen hatte, wie sie die ihren, mußte Verständnis für die Nöte anderer haben und vielleicht Abhilfe wissen. Es war ihm eine Wohltat, sich einmal über das alles auszusprechen. Er konnte es ja mit sonst niemand. Die einzige, die ihn verstanden hätte, Ruth, war zu jung und war Jertas Tochter. Er konnte sich doch nicht zu der Tochter über die Mutter beklagen.

Und das war unvermeidlich, wenn er von Rik sprach.

Lisa Vahren gegenüber konnte er das nicht vermeiden, auf die Gefahr hin, daß sie einen tiefen Einblick in die trüben Schatten seines Ehelebens gewinnen mußte. Aber wenn sie sein Verhältnis zu seinem Sohne verstehen sollte, dann mußte sie auch die Rolle kennen, die Jerta spielte.

Lisa Vahren war ja auch nicht glücklich gewesen in ihrer Ehe.

„Sonst pflegt es so zu sein,“ sagte er, „daß Kinder ihre Eltern noch fester zusammenschließen. Uns hat dieses Kind auseinandergebracht.“

Lisa dachte an alles, was Bertie ihr von seinem Freunde erzählt hatte. Sie zweifelte gar nicht daran, daß Riks Urteil

ganz befangen und verdorben, von seiner Mutter unbewußt beeinflußt sei. Man brauchte ja nur diesen Mann anzusehen, mit seinen guten, hellen, durchsichtigen Augen, mit diesem klugen, edlen Gesicht, das der Ausdruck nur einer klugen und edlen Seele sein konnte; man brauchte ihn nur zu kennen, wie sie ihn kennen gelernt hatte in dieser Stunde, voll tiefen, warmen, starken Empfindens, um zu wissen, daß er nicht imstande war, seinen Sohn „schlecht zu behandeln". Um auch zu wissen, wie er darunter leiden mußte, einen Sohn zu haben, der so gar nicht sein Sohn schien.

Und Jerta — äußerlich wie geschaffen, eines Mannes Leidenschaft zu wecken und zu fesseln, die Mutter dieser lieblichen Töchter —

„Die Töchter," sagte Hinrik Gehrts in diesem Augenblick, „die sind ja eigentlich ganz von selbst geworden, was sie sind. Für die war nie viel Zeit und Interesse übrig. Und der Junge, mit dem wir uns soviel gequält haben, aus dem wird nichts."

„Ich glaube, die Töchter haben Sie erzogen," sagte Lisa Vahren.

„Nein, nein," wehrte er bestimmt, „die Töchter sind anders geartet. Und an der Art liegt es. An einer guten Art kann viel verdorben und gesündigt werden — einmal schlägt sie doch wieder durch. Und an einer schlechten Art kann man noch soviel erziehen und biegen und brechen — wo es darauf ankommt, gewinnt sie doch die Oberhand. Aber wie kommt Rik zu dieser schlechten Art! Von mir hat er sie nicht, er hat überhaupt keinen Tropfen Blut von mir. Von meiner Frau aber hat er sie auch nicht. Meine Frau war so wie Ruth ist, nur stärker, leidenschaftlicher. Aber sie hat sich den Jungen von Gott ertrotzt. Sie war wie im Fieber, ehe er kam, sie verzehrte sich in Trotz und Ungeduld. Das hat ihr geschadet — und das hat Rik geschadet. Und davon kam alles andere. Und das ist nie wieder gut zu machen. Ich war ein wunschlos, leidenschaftlich glücklicher Ehemann, und ich war an der Wiege dieses Jungen ein strahlend stolzer Vater."

Lisa Vahren hörte schweigend zu und sah ihn an dabei. Und je länger sie ihn ansah, um so mehr vergaß sie Jerta und Rik und alles, wovon er sprach, und dachte nur noch an ihn selber und litt sein Leid und fühlte seinen Schmerz.

„Sie dürfen nicht zu viel Glück verlangen," sagte sie endlich sanft, fast schüchtern, ob sie ihm, dem Starken, Klugen, zureden dürfe, „die Freude an Ihren Töchtern wird Sie entschädigen für das, was Sie bei Rik vermissen, und die Zeit wird manches ausgleichen —"

„Nein," sagte er hart, „dafür gibt es auf der ganzen Welt keine Entschädigung, und die Zeit wird all diese Wunden nur noch tiefer reißen!"

Trotzdem fühlte er sich erleichtert und erquickt nach dieser Aussprache. Lisa Vahrens wortarmes, echt weibliches Verständnis hatte seinem vereinsamten Herzen wohlgetan. Es erschien ihm nicht mehr überflüssig, bei ihr gewesen zu sein.

Eine Freude, in gewisser Weise eine Beruhigung wäre es ihm gewesen, wenn die beiden Frauen sich angefreundet hätten. Aber damit wollte es nichts werden. Jerta ließ Lisa Vahren gegenüber eine eigensinnige Reserve nicht fallen, und in Lisa Vahrens immer und gegen jedermann aufrichtiges und freundliches Wesen wollte Jerta gegenüber sich der Ton ursprünglicher Herzenswärme nicht einstellen.

Bertie stand zwischen ihnen, wie Rik zwischen seinen Eltern stand. Im Grunde ging es Jerta gerade wie Hinrik: sie litt darunter, daß der Vergleich zwischen den beiden Knaben so sehr zu Riks ungunsten ausfiel. Trotz ihrer Blindheit Rik gegenüber sah sie doch soviel ein, daß Bertie schöner und gesunder und liebenswürdiger war. Aber sie konnte nicht ertragen, daß andere es auch sahen, geschweige denn, daß er von andern deshalb vorgezogen wurde. Sie wußte aber, daß die ganze Schule Bertie vorzog. Es erbitterte sie gegen ihn. Es erbitterte sie gegen Gott, der diese Kinder mit denselben Anrechten ins Leben gesetzt und mit so ungleichen Voraussetzungen zur Befriedigung dieser Anrechte ausgestattet hatte. Sie fühlte einen zornigen Schmerz im Vorausahnen weiterer Zurücksetzungen, die Rik würde erfahren müssen, und ihre Liebe zu ihm wurde um so verkehrter und unsinniger, je mehr sie sich einbildete, ihn durch die Liebe für alles mögliche wirkliche und eingebildete Unglück entschädigen zu müssen. —

Kurz vor den Herbstferien schrieb Bertie seiner Mutter einen Brief, in dem er bat,

sie möchte doch Rik einladen, ein paar Tage bei ihnen zuzubringen und einen Bock zu schießen.

Lisa Vahren war sofort freudig bereit, ihrem Sohn diesen Wunsch zu erfüllen, der doch jedenfalls auch Riks Wunsch war. Ehe sie aber eine zusagende Antwort abschickte, fuhr sie hinüber zu Jerta Gehrts, um sich deren Einverständnisses zu vergewissern.

Sie gab sogleich ihre Bitte als Ursache ihres Besuches an und trug sie mit liebenswürdiger Beredsamkeit vor.

Jerta sah schnell zu Hinrik hinüber. Aber der sah vor sich nieder und sagte nichts. So mußte sie etwas sagen.

„Eigentlich müßte er seinen ersten Bock doch zu Hause schießen," meinte sie nicht gerade sehr entgegenkommend.

Lisa war ein wenig betroffen.

„Ich habe nicht gewußt, daß es sein erster sein würde," sagte sie. „Aber ich sehe das natürlich ein."

„Ich glaube kaum, daß Rik so großen Wert darauf legt, sein erstes Jagdglück zu Hause zu versuchen," sagte da Hinrik mit unverkennbarer, leiser Bitterkeit.

Jerta überhörte diese Bitterkeit, deren Grund sie wohl hätte verstehen müssen, und erblickte in seinen Worten nur seine Bereitwilligkeit, Bertie einen Gefallen zu tun. „Gewöhnlich legt aber der Vater einigen Wert darauf, daß der Sohn unter seiner Leitung zum ersten Male diese Freude genießt," sagte sie scharf.

„Gewöhnlich, ja!" Das klang nun erst recht bitter. „Ich habe aber in diesem Falle nichts dagegen, daß Rik Frau von Vahrens gütige Einladung annimmt."

„Wir können es ja von ihm selber abhängig machen," versuchte Lisa einzulenken. Ihr war ganz heiß geworden bei dem Wortwechsel der Eheleute. Sie ärgerte sich über Jerta, und ihre Teilnahme für Hinrik wuchs. „Ich werde ihn durch Bertie einladen, und er kann dann tun, was er mag, und wie Sie beschließen. Er mag uns von hier aus benachrichtigen. Ist es Ihnen recht so?" wandte sie sich diesmal ausschließlich an Jerta.

Nun konnte die nicht gut anders als zustimmen. Aber sie ließ doch etwas fallen von einem Opfer, das sie auf diese Weise brächte.

Lisa Vahren schien volles Verständnis dafür zu haben.

„Aber man muß doch annehmen," meinte sie, „daß die Kinder es untereinander besprochen haben, und daß Rik es sich wünscht. Und wenn ihm dadurch eine Freude gemacht wird, so ist das doch für eine Mutter auch wiederum eine Freude."

Jerta widersprach nicht. Sie schämte sich, zu verraten, daß ihre Liebe nicht von dieser selbstlosen Art war.

Als Rik nach Hause kam, war seine erste Frage, ob er einige Tage zu den Vahrens hinüber dürfe. Natürlich richtete er sie an seine Mutter. Dergleichen machte er immer mit ihr allein aus.

„Du kannst, wenn Du willst," sagte Jerta zögernd. „Aber Du bist dann eben weniger lange bei uns —"

„Das schadet ja nichts," sagte Rik. „Außerhalb der Ferien hätte ich niemals Zeit, Einladungen anzunehmen."

Jertas Herz zog sich schmerzlich zusammen.

„Ist es Dir denn ganz gleich, ob Du mit Deiner Mutter zusammen bist, oder nicht?" fragte sie gekränkt.

„Ach, Mutter," meinte er nachlässig, „die paar Tage! Und ich bin doch kein Kind mehr!"

Jerta weinte, als er sie allein gelassen hatte. Es war so natürlich, was er gesagt hatte. Man konnte ihm sein Empfinden nicht übel nehmen, wenn er es auch etwas liebenswürdiger hätte ausdrücken können. Und doch schmerzte es sie. „Ich bin kein Kind mehr —" sollte das heißen, daß nur Kinder eine Mutter brauchen, und daß er sie beiseite schieben würde, wenn er ein Mann geworden war? Fing er jetzt schon damit an? Sie verlor kein Wort mehr über den geplanten Besuch. Aber sie hatte eifersüchtige, peinigende Gefühle, als Rik den leichten Jagdwagen bestieg, der ihn hinüberbringen sollte; statt daß sie sich freute, sein Gesicht belebt und froh zu sehen, wie sie es nur selten sah. Sie bildete sich ein, Lisa Vahren und Bertie würden ihr den Sohn abspenstig machen.

Arme Mutter, die ihres Sohnes so wenig sicher ist!

Etwas derartiges empfand auch Jerta,

und das machte ihre Pein noch bitterer. Geliebt und gehegt hatte sie diesen Jungen, ihn umgeben mit ihrem ganzen Herzen, als müsse er lebenstief da hineinwachsen. Nun sagte ihr eine dunkle Ahnung, daß er da nicht festgewurzelt war, daß er ihr eines Tages entschlüpfen, und daß sie dann keine Gewalt mehr über ihn haben würde.

Ihre Befürchtungen bewahrheiteten sich, wenn auch in anderer als in der von ihr gedachten Weise.

Rik fühlte sich in Berties Mutterhaus ganz sonderbar wohl. Es ging hier alles so anders zu, so viel freier und so natürlicher. Hier gab es keine Parteien, kein Versteckenspielen. Alle lebten in- und für- und miteinander.

Erst suchte er den Grund hierfür nur darin, daß es hier keinen Vater gab. Dann sah er, daß auch Berties Mutter ganz anders war als seine Mutter. Die ließ sich nicht tyrannisieren, die war nicht immerfort in irgendeiner Angst oder Verzweiflung. Ruhig, sicher, liebevoll stand sie zwischen und über ihren Kindern — eine echte, unumstößliche Respektsperson.

Auch Rik empfand wider Willen Respekt vor ihr. Er hätte es nicht gewagt, ihr zu widersprechen oder ihrem sanften Willen in irgendwelcher Weise entgegen zu sein. Unbewußt empfand er ihre Überlegenheit, der sein ungeschultes Gemüt sich wie aus einem Naturtrieb beugte.

Freilich — Frau von Bahren hatte es ja leichter als seine Mutter. Denn sie hatte keinen Mann, vor dem sie sich fürchten, vor dem sie ihre Kinder schützen mußte.

Es brachte ihn in innerliche Wut, wenn sie mit soviel Verehrung und Bewunderung von seinem Vater sprach, als sei der der klügste und edelste Mensch unter der Sonne. Und sie tat es so oft, daß es fast absichtlich aussah. Von seiner Mutter dagegen sprach sie nie, wenigstens nicht in dieser Weise.

„Meine Mutter ist aber viel besser als mein Vater," sagte er einmal wie in trotzigem Aufbegehren. Lisa Bahren sah ihn forschend, fast vorwurfsvoll an.

„Ich kann mir nicht denken," sagte sie, „daß es einen Unterschied gibt zwischen Vater und Mutter für ein rechtes Kind."

Über Riks Gesicht flog ein Ausdruck so bitterer Ironie, daß sie erschrak vor den Tiefen dieser Knabenseele und nicht weiter daran zu rühren wagte. Sie hatte von diesem Tage an ein tiefes Mitleid mit ihm und gönnte ihm ihres lieben Jungen uneigennützige Freundschaft — um Hinriks willen.

Nach drei Tagen fuhr Rik wieder nach Hause. Er hatte einen Bock erlegt und mehrere Wildenten und Taucher. Frau von Bahren hatte versprochen, ihm zu Weihnachten ein Waldhorn zu schenken, wie der Förster eins besaß und wie Bertie auch eins haben sollte. Trotz all dieser Freuden war aber Riks Seele nicht befriedigt. Er brachte einen sehnsüchtigen Neid heim gegen Bertie und dessen Mutter und eine neue, traurige, unkindliche Auffassung der heimatlichen Verhältnisse. Fortan sah er drüben alles hell, heiter und glücklich, hier aber grau, trübe und bedrückt. Jerta merkte sofort, daß er verändert war, aber sie hoffte vergebens, daß er sich ihr anvertrauen würde. Sie konnte nicht ertragen, über die Vorgänge in seinem Inneren im unklaren zu sein, und drang in ihn.

Lange erreichte sie nichts. Schließlich brach es los, rücksichtslos und ungeduldig.

„Gott — Mutter — ich bin eben zu der Einsicht gekommen, daß es in anderen Familien schöner und besser ist als bei uns, und daß Du wohl zum Teil schuld daran bist. Daß mich das nicht gerade glücklich macht, ist am Ende begreiflich."

Rik war vierzehn Jahre alt, als er diese vernichtende Anklage seiner Mutter ins Gesicht schleuderte.

Jerta war in der Tat stundenlang vollkommen vernichtet. Sie hatte die Unterhaltung nicht fortgesetzt, weil es ihr unmöglich war. Aber den ganzen Tag trug sie den Eindruck mit sich herum, als ob ihr ein schartiges Messer im Herzen säße.

Abends, als Rik im Bett lag, schlich sie zu ihm.

„Ich muß noch einmal mit Dir sprechen, Rik. Was Du mir heute gesagt hast, Du weißt, was ich meine — ich wollte nicht schelten, weil ich zu erschrocken war. Du hast Dir wohl inzwischen selbst überlegt, wie ungezogen es war —"

Rik mußte sich erst sekundenlang besinnen, was sie meinte. Dann kam wieder eine trotzige Aufwallung.

„Es ist aber doch wahr," sagte er.

„Was fehlt Dir denn hier zu Deinem Glück, mein Herzensjunge?“ sagte Jerta mit ängstlichen, bettelnden Tönen. „Du bekommst doch alles, was Dir Freude macht — ich sorge doch den ganzen Tag für Dich!“

„Ja, aber ich weiß nicht — ich habe immer solch dummes Gefühl hier herum, wenn ich zu Hause bin,“ sagte er und fühlte mit der Hand nach der Herzgegend. „Drüben war das ganz anders.“

Wieder regte sich in Jerta die blinde Eifersucht.

„Du möchtest wohl lieber, daß Frau v. Vahren Deine Mutter wäre?“ fragte sie unbedacht, mit zitternden Nasenflügeln.

Rik, ohnehin müde, war durch das Fragen der Mutter aufs Äußerste gereizt.

„Jawohl,“ sagte er wütend. Er meinte es gar nicht so. Aber nachdem er es einmal gesagt, nahm er es nicht wieder zurück.

Jerta schlug neben dem Bett hin und brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Tagelang hatte sie es schon zurückgedrängt. Rik war tief bestürzt und wußte sich nicht zu benehmen. Er ahnte wohl, daß er etwas sehr, sehr Schlimmes gesagt hatte. Aber das Natürlichste: seiner Mutter um den Hals zu fallen und sie um Verzeihung zu bitten, kam ihm nicht in den Sinn. Sie hatte ihn nie gelehrt, zu bitten, sein Unrecht einzugestehen. Wie sollte er es nun mit einem Male können!

„Wein' doch nicht so, Mutter. Ich hab' ja nur Spaß gemacht.“ Das war alles, was er endlich mit trockener, unbeholfener Stimme zu sagen wußte. Aber das böse Wort war gesprochen, und der Eindruck war nicht wieder wegzulöschen.

Jerta faßte sich gewaltsam. Sie schämte sich schließlich vor Rik. Er war eben gereizt und verstimmt, dann sagte er oft solche ungezogenen Sachen. Immerhin hatte die Verstimmung einen Grund, und diesen Grund kannte sie nun.

In den nächsten Tagen zeigte sich Rik besonders aufmerksam und artig gegen seine Mutter, als wolle er das Geschehene wieder gut machen. Man merkte seinem Benehmen aber das Beabsichtigte ein wenig zu sehr an; er war unfrei und gezwungen, und sein Gesicht war meist ängstlich und verlegen.

Alles in allem war er froh, als die Ferien zu Ende waren. Es war das erstemal, daß er sich geradezu freute, von Hause fortzukommen.

* * *

Nach Weihnachten erkrankte Lisa Vahren an einer schweren Lungenentzündung.

In der Wintereinsamkeit der Höfe war der Verkehr der Menschen untereinander sehr gering. Man hatte nicht einmal ein gemeinsames Kirchdorf. Daher erfuhren die Gehrts von dieser Krankheit erst, nachdem sie schon mehrere Tage bestanden und wohl gerade ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Hinrik war sofort dafür, daß man hinfuhr, sich zu erkundigen. Jerta fand das überflüssig. Man verursache nur unnötige Unruhe; in einem Hause, wo ein Kranker liege, habe niemand Zeit, Gäste zu empfangen.

Man brauche ja gar nicht auszusteigen, meinte Hinrik.

Aber das paßte Jerta erst recht nicht. Sich durchfrieren zu lassen auf der langen Hin- und Herfahrt, bei sechs oder mehr Grad Kälte, wo man ebensogut einen Boten schicken konnte —

Es wurde also beschlossen, einen Boten zu schicken.

Die Kinder waren zugegen, als die Eltern darüber sprachen. „Was machte Vater für ein merkwürdiges Gesicht,“ sagte Lies, sobald sie allein waren.

Gred hatte nichts bemerkt. Die jüngste, nun sechszehnjährige Els meinte altklug:

„Vater hat eine große Verehrung für Frau von Vahren. Die Nachricht von ihrer Krankheit hat ihn sehr erschreckt. Und nebenbei ärgerte er sich, daß Mutter ihm entgegen war.

„Els,“ rief Ruth vom Fenster her, wo sie am Nähtisch saß. Sie war ganz blaß geworden. Das kleine, schlaue Ding aber fuhr listig fort: „O, ich weiß noch mehr. Mutter kann Frau von Vahren nicht leiden, und ich weiß auch warum.“

Natürlich wollten Lies und Gred das wissen.

„Kinder, redet doch nicht solchen Unsinn!“ wehrte Ruth geradezu ängstlich. Els lachte.

„Spiel Dich nicht als die weise Alte auf, Ruthchen. Du weißt ebensoviel wie ich. Mutter ist außer sich, daß Bertie Vahren so ein schöner, liebenswürdiger Junge ist, der unsern Rik überall aussticht.

Deshalb kann sie Berties Mutter nicht leiden."

Lies und Gred saßen da und trauten ihren Ohren nicht. Ruth aber war tief erregt.

„Els," sagte sie in heiligem Ernst, „wenn Du so etwas denkst, so ist das schon schlimm genug. Aber wenn Du es aussprichst — in solcher Weise — so ist das eine grobe Verletzung der Ehrerbietung, die Du Deiner Mutter schuldig bist."

Els wurde rot und verzog schmollend die Mundwinkel.

„Unser Rik liebt aber doch auch Frau von Vahren und Bertie," sagte Gred dazwischen, ohne sich über ihre Ideenverbindung weiter zu äußern.

„Gewiß," rief Ruth, erfreut über diesen Ausweg, „und darum ist es ganz unwahrscheinlich, daß Els recht hat."

Damit war die Sache erledigt — wenigstens für die drei Jüngsten. Ruth erregte sie noch nachhaltig.

Ruth war ebenso klug, als sanft und still. Und die Liebe zu ihrem angebeteten Vater hatte sie in manchen Dingen hellsehend gemacht. Aber sie war stark genug, um ihre Ahnungen für sich zu behalten. Sie war tief erschrocken über die Entdeckung, daß auch Els nicht blind geblieben war. Mit Recht nahm sie an, daß bei derem jungen, sprudelnden Naturell solche Wissenschaften nicht sicher aufgehoben waren und falsch verwertet werden konnten. Darum war sie so besorgt, die Gedanken der Schwestern zu zerstreuen und sie in harmloser Unwissenheit zu erhalten.

Mit der Mittagspost kam ein Brief von Bertie an Hinrik Gehrts.

„Lieber Onkel Hinrik," hieß es darin, „meine Mutter ist krank, und ich kann nicht zu ihr. Ich fürchte, sie schreiben mir von zu Hause nicht die Wahrheit, um mich nicht zu beunruhigen. Ich muß aber die Wahrheit wissen, denn wenn es schlimm ist mit ihr, muß ich zu ihr und bekomme dann auch die Erlaubnis dazu. Bitte, schreibe mir doch ganz genau, wie alles steht. Du wirst es wohl wissen, und wenn Du es nicht wissen solltest, dann bist Du wohl so gut, Dich zu erkundigen. Ich habe sehr große Angst, Du kannst Dir wohl denken, wie so etwas ist. Bitte sei nicht böse, daß ich Dich hiermit belästige; ich weiß mir keinen andern Rat, und ich habe großes Vertrauen zu Dir. Sehnsüchtig wartet auf eine Antwort Dein Dich verehrender Bertie von Vahren. —"

Nun war es für Hinrik Gehrts selbstverständlich, daß er sich persönlich erkundigen müsse. In Gegenwart seiner ganzen Familie bestellte er sich den Schlitten.

Jerta sagte kein Wort. Sie mußte nur immer darüber nachdenken, ob Rik sich wohl auch so um sie ängstigen würde, wenn sie einmal krank wäre.

In einer seltsamen Stimmung fuhr Hinrik Gehrts in der sonnigen Nachmittagsstunde durch den verschneiten Wald.

Die Pferde griffen munter aus, die Schellen klingelten mit lustigem Geläut durch die weite, weiße Stille, und der Schnee knirschte unter den Hufen. Es war ganz windstill gewesen seit dem letzten Schneefall; jeder Ast und jeder Zweig trug eine weiße Last, und die Kronen der Bäume bogen sich breit auseinander. Wo ein Raubvogel oder ein Buntspecht aufflog, stäubte es weiß hernieder. Nur die Fährte des Wildes zeichnete den wundervollen weißen Teppich, der über Wurzelwerk und Kraut und Blumen ausgebreitet lag.

Und über allem wölbte sich der Himmel so blau, wie man es eigentlich nur auf Bildern sieht, ruhte der Sonnenstrahl so strahlend und funkelnd, daß die armen geblendeten Menschenaugen sich schließen mußten.

Unter der strahlenden Pracht dieses Himmels aber lag Lisa Vahren krank; vielleicht mit dem Tode ringend. Lisa, die ihren Kindern so nötig war; Lisa, die soviel Glück und Frieden um sich verbreitete; Lisa mit den klaren, grauen Augen, mit der starken Seele, mit der unverblühten Jugend in Herz und Angesicht. Sie mußte wieder gesund werden, sie durfte nicht sterben! Sie war ja jung und immer gesund gewesen. Sie würde es überwinden.

Denn wenn sie es nicht überwand —

„Laß die Pferde laufen," rief Hinrik dem Kutscher zu, der langsam eine Höhe hinanlenkte.

Sein Herz tat plötzlich schwere, schnelle Schläge. Hinrik Gehrts schloß die Augen und schaute nur nach innen. Und was er da schaute, machte seine starke Seele erzittern. —

Eine Schwester von Lisa Vahren empfing ihn, die zur Pflege gekommen war.

„Ich weiß schon von Ihnen," sagte sie, als Hinrik sich vorstellte, „Lisa hat mir erzählt. Sie spricht so gern von Ihnen."

Hinrik Gehrts war ganz benommen. Er fühlte sich dumm und unbeholfen wie ein Schuljunge.

Sie setzten sich im Wohnzimmer einander gegenüber, und Hinrik berichtete, weshalb er nicht schon früher gekommen wäre, und weshalb er heute käme, von Berties Brief und seiner kindlichen Sorge.

„Der gute Junge," sagte seine Tante gerührt. „Nein, er braucht sich keine Sorgen mehr zu machen. Wir haben ihm nichts verheimlicht. Ich denke, mit Gottes Hilfe haben wir das Schlimmste überwunden."

Und nun erzählte sie von den langen, ernsten Stunden, die sie im Krankenzimmer verlebt hatten. Aber Lisas gute Natur habe sich tapfer gewehrt. Gestern sei die Krisis gewesen. Der Arzt habe heute gemeint, bei guter Pflege sei nun keine Gefahr mehr. Dann fing sie an, von Lisa überhaupt zu sprechen. Von ihrer Ehe, und wie stark und tapfer sie alles getragen und sich die Hochachtung der beiderseitigen Familien erworben habe. Sie war sehr rückhaltlos in ihren Mitteilungen, so wie man es nur dann zu sein pflegt oder sein darf, wenn man nahe Beziehungen und volles Verstehen voraussetzt. Beides schien sie bei Hinrik Gehrts als selbstverständlich anzunehmen. Hinrik hörte zu, und es dünkte ihm seltsam, daß dies alles ihm gerade heut erzählt wurde, wo sein Herz allzu offen war. Er gewann ganz neue Einblicke in Lisa Vahrens Leben, und eine große Sehnsucht nach ihr war plötzlich in ihm — als müsse sie ihm nach allem, was er von ihr wußte, auch äußerlich verändert erscheinen — viel schöner, höher und liebenswerter.

„Und sehen Sie," fuhr die redselige Schwester fort, „das war das Größte und Bewunderungswerteste an ihr, daß sie alles, was sie in solcher Vollkommenheit für ihren Mann gewesen ist und getan hat, war und tat ohne Liebe."

„Ohne Liebe" — wiederholte Hinrik Gehrts, halb abwesend.

„Ja, ohne Liebe. Die ist gänzlich dabei verloren gegangen. Und es ist wohl nicht zu verwundern. Wäre der Mann nur krank gewesen — Lisas Herz wäre ihm nie erkaltet. Aber sein Charakter verdarb. Daran scheiterte ihre Liebe — und wuchs ihre Kraft. Lisa kann keinen Minderwertigen lieben, das haben wir immer gesagt. Für die sind nur solche Männer wie — wie —" sie suchte nach einem Vergleich und fand keinen.

Ein wenig verlegen blieb ihr Auge auf Hinrik Gehrts ruhen, und da kam es ihr plötzlich — das war solch ein Mann, wie Lisa ihn würde lieben können.

„Es ist ein rechtes Glück für Lisa, daß sie diesen Jungen hat!" fing sie jählings einen andern Gedankengang an. „Kennen Sie Bertie näher?"

„Ja," sagte Hinrik, und seine Stirn faltete sich düster.

„Wissen Sie, was mir auffällt? Der Bertie hat irgendeine Ähnlichkeit mit Ihnen!"

Hinrik lächelte gezwungen.

„Das ist doch wohl eigentlich nicht möglich!"

„Es liegt ja auch nicht in den Zügen, ich weiß, es liegt wohl in der ganzen Art — im Blick —"

Sie sah ihn so prüfend an, daß es ihm peinlich wurde.

Die Kranke schickte nach der Schwester. Hinrik Gehrts stand auf und nahm Abschied. Er sagte, daß er alle Tage nachfragen würde, und sie versprach, ihm immer ungeschminkte Berichte zu geben.

„Wer ist dagewesen?" fragte Lisa, als die Schwester wieder an ihr Bett trat.

„Hinrik Gehrts. Er wollte sich nach Dir erkundigen."

„Hinrik Gehrts" — sprach sie langsam nach. „Wie hat er Dir gefallen?"

„Er ist ein schöner Mann —"

„O — er ist mehr als das —" Es kam so tief aus der Seele heraus, daß es auffallen mußte. Lisa schien das zu empfinden, zu fürchten.

„Ich wollte Dich bitten —" setzte sie ein wenig hastig hinzu, „daß Du meinen Umschlag erneuerst." —

Es ging doch nicht so schnell vorwärts mit Lisa Vahren, wie ihre Schwester gehofft hatte. Die Gefahr schien zwar endgültig beseitigt. Aber die Genesung machte sehr

Zu Hause. Aquarell von P. S. Kroyer.

langsam Fortschritte; es kamen einige kleine Rückfälle, und die Schwäche war recht groß. Viele Wochen vergingen, bis sie das Bett verlassen durfte.

Hinrik Gehrts hielt treulich sein Versprechen und schickte täglich einen Boten hinüber, um täglich Bertie eine Nachricht geben zu können. Manchmal fuhr er auch selber. Am liebsten wäre er jedesmal selbst gefahren; aber das schien ihm zu viel. Jerta machte ohnehin schon ein spöttisches Gesicht.

Als Lisa Vahren so weit war, daß eine Abwechslung in dem einförmigen Krankenstubenleben ihr nicht mehr schaden konnte, erwirkte er Bertie einen kurzen Schulurlaub, damit er seine Mutter besuchen und sich selbst von ihrem Besserwerden überzeugen könne.

Bertie war glücklich und seine Dankbarkeit gegen Hinrik Gehrts so groß, daß er sie ihm durchaus aussprechen mußte. Da er doch nicht den ganzen Tag bei seiner Mutter sein konnte, ließ er sich die Ponies anspannen und fuhr zu den Gehrts hinüber. Die jungen Mädchen empfingen ihn und führten ihn zu Hinrik, der gerade auf dem Fußwege vom Walde herkam.

Sein Antlitz erhellte sich wunderbar, als er den Knaben in seiner aufrechten, freimütigen Haltung auf sich zukommen sah; das Gesicht von der Winterkälte frisch gerötet, die Augen strahlend vor Freude und doch ein wenig feucht vor Bewegung.

„Ich wollte Dir nur danken, Onkel Hinrik, für all Deine Nachrichten und besonders dafür, daß Du mich hast kommen lassen. Mutter hat sich so gefreut! Und ich erst“ — er konnte nicht weiter vor Rührung.

Hinrik drückte ihm warm und herzlich die Hand. Dann ließ er sich erzählen, wie er seine Mutter gefunden, und dabei gingen sie ins Haus.

„Besorgt dem Jungen was zu essen, Mädels,“ rief er den Töchtern zu. „In meine Stube, ein ordentliches Butterbrot und was Warmes zu trinken.“

„Wir haben noch Pfannkuchen vom Fastnachtsabend,“ sagte Els eifrig. „Und Kaffee ist auch noch da.“

„Nun — das ist ja herrlich. Und sagt es der Mutter, daß Bertie hier ist,“ fügte er noch hinzu.

Inzwischen ging er mit dem Knaben in seine Stube.

Zuerst erfreute er sich schweigend an seinem Anblick, seiner Gegenwart. Es tat ihm so wohl, ihn um sich zu haben; er hätte ihm immerfort über den kurz geschorenen blonden Kopf streichen mögen.

Er sollte eine gewisse Ähnlichkeit mit ihm haben — was für eine spaßhafte Behauptung das war! Oder hatte Lisas Schwester recht? Und war er ihm darum von vornherein so sympathisch gewesen? Liebt man denn nur immer sich selbst in andern?

Konnte er darum Rik nicht lieben, weil nichts von ihm selber in dem Sohne war?

„Ich soll auch von Rik grüßen,“ sagte Bertie in seine Gedanken hinein.

„So — ich danke Dir. — Seid Ihr denn immer noch gut Freund miteinander?“

Bertie wurde verlegen. Aber das hinderte ihn nicht, aufrichtig zu sein.

„Nicht mehr so wie früher. Rik ist wohl lieber für sich allein. Und nun hat es ja überhaupt bald ein Ende — das Zusammenwohnen, meine ich.“

„Warum?“ fragte Hinrik Gehrts erstaunt.

„Zu Ostern sollen doch meine beiden ältesten Brüder auf die Schule, und in unserer Pension können sie nicht mehr aufgenommen werden. Da will Mama eine andere Pension suchen, wo wir alle drei zusammen sein sollen.“

Inzwischen kamen die jungen Mädchen mit Geschirr, Kaffee und Kuchen. Eine lebhafte, fröhliche Unterhaltung erhob sich. Hinrik stand ein wenig abseits und sah gedankenvoll drein. Es war ihm sehr leid, daß Rik und Bertie getrennt werden sollten. Vielleicht wäre die Aufnahme von Berties Brüdern in der bisherigen Pension dennoch zu erreichen. Aber das ging ihn nichts an. Vielleicht konnte Rik mit übersiedeln — aber das würde Jerta nicht wollen und ging ihn wiederum nichts an.

Schließlich war es wohl am klügsten, alles gehen zu lassen. Wenn die Freundschaft der Knaben von Dauer war, würde die räumliche Trennung sie nicht beeinflussen. Und war sie ohnehin nicht fest begründet, wie es fast den Anschein hatte, dann war ein erzwungenes Zusammensein der Entfremdung nur förderlich.

Ganz spät, als Bertie schon wieder an die Heimfahrt dachte, erschien Jerta. Sie begrüßte den Knaben nur flüchtig und fragte nur aus Höflichkeit nach seiner Mutter. Bertie war ihr gegenüber lange nicht so redselig und vertraulich wie gegen Hinrik.

Dann saß sie ziemlich schweigsam da und beobachtete Hinriks Verhalten gegen ihn. Als er herzlich, beinahe zärtlich von ihm Abschied nahm, ihm Grüße an seine Mutter auftrug und ihm sagte, welche Freude er ihm mit seinem aufmerksamen, netten Besuch gemacht habe, wurde ihr Gesicht finster.

„Ich weiß nicht, was Du für ein Getue mit diesem fremden Jungen hast," sagte sie, als Bertie fort war. „Wenn Du doch nur halb so gut und natürlich gegen Rik sein möchtest," fügte sie bitter mit unsicherer Stimme hinzu.

Hinrik antwortete nicht. Er begriff ja, daß es schwer für sie war. Aber es war doch eben nicht zu ändern. Sie hatten oft genug darüber gesprochen.

Er sagte ihr, was Bertie von den bevorstehenden Veränderungen erzählt hatte.

„Rik wird dadurch sehr vereinsamt. Vielleicht wäre es gut, er übersiedelte mit."

Dafür war sie gar nicht eingenommen. Die Pension war gut, Rik hatte sich eingelebt. Wer weiß, ob es Frau von Vahren recht sein würde, einen andern zwischen ihren Kindern zu haben. Man kann ihr Rik doch nicht aufdrängen.

Das letztere sah Hinrik Gehrts ein. Ja, leider war es anzunehmen, daß Lisa Vahren an der Freundschaft mit Rik nichts lag. —

Es kam indes anders. Lisa Vahren ließ durch ihre Schwester sagen, in der Pension, in der ihre drei Söhne nach Ostern aufgenommen werden würden, sei noch ein Platz frei. Sie bot ihn Rik an, damit der nicht so vereinsamt zurückbleibe.

Hinrik war glücklich. Er kam gar nicht darauf, daß Jerta ihre Zustimmung versagen könne.

Um so erstaunter war er, als sie sich mit aller Entschiedenheit dagegen erklärte. Ohne Gründe zu nennen, blieb sie eigensinnig und unzugänglich bei ihrem „Nein".

Es gab Kämpfe und Szenen zwischen dem Ehepaar.

Schließlich siegte Jerta. Sie war zäher und ausdauernder. Bei Hinrik aber stand es so, daß ihm der Sohn so viele Mühe und Unannehmlichkeit kaum noch wert war.

Er hielt es für höflich, die Antwort persönlich zu überbringen. Wie gewöhnlich, ließ Jerta ihn allein fahren.

Bei dieser Gelegenheit sah er Lisa zum ersten Male wieder. Sie lag auf einem Ruhebett in einem weißen Schlafrock und sah noch sehr schmal und blaß aus. Es war das erstemal, daß er sie nicht in schwarz sah. Er war betroffen durch ihre jugendliche zarte Lieblichkeit, und es stand ihm fest, daß diese Frau noch nicht mit dem Leben abgeschlossen haben konnte.

Eine zarte Röte und ein heller Freudenschein flogen über ihr Gesicht, während sie ihm die Hand entgegenstreckte. „Ich kann Ihnen leider nicht entgegengehen," sagte sie mit einem Lächeln mädchenhafter Befangenheit. „Der Arzt hat mir das Stilliegen noch zur Pflicht gemacht."

Er setzte sich auf einem niedrigen Sessel neben sie und vergaß ganz, weshalb er gekommen war. Er konnte sich nicht satt sehen an ihr und hörte nur mit halbem Ohr, was sie ihm auf seine mechanischen Fragen nach ihrem Ergehen erzählte. Er war so glücklich, es tat ihm so wohl, daß er sie wieder sehen durfte!

Erst, als sie um eine Antwort auf ihr Anerbieten bat, fiel es ihm wieder ein. Sein Gesicht umwölkte sich.

„Es war so ein guter, freundlicher Vorschlag von Ihnen. Aber es geht nicht."

„Warum geht es nicht?"

„Jerta will nicht."

Blitzschnell kreuzte ihr Blick den seinen. Dann senkten sich ihre Lider, in ihre Stirn stieg ein tiefes Rot.

„Warum will Ihre Frau Gemahlin nicht?" fragte sie ohne aufzusehen.

Hinrik antwortete nicht gleich. Er hatte eigentlich keine Ahnung, was er antworten würde. Die Wahrheit konnte er doch unmöglich sagen.

Er brachte endlich eine Anzahl ganz nichtiger, hinfälliger Gründe vor; so nichtig und hinfällig, daß man fühlte, sie wurden nur aufgestellt, um den wahren Grund zu verdecken. Lisa Vahren sah ihn eigentümlich an. Als er diesen Blick bemerkte, wußte er sofort, daß sie ihm nicht glaubte, und schwieg beschämt.

„Lassen Sie doch," sagte sie sanft und weich, als ob sie immerfort an wunde Stellen rührte. „Ihre Frau wird ja ihre Gründe haben. Es tut mir nur leid, daß die Jungens getrennt werden."

Hinrik sah so trübe vor sich nieder. Irgend etwas schien ihn schwer zu bedrücken. Wenn er sich doch aussprechen möchte! Wenn sie ihm doch helfen dürfte!

„Ihre Ablehnung müßte mich eigentlich entmutigen, eine zweite Bitte auszusprechen, die ich noch auf dem Herzen habe" — sagte sie zögernd. Hinriks Gesicht belebte sich.

„Sprechen Sie sie aus," bat er. „Und wenn ich abermals nicht imstande sein sollte, sie zu erfüllen, so habe ich doch die Freude, von Ihnen gebeten zu werden."

Das war sehr selbstisch gedacht — aber es war ihr recht so.

Und dann erzählte sie, der Arzt habe ihr zur völligen Wiederherstellung ihrer Gesundheit einen Aufenthalt im Süden verordnet. Sie werde gleich nach Ostern reisen.

Und sie hätte den großen Wunsch, die herzliche Bitte, daß sie Ruth mitnehmen dürfe.

Hinrik war zuerst ganz stumm. Dann leuchtete ihm die helle Freude aus den Augen. Er freute sich für sein Kind; er freute sich vor allem, daß er es gerade Lisa mitgeben dürfe.

„Wird es Ihrer Frau auch recht sein?" fragte sie gerührt über seine Freude.

„Sie wird sich eben so sehr freuen als ich. Und wenn nicht — Sie können sich darauf verlassen, Ruth kommt auf alle Fälle mit."

Sie freute sich, ihn so sicher und fröhlich zu sehen. Sie besprachen gleich alles Nötige, bis in die kleinsten Einzelheiten.

Als Hinrik nach Hause kam, ging er gleich in Jertas Zimmer und war froh, sie allein darin zu finden.

Er sprach mit ihr von der Einladung für Ruth. Er war in solch glücklicher, heiterer Stimmung, er sah so jugendlich aus und so reich an allem, was die Schönheit einer Seele ausmacht. Eine alte Sehnsucht regte sich in ihr. Aber die Disteln und Dornen waren zu erstickend gewuchert.

„Ich denke, diesmal bist Du einverstanden?" schloß er zuversichtlich. Jerta spielte mit der Feder, mit der sie Eintragungen in ihr Wirtschaftsbuch gemacht hatte.

„Ich weiß nicht," sagte sie. „Ruth hat es doch eigentlich nicht nötig, Krankenwärterdienste bei fremden Leuten anzunehmen."

Hinrik traute seinen Ohren nicht.

„Krankenwärterdienste — nicht nötig — Du bist wohl nicht recht in Stimmung, Jerta. Ich betrachte es als ein Glück für Ruth, eine so schöne Reise in der Begleitung einer so guten, liebenswürdigen Frau zu machen, die sie nur als Tochter oder Freundin halten wird, und der gegenüber sie sich kleiner Liebesdienste als schwache Gegenleistung wahrlich nicht zu schämen braucht. Ich bin gewiß, Ruth wird ebenso denken."

„Nun ja — Ruth ist ja ebenso vernarrt in Frau von Bahren."

Auf Hinriks hoher Stirn schwoll eine dicke Ader auf.

„Ebenso vernarrt — was meinst Du damit?" fragte er, eisig vor Erregung.

Jerta bemerkte es nicht.

„Nun, Du tust doch immer so, als ob Frau von Bahren etwas ganz Besonderes wäre, was sie doch schließlich gar nicht ist. Und ebenso mit Bertie. Und den Mädchen hast Du das auch schon beigebracht."

Hinrik Gehrts hörte kaum, was sie sagte. Er sah sie nur immer an mit einem wachsenden Ausdruck leidenschaftlicher Trauer. Die ganze Traurigkeit, die sie ihm seit vielen Jahren verursacht hatte, schien sich in diesem Blick zu sammeln zu einem schwülen Wetter.

„Du meinst also, ich sei vernarrt in Frau von Bahren," sagte er mit schwerer Zunge und ganz tiefer, dunkler Stimme. Und dann brach es hervor wie ein Schrei: „Mein Gott — Jerta — was ist aus Dir geworden, daß Du so etwas sagen kannst!" Und plötzlich stand er dicht vor der erschrockenen Frau, faßte sie bei den Schultern und drehte sie ganz zu sich herum.

„Jerta — Jerta —" rief er im tiefsten Schmerz, „warum kann es nicht mehr so sein wie früher zwischen Dir und mir! Denkst Du denn gar nicht mehr an früher, und wie schön das war!"

Er beugte sich vor und sah ihr tief in die Augen mit einem heißen, flammenden Blick. Aber ihre Seele entzündete sich nicht mehr an seiner Seele.

„Wie wild Du gleich bist!" sagte sie und duckte sich zusammen unter seinem schweren Griff; nicht so, als ob seine Kraft

sie übermanne, sondern so, als ob sie ihr unangenehm sei. „Gewiß denke ich noch daran. Aber so was bleibt nicht immer. Man kann nicht dauernd in der ersten Leidenschaft leben.“

Hinrik ließ sie langsam los.

Von diesem Augenblick hatte ihr Glück abgehangen, und sie hatte es nicht ergriffen.

„Und doch ist so ein wenig echte Leidenschaft das beste vom Leben,“ sagte er vor sich hin.

Es wurde ihm schwer, aus der Tiefe, in die der Sturm einer leidenschaftlichen Aufwallung ihn jählings getragen, sich an die Oberfläche der Alltäglichkeit zurückzufinden.

„Ich habe also nur noch zu sagen, daß ich willens bin, Frau von Vahren ihren Wunsch zu erfüllen, Du magst darüber denken, wie Du willst. Ich bitte Dich, die nötigen Vorbereitungen für Ruths Reise zu treffen, und ich erwarte von Dir, daß Du dem Kinde die Freude nicht durch unverantwortliche Bemerkungen verdirbst.“

Damit war die Sache abgemacht. Hinrik stürmte hinaus, einen Aufruhr im Herzen. Jerta blieb zurück. Sie legte den Kopf auf das dicke, graue Wirtschaftsbuch und weinte, wie man um einen Gestorbenen weint.

Gegen die Sonne, die aus Lisa Vahrens Dasein für Hinrik Gehrts aufgegangen war, hob sich die schwere Wolke, die über seinem Leben lastete, nur um so dunkler ab.

Er hatte sich an das alles allmählich gewöhnt, damit gerechnet und sich danach eingerichtet. Unverzagt mit dem Leben kämpfen und das beste aus ihm herauszuringen, war der Grundsatz, der seinem aus Mut und Freudigkeit zusammengesetzten Charakter entsprach, und nach dem er bewußt und unbewußt gehandelt hatte. Dem gegenüber, was das Leben ihm versagte, war er stark und still geworden.

Sollte das nun noch einmal anders werden? Kam ihm das leidenschaftliche Glückbegehren seiner Jugend wieder — nur stärker, rüttelnder und hoffnungsloser?

Es durfte nicht sein. Er durfte seine Hand, sein Herz nicht hinauswachsen lassen über seinen Willen, seine Pflicht. Er durfte sein Glück nicht finden, wo er es nicht nehmen durfte. Er, der reife, über die Stürme der Jugend hinaus gefestete Mann, durfte nicht sich selber untreu werden.

Um sich dagegen zu schützen, griff er noch einmal mit verzweifelter Kraft nach dem Glück, das ihn einst so tief befriedigt, so reich und froh gemacht, und das er dann verloren hatte. Aber nun wußte er, es war vergebens. Totes kann man nicht wecken. Es erfüllte ihn mit wütendem Schmerz, daß es so war.

Er war gereizt und heftig gegen jeden, der seinen Weg kreuzte.

Am gereiztesten gegen Jerta. Er hätte sie immerfort rütteln und schütteln mögen wie jemanden, den man aus lebengefährdendem Schlaf erwecken muß.

Sie verstand seine Stimmung nicht. Sie suchte den Grund einzig in ihrer unbedachten Äußerung über Lisa Vahren, und das erbitterte sie. Wegen einer Fremden wollte sie sich nicht schlecht behandeln lassen. Sie spielte sich als die Gekränkte auf, und ihre Bitterkeit wuchs, als Hinrik das überhaupt nicht merkte.

Trotzdem befolgte sie seine Wünsche, die eigentlich mehr Befehle gewesen waren: sie besorgte alles, was Ruth für diese Reise brauchte, und verlor kein Wort über die Gedanken, die sie dabei hatte.

Ruth war anfangs außer sich vor Freude gewesen. Dann empfand sie nur allzu deutlich, daß zwischen ihren Eltern etwas vorgefallen war. Mit besonderer Teilnahme war sie ja von ihrer Mutter nie verwöhnt worden. Aber sie machte ein so merkwürdiges Gesicht und war so auffallend wortkarg.

Und diese schreckliche Stimmung des Vaters, unter der das ganze Haus litt! Sogar gegen sie war er nicht wie sonst.

Sie faßte sich ein Herz und ging zu ihm.

„Vater,“ sagte sie in ihrer kindlich vertrauensvollen Art, „ist es Euch auch wirklich recht, wenn ich diese Reise mitmache?“

Hinrik Gehrts sah erstaunt auf.

„Gewiß, mein Kind. Sonst hätten wir es doch nicht zugegeben.“

„Das dachte ich auch,“ sagte sie befangener werdend. „Aber dann kam es mir so vor — als ob — ach, Vater, sei nicht böse — als ob Du und die Mutter Euch veruneinigt hättet über diese Reise.“

Hinrik Gehrts machte ein sehr ernstes Gesicht. Er freute sich, daß Ruth so offen und vertrauend war. Und doch — diese Wendung durften ihre Gedanken nicht nehmen.



Die Frau des Künstlers. Farbige Zeichnung von P. S. Kroyer.

„M
Kinder
er viel
nen.
ruhigen
nemmel

Es
Und nu
Hinaus
ich ist
ichen,

Je
so schon
lum St
nicht n
un mit
ich sel
legene
hinein
die Sch

Hin
ihm ich
wurde,
Schein,
andere
nicht w

Her
zu viel
er so n

„D
die Stil,
mer.
Gleichm

„M
wenner

Ein
Die S
aus m
mal k
die D
nemt
nicht,
Mark

er
Arbei
Aug
ung
lich

schr,

Ho
Bei

„Was zwischen Eltern vorgeht, geht die Kinder nichts an," sagte er so streng, wie er vielleicht noch nie gegen Ruth gewesen war. „Ich will Dir aber zu Deiner Beruhigung sagen, daß Deine Reise nicht in unmittelbarem Zusammenhang damit steht."

Es beruhigte sie, denn sie glaubte ihm. Und nun freute sie sich fast noch mehr, eine Zeitlang fortzugehen. Denn auch sie konnte sich schon längst nicht mehr dem Druck entziehen, der über dem Familienleben lastete.

Je näher die Abreise heranrückte, um so schneller verging die Zeit. Zu Ostern kam Rik. Er war bei der Klassenprüfung nicht versetzt worden. Jerta entschuldigte ihn mit allem, was ihr gerade einfiel, vor sich selber und vor ihm — obgleich das letztere kaum nötig gewesen wäre. Rik war keineswegs besonders zerknirscht und suchte die Schuld nur in den Lehrern.

Hinrik Gehrts verlor kein Wort, als ihm schuldigerweise diese Mitteilung gemacht wurde, sondern zuckte nur geringschätzig die Achseln, als wolle er sagen, daß er es kaum anders erwartet habe, und sich durchaus nicht wundere.

Hatte Jerta erst gefürchtet, er werde zu viel sagen, so kränkte sie es nun, daß er so wenig sagte.

„Laß nur sein, mein Junge," tröstete sie Rik, obgleich er gar nicht trostbedürftig war. „Vater ist in letzter Zeit in sehr schlechter Stimmung."

„Ach, er ist ja meistens so," war die wegwerfende Antwort.

Endlich kam der Tag, an dem Ruth zu Lisa Vahren hinüber sollte, um von dort aus mit ihr die Reise anzutreten. Diesmal bot Hinrik seinem Weibe gar nicht an, die Tochter zu begleiten, wie es wohl das natürlichste gewesen wäre. Er war es müde, immer wieder abgewiesen zu werden. Ruth sah es auch viel lieber, daß er mitkam.

Heute empfing Lisa Vahren sie schon vor der Haustür. Sie stand da im hellen Frühlingsglanz, in einem einfachen, grauen Anzug, breitete ihrer Reisegefährtin die Arme entgegen und drückte sie ohne weiteres zärtlich an sich.

Dann wandte sie sich an Hinrik, der schweigsam und ernst dabei stand.

„Sie wissen gar nicht, was für eine Freude Sie mir machen!" sagte sie und gab ihm die Hand dabei.

Er bückte sich über ihre Hand und küßte sie, aber er sprach kein Wort.

Er ließ nicht ausspannen. Aber auf Lisas Bitte fand er sich doch bereit, einen Augenblick einzutreten und bei ihr niederzusitzen.

Ein gefährlicher Zauber liegt in der Luft des Hauses, in der etwas Geliebtes wohnt. Da erscheint alles anders; die unbedeutendsten Dinge gewinnen Bedeutung und stehen in einem verklärten Licht. Die Seele hat die Empfindung, als werde sie immerfort geliebkost von einer unsichtbaren Hand. Was darin aufbegehrt, wird sanft, und was darin schmerzt, wird stille. Und ein Wohlsein kommt über den Menschen, als sei er aus harter Arbeit niedergetan zu einer alle Spannung lösenden Ruhe.

So ging es Hinrik Gehrts.

Alle Düsterheit der letzten Wochen war aus seinem Antlitz, seinem Wesen hinweggelöscht. Ein weicher Schimmer verjüngte und verschönte sein Gesicht. Er plauderte so fröhlich und unbefangen, und das unbedeutendste Wort, das er sprach, gewann Bedeutung durch die Wärme und Innigkeit, mit der es gesagt wurde.

Ruth sah ihren Vater erstaunt an. So hatte sie ihn lange nicht gesehen. So kannte sie ihn nur in seinen besten Stunden.

Die Einsamkeit, in der er lebt, taugt nicht für ihn, dachte sie. Er muß öfter herauskommen, öfter Menschen sehen. Der Reichtum seiner Seele ist ja viel zu groß für seine enge Umgebung. Und die Mutter — das wußte sie ja längst — die gute Mutter — begriff ja den Vater nicht.

Dann hieß es Abschied nehmen.

Hinrik Gehrts war sehr bewegt, als er seine liebe Tochter zum letztenmal für viele Wochen in die Arme schloß. Sie waren noch nie so lange voneinander getrennt gewesen.

„Behüt Dich Gott, mein Kind," sagte er, „und genieße in vollen Zügen diese schöne Zeit — und sei Frau von Vahren eine aufmerksame Gefährtin und Pflegerin."

Als er sich dann zu Lisa umwandte, sah er, daß sie Tränen in den Augen hatte. Er stutzte. Sie wurde rot. Ihre schöne, sichere Ruhe verließ sie. Sie, die einander soviel zu sagen und zu geben hatten, schieden wortlos, mit einem stummen Händedruck.

Und doch war dieser stumme Händedruck ihnen beredter als Worte.

* * *

Die Reise, die Ruth machte, die Abwechslung, die ihr dadurch zuteil wurde, die mancherlei Anregungen und Freuden, die sie genoß, und von denen sie in langen Briefen dankbar und glücklich erzählte, erweckten allerlei Gedanken in Jertas Mutterherzen.

Die Töchter waren nun alle vier erwachsen. Sie konnten ihr Leben nicht dauernd in dieser Einsamkeit verträumen. Sie mußten Welt und Menschen kennen lernen. Sie mußten heiraten oder sonst irgendeine nutzbringende Tätigkeit ergreifen.

Dauernd vier unbeschäftigte, große, gesunde Töchter im Hause, das war für diese selbst ebensowenig befriedigend wie für die Eltern.

Zum erstenmal nach langer Zeit war Hinrik einer Meinung mit ihr in einer wichtigen, die Kinder betreffenden Angelegenheit. Er begriff nicht, daß ihm das nicht schon längst selber eingefallen war. Jerta wechselte mit verschiedenen Verwandten Briefe, die Einladungen zur Folge hatten, denen gern entsprochen wurde. Lies und Gred reisten auf einige Wochen in die Hauptstadt. Alle drei fortzugeben, konnten sich die Eltern nicht entschließen. Sie hatten beide eine unbestimmte Furcht vor dem Alleinsein miteinander. Im Sommer wollten sie dann alle an die See gehen, damit auch Els zu ihrem Recht kam.

Els war entschieden die lebhafteste und lebenslustigste der Schwestern. Sie machte kein Hehl daraus, daß ihr die Einsamkeit der Heimat auf die Dauer furchtbar zu ertragen sein würde. Jung wie sie war, erschien ihr die Ehe als der einzig wahre und erstrebenswerte Beruf der Frau, und es war selbstverständlich, daß sie sobald als möglich heiraten würde.

Hinrik lächelte, wenn sie solche Ansichten äußerte, die Jerta im höchsten Grade unweiblich fand.

„Laß sie doch," sagte er. „Warum soll sie es nicht aussprechen? Im Grunde denkt doch jede so. Und mit Recht. Ich freue mich, daß ihr dies echt weibliche Empfinden so ursprünglich und unverdorben geblieben ist. In unserer Waldeinsamkeit ist kein Nährboden für gekünsteltes Empfinden und falsche Prüderie. Und das ist ein Glück."

Hinriks Stimmung hatte das schwer erschütterte Gleichgewicht wiedergefunden. Sie lebten ganz verträglich und gut zu dreien. Innere Gemeinsamkeit verlangte er nicht mehr — auf die hatte er schon lange verzichtet. Er war stark genug gewesen, um einsam zu sein, durch viele lange, ernste Jahre. Er wollte es bleiben.

Dann kam Ruth nach Hause.

Eines Tages war sie da, verbrannt und gesund, überquellend von lauter großen, schönen, leuchtenden Eindrücken, die eine tiefe Glückesspur in ihre Seele gezeichnet hatten.

Aber das Schönste und Beste von der ganze Reise war doch Lisa Bahren gewesen. Das klang durch alle ihre Erzählungen. Alles, was sie genossen, war ihr durch Lisa Bahrens Gesellschaft geweiht worden. Und die schönsten Genüsse waren die Stunden gewesen, die sie im Gespräch mit ihr oder auch schweigend in sonniger Träumerei an ihrer Seite in der herrlichen, lachenden Natur verlebte. Als sie zum erstenmal ihre Begeisterung für Lisa Bahren unbefangen ausströmen ließ, bemerkte sie plötzlich, daß ihre Mutter auffallend verstummt war; als sie nach ihr hinsah, war Jertas Gesicht scharf und unfreundlich und der Mund zusammengepreßt, als müsse sie böse Worte zurückdrängen.

Von da an vermied es Ruth in Jertas Gegenwart von Lisa Bahren zu sprechen. Aber ihrem Vater gegenüber glaubte sie sich keinen Zwang auferlegen zu müssen.

Sie ging mit ihm durch den Wald. Els war zu Hause geblieben, um mit großen Augen und roten Backen immer wieder und wieder zu hören, was die kürzlich heimgekehrten Schwestern von ihren städtischen Erlebnissen zu erzählen hatten. Auch für Jerta hatten die Berichte von Lies und Gred ein weit größeres Interesse, als die mehr aufs Innerliche gehenden Schilderungen ihrer Ältesten. Rut fühlte das und trat bereitwillig in den Hintergrund. Um so rückhaltloser öffnete sich ihr Herz im ungestörten Beisammensein mit ihrem Vater. Sie hatte immer noch anderes zu erzählen, oder auch immer wieder dasselbe mit immer neuen Worten. Und immer kam sie zuletzt auf Lisa Bahren zurück.

„Sie ist eine wundervolle Frau," sagte sie, mit der Schwärmerei, die junge Mädchen so leicht für reifere Geschlechtsgenossinnen empfinden. „Und wenn Du wüßtest, wie lieb sie Dich hat!" setzte sie impulsiv hinzu.

Hinrik Gehrts spürte einen gewaltigen Ruck in seinem Innern. Äußerlich lächelte er nur und fragte, wie sie denn das äußere.

„Sie spricht von Dir wie von dem allerbesten, klügsten und vornehmsten Menschen. Sowie man nur von Dir sprechen kann, wenn man Dich durch und durch kennt. Ich war oft ganz erstaunt, wie sie Dich kennt."

Hinrik schwieg. Und diesmal lächelte er nicht einmal.

„Wir müßten mehr miteinander verkehren," fuhr Ruth eifrig fort. „Sie ist einsam — und wir sind es auch —"

„Und jeder liebt seine Einsamkeit," unterbrach Hinrik.

Ruth sah fragend zu ihm auf.

„Ich glaube, ein solcher Verkehr würde das, was wir an unserer Einsamkeit lieben, nicht beeinträchtigen. Aber ich verstehe schon —"

„Was verstehst Du kluge kleine Person?" fragte er, seine jähe Unruhe mit einem Scherz bemäntelnd.

„Mutter hat keine Lust zu dem Verkehr, und deshalb wird nichts daraus."

Hinriks Unruhe wuchs. Was machte sich das Kind für Gedanken? Er mußte sie kennen — alle —

„Warum glaubst Du das?" fragte er.

„Mutter liebt Frau von Vahren nicht besonders, wenn sie es auch nicht gerade ausspricht — aber man merkt es doch. Und ich denke mir, das kommt wegen der Jungens."

Hinrik atmete befreit auf, obschon er noch nicht wußte, was sie meinte.

„Mutter empfindet den Unterschied so sehr," fuhr Ruth zutraulich fort. „Und es ist ja auch ein großer Unterschied da. Und das ist ihr schmerzlich. Es ist so natürlich. Sie liebt doch unsern Rik über alles. Und das macht sie wohl ein wenig neidisch — oder traurig — Frau von Vahren gegenüber. Und so kommt eins aus dem andern."

Hinrik Gehrts atmete lang und tief.

„Ruth — wenn Deine Mutter das hörte —"

„O, zu Dir kann ich doch davon sprechen! Ich würde es gewiß zu keinem andern tun. Aber mit Dir ... es gibt überhaupt nichts, wovon ich nicht mit Dir sprechen könnte. — Weißt Du," fuhr sie fort, als Hinrik schwieg, „Mutter tut mir oft so leid. Es muß doch schrecklich sein, ein Kind so zu lieben, das dann nicht so ist, wie man es haben möchte!"

„Ich glaube gar nicht," sagte Hinrik endlich, „daß Mutter ihn anders haben möchte. Sie liebt ihn so wie er ist."

„Ja — aber dann —"

„Und zu ihr ist er ja auch sehr gut," fügte er etwas hastig hinzu.

„Ja, jetzt noch —"

Hinrik wollte sich auf die traurige Möglichkeit, die sie ihm da erschloß, nicht einlassen. Ruth war ein gutes, verständiges Mädchen, und sie würde gewiß auch tapfer sein, wenn es einmal nötig war. Aber zu tief durfte er auf diese Fragen mit ihr nicht eingehen.

Er fuhr zu Lisa Vahren, um sich für alles zu bedanken. Irgendeiner von ihnen mußte das doch tun — und so fiel es wieder ihm zu.

Als er zurückkam, war er sehr still und sah Ruth wiederholt gedankenvoll an.

„Komm' doch mal mit in den Stall," sagte er nach dem Abendessen.

„Die Schwarze hat ein Fohlen; wir wollen es ansehen."

Er ging aber nicht in den Stall, sondern daran vorbei in den Garten. Ruth war erstaunt, fragte aber nicht. Ihr schien, der Vater habe ihr etwas zu sagen. Und das hatte er auch.

„Vor kurzem sagtest Du mir einmal," fing er an, ohne sie dabei anzusehen, „es gebe nichts, worüber Du nicht mit mir sprechen würdest. Nun habe ich heut erfahren, daß Du mir dennoch etwas verschwiegen hast. Etwas sehr Wichtiges sogar."

Ruth sah betroffen auf. Dann wurde sie dunkelrot und schlug die Augen nieder.

Hinrik Gehrts aber fuhr fort: „Frau von Vahren hat mir heute erzählt, es habe während Eurer Reise jemand sein Herz an Dich verloren. Sie meinte, er habe ernste Absichten. Sie glaubte, ihm bei mir das Wort reden zu können, — ja zu müssen. — Weißt Du nichts davon, Ruth?"

„Doch — ich weiß es."

„Nun — und irrt sich Frau von Bahren?"

„Nein — sie irrt sich nicht. Wenigstens darin nicht, daß er ernste Absichten hatte."

„Und warum hast Du nichts davon gesagt, Ruth?"

„Ich glaubte, es sei nicht nötig. Ich hielt es sogar für richtiger, für rücksichtsvoller gegen ihn. Denn ich habe ihm am Tage vor unserer Abreise gesagt, daß er mich vergessen müsse."

„Hat er sich zu Dir ausgesprochen?"

„Ja."

„Und Du hast gemeint, das alles ganz allein und selbständig machen zu können?"

„Ja, weil ich doch ‚nein' sagte. Hätte ich — ja — sagen wollen, so hätte ich es natürlich nicht ohne Deine — ohne Eure Einwilligung getan."

„Und warum hast Du denn ‚nein' gesagt?"

Hinrik Gehrts war auf dem schmalen Wege zwischen den blühenden Jasminhecken stehen geblieben. Der runde Vollmond stand am Himmel, beleuchtete die weißen Blütendolden und warf scharfe Schatten über die Rasenplätze. Kein Lüftchen regte sich. Im Dickicht schlug die Nachtigall, und weit hinten in den Wiesen schrien die Frösche. Es war so recht ein Abend für Verliebte. Aber Ruth wußte nichts von Verliebtheit.

(Fortsetzung folgt.)



Zwei Menschen.

Hans-Kaspar von Starken.

Und die Sonne sank ins glühende Meer.
Und stiller wurde die laute Schar.
Es zog sich langsam und wunderbar
Von Süden herauf der Wolken Heer.
Und Welle um Welle trieb an den Strand.

Zwei Menschen lagen im weißen Sand,
Zwei von denen, die vorher gesungen,
Deren Lied durch des Meers und der Wogen Gewalt
Von Jugend, von Jubel und Lust durchdrungen,
Am Ufer schwellend dahin gehallt.
Jetzt schwiegen sie beide und schauten weit
Hinaus auf der Wogen Unendlichkeit.

Und plötzlich er: „Wie mag es wohl kommen,
Daß all unser Singen und Schwatzen schweigt,
Daß all unsere Fröhlichkeit genommen,
Seit die Sonne sich nicht mehr am Himmel zeigt?"
Und er antwortet selber:
„Es gibt uns das Licht
Doch all unser Leben, doch all unser Glück,
Und schien einen Tag nur die Sonne nicht,
Wer gäb dann die Freude und Kraft uns zurück?
Was wären wir dann? –
Daß die Sonne nicht lacht,
Das ist es, was uns so traurig macht!"

Und langsam entflieht der leuchtende Tag.
Und wieder schweigen die beiden am Meer,
Sie hängen ihren Gedanken nach,
Es wächst die Dunkelheit um sie her.
Und darauf sie: „Was uns traurig macht?
Nicht das Fehlen des Lichts, nicht die düstere Nacht,
Doch wie so nutzlos Wogen um Wogen
Kämpfend gegen das Ufer streiten
Und immer wieder, wie sie gezogen,
Zurück in das Unendliche gleiten:
Das stimmt uns traurig. Der nutzlose Streit
Gegen etwas, das mächtiger, das weit
Mehr leistet, als unsere schwache Kraft
Jemals vermag und jemals schafft.
Dies Wallen der Wogen gegen den Strand
Ist wie das Kämpfen in unsern Herzen
In das wir mit unserer eigenen Hand
Nicht eingreifen können; und die Schmerzen,
Sie heilen erst, wenn die höchste Gewalt
In der Sturmflut durch unsere Seele hallt,
Wenn die Mole schwindet Stück für Stück! –
In den tiefsten Schmerzen das höchste Glück."

Es schwiegen die beiden am Meeresstrand
Und schauten hinaus in die düstere Nacht.
Und Welle um Welle brach sich mit Macht
Brausend im lockeren, losen Sand.



Brautzug. Gemälde von Ludwig Richter. Photographieverlag von F. & O. Brockmanns Nachf., R. Tamme, in Dresden.

Der deutsche Wald in der Kunst.

Von Dr. Oskar Fischel-Berlin.

In der Kunst ist die Geburtsstunde der deutschen Landschaft auch die des deutschen Waldes. Seit im Rücken der heiligen Gestalten der Goldgrund geschwunden ist und ein Stückchen Natur sich hineinwagen darf, verrät sich auch die dem Deutschen angestammte Liebe zum Wald. Bis dahin haben ihn nur die Dichter schildern können; und wie deutlich hört man schon in Wolframs Parzival Waldesrauschen und Vogelsang, die den Knaben nachdenklich machten. Aber seit auch dem Maler erlaubt ist, von allem, was er vor Augen hat, zu erzählen, beginnt der Wald seine Rolle zu spielen. Die heilige Familie bei Martin Schongauer durchzieht auf dem Weg nach Ägypten einen dichten Forst, am Baum rascheln die Eidechsen, Vögel hüpfen in den Zweigen, eine Quelle tropft vom Felsen. Das alles zeugt von dem für das Leben der scheinbar unbelebten Natur sich öffnenden Blick, bis Albrecht Dürer mit der ganzen belebten Welt auch den Wald und sein Wesen erschließt. Am liebsten hat er in den Hintergründen seiner Kupferstiche und Holzschnitte das angebracht, was in der Natur sein Auge entzückte, und wer liebevoll sein Werk Blatt für Blatt durchsieht, wird hier, am schönsten vielleicht in den Holzschnitten des Marienlebens und in Kupferstichen, wie der Satyrfamilie und Adam und Eva, besonders poetische Waldbilder entdecken können, die Dürer wahrhaft verschwenderisch, fast als etwas Nebensächliches mit dreingab. Und gleichwohl sind das alles bestimmte Eindrücke, wie seine zahlreichen Skizzen beweisen: er zeichnete alles, was ihm in den Wurf kam, ohne Berechnung, wo er es würde brauchen können. So ist auch die rasche Federzeichnung entstanden, die das Berliner Kabinett unter seinen Dürerschätzen bewahrt: der Waldbrunnen mit den Eremiten. Im Augenblick, da ihm das Motiv auffiel, muß es auch schon auf dem Zeichenblatt gestanden haben: das Stück Bodenschwellung mit dem Quell, auf dessen Stufen-



Waldweg. Gemälde von A. Altdorfer.


Die beiden Eremiten an der Quelle im Walde. Federzeichnung von Albrecht Dürer.

auf eine stille Waldwiese, die ein Bach durchzieht. Ein Hirsch tritt aus dem Walde um zu trinken.

Auch Cranach hat viel von diesem stillen Waldleben zu erzählen. Sein Natursinn entschädigt sogar oft für seine etwas kümmerlichen Figuren. Ihm ist die liebenswürdigste Verklärung der Einsamkeit in einem Kupferstich gelungen, wo sich zu einer verlassenen Frau die Tiere des Waldes gesellen. Es ist nicht die Genoveva der deutschen Sage, an die man oft gedacht hat. Eine Königstochter hatte sich zum hl. Johannes Chrysostomus, der in der Wüste als Eremit lebte, verirrt und war von ihm verführt worden. Um seine Tat ungeschehen zu machen, stürzte er sie von einem Felsen und legte sich selbst die Buße auf, fortan auf Händen und Füßen zu kriechen; er ahnt nicht, daß er nicht zum Mörder geworden ist. Die Königstochter aber lebt mit ihrem Kinde wie Genoveva von Tieren besucht weiter.

Mit lauter Einzelheiten weiß Cranach nun in uns die Vorstellung der Weltabgeschiedenheit zu wecken und zu nähren: urwüchsig derb und unberührt ist alles in dieser Natur von dem wurzelreichen Waldboden bis zu den Spitzchen der kleinen Tanne — ja der Fasan, der Rehbock und gar der Hirsch mit dem prächtigen Geweih, die sich hier um die friedliche Gruppe zusammengefunden haben. Der jagdfrohe Kurfürst von Sachsen, des Malers gnädiger Herr, dessen Wappen an den kleinen Stämmen hängen, muß seine Freude gehabt haben an diesem künstlerischen Ausputz aus den Jagdgründen seines schönen Landes.

In den grünen Donaubergen um Regensburg streift damals der erste wirkliche Landschaftsmaler umher, der erste, dem die Natur nicht um des Menschen willen da zu sein scheint:

einfassung zwei fromme Väter rasten, der Blick zwischen den sonnigen jungen Bäumchen hinein in den lauschigen Schatten und in die feuchte Höhlung vorn; zur Seite der lichtere Tannenwald — nur mit wenigen Strichen die Stämme, mit einer Strichlage der Schatten angedeutet. Bei Nürnberg im Schmaußenbuch hat er das dem Elisabethbrunnen an der Wartburg ähnliche Motiv gefunden. Mit den zwei ruhenden Eremiten auf den Stufen der Quelle, weckt er in uns wirklich etwas wie Sehnsucht nach diesem stillen Ort.

Es ist ein eigener Reiz, diesen Ansätzen einer Landschaftsmalerei nachzuspüren in einer Zeit, die den Begriff noch kaum kannte und in der die Künstler nur wie instinktiv erzählten von dem, wes das Herz voll war. Damals holt Matthias Grunewald, der größte Meister neben Dürer, aber nur wenigen bekannt, weil seine Werke fast nur in Colmar zu finden sind, für seine Hintergründe Motive aus den waldigen Vogesenschluchten: auf einem Bild, das die heiligen Eremiten Antonius und Paulus schildert, blickt man in die Einöde zwischen bemoosten Felsen und verwetterten Tannen

Albrecht Altdorfer. Er kennt die tiefe Einsamkeit, die er in unserem Bild (auf Seite 153) herausschreitend hinter sich läßt. Dieser Waldausgang, den Birken und Tannen bewachsen, führet ins Freie, und wahrhaft befreiend und erquickend ist die Weite des Blickes über die Kurven des Wegs hin, über die Berge und Baumriesen, die unter dem hohen Himmel fast klein erscheinen; das alles in dem blanken Grün eines Sommernachmittags.

Dieser stolze Anfang einer deutschen Landschaftsmalerei ist auch ihr Ende auf lange Zeit gewesen. Die großen Maler finden keine Nachfolge, ihr Streben hat keine Fortsetzung. Während in den Niederländern von Generation zu Generation die künstlerische Kraft wächst, bis sie alles in der heimischen Natur treu darstellen kann, hat Deutschland kaum einen Maler auf den Plan zu senden. Und doch ist das Naturgefühl in den Besten damals wach gewesen. Hans Sachs weiß im „Krämer mit den Affen“ seinen Wald wohl zu schildern:

. . . . ein Brünnlein er ersach
Ganz silberfarb, klar, frisch und kühl,
Zu dem der Krämer nieder saß
Am Schatten in das grüne Gras
Und seinen Kramkorb von ihm setzt
Und seines Unmüts sich ergetzt.
Tät sich mit diesem Brünnlein laben,
Und gedacht ihm allda zu haben
Ein halbe Stund ein still Ruh,
Hört der Waldvögel Singen zu
Wie sie singen mit heller Stimme . . .

Aber das konnte damals in Deutschland niemand malen; Niederländer mußten es uns sagen, wie im Naturgefühl des XVII. Jahrhunderts unser deutscher Wald aussah.

Ein Hofmaler Kaiser Rudolfs II., Roelant Savery, der zwei Jahre lang in Tirol Studien machte, hat uns in wenigen, aber wirkungsvollen Farben einen köstlichen Weg im Gebirge gezeichnet. Er, der Sohn des Flachlandes, hat das wunderbare Tirol ein wenig als Sammler von Kuriositäten, ein wenig naturgeschichtlich und ganz wie ein Tourist angesehen, und doch sind seine Studien voll von jenem liebevollen Staunen, das den Wanderer vor dieser Natur auf Schritt und Tritt überkommt. Sturmverwehte Tannen stehen zwischen moosigem Gestein geklemmt, die Lärchen steigen mit ihren grünen Spitzen aus der Tiefe und hindern wie ein grünes Gitter den Blick ins Tal, ein riesiger Stamm versperrt den Weg: das alles läßt empfinden, daß man hier hoch über Menschenwohnungen auf dem Kampfplatz der Elemente steht.



Die verlassene Königstochter aus der Legende des h. Chrysostomus. Stich von Lukas Cranach.

Ein halbes Jahrhundert später beherbergt Deutschland einen größeren Gast: Jacob von Ruysdael. Ihn haben die deutschen Eichen angelockt und die sich selbst überlassenen Wälder, in denen Wachstum und Moder so eng nebeneinander bestehen, und deren düstere Schatten dem Unglücklichen vertraut sein mochten.

Der Waldteich, das wundervolle Bild der Berliner Galerie, ist in der Kunst eines der frühesten Beispiele für die Weltflucht, aber auch für tiefe Beseelung der unbelebten Natur.

Zum erstenmal trägt hier ein Künstler seine eigene Empfindung in die unbeseelten Dinge, die er vor Augen hat. Das ging über das Vermögen seines Volks und seiner Zeit hinaus. Was Wunder, daß er nicht „Fortunens Freund gewesen", wie sein Biograph berichtet.

Noch mehr als ein Jahrhundert sollte vergehen, bis Deutschlands Maler seinen Wald wieder entdeckten. Die Niederländer beherrschten die Mode, und wo man Kabinettstücke „im Geschmack" der Niederländer liebte und malte, war der eigene deutsche Wald wohl kaum zu treffen. Das Naturgefühl ist dem Bürger fast abhanden gekommen. Ein faule Spaziergängerstimmung herrscht vor: man „ergeht sich" in Garten und Park, am Flußufer und auf Wiesen. Das Leben im Freien, das Atmen im Wald scheint ganz das Privileg der Vornehmen geworden.

Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft in Berlin.



Waldteich. Gemälde von Jakob von Ruisdael.

Des Jägers seine Lust
Sie ist den großen Herrn bewußt . . .

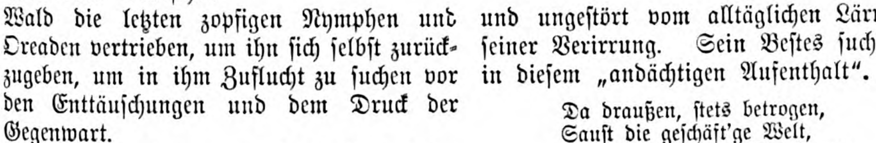
Es ist wohl mehr Lob der edlen Jägerei als des Waldes, wenn im Schloß sich an der Wand als Gobelin, in den Supraporten das Bild des Wildgeheges, der Forst mit seinen Schneisen hinzieht. Oder wenn auf der Rampe am Jagdschloß in Moritzburg die steinernen Piqueure über die Wipfel der Kastanien hinblasen.

Aber so erfrischend aus dieser Zeit das

Lied des Jägers aus Kurpfalz zu uns herüberklingt, es wird doch übertönt von den Waldhörnern und den Liedern der Romantiker.


Bergwald. Zeichnung von R. Savery.

Die Romantik war ja nicht nur Flucht in die Vergangenheit, sie war auch Reaktion der gesunden Sinne gegen Pedanterie und Gelehrsamkeit, der deutschen Rasse gegen das Fremde, auch wenn es vom sonnigen Süden kam — es waren dieselben Lützower Jäger von Eichendorff, die den Feind aus dem Vaterland verjagt und nun aus dem deutschen Wald die letzten zopfigen Nymphen und Oreaden vertrieben, um ihn sich selbst zurückzugeben, um in ihm Zuflucht zu suchen vor den Enttäuschungen und dem Druck der Gegenwart.



Damals hat man das Wort vom „deutschen Wald" gefunden, dem „deutschen Dichterwald". Sein Liebstes weiß man in ihm zu finden, unverhindert vom Zwang und ungestört vom alltäglichen Lärm und seiner Verirrung. Sein Bestes sucht man in diesem „andächtigen Aufenthalt".

Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt,
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, Du grünes Zelt!

Von da klingt in die Verderbnis dieser Zeit das erhebende, „wundersame Läuten"


Waldweg. Radierung von K. Fr. Schinkel.



„Lebe wohl, Du schöner Wald!“ Radierung von J. W. Schirmer. Zu R. Reiniks Liedern eines deutschen Malers.

der versunkenen Kirche, dem Uhland nachgeht. In dieser Natur hat der Sinn für Freiheit seine Erfüllung gefunden. Wie er sich damals Eichendorff, Uhland, Wilhelm Müller offenbarte, so lebte der Wald im Liede bis auf unsere Tage. Und die Maler wanderten und ruhten Arm in Arm mit den Dichtern. Der Friede im Naturreich, die erhabene Stille, die schattende Kühle, das bergende grüne Dach, das Behagen des Ausblicks, das alles ist es, was ihnen zugute kam.

Schinkel, in dessen weiter Phantasie der reiche griechische Tempel neben dem ragenden gotischen Dom Raum fand, schuf die träumerischsten Waldbilder für die Undine als Kulissen. Seine kleine Radierung mit dem Waldweg zeigt, wie er diese Eindrücke gesammelt hat. Er gibt sich hier als Zeitgenossen der „intimen“ Meister von Fontainebleau zu erkennen: Durchblicke wie der auf unserm Bilde Seite 157 wurden sie, besonders Rousseau, nicht müde zu malen.

Die Riesen des Waldes entzünden aber auch in dem ernsten Geschichtsmaler Lessing die Begeisterung. Er fühlt in ihnen die Zeugen großer Ereignisse der Vergangenheit. Man wünschte dem Bildchen (Seite 159) die Dimensionen seiner Geschichtsbilder, die wir heut gern entbehrten. Und doch verrät sich der auf das Wesentliche gerichtete Sinn des Historienmalers, den wir sonst heut nur noch hochachten, nicht mehr wahrhaft lieben können, in der schlichten, wahrhaft monumentalen Zeichnung der Bäume und Felsen. Selbst die Andacht des ritterlichen Paares finden wir selbstverständlich vor diesem wundervollen Baum, der schon lange, ehe das Gnadenbild hing, Generationen zur Ehrfurcht gezwungen haben mag.

Aber niemand hat sich enger in den Kreis der Dichter und ihr empfindungsreiches Leben hineingemalt, als Moritz v. Schwind, der Freund Mörikes, Lachners und Schuberts. Er ist doch von allen Malern der größte Dichter, fast möchte man sagen, er sei unter den Poeten der Romantik einer der größten gewesen.

Mit seinem „Verträumter Junge mit dem Wunderhorn", seiner „Waldkapelle", seinen „Die Nymphen, die den Hirsch tränken" verdient er einen Platz in unsern Herzen neben Schubert und Uhland.

Schwind nahm es übel, wenn man ihn einen Romantiker nannte. Er fühlte sich nicht nur auf Besuch bei der Natur und sah sie nicht wie andere als Zuflucht vor dem Leben an, sondern er war selbst Natur, unzertrennlich von ihr, wie Keller empfand:

Uns beiden ist, dem Land und mir,
So innerlich von Grund aus wohl.

Er fühlt wie seine Figuren im Bilde: Ein langgedehnter Wald, der Weg noch weit, die Kapelle mag mitten darin liegen und zur Rast einladen; nun fühlt man sich weiter gezogen auf dem herrlichen Wege mit den ausgefahrenen und wieder verwachsenen Geleisen. Die lebhafteste Vorstellung triumphiert hier über das richtigste Bild — nie ist Waldfrieden lebendiger zu treffen. Mit allen ungeschickten Büscheln und Sträuchern ist das Bild wahrer als die treueste Schilderung der Wirklichkeit.

Man versteht, daß Schwind sich nicht gern anrufen ließ, wenn er in seinem Element war: er glaubte an Wichtelmännchen und Nixen. Wo die Empfindung so gültig für alle Zeit ist, kann das äußere Kleid nur romantisch sein. Und sieht man bei **Richters** Brautzug vom altdeutschen Kostüm der Brautleute ab, was ist daran in der Empfindung, daß es nicht jeder hingebend Genießende fühlen könnte? Wir sind heut anderes zu sehen gewöhnt, aber das reiche Beieinander der Eindrücke stört hier nicht, sondern aus der Fülle, die sich dem Beschauer ans Herz drängt, ersteht etwas von dem kindlichen Glücksgefühl des Meisters. Alles was Wald ist, hat er hier beisammen. Wie durch ein Tor geht es zwischen zwei frisch ausgeschlagenen Eichen in das lauschige grüne Dunkel, woher von der Lichtung das Glöckchen der Kapelle tönt. Am Waldesrand schweift der Blick den plätschernden Bach



Die tausendjährige Eiche. **Gemälde von Karl Friedrich Lessing im Kaisermuseum zu Posen (Sammlung Raczinsky).**



Die Waldkapelle. **Gemälde von Moritz von Schwind.**

entlang, wo Schäfer und Schäferin ihre Herde grasen lassen, über Fliederbüsche zum Tannengehölz, an dessen Rand das Wild heraustritt. Dahinter hebt sich in blauem Duft aus dem Hügelland aus Büschen die Burg.

Altmeisterlich ist die Art. Auf Schritt und Tritt gibt es Entdeckungen: vom einzelnen Blattstengel bis zum Zweig, vom Ast bis zur Wurzel, wie streckt sich alles voll Saft und Leben nach dem Licht! Das ist nicht der Meister, auf den irgendeine Kunst mitleidig blicken darf, er ist in der Wahrheit der treuesten einer, ist auf seine Art selig geworden, wenn das je einem geglückt ist. —

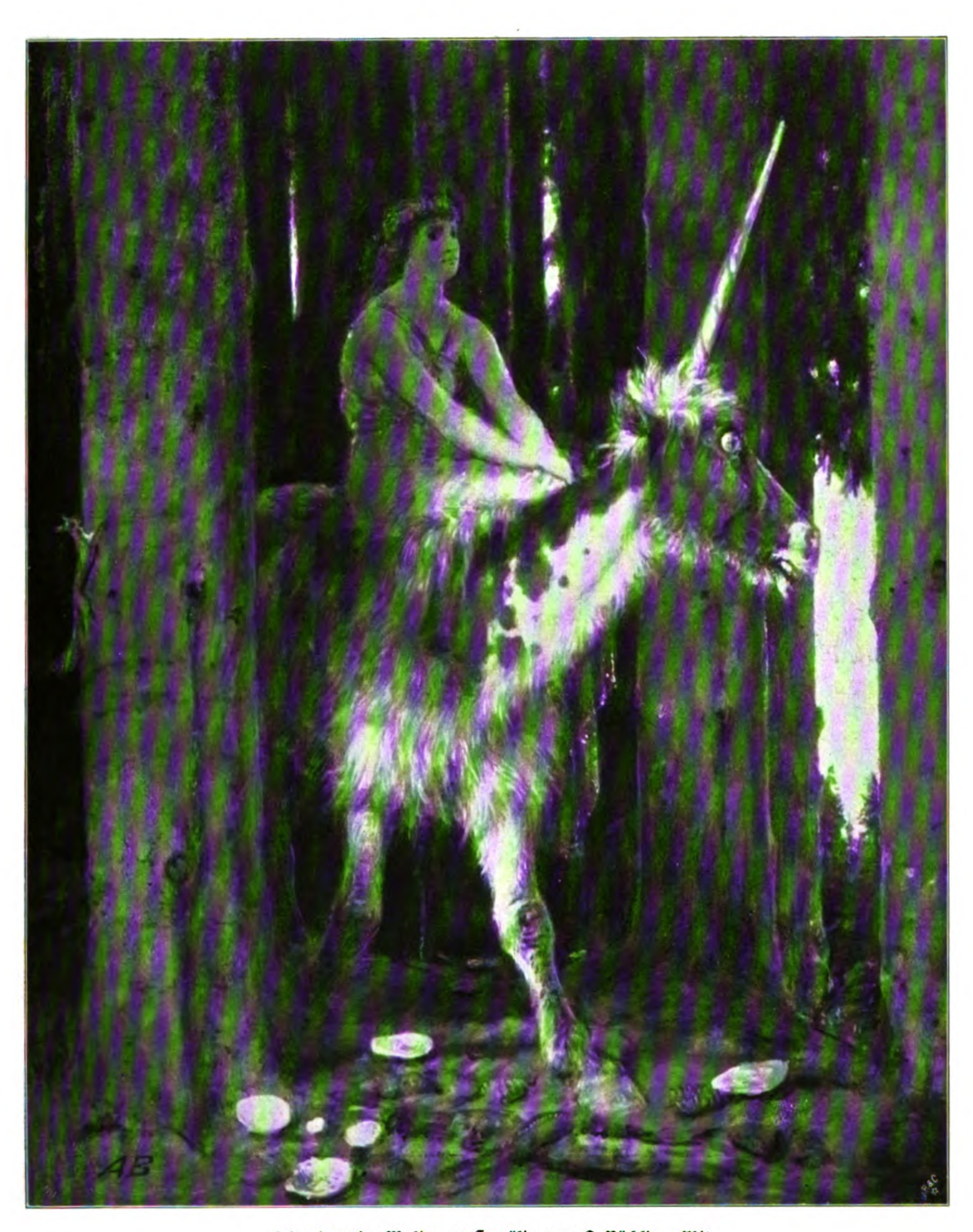
Altmeisterlich! So darf man auch heute noch alle gegen die Natur gewissenhafte und aus warmen Herzen kommende Kunst nennen. Ein Ehrenname ist es! Solche Kunst hat nie ganz aufgehört zu existieren, nur verkannt ist sie oft worden in ihrer Anspruchslosigkeit, wenn die Mode, an der es auch in der Kunst nie gefehlt hat, gar zu prunkend einherging und allzulaut verkündet wurde.

Die sachlich klare und doch liebevolle Art aber, wie die alten Holländer, wie Canaletto und Chodowiecki sie geübt, hat alle Moden überstanden, und an ihr hat sich die Kunst immer weiter neu verjüngt.

Von diesem Schlag war noch Goethe; aber indem er mit dem Erbteil der alten Zeit, den gesunden Sinnen, vor die Natur kam, führte er die Anschauung zu einer Weite und Höhe, auf der er in seiner Generation wenigstens ganz allein stand.

Kein Maler seiner und der folgenden Zeit konnte damals unternehmen, Eindrücke von einer Kraft zu formen wie:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh',



Schweigen im Walde. @ Gemälde von A. Böcklin. Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

In allen Wipfeln
Spürest Du
Kaum einen Hauch,
Die Vögel schweigen im Walde . . .

Der Sinn und die Form eines landschaftlichen Motivs, das rechte Empfinden für Jahreszeit, Tagesstunde, Witterung, kurz alles, was als Stimmung empfunden, ist bei ihm schon vorhanden, als der letzte große Landschafter der alten Kunst, Canaletto, stirbt. Goethe hat für Poesie und Kunst zugleich vorweggenommen, was die Romantik viel später erreichen sollte. Erst in den dreißiger Jahren gewann auch die Malerei die Fähigkeit, sich auf einen Natureindruck so stark zu konzentrieren. Aber dann blieb wieder das Verständnis bei denen aus, die die Bilder genießen sollten.

Erst sechzig Jahre nach seinem Tod hatte man Sinn für ein Bild wie Blechens winterlichen Waldboden. Dieselbe Zeit, die Goethes Harzreise im Winter las, Schuberts Mutterlieder sang, konnte sich an ein mit den Augen wahrnehmbares Bild dieser Stimmung nicht gewöhnen. Ein Wald im Winter, wo ihn die wenigsten Städter kennen, ein Wald, der nicht die Bäume mit Stamm und Krone zeigt, wo der Boden nicht einmal ganz mit Schnee bedeckt ist, nicht so vollkommen wenigstens, wie man es erwartet — das geht ja auch heute noch über das Verständnis der meisten hinaus. Des Malers Auge aber beschäftigen in diesem alles gewohnten Schmuckes beraubten Stückchen Natur vielerlei Dinge: der Waldboden mit seinen Schwellungen und Unebenheiten, auf denen der Schnee haftet, das dürre brüchige Reisig, das zerstreut umherliegt, der Eichenknorren mit den paar welken Blättern, im Hintergrunde der Blick zwischen den Stämmen hindurch in die ruhigen Schatten des Waldes, und das alles schließlich doch nur als die Folie zu dem einsam verendenden Reh, das sich vorn in die Senkung schmiegt. Dabei ist eine Harmonie von feinen braunen Tönen im Fell des Tieres, dem Sandboden und den Stämmen, die in ihrer Monotonie etwas unendlich Stilles hat. Wir müssen empfinden, wie weltabgeschieden das war, was der Künstler hier gefunden hat.

Diese Fähigkeit, seine ganze Empfindung auf ein beschränktes Stück, auf einen Aus-



Verendendes Reh. Gemälde von Karl Ed. Ferd. Blechen.

schnitt der Natur zu konzentrieren, wofür wir den Franzosen das Wort „intim“ entlehnt haben, läßt uns gerade Blechen heute als ganz modern erscheinen. Er fand auch in der sonst zu seiner Zeit nur mit Mitleid genannten märkischen Landschaft Motive von zwingender Größe, weil er sie so sah. Und nicht nur die Wahl dieser Gegenstände ist bei ihm neu, sondern auch der Standpunkt, von dem aus sie gesehen sind.

Hier ist es nicht mehr der Blick des Spaziergängers, der einen Eindruck nach dem anderen registriert, wie bei Richter, oder der schließlich das Erinnerungsbild von seinem freudenreichen Gang malt wie Schwind, sondern das Bild ist verweilend, studierend aufgenommen, wie man es von einem Baumstumpf sitzend oder im Walde am Boden liegend sehen würde.

Aber die Meister, die das, was die heutige Phase der Kunst als ihr eigenstes an sich gern rühmen läßt, schon damals geschaffen haben, blieben vor der Hand ohne Nachfolge; für uns hat es daher doppelt großen Reiz, sie, die weit mehr als ein Menschenalter tot sind, in ihren Werken wieder zu entdecken. Wir leben ja gerade in einer Zeit solcher Ausgrabungen. — Blechen war gleich nach seinem Tod vergessen und wird erst heut wieder bewundert; ebenso kommt auch Waldmüller, der Maler der reizenden Landschaften um Wien, mit all seiner Liebe und seinem Gemüt für die Natur, ja seinem Sinn für die Größe ihrer Form erst jetzt zu gerechter Würdigung.

Wer je das Glück hatte, das Land in Niederösterreich zu durchstreifen, weiß, daß Waldmüller der rechte Maler für dies deutscheste aller deutschen Länder und für diesen rein erhaltenen Volksstamm ist. Liebevoll wie nur bei einem alten Meister und gesund ist die Schilderung, ganz selten auch in der modernen Kunst ist sein Sinn für die Struktur eines Baumes. Elastisch in ihrem Saft beginnen sich die Äste der Buchen zu strecken, die der Frühling mit seinem braunen Schleier umwebt, und an ihrem Fuß finden Kinder schon in hellem Jubel

Aus „Wiener Meister“, Verlag von H. O. Miethke in Wien.

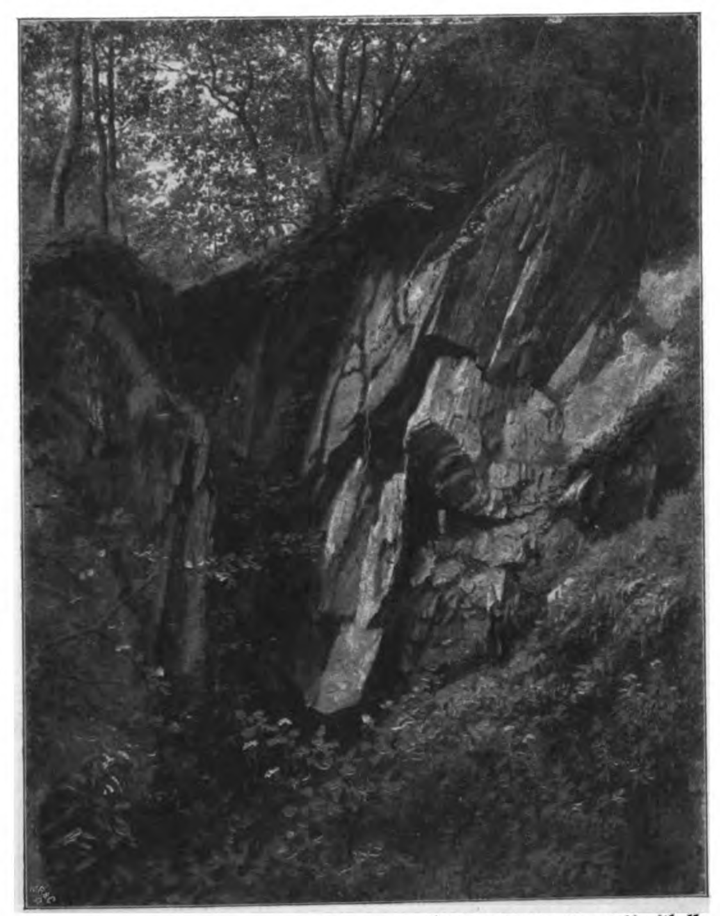


Frühling im Wienerwald. Gemälde von Georg Ferdinand Waldmüller.

die ersten Boten des Frühlings, denen auch der verspätete Schnee nichts mehr anhaben konnte.

So liebenswürdig, so vertraut mutet unser Bild an, so durchaus modern und so selbstverständlich leicht entstanden erscheint es, daß man ganz den großen Ernst vergißt, der hier gewaltet hat und der doch erst heute, vierzig Jahre nach des Künstlers Tode, voll anerkannt wird.

Frei, ja fast willkürlich ist der Ausschnitt gewählt, man möchte glauben, der Künstler habe auf einem Spaziergang hier gerastet und angefangen zu malen, wo er gerade saß. Auch das ist zwar für uns nicht, wohl aber für die Zeit, in der das Bild entstand, neu, daß junger offener Wald und Vorfrühling geschildert ist. Die Romantiker geben die Natur, die sie schildern wollen, immer vollkommen in ihrer Art. Die Modernen dagegen — und Blechen und Waldmüller stehen am Anfang einer Reihe der Heutigen — greifen jeden Augenblick etwas auf, machen dadurch den Blick für die Natur unendlich reich und steigern die Wahl der Motive ins Unermeßliche.



Bergwald. Gemälde von Cornelius Koekkoek. Bremer Kunsthalle.

Ganz in der Perspektive des Ausruhenden hat Koekkoek den Bergwald gesehen, aus dem Schatten des Steinbruchs hinauf in den sonnendurchleuchteten jungen Buchenschlag. Sonst hatte der in den vierziger und fünfziger Jahren sehr beliebte Meister den Ehrgeiz, wie Hobbema zu malen, und wenn seine Bilder wegen ihrer minutiösen und glatten Ausführung zu seiner Zeit viele Freunde fanden, so ist sein Name heute fast sprichwörtlich geworden, um die veraltete porzellanartige Maltechnik zu bezeichnen. Unser Bildchen ist aber so frisch und originell gesehen, daß es hier als ein Beispiel stehen sollte, wie früh das, was wir für modern halten, im XIX. Jahrhundert beginnt: ein Ausschnitt der Natur, so groß wie ihn das Auge gerade fassen kann, und so gewählt, daß der Beschauer auf das blicken muß, was den Maler besonders anzog; dessen Eindruck soll der Beschauer vom Bilde mitnehmen.

So komponiert die moderne Kunst ihre Landschaft. Kein Wunder für das Waldbild, da das grüne Gewirr abhanden kam, das früher den Begriff vom Walde gab. Ein modernes Waldbild zu genießen, ist heut nicht mehr wie bei Richter ein behagliches Schlendern von einem Baum und Strauch zum nächsten, heut ist es wie ein freudiges oder erregtes Stocken: als träte man plötzlich auf einen lichten Raum, wo durch die Kronen der Buchen ein grünes Goldlicht



Der Herthasee im Grunewald bei Berlin. Gemälde von Walter Leistikow.

Dies Eindrucksvolle hat sich bis zum Effekt gesteigert. Unsere rasche Zeit, die den Menschen das Verweilen immer mehr erschwert, macht sich auch in der Auffassung der Natur geltend. Mit einer gewissen Nervosität jagen sich beim Künstler Eindrücke, die er im Flug zu haschen sucht. Das Beschauliche, am Waldbilde so natürlich, wird zum Eindrucksvollen, das Eindrucksvolle zum Auffälligen. Wer, wie die meisten Städter allwöchentlich nur

Stämme und Boden überrieselt und das flimmernde Spiel einen Spiegel im Wasser findet, — oder uns umfängt plötzlich mit starkem Duft der Tannenwald mit dicht aneinandergerückten Kronen, die nur einzelnen Funken des Lichts Durchlaß gewähren.

auf Stunden zu ihm kommt, kennt nur das äußere Bild, nicht das Leben des Waldes. Das findet seinen Ausdruck in manchem modernen Werke. Mutet nicht Leistikows Herthasee mit manchem anderen verglichen wie ein Waldplakat an, das den



Buchenwald. Gemälde von Peter Paul Müller.

(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)



„Wer hat Dich, Du schöner Wald ...“ Zeichnung von R. M. Eichler.

Großstädter da draußen statt Abwechslung eine neue Sensation verspricht? Und doch, wieviel hingebende Studien sind vorausgegangen, um schließlich Naturformen so ausdrucksvoll vereinfachen zu können! Diese Kunst scheint darauf aus zu sein, denen, die selbst keine Zeit haben zu lesen, im großen Umriß etwas wie den Inhalt des gewaltigen Buchs der Natur zu vermitteln; bei andern Malern wieder fühlt man sich erfreut, befriedigt, angeregt, als blättere man beschaulich, um hier und da verweilend einen guten Einfall, vielleicht gar eine Stimmung mitzunehmen. Selten liest man aus einem Bild heraus den ganzen Inhalt des Buchs und kann doch bereichert mit der vollen Vorstellung davon gehen.

Solch ein Werk hat uns Knaus mit seinem Förster geschenkt. Da ist der alte Meister — einer, der zum Glück noch unserer Zeit angehört — auf dem Posten. Lichtprobleme und andere für die Entwicklung der Kunst nützliche Dinge kann er neidlos den Jüngeren überlassen, denn er hat seinen



Tannen-Buchenwald. Gemälde von P. W. Keller-Reutlingen.



Der Förster. Gemälde von Ludwig Knaus.

Platz an der Sonne. Er malt auch was er sieht, aber er sieht mit dem Herzen, und wenn er hier den Wald mit dem Förster bringt, so malte er „seine ganze Liebe mit hinein“, wie Schwind sagte. Da darf man alles vergessen, was wir an der Kunst unserer Tage nicht mehr entbehren können. Dies ist mehr als bloß eine Stelle im Wald; mit dem Förster, der so flott sein Revier durchschreitet und den Rauch des Pfeifchens in den sonnigen Morgen bläst, war es der ganze lustige Wald. All die heiteren Vorstellungen klingen an, die sich mit sonnigem Buchenwald und dem grünen Förster verbinden. Kurz, weil der Förster zum Wald und der Wald zum Förster gehört, gibt dies Bildchen mehr als ein noch so „gut gemalter“ Ausschnitt es vermöchte.

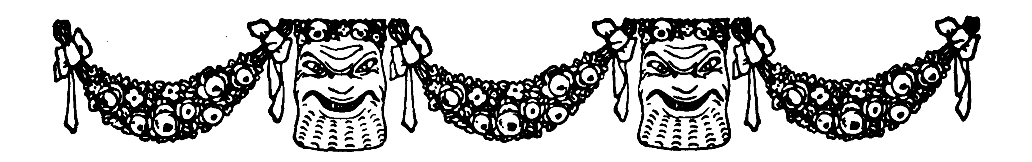
Von den überreichen Bildern, die unsere Dichter uns schenkten, scheint wenig bis heut gemalt. Die Dichtung ist der Malerei weit voraus. Wie viel hat Gottfried Keller, in dem freilich ein Maler nach Ausdruck rang, vom Walde gewußt? Niemand als sein Freund Böcklin hat ihm darin folgen können, vom „kühlen Morgenwehn in den Waldeskronen“ bis zum Sturm in den Eichen:

> Kam es her in mächt'gem Zuge, schwoll es an zu breiten Wogen,
> Hoch sich durch die Lüfte wälzend, kam die Sturmesflut gezogen.
> Einer wilden Meeresbrandung hat das schöne Spiel geglichen;
> Alles Laub war weißlich schimmernd nach Nordwesten hingestrichen.

Das ist die reiche Anschauung, aus der Böcklin das für unser Empfinden berückendste aller Waldbilder schuf: das nie gesehene, schreckhaft stierende Fabeltier zwischen den Stämmen des Hochwaldes!

Wie seltsam und gegen alles Gewohnte ist hier die Wirkung der Natur umschrieben! So ganz der Wald, und vom Wald doch nur fünf Stämme! Das ist neu und ungekannt in der Malerei: uns etwas lebendig in die Vorstellung zu rücken, ohne es zu schildern, ist nur den Dichtern gegeben.

Gegen den Dichter scheint der Maler im Nachteil. Ist er, um den Wald zu schildern, gebunden an das, was er mit dem äußeren Auge sieht? Die uns am tiefsten in den Wald führten, Schwind, Knaus, Böcklin, nahmen wie die Dichter Gestalten zu Hilfe; aber freilich waren sie selber Poeten!



Die Krähen.

Australisches Genrebild von Stefan v. Kotze.

„Oh Jim, sieh doch!" rief sie aus. „Eins — zwei — drei Krähen. Was hat das zu bedeuten?" Und sie zeigte hinauf zum Gipfel des Baumes, wo die schwarzen Propheten in feierlichem Konklave versammelt saßen.

Jim lag ihr zu Füßen, lang ausgestreckt auf dem weichen, elastischen Grase.

„Drei Krähen?" gähnte er, und dann lächelte er verschmitzt, als seine Augen die ihrigen trafen. „Eine Krähe — Todesweh; zwei Krähen — Freude sehen; drei Krähen —"

„Na?" fragte das Mädchen.

„Drei Krähen — baldig ehen!" kam die Antwort, langsam und eindrücklich. Und Jim erblickte unsägliche Dinge.

Ein tiefes Rot brach durch die gebräunte Haut des hübschen Mädchenantlitzes. Doch er sah es nicht; es wurde so schnell fortgewandt.

„Liz!" Er stützte sich auf den Ellenbogen und griff nach ihrer Hand.

„Nun?" klang es zurück von irgendwo hinter einem gewaltigen Fächer von Blättern.

„Du wirst sie doch nicht Lügen strafen?" Er versuchte den grünen Schirm fortzuziehen. „Wirst Du?"

„Laß mich, Jim, laß mich!" Und sie entwand ihm die gefangene Hand.

„Antworte erst!"

„Oh — Jim —" — „Antworte!"

„Nie — nie —"

Im Augenblick war er aufgesprungen; aber Liz war schneller. Sie warf ihm den Blätterstrauß ins Gesicht und floh, behende, purpurn, zitternd, während die Krähen mit lautem Hohngelächter abstrichen — — —

Queensland ist Queensland. Das ist das Lange und Kurze davon. Außerdem ist Queensland meistens Rindenhütte und herumliegende leere Blechbüchsen, eingerahmt von einer Prairie vertrockneten Grases, das vergeblich die felsige Armut des Bodens zu verkleiden sucht; mit zwei lebenden und einem toten Gummibaum im mittleren Hintergrund; das Ganze von einer sengenden Sonne erhellt und in das einsame Schweigen eines entnervten Alters gehüscht, das Freude und Frische überlebt hat.

Jim war nordwärts gezogen und arbeitete auf der Suche nach einer Goldader. Und als er mittags langsam nach Hause gestampft kam, lief ihm seine Frau entgegen, freudestrahlend, mit der prasselnden Bratpfanne in der Hand. „Gefunden, Jim?"

Aber sein Gesicht war Antwort genug.

„Nun, tut nichts, lieber Junge, vielleicht morgen." Sie wollte ihn umarmen, und dann erinnerte sie sich der Bratpfanne und lachte. Und Jim lachte, und Arm in Arm wanderten sie der Hütte zu, gefeit gegen Hitze und Armut und Enttäuschung.

„Und denke Dir, Jim, was ich heute gesehen habe! Du rätst es nicht — zwei Krähen! Sie saßen auf dem Baum dort drüben, oh, ich weiß nicht wie lange, und krächzten ganz freundlich. Erinnerst Du Dich noch, Liebster: eine Krähe — Todesweh; zwei Krähen — Freude sehen?"

„Und drei Krähen — baldig ehen!" rief er lachend. „Was bist Du für ein Dummerchen, Liz! Glaubst Du wirklich, die Krähen hätten etwas zu tun mit unserer Liebe?"

„Aber ganz gewiß doch. Wenn nun —"

„Jedenfalls," unterbrach er sie, „dies hier sind Queensländer, und daher taugen sie nichts. Also kümmere Dich nicht weiter um sie, sondern gib mir etwas zu essen." — — —

Der Zufall ist eine sonderbare Einrichtung. Er ist das äußere, sichtbare Zeichen der Gewalt, die das All regiert. Sie bewegt und lenkt das Ganze; aber ihre Räder sind verborgen, unhörbar, und wir achten ihrer nicht. Nur wenn eine Reihe ihrer Wirkungen einen Zufall hervorbringt, wie Ansammlungen von Elektrizität einen Funkenstrahl, so sehen wir und staunen und verstehen es nicht. Und dieweil wir es nicht verstehen, gehen wir nach Hause und formulieren eine naive Theorie und veröffentlichen sie, glauben an

sie und veranlassen andere Leute, auch daran zu glauben.

Vielleicht liegt die große Macht, die der Aberglaube selbst in aufgeklärten Zeiten über aufgeklärte Geister ausübt, in einer instinktiven Furcht vor der Wahrheit — der Wahrheit, die wir unser ganzes Leben lang bemüht sind, vor unsern entsetzten Augen zu verbergen. Hunderte Male, zu allen Jahreszeiten, hatte das Mädchen jede gegebene Anzahl Krähen gesehen, eins — zwei — drei und mehr, und ihrer nicht geachtet; oder wohl ihre Anwesenheit bemerkt, und dann, da keine Koinzidenz folgte, wieder vergessen. Aber heute — —

Lange vor der gewohnten Stunde kam Jim gelaufen, singend und pfeifend.

„Liz! Liz! Liz!"

Sie stand in der Tür und konnte nicht von der Stelle. Das Glück war gekommen, sie wußte es; aber die Plötzlichkeit überwältigte sie. Und so, als Jim herantrat, sahen sie einander wortlos an. Ihrer beiden Seelen waren hinausgeflogen und schwelgten zusammen in der wundersamen Zukunft.

Ein mißmutiges Krächzen brachte sie zurück.

„Die Krähen, die Krähen! Was sagst Du jetzt, Jim?"

„Hol der Henker die Krähen," brummte der. Aber trotz alledem warf er einen Blick voller Scheu auf die Vögel. „Komm hinein und laß Dir alles erzählen, Kleine. Ich habe die Goldader endlich gefunden!"

* * *

Wellblech verschönt nicht eine Queensland-Landschaft. Tatsächlich bewirkt es, daß sie um zehn Grad heißer aussieht. Aber Eisen ist das Anzeichen des Wohlstandes. Das, und der ferne Takt der Quarzmühle, und die Abwesenheit der leeren Büchsen und zerbrochenen Flaschen bewies, daß es Jim wirklich gut ging. Und dennoch sah die Frau sorgenvoll und bekümmert aus, als sie auf die Veranda trat, um den Nachbar zu begrüßen.

„Nein, Herr Fox, er ist noch nicht zurück. Ich bin so froh, daß Sie hier sind. Ich habe niemand, der mir meinen Pony einholen könnte, und — danke schön, Sie sind sehr freundlich. Sehen Sie, Jim müßte schon lange vom Schacht zurück sein, und er reitet diesen Wildling, den er neulich gekauft — —"

„Nur nicht weinen, meine Liebe!" tröstete der Alte. „In fünf Minuten habe ich Ihren Gaul hier, und dann wollen wir Jim zusammen entgegenreiten."

„Ist sicher am Schacht beschäftigt," bemerkte er dann, als sie miteinander den Weg entlang trabten.

Doch er erhielt keine Antwort. Seine Begleiterin drängte ungeduldig vorwärts, und es kostete ihn allerhand Mühe mitzukommen. Die Straße machte eine scharfe Biegung, dort wo sie über eine niedere, nackte Hügelkette führte, und gerade auf der Kuppe, seine weißen Äste gen Himmel rückend, stand ein abgestorbener Blutholzbaum. Die junge Frau war weit voran, und als sie um die Ecke bogen, riß sie ihr Pferd mit einem so wilden Griff zurück, daß es sich wütend bäumte. Aber sie achtete nicht auf das nervöse Tier, noch auf die Mahnung des alten Mannes. Verworren ihre Hand über die Augen ziehend, stöhnte sie: „Mein Gott, mein Gott!" Und dann wies sie auf den Baum und murmelte, als wolle sie ihre Erregung erklären: „Eine Krähe — Todeswehe!"

Zugleich fiel ihre Peitsche schwer auf die Schulter des Ponys herab, und sie sprengte wie wahnwitzig davon.

Ihr Begleiter blieb zurück, erstaunt — ungewiß, ob er lachen oder fluchen solle. Ja, sicher, da war eine Krähe, die ruhelos, widerwillig von Zweig zu Zweig höher und höher hüpfte, je mehr sich die Reiterin dem Baume näherte, bis sie schließlich mit einem grimmigen Schrei abflog und in engen Kreisen über der Krone des Hügels zirkelte.

Plötzlich packte ein furchtbarer Verdacht den Mann, als er da saß und verblüfft den einsamen Vogel, das Schreckgespenst des Busches, beobachtete. Eine Sekunde noch zögerte er, und dann rannte er seinem alten Pferde die rostigen Sporen in die Rippen und holperte schwerfällig, so schnell der Gaul es schaffte, bergauf.

Die Krähe war verschwunden; aber als er die Kuppe erreichte, sah er den reiterlosen Pony davon galoppieren. Und da, am Fuße des großen Blutholzstammes, auf einem scharfen, granitenen Ausbiß, über dem zerschmetterten Leichnam ihres Gatten, lag die Frau, und ihr schreckliches Schluchzen war der einzige Laut in dem hämischen Schweigen der Todesstätte, die die Hyäne der Lüfte ausgekundschaftet.



Schweden und Norwegen.

Von Dr. ph. Fritz Arnheim.





In einem Junivormittag des Jahres 1892 schlenderte ich aufs Geratewohl durch die Straßen Christianias. Plötzlich blieb ich wie gebannt stehen. An einem offenen Parterrefenster saß ein junges Mädchen und sang mit glockenreiner Stimme eines jener norwegischen Volkslieder, die in zauberischen Tönen die düstere Schönheit der Fjorde und die überwältigende Pracht der Mitternachtssonne schildern. Als der Sang verklungen war, regte sich in mir der Wunsch, ein Exemplar des soeben gehörten Volksliedes in die deutsche Heimat mitzubringen. Sofort begab ich mich daher auf die Suche nach der Kirkegade, wo ich am Abend zuvor eine Musikalienhandlung entdeckt hatte. Aber nun rächte es sich, daß ich meinen Baedeker im Hotel hatte liegen lassen. Ich verirrte mich gründlich. In meiner Not wandte ich mich zu guter Letzt an einen auf der Straße spielenden, etwa zehnjährigen Knaben und richtete an ihn auf Schwedisch, da ich diese Sprache besser als das Norwegische beherrsche, die Bitte, mir den Weg nach der Kirkegade zu zeigen. Doch was geschah? Mit funkelnden Augen und geballten Fäusten trat der Knirps auf mich zu und schleuderte mir mit wutentbrannter Stimme folgende Worte ins Gesicht: „Einem verd .... Schweden gebe ich keine Antwort!"

An dieses Erlebnis in der norwegischen Hauptstadt mußte ich unwillkürlich denken, als ich vor einigen Wochen, Anfang Juni, in der südschwedischen Universitätsstadt Lund weilte. Eine Einladung zum Ersten Nordischen Historikertage hatte mich veranlaßt, wieder einmal meine Schritte gen Norden zu lenken. Daß seit meinem letzten Aufenthalt auf der skandinavischen Halbinsel (1902) das politische Zerwürfnis zwischen den beiden „Brudervölkern" eine erhebliche Verschärfung erfahren hatte, verriet mir bereits die Liste der Kongreßteilnehmer. Von den norwegischen Historikern hatte sich kein einziger eingefunden, und auch von den namhaften Vertretern der dänischen Geschichtswissenschaft fehlten — ein neuer Beweis für die Richtigkeit des Sprichworts: „Cherchez la femme" — alle diejenigen, welche mit Norwegerinnen vermählt oder verschwägert waren.

Unter solchen Umständen war es begreiflich, daß bei den privaten Zusammenkünften während des Kongresses die schwedisch-norwegische Frage einen der beliebtesten Gesprächsstoffe bildete. Niemand verkannte den Ernst der Lage. Niemand leugnete die bedauerliche Tatsache, daß die unionellen Zustände lebhaft an die einer Ehe erinnerten, in der die beiden Gatten von unüberwindlicher Abneigung gegeneinander erfüllt sind. Niemand verschloß sich daher auch der Überzeugung, daß eine Auflösung des bisherigen Unionsverhältnisses, allem Anschein nach, früher oder später, unvermeidlich sein werde. Allein niemand verfiel damals auf den Gedanken, daß eine solche Trennung mittels einer Minister- und Parlamentsverschwörung auf revolutionärem Wege erfolgen könnte. Vielmehr wurde von allen Seiten die Ehrenhaftigkeit des norwegischen Volkscharakters rühmend hervorgehoben und demgemäß die sichere Zuversicht ausgesprochen, daß Norwegen, um in den Genuß der langersehnten politischen Unabhängigkeit zu gelangen, freundschaftliche Unterhandlungen mit dem schwedischen Brudervolke anknüpfen und sich mit ihm gütlich über die Bedingungen für eine Aufhebung der bisherigen Gemeinschaft einigen werde. Die Möglichkeit einer Trennung der beiden Unionsländer noch zu Lebzeiten König Oskars hielt man, um auch dies anzuführen, für völlig ausgeschlossen. Es erschien ganz undenkbar, daß jemand die Fahne des Aufruhrs gegen einen Herrscher erheben könnte, der getreu dem bei seiner Thronbesteigung gewählten Wahlspruche dreiunddreißig Jahre lang „für das Wohl der Brudervölker" unablässig gewirkt und durch seine weise Regententätigkeit wie durch seine edlen Charaktereigenschaften die wohlverdiente Bewunderung von ganz Europa erregt hatte. — — —

Nach dem Gesagten dürfte es für die Leser dieser Zeitschrift ein Leichtes sein, sich meine Überraschung vorzustellen, als mir am 7. Juni, drei Tage nach Schluß des Kongresses, vor dem Grand Hotel in Lund ein Extrablatt in die Hand gedrückt wurde, dessen Inhalt in dürren Worten besagte, daß die Norweger den Unionsvertrag, der sie seit drei Menschenaltern mit dem schwedischen Brudervolke verband, gebrochen hatten.

Mit Bestimmtheit erwartete ich seitens der Bevölkerung sofort einen elementaren Ausbruch des Unwillens über den Überfall Norwegens und über dessen Vorgehen gegen den hochbetagten Unionskönig. Aber nichts davon geschah. Die Ruhe, die auf den Straßen herrschte, hatte geradezu etwas Unheimliches, und wiederholt fragte ich mich: Sind das die Nachkommen jener Männer, die unter Gustav Adolf auf deutschem Boden als „ein Häuflein klein" unverzagt für die evangelischen Glaubensbrüder stritten und litten, die unter Karl XII. den furchtbaren Unbilden des russischen Steppenwinters mit beispiellosem Heldenmute trotzten?! Schon nach einigen Stunden merkte ich indessen, daß das, was ich für Ruhe und Gleichgültigkeit gehalten hatte, in Wahrheit nichts anderes als Betäubung gewesen war. Es erging dem schwedischen Volke am 7. Juni ähnlich wie einem starken Manne, der hinterrücks einen Hieb auf den Kopf erhält. Be-

wußtlos sinkt er nieder. Aber seine zähe Natur überwindet den furchtbaren Schlag, und schon nach kurzer Zeit befindet er sich wieder im Vollbesitz seiner Kräfte.

So erwachten denn auch die Bewohner Lunds allmählich aus ihrer dumpfen Betäubung. Die Revolution der Norweger fand allgemein die schärfste Verurteilung. Besonders aber offenbarte sich überall ein warmes, inniges Mitgefühl mit König Oskar, der an seinem Lebensabend so schwere Unbill von seinen norwegischen Untertanen hatte erleiden müssen. Sichtlich sehnte man eine Gelegenheit herbei, dem angestammten Herrscherhause beweisen zu können, daß das schwedische Volk nach wie vor auf den Ehrentitel der germanischen Treue Anspruch erheben dürfe.

Aus diesen Empfindungen heraus erklärt sich die großartige Kundgebung, deren Augenzeuge ich am 8. Juni war. Wie ein Lauffeuer hatte sich nachmittags in Lund die Kunde verbreitet, daß der schwedische Thronerbe, der als Vertreter seines greisen Vaters an der Vermählungsfeier des deutschen Kronprinzenpaares teilgenommen hatte, binnen wenigen Stunden auf der Heimreise die Stadt berühren werde. Als ich abends den Weg zum Bahnhof antrat, kamen mir unwillkürlich die Anfangsworte aus Goethes „Hermann und Dorothea“ in den Sinn. Die Straßen und Plätze waren wie gekehrt, wie ausgestorben. Alles war hinausgeeilt, um dem Urenkel jenes südfranzösischen Advokatensohnes Jean Baptiste Bernadotte zu huldigen, der vor fast hundert Jahren seinen neuen schwedischen Landsleuten die Gabe der schwedisch-norwegischen Union beschert hatte.

* * *

Am 21. August 1810 war der französische Marschall Bernadotte, der durch eine wunderbare Fügung des Schicksals sich innerhalb weniger Jahre vom einfachen Feldwebel zu den höchsten militärischen und diplomatischen Ehrenstellungen emporgeschwungen hatte, von den schwedischen Reichsständen einstimmig zum Kronprinzen und dereinstigen Nachfolger des kinderlosen Königs Karl XIII., eines Neffen Friedrichs des Großen, erkoren worden. Die Beweggründe, von denen sich die Vertreter des schwedischen Volkes bei ihrer Wahl leiten ließen, sind jetzt kein Geheimnis mehr. Man hoffte damals zuversichtlich, daß Bernadotte, der sich mit der früheren Braut Napoleons, der Marseiller Fabrikantentochter Désirée Clary, vermählt hatte und dessen Schwägerin Julie Clary die Gattin Joseph Bonapartes war, seinen verwandtschaftlichen Einfluß bei dem im Norden vielbewunderten Franzosenkaiser geltend machen werde, um mit dessen Beistande das eben erst infolge eines unglücklichen Krieges an Rußland verlorene Großfürstentum Finnland für Schweden zurückzugewinnen. Allein der neue Kronprinz ließ sich durch die schwedische öffentliche Meinung nicht irreführen. Mit bewundernswürdigem Scharfblick erkannte er sofort, daß die wahre Wohlfahrt des Volkes, dessen Zukunft in seinen Händen ruhte, nicht sowohl eine Wiedervereinigung des Großfürstentums mit dem schwedischen Mutterlande, als vielmehr eine enge Verbindung derjenigen beiden skandinavischen Reiche erheischte, die schon durch ihre geographische Lage gleichsam von der Natur selbst als zueinandergehörig bezeichnet worden waren.

Von einsichtigen Staatsmännern unterstützt, wußte er allmählich immer weitere Kreise der schwedischen Nation von der Richtigkeit seiner eigenen politischen Anschauungen zu überzeugen. In den Jahren 1812 und 1813 schloß er mit Rußland, England und Preußen Geheimverträge, in denen diese Mächte ihren Beistand zur Erwerbung Norwegens zusicherten, wogegen Schweden seine Beteiligung an der antinapoleonischen Koalition versprach. Das Bestreben Bernadottes, im deutschen Befreiungskriege von 1813 in seiner Eigenschaft als Führer der Nordarmee die schwedischen Truppen möglichst zu schonen, findet unter anderem auch in der notwendigen Rücksichtnahme auf den noch bevorstehenden Feldzug zur Eroberung Norwegens eine Erklärung. Einige Wochen nach der Völkerschlacht bei Leipzig trennte er sich zunächst von den Verbündeten und zog nach Holstein, um von Dänemark die Abtretung Norwegens zu erzwingen. Die Siege seiner Armee und die gleichzeitigen diplomatischen Bemühungen der Koalitionsmächte erzielten einen schnellen Erfolg. Bereits am 14. Januar 1814 mußte der Dänenkönig Friedrich VI. im Kieler Frieden allen Rechten und Ansprüchen auf Norwegen entsagen, das fortan der Krone Schweden „als Eigentum zugehören“ und „ein mit Schweden vereinigtes Königreich bilden“ sollte. Gleichzeitig zahlte Schweden, um Dänemark für seinen Gebietsverlust wenigstens einigermaßen zu entschädigen, an dieses Reich eine Million Taler und überließ ihm außerdem seine letzten Besitzungen auf deutschem Boden — Vorpommern und Rügen. Norwegen wurde also ein von Schweden mit schweren Opfern an Geld, Land und Leuten redlich erworbenes Besitztum; eine Tatsache, die zwar von den Norwegern jetzt mit Vorliebe verschwiegen wird, bei einer objektiven historischen Beurteilung der norwegischen Revolution von 1905 aber nicht verschwiegen werden darf.

Hätte Schweden im Januar 1814 an der norwegischen Grenze über ein schlagfertiges Heer verfügt, so würden die Norweger, trotz der unverkennbaren Abneigung aller Bevölkerungsschichten gegen eine Vereinigung mit dem Nachbarlande, zweifellos in der ersten Bestürzung und unter dem Druck der Verhältnisse die Kieler Friedensbestimmungen wie etwas Unabänderliches ruhig hingenommen haben. Statt dessen sah sich die schwedische Regierung jedoch in den ersten Monaten nach dem Friedensschlusse zu einer unfreiwilligen Untätigkeit genötigt, da der größte Teil der Armee unter Bernadotte noch auf dem Festlande weilte. Die Folge hiervon war, daß das anfangs stark gesunkene Selbstvertrauen der Norweger bald von neuem erwachte. Man schwelgte in den Erinnerungen an die siegreichen Grenzfehden der Vorfahren mit dem schwedischen Nachbarvolke. Die feudalen schwedischen Herren, so meinte man, würden es wohlweislich überhaupt nicht wagen, sich den Bergen und Fjorden Norwegens zu nähern. Mit jedem Tage wuchs die antischwedische Bewegung. Alles schien von einem Freiheitstaumel ergriffen zu sein. Die „freien“ Söhne Norwegens scharten sich zusammen, schrieben

die Unabhängigkeit des Vaterlandes auf ihre Fahne und leisteten den Schwur, lieber Gut und Blut zu opfern, als sich unter das Joch der verhaßten fremden Machthaber zu beugen. Die Leitung des Widerstandes übernahm der bisherige dänische Statthalter Prinz Christian Friedrich, — derselbe, der zweiunddreißig Jahre später als Dänenkönig Christian VIII. durch seinen „Offenen Brief" den verhängnisvollen Konflikt mit den schleswig-holsteinischen Herzogtümern heraufbeschwor. Auf sein Geheiß trat im April zu Eidsvold eine „Nationalversammlung" zusammen, die in fliegender Hast aus den damals bekannten Verfassungen Europas und Amerikas ein Staatsgrundgesetz zusammenstoppelte. Am 17. Mai erfolgte die Annahme desselben, sowie gleichzeitig die Wahl des Prinzen zum König. Ein paar Tage später hielt der neue Herrscher Norwegens unter dem begeisterten Jubel der Bevölkerung seinen feierlichen Einzug in Christiana. Alles trug sich mit den kühnsten Hoffnungen für die Zukunft, und viele träumten, wie auch heute, von einem Einfall der damals nur auf dem Papier existierenden norwegischen Armee in die Grenzgebiete Schwedens, um den glühendgehaßten Nachbar mit Waffengewalt zur Anerkennung Norwegens als eines „freien, unabhängigen und unteilbaren Reiches" zu zwingen.

Allein die Norweger hatten ihre Rechnung ohne den Wirt gemacht. Natürlich waren die Schweden keineswegs gewillt, ihre im Kieler Frieden gesetzmäßig erworbenen Rechte auf Norwegen deshalb preiszugeben, weil letzteres seine Unterwerfung verweigert und sich für einen souveränen Staat erklärt hatte. Norwegen war in völkerrechtlich bindenden Formen an Schweden abgetreten worden und das Verhalten seiner Bewohner daher ein Aufruhr gegen die neue schwedische Obrigkeit. In Übereinstimmung mit dieser Auffassung betrachteten denn auch Rußland, England, Preußen und Österreich, welche der Krone Schweden den Besitz Norwegens als eines „integrierenden Bestandteiles" vertragsmäßig gewährleistet hatten, die Norweger damals als „Rebellen". Ein englisches Geschwader blockierte die Küsten Norwegens, und ein russisch-preußisches Korps unter General von Bennigsen marschierte nach Holstein, um nötigenfalls bei einem Kriege gegen Norwegen Verwendung zu finden. Zu um so größerem Ruhme gereicht es der damaligen schwedischen Staatsleitung, daß sie, inmitten der eifrigsten militärischen Vorbereitungen, noch einen letzten Versuch machte, die Norweger zur Besinnung zu bringen. Ende Juli begaben sich, auf Ansuchen Schwedens, Kommissare der vier obenerwähnten Großmächte zu dem „Rebellenkönige" Christian, um durch freundschaftliche Vorstellungen wie auch durch kräftige Drohungen „mit wirksameren Mitteln" eine „schnelle Unterwerfung" Norwegens auf friedlichem Wege anzubahnen. Aber alle ihre Worte verhallten ungehört. Feierlich erklärte Christian, er wolle an der Spitze eines tapferen und treuen Volkes für dessen Freiheit und Unabhängigkeit bis zum letzten Atemzuge kämpfen.

So war denn der Würfel gefallen. Der nunmehr folgende norwegische Feldzug der von Bernadotte befehligten Schweden war im Grunde nichts weiter als eine militärische Promenade. Die Tätigkeit der mangelhaft ausgerüsteten und kläglich geführten norwegischen Streitkräfte bestand, abgesehen von einzelnen schüchternen lokalen Offensivversuchen, in einem ununterbrochenen, bisweilen sogar fluchtähnlichen Zurückweichen. Bereits Mitte August war die Hauptarmee am rechten Glommenufer in eine Falle geraten, aus der es kein Entrinnen gab. Es macht daher auch einen geradezu komischen Eindruck, wenn man norwegischerseits — so noch jüngst in einer von historischen Entstellungen förmlich wimmelnden Broschüre des berühmten Polarforschers Frithjof Nansen — die Schweden als die wahren Besiegten von 1814 hinzustellen sucht, indem man „weit mehr von Operationen und Kämpfen berichtet, die gar nicht stattgefunden haben, aber strategisch möglich oder ratsam gewesen wären, als von dem, was wirklich vorgefallen ist".

Die Konvention von Moß, die am 14. August dem Kriege nach kaum vierzehntägiger Dauer ein Ende machte, stellt sich als ein politischer Schachzug Bernadottes dar. Sie enthielt Bestimmungen, wie sie wohl niemals zuvor ein siegreicher Herrscher seinen besiegten „aufrührerischen Untertanen" gewährt hatte. Zwar mußte sich der „rebellische Dreimonatskönig" Christian zu einer sofortigen bedingungslosen Thronentsagung verstehen. Aber gleichzeitig wurde Norwegen, das bisher staatsrechtlich nur die Stellnug eines schwedischen Vasallenstaates eingenommen hatte, der Rang eines selbständigen Reiches innerhalb einer schwedisch-norwegischen Union zugesichert. Daß diese edelmütige Handlungsweise des Kronprinzen bei vielen seiner Zeitgenossen lebhaftes Bedenken erregte, kann kaum überraschen. „Den Norwegern wären noch einige militärische Lektionen notwendig gewesen," heißt es sehr bezeichnend in dem Tagebuche eines damaligen schwedischen Generals; „möchten wir eines Tages unsere Milde nicht zu bereuen haben."

Die Errichtung des schwedisch-norwegischen Unionsgebäudes, dessen Fundamente durch die Konvention von Moß gelegt worden waren, ging schnell vonstatten. Zunächst galt es, für die Norweger ein neues Staatsgrundgesetz zu schaffen, das den unionellen Bedürfnissen angepaßt war. Als Vorlage diente hierbei die schon früher erwähnte Eidsvolder Verfassung vom 17. Mai. Sie wurde von schwedischen Regierungskommissaren einer Nachprüfung unterzogen, einiges unverändert genehmigt, anderes gestrichen oder abgeändert, einzelnes auch hinzugefügt. Auf solche Weise entstand das norwegische Grundgesetz vom 4. November 1814, dessen § 1 bis zur Revolution vom 7. Juni des gegenwärtigen Jahres folgendermaßen begann: „Das Königreich Norwegen ist ein freies, selbständiges, unteilbares und unveräußerliches Reich, vereinigt mit Schweden unter einem Könige."

Da sich in dem norwegischen Grundgesetz vom 4. November zahlreiche unionsrechtliche Bestimmungen befanden, die teils der verfassungsmäßigen Zustimmung der schwedischen Volksvertretung bedurften, teils deren Mitwirkung bei ihrem weiteren Ausbau erforderten, wurde der schwedische Reichstag 1815 zu einer außerordentlichen

Tagung einberufen. Seine Beschlüsse gipfelten in der Reichsakte vom 6. August 1815: einem neuen, auf einem Kompromiß mit dem norwegischen Storthing beruhenden Unionsvertrage, der einen Teil der für die Union gültigen Rechtsbestimmungen enthielt und gleichsam einen Nachtrag zu dem norwegischen Grundgesetz vom 4. November 1814 bildete.

* * *

Die hier flüchtig skizzierten Begebenheiten von 1814 und 1815 sind für die Zukunft der schwedisch-norwegischen Union von verhängnisvoller Bedeutung gewesen. Allerdings war es dem Baumeister Bernadotte gelungen, das von ihm entworfene schwedisch-norwegische Unionsgebäude binnen wenigen Monaten unter Dach und Fach zu bringen. Allein wie teuer war dieses Resultat erkauft worden! Um die hohen Lohnforderungen der mit einem Streik drohenden norwegischen Mitarbeiter befriedigen zu können, hatte man schlechtes Baumaterial verwenden müssen, so daß das neue Haus, das äußerlich einen so stattlichen Eindruck machte, bei jedem kräftigen Windstoße in allen seinen Fugen zitterte. Sollte es seinen neuen schwedischen und norwegischen Bewohnern einen wirklich behaglichen Aufenthalt bieten, so mußten mithin sobald als möglich seine dünnen Wände durch festgefügte Steinmauern, seine morschen Balken durch starke eiserne Träger ersetzt werden. Alles dieses ließ sich aber nur dann verwirklichen, wenn diese Bewohner vorübergehend auf manche häusliche Bequemlichkeiten verzichteten, den Architekten und Bauarbeitern freien Zutritt zu ihren Wohnräumen gewährten und vor allem selber die zum Umbau erforderlichen Geldmittel aufbrachten.

Zu einer solchen Opferwilligkeit haben sich jedoch die Norweger seit 1815 niemals verstehen wollen. Zwar hatten sie gegen die großen wirtschaftlichen Vorteile, die ihnen der Aufenthalt in dem Unionsgebäude einbrachte, nicht das mindeste einzuwenden. Allein die Architekten (Unionskönige) und Handwerker (das schwedische Volk), die bescheiden um die Erlaubnis baten, wenigstens die dringendsten Reparaturen vornehmen zu dürfen, fanden bei ihnen nur geringes Entgegenkommen. Bald erklärte man, die ganze Wohnung sei in vortrefflichem Zustande, bald wiederum, die Ausbesserungskosten müßten sämtlich von den Einlaßbegehrenden übernommen werden, da deren Vorgänger ja die alleinige Schuld an der mangelhaften Beschaffenheit des ganzen Baus trugen.

Das ist in wenigen Worten die Geschichte der schwedisch-norwegischen Union. Sie besteht in einer fast ununterbrochenen Kette von unionellen Mißverständnissen und Reibereien, die in allererster Linie zweifellos auf den unseligen Kardinalfehler des sonst so tüchtigen norwegischen Volkes — eine fast krankhafte nationale Empfindlichkeit und Reizbarkeit — zurückzuführen sind. Der Umstand, daß das neue Vereinigungsband, das die beiden skandinavischen Reiche umschlungen hielt, weit mehr dem Waffenglück der Schweden als einem freiwilligen Beschlusse der Norweger seine Entstehung verdankte, machte die Union selbst von vornherein der unterlegenen Partei verdächtig, wenn nicht gar verhaßt. Mit einem Gemisch von Furcht und Neid blickten die norwegischen Bauern zu dem siegreichen Nachbarvolke hinüber, das eine mehr als doppelt so große Bevölkerungszahl, eine blühende Industrie und Landwirtschaft, wohlgeordnete Staatsfinanzen, eine mit unauslöschlichen Lettern in der Weltgeschichte verzeichnete Vergangenheit und — seinem aristokratischen Nationalcharakter entsprechend — feine und liebenswürdige Lebensformen besaß. Argwöhnisch witterte man in jedem schwedischen Vorschlage, der eine Weiterführung des Unionsgedankens bezweckte, heimliche Oberhoheitsgelüste. Hartnäckig sträubte man sich gegen jede Abänderung der unionellen Bestimmungen von 1814 und 1815, zumal diese ja, vermöge ihrer Unklarheit und Vieldeutigkeit, eine treffliche Handhabe boten, um vor Europa die dankbare Rolle der gekränkten Unschuld zu spielen. Allein auch die Schweden sind an der bedauerlichen Entwicklung der Dinge innerhalb der Union keineswegs unschuldig gewesen. Zum Teil aus blinder Vertrauensseligkeit, zum Teil aus träger Bequemlichkeit sagten sie zu allem, was die Norweger begehrten, schließlich Ja und Amen, ohne zu bedenken, daß das Selbstgefühl einer jungen, aufstrebenden und hochbegabten Nation, die nach vielhundertjähriger provinzialer Abhängigkeit plötzlich das kostbare Gut der Freiheit und Selbständigkeit innerhalb einer Union erlangt hatte, aufs höchste gesteigert werden mußte, wenn man, um des lieben Friedens willen, jede ihrer Forderungen anstandslos bewilligte.

Der erste Abschnitt der schwedisch-norwegischen Unionsgeschichte umfaßt die Kinderjahre des 1815 neugeschaffenen „freien und selbständigen" Königreiches Norwegen. Er wird besonders dadurch gekennzeichnet, daß während dieser Zeit die auf dem Unionskontrakt beruhende Vorzugsstellung Schwedens innerhalb der Union so gut wie unverändert bestehen bleibt. Schweden ist der Vormund, Norwegen das Mündel. In der norwegischen Hauptstadt residiert (bis 1829) ein schwedischer Statthalter als Stellvertreter des Unionskönigs. In gemeinschaftlichen schwedisch-norwegischen Kommissionen führt stets ein Schwede den Vorsitz. In den Ministerien wie in der Volksvertretung, dem Storthing, besteht die überwiegende Mehrheit aus Beamten, die in den Traditionen der dänischen absoluten Monarchie aufgewachsen sind und den Begriff einer zielbewußten Opposition gegen die Königsmacht überhaupt nicht kennen. Auch die äußeren Unionssymbole — Flagge, Wappen und Königstitel — lassen den untergeordneteren Rang Norwegens scharf hervortreten. Ein starker Nationalstolz ist zwar bereits vorhanden, äußert sich aber zumeist nur in kindlichen Demonstrationen und verhindert zum mindesten nicht, daß man beispielsweise, um die norwegischen Segelschiffe im Mittelländischen Meere gegen die Überfälle der nordafrikanischen Seeräuber zu sichern, zu der von den Barbareskenstaaten vertragsmäßig geschützten schwedischen oder unionellen Flagge seine Zuflucht nimmt. Auch bei diplomatischen Verwicklungen mit dem Auslande, so bei dem Konflikte mit Dänemark wegen des norwegischen Anteils an der alten dänischen Staatsschuld (1816 bis 1819), und bei einem durch

englische Schmuggler hervorgerufenen Zwischenfalle mit Großbritannien (1819), appelliert man im Bewußtsein der eigenen Ohnmacht an den Beistand des Unionskönigs und des schwedischen Brudervolkes.

Dieser Zustand der Dinge ändert sich jedoch, nachdem das norwegische Reich das Mündigkeitsalter erreicht hat. Unter dem Schutze der Union inzwischen wirtschaftlich und politisch erstarkt, fühlen sich die Norweger nunmehr in ihrer Nationalehre durch Schwedens leitende Stellung innerhalb der Union tief gekränkt und verlangen durch ihre parlamentarischen Vertreter dringend gesetzgeberische Reformen auf der Basis einer völligen Gleichstellung mit Schweden in allen unionellen Rechten. Die Folge hiervon ist die Bewilligung einer Reihe von Zugeständnissen seitens des Unionskönigtums. So ergeht z. B., obwohl die Leitung der auswärtigen Unionspolitik durch Schweden unionsrechtlich festgelegt ist, im Jahre 1835 die Verfügung, daß künftig bei der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten auch ein Mitglied des norwegischen Staatsministeriums anwesend sein solle. So wird ferner 1836 der norwegische Statthalterposten mit einem Einheimischen besetzt, 1844 Norwegen bezüglich der äußeren Symbole auf die gleiche Rangstufe mit Schweden gestellt und 1847 die langjährige Sehnsucht der norwegischen Demokratie nach einem besonderen norwegischen Ehrenzeichen durch Stiftung des Olaf-Ordens gestillt. Vor allem aber erfolgt 1839 die Einberufung eines aus je vier Schweden und Norwegern bestehenden Unionskomitees zum Zweck einer allgemeinen Revision der bisherigen Unionsverfassung.

Der von dieser Kommission Ende 1844 fertiggestellte Entwurf zu einer neuen Unionsakte gehört zu den wenigen Lichtpunkten der schwedisch-norwegischen Unionsgeschichte. Obwohl in mancher Hinsicht unzweifelhaft der Verbesserung bedürftig, bezeichnete er dennoch einen sehr erheblichen Fortschritt im Vergleich mit den früheren Unionsbestimmungen, da er den Unionsgedanken weiterzuentwickeln und das unionelle Gleichheitsprinzip nicht nur in den Rechten, sondern auch in den Pflichten durchzuführen suchte. Hiermit hatte er sich freilich von vornherein selbst sein Todesurteil gesprochen. Denn das unionspolitische Ziel, auf das die Norweger hinarbeiteten, war schon damals nicht sowohl eine Stärkung als vielmehr eine Lockerung des Vereinigungsbandes, nicht sowohl die Übernahme neuer Verpflichtungen, als vielmehr die Erlangung neuer Vergünstigungen.

Was der stille Fleiß der Juristen trotz jahrelanger Arbeit nicht zu erzielen vermocht hätte, das brachte der rollende Donner der Kanonen leicht und schnell zustande. Die kriegerischen Ereignisse, die sich seit 1848 südlich und östlich von der skandinavischen Halbinsel abspielten, führten eine sichtbare Annäherung zwischen den beiden Brudervölkern herbei. Schwedische und norwegische Truppen hielten 1849 und 1850 gemeinschaftlich Nordschleswig besetzt, schwedische und norwegische Kriegsschiffe kreuzten 1854 vereint in der Ostsee zum Schutze der unionellen Neutralität während des Krimkrieges. Mit einem Worte: die Union, die vier Jahrzehnte hindurch ein so kümmerliches Dasein gefristet hatte, schien jetzt endlich einer hoffnungsvollen Zukunft entgegenzugehen. Allein schon nach kurzer Zeit stellte es sich leider heraus, daß die unionelle Begeisterung der Norweger nur ein Strohfeuer gewesen war. Mit dem Erlaß einer neuen Konsulatsordnung, die Norwegen auf dem Gebiete des Konsulatswesens eine fast vollkommene Gleichstellung mit Schweden gewährte, waren sie allerdings 1858 durchaus einverstanden. Als es sich indessen 1857 um eine Abänderung der für Schweden höchst ungünstigen unionellen Zollübereinkunft von 1825, um eine Ordnung der unionellen Strafrechtsverhältnisse und eine Neuregelung der unionellen Verteidigungskraft handelte, stellte sich das Storthing, im Gegensatze zu dem schwedischen Reichstag, auf einen streng ablehnenden Standpunkt. Ja noch mehr! Durch den Ende 1859 gefaßten Beschluß, den norwegischen Statthalterposten abzuschaffen, geriet es mit der schwedischen Volksvertretung in einen scharfen, politischen wie staatsrechtlichen Konflikt, der zeitweise in eine schwere Unionskrise zu entarten drohte, Anfang 1862 aber, dank der geschickten Vermittelung des Unionskönigtums, mit einer Art Waffenstillstand endigte, indem die Erledigung der Streitfrage bis zu einer künftigen allgemeinen Revision der Unionsverfassung vertagt wurde.

Wenn die Inangriffnahme einer solchen Revision schon drei Jahre später erfolgen konnte, so war dies in allererster Linie dem deutsch-dänischen Kriege von 1864 zu verdanken, dessen Ausgang einen tiefen Eindruck auf beide Unionsvölker gemacht und dem Geiste brüderlichen Entgegenkommens wenigstens bei einem Teile der norwegischen Nation Eingang verschafft hatte. Der Entwurf zu einer neuen „Vereinigungsakte“, der Mitte 1867 aus den Beratungen eines Anfang 1865 ernannten großen Unionskomitees hervorging, unterschied sich von dem des Jahres 1844 in unerfreulicher Weise namentlich insofern, als er im allgemeinen nur eine Durchführung des Gleichheitsprinzips innerhalb des schon bestehenden Gemeinsamkeitsgebietes, sowie eine Beseitigung der schlimmsten formalen Mängel der Reichsakte von 1815 erstrebte, auf eine konsequente Weiterentwicklung des Unionsgedankens dagegen verzichtete. Trotz alledem enthielt auch er manchen fruchtbaren und gesunden Gedanken, so daß seine Annahme unzweifelhaft beiden Unionsländern zum Heil und Segen gereicht haben würde. Allein das unbesiegbare Mißtrauen gegen angebliche schwedische Oberhoheitsgelüste, die alteingewurzelte Abneigung gegen eine Stärkung des Unionsbandes, sowie der leidenschaftliche nationale Unabhängigkeitsdrang feierten abermals in Norwegen einen glänzenden Triumph. Am 17. April 1871 fiel der Entwurf im Storthing mit der erdrückenden Mehrheit von 92 gegen 17 Stimmen.

Am 18. September 1872 bestieg König Oskar II. den Thron. Seine Regierung begann unter keineswegs ungünstigen Auspizien. Durch die Abschaffung des norwegischen Statthalterpostens (1873) wurde eine langjährige unionelle Streitfrage endgültig aus dem Wege geräumt,

während anderseits bald darauf Schweden durch einen zeitgemäßen, auf dem Prinzip der Zollfreiheit beruhenden Handelsvertrag mit Norwegen (1874), sowie durch die skandinavische Münzkonvention von 1875 vorübergehend einige wirtschaftliche Vorteile erlangte. Aber diese unionelle Waffenruhe war nur von kurzer Dauer. In Norwegen entbrannte nunmehr zwischen der konservativen Staatsmacht und der radikalen Storthingmehrheit ein heftiger Verfassungskampf, der sich allmählich zu dem bekannten Streite über das absolute Vetorecht des Königs zuspitzte und 1884 zu einer Kapitulation der Staatsmacht führte, indem der gefährlichste Gegner der Union, Johann Sverdrup, als Ministerpräsident an die Spitze eines radikalen Kabinetts treten durfte.

Dieser Sieg des Parlamentarismus in Norwegen sollte für die Zukunft der Union von unheilvoller Bedeutung werden. Die Drohung Sverdrups aus dem Jahre 1871, daß Norwegen dereinst „die Sache in seine eigene Hand nehmen" werde, wurde jetzt in die Tat umgesetzt. Die politische Losung der norwegischen Volksvertretung lautete fortan nicht mehr Lockerung, sondern Zerreißung des Vereinigungsbandes. Zuerst entzog man der unionellen Wehrkraft zwei Drittel der norwegischen Heeresmacht (1885), bald darauf veranlaßte man die Aufhebung der unionsrechtlich festgelegten norwegischen Vizekönigswürde (1891) und zu guter Letzt sogar die Beseitigung des Unionszeichens aus der norwegischen Handelsflagge (1899).

Auf solche Weise glückte es den Norwegern, das schwedisch-norwegische Unionsgebäude binnen wenigen Jahren völlig zu unterminieren, indem man aus seinen ohnehin schon so dünnen Wänden einen Stein nach dem andern herausbrach. Nur ein einziger Querbalken — die staatsrechtliche Einheit der Union dem Auslande gegenüber — hielt schließlich die Mauern noch zusammen. Wurde auch diese letzte Stütze zerschmettert, so mußte der ganze Bau unfehlbar sofort einstürzen.

Allein jetzt, wo es sich um das Sein oder Nichtsein der so teuer erkauften Union handelte, erwachte der schwedische Löwe endlich aus seinem langen, trägen Schlummer. Die vom Storthing seit 1891 wiederholt stürmisch erhobene Forderung, daß die bisherige konsulare und diplomatische Gemeinsamkeit aufgehoben, sowie außerdem ein besonderer norwegischer Minister des Auswärtigen neugeschaffen werden solle, wurde vom schwedischen Reichstage als mit dem Fortbestande der Union unvereinbar bezeichnet und demgemäß nachdrücklich zurückgewiesen. Doch erklärte man schwedischerseits gleichzeitig seine Geneigtheit zu einer umfassenden Revision der gesamten Unionsverfassung im Sinne einer völligen Gleichstellung der beiden Länder auch auf dem Gebiete der auswärtigen Politik.

Nach einer vierjährigen schweren Unionskrisis, bei der norwegischerseits einmal (1892) sogar ein Minister- und Parlamentsstreik inszeniert wurde, gelang es der schwedischen Volksvertretung in der Tat, das Storthing zum Einlenken zu bringen und die Einberufung eines neuen großen Unionskomitees durchzusetzen. Aber die Beratungen dieser Kommission endigten Anfang 1898 mit einem kläglichen Fiasko. Im Unterschied zu 1844 und 1867 kam diesmal überhaupt kein gemeinsamer Beschluß zustande. Trotz der Geneigtheit Schwedens, den unionsrechtlich bisher nur für einen Schweden zugänglichen auswärtigen Ministerposten unter gewissen Bedingungen in ein unionelles, also auch für Norweger zugängliches Amt zu verwandeln, erwies sich jede Verständigung als unmöglich, da man norwegischerseits zwar neue Rechte für sich beanspruchte, neue Pflichten aber unter keiner Bedingung übernehmen wollte.

Eine gefahrdrohende Gewitterschwüle lagerte somit über der skandinavischen Halbinsel, als das neue Jahrhundert anbrach. Da erhob sich plötzlich von Osten her ein kräftiger Wind, der das finstere Gewölk schnell hinwegfegte. Unter dem Eindruck der Russifizierungsmaßregeln in dem stammverwandten Großfürstentum Finnland regten sich nämlich bei einem Teile der norwegischen Nation abermals ein freundschaftlicheres Gefühl für das schwedische Brudervolk und der Wunsch nach einem festeren Zusammenschluß zur Verteidigung der gemeinsamen Kultur gegen einen etwaigen Ansturm des Panslawismus. In Übereinstimmung hiermit bildete sich aus den Konservativen und einem Teile der bisherigen radikalen Regierungsanhänger eine „Sammlungspartei", die eine friedliche Lösung der Konsulatsfrage durch freundschaftliche Verhandlungen mit Schweden erstrebte. Der allgemeine Zeitgeist in Norwegen war dieser neuen Richtung günstig. Bei den Storthingswahlen im Herbst 1903 trug sie über die ultraradikale Regierungspartei, die für eine sofortige Errichtung besonderer norwegischer Konsulate sowie für vorbereitende Schritte zur Schaffung eines eigenen norwegischen auswärtigen Ministeriums eintrat, einen glänzenden Sieg davon, so daß das radikale Kabinett Blehr seinen Abschied nehmen mußte.

Fast hatte es den Anschein, als habe mit dem an seine Stelle tretenden Koalitionsministerium, an dessen Spitze der Jurist Hagerup und Sigurd Ibsen (ein Sohn des Dichters) standen, das goldene Zeitalter seinen Einzug in die Union gehalten. Die Norweger fühlten sich durch die Stiftung eines nur für Fürstlichkeiten bestimmten Ordens, des Löwenordens, in ihrem Nationalstolze sichtlich geschmeichelt, der Meinungsaustausch zwischen beiden Ländern über die Vorbedingungen für die Einführung eines teilweise getrennten Konsularsystems vollzog sich in den höflichsten Formen, und die Versuche der Ultraradikalen, das unionelle Einvernehmen zu stören, blieben zunächst erfolglos. Als jedoch der Verlauf des russisch-japanischen Krieges die russische Gefahr für Skandinavien in immer weitere Ferne rückte, kühlte sich die unionelle Begeisterung des norwegischen Volkes allmählich bedeutend ab. Seine nationale Empfindlichkeit äußerte sich bald von neuem bei den geringfügigsten Anlässen. Ja, es kam sogar dahin, daß die anfangs so aussichtsvollen unionellen Konsulatsverhandlungen im Februar 1905 völlig strandeten, da Norwegen jedes, die Union sichernde Zusammenwirken zwischen den geplanten Sonderkonsuln und der gemeinsamen Diplomatie rundweg ablehnte.

Mit dem Rücktritt Hagerups und Ibsens (Anfang März) hatten die unversöhnlichen Gegner des Unionsgedankens endgültig in Norwegen das Spiel gewonnen. Unter der Führung des neuen Ministerpräsidenten Michelsen kam nunmehr eine Art von Minister- und Parlamentsverschwörung gegen den Unionskönig und das schwedische Brudervolk zustande. Man wußte binnen wenigen Wochen die norwegischen Volksmassen gegen das Nachbarland aufzuregen, die Soldaten und Offiziere zum Ungehorsam gegen ihren obersten Kriegsherrn zu verleiten, die öffentliche Meinung in Europa zugunsten der von Schweden „unterdrückten und geknechteten" Norweger zu beeinflussen sowie — to last but not to least — sich im Auslande eine Kriegsanleihe von 45 Millionen Reichsmark zu verschaffen.

Noch am 25. April hatte man norwegischerseits erklärt, daß man zwar der vom Kronprinz-Regenten kurz zuvor gewünschten Wiederaufnahme von Verhandlungen über die schwebenden unionellen Streitfragen nicht zustimmen könne, anderseits aber eine Auflösung der Union keinesfalls versuchen werde. Allein schon nach einem Monat wurde die Maske abgeworfen. Am 23. Mai beschloß das Storthing einstimmig die Einrichtung eines besonderen norwegischen Konsulatswesens zum 1. April 1906 und bewilligte zugleich die zu den vorbereitenden Maßregeln erforderlichen Geldmittel. Als König Oskar vier Tage später von seinem grundgesetzmäßigen Vetorecht Gebrauch machte und die Sanktion jenes verfassungswidrigen Beschlusses verweigerte, reichte die gesamte norwegische Staatsregierung ihr Entlassungsgesuch ein, das der König jedoch „für jetzt" ablehnte. Die Antwort hierauf war ein Ministerstreik und — eine Revolution. Am 7. Juni erklärte das Storthing den König für abgesetzt sowie die Union mit Schweden für aufgehoben, trug den erledigten Thron einem jüngeren Prinzen des Hauses Bernadotte an und beauftragte das Ministerium Michelsen mit der einstweiligen Weiterführung der Regierungsgeschäfte.

Die nunmehr folgenden Ereignisse dürften den Lesern dieser Zeitschrift noch in frischer Erinnerung sein. Der König legte gegen die „revolutionären Schritte" des Storthings sofort feierlich Protest ein, schlug „prinzipiell" das norwegische Anerbieten bezüglich der Neubesetzung des norwegischen Königsthrones aus und gab durch Einberufung eines außerordentlichen Reichstages den gesetzmäßigen Vertretern des schwedischen Volkes Gelegenheit, zu der von Norwegen eigenmächtig beliebten Aufhebung des bisherigen Unionskontrakts Stellung zu nehmen. Die in betreff der Unionsfrage am 27. Juli von der schwedischen Volksvertretung gefaßten Beschlüsse bieten ein hohes Interesse. Zunächst begegnet der Reichstag den Urhebern der Revolution vom 7. Juni mit völliger Nichtachtung, indem er sich zur Aufnahme von Verhandlungen über eine etwaige Auflösung der Union nur dann bereit erklärt, wenn ein neugewähltes Storthing bei Schweden einen solchen Antrag stellt oder aber die norwegische Nation sich auf dem Wege der Volksabstimmung in gleichem Sinne ausspricht. Ferner fordert der Reichstag die Herstellung einer Art Neutralitätszone zwischen den beiden Reichen, die gesetzliche Festlegung der Weidegerechtigkeit für schwedische Renntiere im nördlichen Norwegen, die Sicherung des schwedischen Transithandels gegen jede unbillige Erschwerung, sowie die Befreiung Schwedens von jeder weiteren völkerrechtlichen Verantwortlichkeit für Norwegen; der Reichstag bezeichnet diese Forderungen als eine unerläßliche Vorbedingung für die Aufhebung der Reichsakte von 1815 sowie für die Anerkennung Norwegens als eines von der Union mit Schweden losgelösten Staates. Schließlich ermächtigt der Reichstag das schwedische Staatsschuldenkontor zur Inanspruchnahme eines Kredits von 112 Millionen Reichsmark, die durch einen Reichstagsbeschluß nötigenfalls für etwaige, aus der Unionskrise sich ergebende „Veranstaltungen" verfügbar gemacht werden können.

Von dem künftigen Verhalten der Norweger dürfte es abhängen, ob derartige schwedische „Veranstaltungen" sich in der Tat als erforderlich erweisen werden. Da das Storthing inzwischen bereits die vom Reichstage verlangte norwegische Volksabstimmung über die Auflösungsfrage zum 13. August verfügt hat (die Abstimmung erfolgte inzwischen und ergab eine erdrückende Mehrheit für die Auflösung der Union. D. R.), ist die Hoffnung keineswegs ausgeschlossen, daß es später auch den übrigen, durchaus maßvollen Forderungen Schwedens zustimmen und hierdurch einem sonst unvermeidlichen schwedisch-norwegischen Bruderkriege vorbeugen wird.

Im Boot.

Vom Boote starrt' ich unverwandt
Ins dunkelgrüne Wellenreich.
Mein Auge reichte nicht zum Grund,
Und schaudernd bog ich mich zurück.

Die Nixe sprach: Versänk der Berg,
Der dort sein Haupt mit Wolken kränzt,
Ich tummelte mich über ihm
Im See an diesem selben Ort.

Und in das fremde Wasser stieg
Ins seltsam kühlende hinein
Mir der Gedanke und versank,
Ein schwebend Steinchen abgrundtief.

Fritz Gräntz.



Mettes Kinder.

Eine mögliche Geschichte.

Von Marianne Mewis.

(Fortsetzung.)



rau von Barnuth hatte in dem großen Wohnsaale wieder eine Unterredung mit dem Gatten. Sie nahm die Sache mit nicht gelindem Grauen in die Hand. Aber die Antwort von der Berliner Cousine, der Ministerialrätin Hassenkamp, war umgehend eingetroffen und verlangte schleuniges Handeln. Draußen schien es noch einmal Winter zu werden. Der Schnee wirbelte an den Fenstern vorüber und verschleierte bereits den leicht gefrorenen Erdboden mit einem lockeren, durchsichtigen Flor, was einen ungemein fröstlichen Eindruck hervorrief. Barnuth blätterte gelangweilt in Zeitschriften und Zeitungen, ärgerte sich, daß er immer wieder auf die gleichen Namen stieß, und brummte: „Gott, schreibt dieser Mensch denn jetzt alles? Das kriegt man doch auch nachgerade dicke! — Und hier sehe ich schon zum dritten Male dieselbe Abbildung von derselben Denkmalseinweihung. Man möchte wirklich einmal Abwechslung haben. Und die Frühjahrsbestellung bleibt auch auf dem gleichen Fleck!" — Der Augenblick schien günstig.

Mette sagte sich: ‚Nun stricke ich noch zweimal herum bis zur Hacke. Dann fange ich an.' Und richtig legte sie, nachdem sie die Fersenmaschen des rohseidenen Socken auf eine Nadel gebracht und das erste Nähtchen gesetzt hatte, das Strickzeug in den Schoß und warf so ganz beiläufig hin: „Ich habe auch einen Brief von Isolde Hassenkamp."

Barnuth lehnte sich vornüber und nahm den Zwicker von der Nase. „Sag' mal: Hieß sie nicht als Kind Liese, dann später Ilse und erst, als Selderns nach Lichterfelde zogen, Isolde?"

Frau von Barnuth lachte. Dieses ziemlich seltene Ereignis erheiterte auch das Gemüt ihres Mannes, und er fragte gutgelaunt: „Na, was schreibt sie denn? Und was macht das Eichhörnchen?" So nannte er den Rat, weil er behauptete, daß der sein Leben lang unverdrossen an einer Sprossentrommel aufklettere in der Hoffnung, doch noch einmal ganz oben anzulangen.

„Sie lassen grüßen. Und wir möchten doch einmal wieder nach Berlin kommen. Es wäre die beste Zeit: Theater und sonstige Unterhaltungen noch flott im Gange, der Tiergarten in Knospen und, wenn die Sonne schiene, reizend; die großen Festlichkeiten und Gesellschaften überstanden und dafür etwas mehr Gemütlichkeit im kleineren Kreise . . ."

„Und was wird derweil aus Selderhof werden?"

„Ach, der Boden ist ja noch nicht einmal durchgetaut. Laß jetzt ruhig den Inspektor allein sorgen. Du hast Dich doch genug geplagt und genau ausgearbeitet, was geschehen soll. — Wir waren eine Ewigkeit nicht mit den Kindern in Berlin. Die drei ältesten hatten das letztemal noch kein rechtes Verständnis und dalberten z. B. gräßlich in den Museen umher. Dorothea kam überhaupt nicht in Betracht. Sie kennt Berlin sozusagen gar nicht."

Barnuth klopfte gedankenvoll mit dem Kneifer auf die Zeitungen. — Dore! Sie lachte und schwatzte ja wie früher. Aber in Momenten der Selbstvergessenheit starrte sie so trübselig in den öden Garten hinaus und seufzte leise, um dann zusammenzufahren und irgend etwas Beliebiges zu reden. Und mitten im hellen Gelächter glänzten ihr die Augen zuweilen verdächtig. Es gab jetzt nach dem Auftauen der Schlittenbahnen auch so wenig Unterhaltung. Die Wege wurden allmählich grundlos. Im Garten



Bildnis. Gemälde von Franz Hals im Städelschen Institut in Frankfurt a. M. (Verlag der A.-G. „Aristophot“ in Taucha.)

und
unter
sahen
geheiz
des
das
blieb
von,
der
geschl
nach

Geld
ausri
konnt
Wo
ist

sich
genie
Jahre
nötig.
Zimm
Pers
chen
Hof

brau

Ich
dings
Sie
Punk
ausri
Tode

nicht
Wenn
besser
nicht

unsere
sein.
dessen
Träg
falls
von
Gesi
trenn
tage
iende
gehe
nach
dah

und in dem Wäldchen schirpte der Rasen unter den Füßen; und die sonnigen Tage sahen sich ganz behaglich an — nämlich vom geheizten Zimmer aus. Dores Freundin, des Pastors Älteste, besuchte in Königsberg das Seminar. Lehnert kam selten und blieb nur kurze Zeit. Emmo sprach davon, noch etwas nach Paris zu gehen, bis der deutsche Frühling aus den Windeln geschlüpft sei. Einstweilen sehne er sich nach dem Bois.

„Die Sache wird aber furchtbar viel Geld kosten, wenn wir so im hellen Haufen ausziehen,“ sagte Barnuth endlich. „Wir können doch nicht bei Hassenkamps wohnen. Wo wohnen die Berliner überhaupt? Alles ist Empfangsraum.“

„Nein. Wohnen können wir dort natürlich nicht. Das würde Dich auch nur genieren. Nach der guten Ernte im letzten Jahre hast Du das doch nicht gerade nötig. Wir nehmen wieder, wie früher, Zimmer in unserer alten Pension in der Potsdamer Straße. Das ist für die Mädchen besser, als ein paar Wochen Berliner Hotelleben.“

„Damit wird es nicht getan sein. Ihr braucht sicher eine ganze Ausstattung.“

„Jetzt, da die Saison vorüber ist? Ich schon gar nicht. Die Mädchen allerdings werden dies und jenes nötig haben.“ Sie verschwieg, daß Isolde über diesen Punkt geschrieben hatte: „Wenn ich etwas ausrichten soll, muß ich mich auch um die Toiletten Deiner Töchter kümmern dürfen.“

„Na, denke nur daran, daß diese Isolde nicht die Nase über Dich rümpfen soll. Wenn wir einmal gehen, dann auch in bester Verfassung, — und bald. Sonst rückt das Frühjahr zu weit vor.“ —

Frau von Barnuth war glücklich, so unerwartet schnell zum Ziele gelangt zu sein. Die Töchter jubelten und verwandelten das Ankleidezimmer sofort in einen Trödelbazar. Frühjahrsanzüge sollten jedenfalls in Berlin gekauft werden. Aber jedes von den Mädchen besaß ein paar fast neue Gesellschaftsfähnchen, von denen es sich nicht trennen mochte, weil es sie für hervorragend elegant und kleidsam hielt. Besonders Dore war noch reich damit ausgestattet. ‚So gut wie mein weißes Weihnachtskleid kann mir kein Berliner stehen,‘ dachte sie. Es wurde also eilig gepackt und so schnell als möglich gereist, „ehe sich das Wetter ändert,“ mahnte die Mutter. —

Den Abend nach dem Ankunftstage brachte Mette bei ihrer Base und Jugendfreundin zu, während Barnuth mit den Töchtern in die Oper ging.

Mette hatte vor dieser Verwandten stets einen heillosen Respekt, den sie nur mühsam verhehlte. Über einen Grund dafür sprach sich Barnuth noch mittags nach dem ersten Besuch aus. „Erbarme Dich, Mette,“ sagte er sehr aufgeräumt, als das Ehepaar wieder im Wagen saß — die Mädchen durften auf ihre dringenden Bitten nach eingehenden Weisungen allein die Linden hinunter wandern — „ich entsinne mich doch Deiner Isolde noch aus ihrer vorberlinischen Mädchenzeit. Ich kann nur sagen: sie war brandhäßlich! — Dazu stets mager wie ein Stecken. Und von Anmut weit entfernt. Aber wie sie uns heut entgegenkam: wirklich vortrefflich sieht sie aus. Jünger kann sie doch nicht gerade geworden sein; hat seitdem zwei Töchter verheiratet — übrigens aller Ehren wert, denn Geld war da nie! Aber wenn ich sie mir jetzt betrachte, so denke ich mit Vergnügen: Eine höchst anziehende Frau! — Manche schlagen wohl spät wie die Akazien aus und blühen dann noch besonders erfreulich. Das gibt mir Hoffnungen für unsere drei Grazien. Bei der — wie hieß sie nur? Du schwärmtest als Backfisch für sie — waren die Heldinnen auch immer zuerst die wahren Spatzenschrecken und mauserten sich nachher regelmäßig für den Schönheitspreis heraus.“

An diese Rede dachte Mette jetzt, als sie der Cousine gegenübersaß.

Isolde hatte die Barnuthschen Töchter einer scharfen Musterung unterzogen, während sie bei ihr Tee tranken und auf den Vater, der sie abholen wollte, warteten. Sie hatte sie auch examiniert: „Nun sagt mir einmal, meine lieben Schatzkinder, was für Talente besitzt Ihr denn?“

Tiefes Schweigen. Endlich äußerte die Mutter ziemlich kleinlaut: „Sie spielen alle ein wenig Klavier. Der Unterricht war allerdings nichts Hervorragendes, aber mit einer kleinen Mozart-Sonate werden sie schon fertig. Schwer darf sie allerdings nicht sein.“

Die Rätin sagte: „So!“ — und ging

nicht weiter auf diesen Gegenstand ein. „Aber Ihr könnt doch sicherlich sonst noch allerlei Schönes?"

„Mile schnitzt etwas — Kerbschnitt —"

Isolde lächelte. „Und weiter?" — Ja, weiter war nichts zu melden.

„Ach, gesteht nur: Jede wird wohl noch irgendeine kleine Passion ausgebildet haben — so etwas ganz Eigenes aus sich selbst heraus."

Den Vieren wurde ordentlich heiß bei dem Fragen und Plagen. Endlich verriet Mile, um doch etwas zu sagen: „Tine deklamiert." Frau von Barnuth war höchst erstaunt. Isolde rief: „Siehst Du wohl, liebe — ja, sage mir einmal: wie ist doch eigentlich Dein richtiger Name?"

„Leontine."

„Also, liebste Leona, was trägst Du denn vor?"

„Ich ahnte überhaupt nicht —" murmelte Mette.

Aber Tine antwortete mit Todesverachtung: „Fontanes Balladen."

„Ach schau an! Das ist nicht übel. Fontane gilt jetzt, da seine reizenden Briefe und Theaterplaudereien erschienen sind, gerade wieder als hochaktuell. Steh doch auf und sprich eine Ballade."

Und Tine erhob sich zu ihrer stattlichen Größe und begann in ihrer dumpfen Herzensangst noch düsterer als sonst und ganz eintönig mit hohler Grabesstimme: „Wenn's im Tower Nacht geworden —"

Isolde hörte aufmerksam zu. Dann nickte sie. „Dank Dir, mein Herz. Das war recht eigenartig. Lernst Du leicht auswendig?"

„Ich behalte mir das so beim Lesen," sagte Tine.

„Sehr schön." Und die Rätin zog ein Schreibtäfelchen aus der Tasche und machte sich mit Silberstift eine Notiz.

„Also das war Leona. — Nicht wahr, Florence, Du folgst im Alter auf Leona?"

Flore öffnete ihre schläfrigen Augen ein wenig weiter, als sie sich so ungewohnt anreden hörte, und antwortete: „Ja, liebe Tante."

„Nun, mein Blondchen, Du siehst mir recht nach einem stillen Wasser aus. Gewiß besitzest Du auch irgendeine besondere Gabe."

Mile schnaufte einmal leise auf, konnte aber doch das Lachen unterdrücken.

„Flora ist ein wenig blutarm und deshalb nicht so regsam, wie meine anderen Kinder," entschuldigte die Mutter.

„Das scheint wohl nur so. Es stecken häufig in solchen Naturen eigene Anlagen. Singst Du vielleicht, Florence?"

„Nein, liebe Tante. Keinen Ton!" hauchte Flore.

Isolde wandte sich mit fragendem Blick an Tine. Die war seelenvergnügt, die Prüfung überstanden zu haben, und schadenfroh genug, der Schwester auch eine Anfechtung zu gönnen. Unter Lachen brachte sie heraus: „Flore tanzt den Labbasch." Die beiden anderen kicherten; Flore warf Tine einen anklagenden Blick zu und zog die Stirne kraus.

„Kind, was ist denn das?" fragte Frau von Barnuth ärgerlich und besorgt.

„O, laß doch, meine teure Marietta. Laß doch ums Himmelswillen Deine lieben eigenartigen und begabten Kinder zeigen, was sie können. Also, beste Florence, ich brenne vor Neugierde. Tanze uns doch gleich einmal diesen — wie sagtest Du, Leona? — diesen Labbasch vor. Du kannst das hier nicht? Es ist zu hell?" — Sie drehte den Hebel; das elektrische Licht der Deckenlampen erlosch. Nur eine matte, verschleierte Kugel auf dem Kaminsims spendete noch eine geheimnisvolle und dem Mondlicht ähnliche Beleuchtung.

Flore wehrte sich immer noch. „Tine muß auf der Maultrommel dazu spielen," sagte sie, „und die fehlt hier."

„Liebe Leona, möchtest Du nicht auf dem Klavier die Melodie angeben?"

„Nein," sagte Tine, „das geht nicht. Aber ich kann aushilfsweise auf einem Kamme blasen." Und sie lief hinaus und kam mit einem großen neuen Kamme, den ihr die Stütze hatte suchen müssen, und einem Stück Seidenpapier wieder.

Flora ergab sich seufzend in ihr Schicksal. Sie kam sich selber wie jemand vor, der ins Wasser zu springen gezwungen wird und nicht schwimmen kann. Und sie machte die Augen zu und sprang, d. h. sie tanzte den Labbasch, wie sie ihn nie getanzt hatte: in einer Art wütender Ekstase. Sie war bereits für das Theater angezogen und trug ein einfaches weißes, weichfaltiges Wollkleid. Das kam ihr zustatten. Sie schwang sich malerisch, drehte sich wie eine Wasserhose

um sich selbst und fiel endlich als weißes Schaumhäufchen in sich zusammen.

Ihre Mutter sah ihr ganz entgeistert zu. Sie hatte sich eingebildet, von ihren Töchtern die geringfügigsten Dinge zu wissen. Und heimlich trieben sie solch dummes Zeug, die großen Mädchen! Sie schämte sich dieser Albernheiten bis in die Seele von Flore und Tine hinein und verdachte es der Cousine sehr, daß sie nach der letzten Darbietung lebhaft in die Hände klatschte und ganz entzückt zu sein vorgab.

„Also das ist Euer lithauischer Volkstanz Labbasch!" rief Tante Isolde. „Hochinteressant! Voll großen malerischen Reizes! Und die ganz eigenartige Melodie! La — lalalalalalala ... in ihrer Eintönigkeit unendlich melancholisch. Man wird nach und nach durch die beharrliche Wiederholung wie hypnotisiert und denkt an die großen, großen Wälder und Sümpfe, in denen Frosch und Rohrdommel klagen. Ja, ja, Ihr Leute aus dem Osten — Ihr habt Euch noch Ursprünglichkeit und ein feines, unverfälschtes Naturempfinden bewahrt!"

Mette dachte nur: ‚Gott sei Dank, daß der Vater nicht da ist' — die Töchter mochten ähnliches im Sinne haben.

„Und nun, meine gute Emy, ist's an Dir, uns eine Freude zu bereiten!"

„Ach, Tante Isolde, ich kann nur reiten!" rief Mile ganz glücklich, denn sie glaubte ziemlich sicher annehmen zu dürfen, daß sie sich nicht produzieren müßte.

„Ja, Emilie reitet ausgezeichnet, wirklich außergewöhnlich gut!" bestätigte Frau von Barnuth, die froh war, daß wenigstens eine Tochter etwas Vernünftiges und Hergebrachtes konnte.

„Ihr hättet Pferde mitbringen müssen!" rief Isolde eifrig. „Aber Ihr könnt hier auch recht gutes Material leihweise erhalten. Allerdings — es ist immer nicht das eigene. Ich will mit Barnuth reden. — Nun, und Du, meine kleine Dora? Komm doch einmal zu mir, mein Herzblatt." Sie faßte Dorothea an beiden Händen, zog sie sich näher und sah sie längere Zeit prüfend an.

Dorothea wurde verlegen. „Ich, liebe Tante, vermag wirklich nicht das Geringste an Außergewöhnlichem zu leisten."

„Es ist ja auch nicht unbedingt notwendig, Liebchen. Ich höre die Türglocke. Das wird der Papa sein. Unterhaltet Euch gut, Ihr Kinder." —

Die Mädchen waren gegangen; die beiden Freundinnen saßen allein.

„Nach dem, was Du mir schriebst, meine süße Marietta — wie herrlich, daß ich Dich einmal hier und jetzt auch für mich allein habe! — stellte ich mir Deine Töchter anders vor."

„Hübsch sind sie nun einmal nicht," seufzte Mette.

„Hübsch!" wiederholte die Cousine im Tone tiefer Verachtung. „Ich bitte Dich! Das ist ein überwundener Standpunkt. Hübsche Gesichter sind geradezu suspekt und lassen uns unwillkürlich auf Dummheit schließen. Was bedeutet uns heutzutage solch ein Marzipanfrätzchen?! — Eigenartig muß eine Frau aussehen. Interessant. Charakteristisch für ihr Wesen und ihre Begabung. Dann mag sie nach veralteten kindlichen Anschauungen häßlich wie ein Oger sein: Für uns ist sie's nicht. — Was besitzest Du in Deiner Leona für eine prächtige Frauenerscheinung. Hast Du die Sarah als Hamlet gesehen? Nicht? Schade! — An sie erinnert mich Deine Älteste in manchen Zügen. Dann hat sie wieder so etwas Medeahaftes ...

„Und Florence ... ja, ich mochte es mir nicht anmerken lassen: ich war ganz verblüfft! Ich möchte behaupten, sie bilde das Bindeglied zwischen der Duncan und der Madeleine. Hast Du die Duncan und die Madeleine gesehen? Auch nicht? Nimm ja die erste Gelegenheit wahr. Es ist eine Offenbarung! Und bei Florence gibt sich noch die unverfälschte Natur. Nun laß mich sie erst einmal stilentsprechend kleiden und die phänomenalen Haare ordnen — solche Haare sind an sich ein Kapital! Noch ganz unverdorben und wunderbar üppig in ihrer natürlichen Fülle! Die recht zur Geltung gebracht, und Du wirst sehen: Deine Töchter machen Furore!"

„Einzigste Isa, Du willst sie doch nicht öffentlich auftreten lassen!" rief Mette entsetzt.

„Öffentlich! Was heißt das? Es gibt nichts anderes mehr als Öffentlichkeit. Aber sei ruhig: Sie sollen sich nur in kleinem Kreise zeigen."

„Ach Gott, was wird Otto sagen?!"

„Deinen Mann überraschen wir. Es soll überhaupt die Sache nur improvisiert

erscheinen. Liebe Marietta, Du hast die Mädchen doch hergebracht, damit sie endlich einmal zu Ansehen gelangen, wie sie es verdienen. Auch bei dem Vater. Glaubst Du, daß Du Deine Pflicht gegen die Kinder erfüllst, wenn Du sie in die Schöpfungen einer Provinzschneiderin verkleidet an die getünchte Wand eines Tanzsaales setzest? Wundre Dich dann nicht, wenn sie sitzen bleiben. Jetzt laß mich machen. Und Emy muß ihre Künste auch zeigen."

Sie schwieg eine Weile, nicht um Atem zu schöpfen, das brauchte sie nicht. Aber sie dachte nach, und zwar so sichtlich, daß Mette sie nicht zu stören wagte. Endlich sagte Isolde verloren vor sich hin: „Auf Emy setze ich ganz besondere Hoffnungen ..."

„Und Dorothea?" fragte Frau von Barnuth schüchtern.

„Ein niedliches Häppchen. Aber ich denke, es braucht nicht mehr auf einen goldenen Teller gelegt zu werden? — Doch die anderen haben es nötig. Sieh einmal, teure Marietta: Es steht heutzutage eben anders, als vor fünfundzwanzig, dreißig Jahren. In allen Dingen haben wir es bis zur äußersten Verfeinerung gebracht. Jeder Vorzug muß daher sorgsam ins richtige Licht gerückt werden, sonst bleibt er wirkungslos und unbeachtet unter so vielen Reizen. Ich gehe z. B. nicht mehr zum Möbelhändler, kaufe mir die ‚gute Stube' fix und fertig, stelle sie schlecht und recht in beliebigem Raume auf, lasse mir vom Tapezier die Vorhänge ‚aufdrapieren', und dann bleibt die Sache unverändert, bis ich ausziehe. Ich muß vielmehr mir selber den Kopf zerbrechen, muß ängstlich wählen und zusammenstellen, auf subtilste Formen- nnd Farbenharmonie achten, die Möbel der Wohnung und die Wohnung selbst meinem Stil anpassen, oder mich der Wohnung. Ich muß immer neue Reize suchen und verwenden. Und so ist es überall. Sieh Dir an, wie man jetzt die Blumentöpfe verkauft, und erinnere Dich der weißen Tortenpapiere unserer Konfirmationssträuße und Geburtstagsstöckchen. Selbst die Blume erreicht nicht mehr durch sich allein ihre Wirkung. Jede Ware braucht heute ihre sorgsamst ausgeklügelte ‚Aufmachung'."

„Du willst damit doch nicht sagen, daß junge Mädchen Waren seien?" wandte Mette beklommen ein.

„I, wo werd' ich denn!" lachte die kluge Base.

* * *

Als die vier Mädchen abends aus der Oper heimgekehrt waren und nun alle miteinander in ihrer Karawanserei, einem großen Schlafzimmer, sich auskleideten, setzte sich Flore auf ihr Bett und fing an zu weinen. Die anderen, gleich ihr todmüde und doch aufgeregt, hockten und standen sofort sehr erschreckt um sie herum: „Erbarm' Dich, Flore, was hast Du denn?"

„Gott, Kinder, ich begreif' Euch nicht!" schluchzte sie. „Euch muß doch auch himmelangst sein?! — Diese Tante Isolde — man weiß ja nicht, wie man sich gegen sie wehren soll. Sie zwingt einen sicherlich zu allem, was sie sich in den Kopf gesetzt hat. Ich merke Mutterchen an, wie ihr solch Wesen und Getue gegen den Strich geht. Aber sträubt sie sich wohl mit einem Wort? — Und Ihr werdet sehen: die Sache geht schief. Vater tobt einfach, wenn er hinter diese Faxen kommt! Ich bitt' Euch: unser einfältiger Labbasch ein litauischer Nationaltanz! — Es darf nur zufällig ein Litauer in der Gesellschaft sein, die sich Tante, wie Mama meint, zu geben vornimmt, und ich bin für ewig blamiert! — Ihr erlebt es noch: Ich falle tot hin vor Scham, wenn ich da vor den fremden Menschen tanzen soll. — Ja, Tine, Du darfst gewiß auch weinen. Und Mile wird in Tarlattanröcken durch den Reifen springen müssen — — im Trikot, auf ungesatteltem Pferde —"

„Das tu' ich nicht!" erklärte Mile bestimmt.

„Aber ich Unglückswurm, ich bin doch am schlimmsten dran. — Wenn man uns nur in Frieden ließe! Was könnte das Leben jetzt herrlich sein! — Erbarmt Euch — wie war dieser Kraus in der Oper göttlich! Solch ein Sänger!"

„Zum Heulen wunderbar!" stimmte Tine bei und trocknete sich und Flore die Augen mit dem Handtuche, das sie gerade vom Ständer genommen hatte. „Aber ich schlafe auf meinen Füßen ein. Und die Haare kann ich heute nicht viel bürsten. Die Arme hängen mir nur noch ganz lose in den Gelenken."

„Gutenacht!" sagte Dore, die sich schweigend entkleidet hatte, schlüpfte ins Bett und kehrte das Gesicht der Wand zu.

5.

Die ‚Anfechtung‘ ging nicht vorüber. Nur stellte sie sich bei hellem Tage doch nicht so gruselig dar, wie sie Flore in einer Stunde abendlicher Aufregung und Abgespanntheit den Schwestern ausgemalt hatte. Als die jungen Damen am nächsten Morgen gründlich ausgeschlafen erwachten und besonders Flore es angenehm empfand, nicht der unzuverlässigen Meiersche halber zeitig aufstehen zu müssen, halfen die Freude am Ungewohnten, der jugendliche Übermut, das Vergnügen über den „Hauptfeez‘ die peinlichsten Befürchtungen aus dem Felde schlagen. Eine lange Konferenz mit der Tante in Kleiderangelegenheiten gewährte überraschend viel Unterhaltung. Man lernte seinen ‚eigenen Stil‘ kennen, während man bisher gar nicht ahnte, daß man überhaupt einen besäße. Man erhielt die erstaunlichsten Aufschlüsse über die Vorzüge und Mängel seiner irdischen Hülle und wurde darin unterrichtet, wie die einen ans Licht zu rücken, die anderen im schützenden Dunkel zu belassen seien. Man erfuhr, daß die Farbengesetze, mit denen man sich theoretisch in der Physikstunde befassen mußte und die man bereits wieder halb vergessen hatte, bei der Toilette praktisch Anwendung finden könnten. Und man kam sich binnen kurzem ganz ungeheuer klug vor, welches Bewußtsein ja stets angenehme Empfindungen auslöst.

Noch amüsanter war es, ausgerüstet mit dieser jungen Weisheit auf Einkäufe in die glänzenden Läden auszuziehen, dann aber die großstädtische Schneiderin, ein an sich hinreißendes Geschöpf, ihre tiefgründige Erkenntnis vom Schönen so ungemein anmutig und entgegenkommend entwickeln und über Corsage, Devant, Bretelles, Jüpon und vieles Verwandte ernst und eingehend und stets fesselnd vortragen zu hören. Tine und Flore schwammen schließlich in einem lauen Rosenölmeere von Behagen, weil doch nun endlich einmal auch aus ihnen etwas ‚gemacht‘ wurde, während sie bisher immer das drückende Bewußtsein mit sich herumschleppten: ‚Es lohnt ja nicht . . .‘ In Hinsicht auf das Späterkommende drückten sie die Augen zu. Für Mile wurde ein einfaches sehr knappsitzendes Kleid bestellt, ebenso ein Reitkleid, „das sie ja schlimmstenfalls immer brauchen könne“. Es bestand nicht aus Flittergaze, sondern aus schwarzem Tuch . . . Alle Anzüge sollten in kürzester Frist geliefert werden, — in denkbar kürzester! —

Tante Isolde ging mit sich zu Rate, ob sie Flore die Duncan, die gerade auftrat, sehen lassen sollte, sprach sich dann aber Mette gegenüber dahin aus, daß man das ‚Unbewußte‘ nicht zerstören dürfte. Mama Mette schüttelte bekümmert das Haupt und sagte gar nichts. Die Tante hielt indes abends mit Flore Proben ab und gab der jungen Naiven wirklich recht kunstverständige Winke. Für die Begleitung ließ sie eine Pansflöte konstruieren, die besser aussah und klang, als die Maultrommel. Tine fand sich leicht damit zurecht.

Flore kam sich selber ganz merkwürdig vor. Sie, die bisher auf jedem Balle mit Zagen darauf wartete, daß sich ihre Karte fülle, sollte plötzlich tanzen können! — Die Genugtuung darüber, daß man sich doch wenigstens in bezug auf eine ihrer Fähigkeiten geirrt hatte, hob aber ihr Selbstgefühl. Dazu tat ihr die Veränderung von Luft und Umgebung körperlich wohl. Sie schritt schwebender und wurde auch am Tage lebhafter. Ihre hellen Augen bekamen seltsamen Glanz und sahen wie durchsichtig aus; ihre bleiche Haut erhielt Schmelz. Dumm war keine von den Barnuths, also auch Flore nicht. Sie faßte jetzt schnell, was Isolde von ihr verlangte, und ging verständnisvoll auf der Tante Weisungen ein.

Tine erhielt von der Rätin ein dünnes Büchlein mit nicht vielen, unter großer Raumverschwendung sperrig auf Büttenpapier gedruckten Gedichten. Isolde bat sie, sich einige davon ‚anzueignen‘. Als Tine es einmal durchgelesen hatte, sagte sie zu den Schwestern: „Kinder, eigentlich verstehe ich nicht einen Satz, wenn, was zwischen zwei Punkten steht, wirklich einen Satz vorstellen soll. Kommata kennt dieser Dichter ja nicht. Er setzt an ihrer Stelle immer einen kleinen schrägen Strich, wie wir ihn in der Literaturstunde beim Skandieren von Versen machen mußten. Am meisten liebt er die kleinen Gedankenpünktchen, vermutlich, um damit auf einen tieferen, geheim gehaltenen Sinn zu deuten. Schade, daß sie sich so schwer deklamieren lassen. Paßt mal auf:

Mitternacht.

Purpurdunkle Scheidestunde /heute schon und gestern/ noch . . .
Zwischenreiches Zwitterkunde: Ist's nicht oder ist es doch?! —
Silberfüß'ges Huschen /Gleiten/
Schleppendes Vorüberschreiten . . .
Schwüler Hauch von bleichem Munde —
Purpurdunkle Scheidestunde . . .

Habt Ihr die Pünktchen gehört?" — Und sie las noch mehr in ähnlichem Stile, darunter einiges ganz Hübsche.

„Erbarm' Dich!" rief Mile. „Das scheint mir barer Unsinn. Ich rate Dir: laß Dich nicht darauf ein, etwas davon zu rezitieren. Mir wird ganz elend dabei."

„Das sei gerade das rechte, sagt Tante Isolde. ‚Elend' ist auch am Ende nicht der richtige Ausdruck."

„Möglich," äußerte sich Dore, die still in einem Winkel saß. „Manches rührt mich so auf. Und das mag ich nicht." —

Dore merkte, daß sie hinter den Schwestern zurücktrat, — eine neue und höchst unerwartete Erfahrung für sie. Sie hätte es niemand zugegeben, auch sich selbst nicht, aber sie fühlte sich bedrückt, wurde ernsthaft und schweigsam und verfiel dadurch immer mehr in die Rolle eines unbedeutenden kleinen Mädchens mit blassem Gesichtchen, unauffälliger Gestalt, schüchternen Augen und Manieren. Sie schloß sich eng an die Mutter an, die sich auch überflüssig vorkam und Isoldes Anstalten zwar nicht hindernd in den Weg trat, sich an deren Ausführung indes weder beteiligen wollte noch konnte. Dora wurde auch, nachdem für sie ebenso wie für die Schwestern unter der Tante Aufsicht elegante Frühjahrsstraßenkleider erstanden waren, nicht mehr mit ‚Staatsangelegenheiten' behelligt. Isolde erachtete ihre mitgebrachten Fähnchen für durchaus angemessen und zweckentsprechend. Es blieb also der Jüngsten, gerade wie der Mutter, viel Zeit zu beliebiger Verwendung.

Frau von Barnuth gehörte zu der Sorte von peinlich strebsamen Bildungsphilistern, die eigentlich selber gar kein Kunstverständnis, dafür aber ein gutes Gedächtnis besitzen und sich aus den Meinungen Berufenerer emsig eine Art von sammlermäßigen Urteilen zusammenlesen, die sie sorgfältig pressen, trocknen und schematisch in ihr Gehirnherbarium einkleben. In dem weltabgelegenen Selderhof bewahrte sie sich eine andächtige Bewunderung von etwas altmodisch gewordenen Größen, wie sie in ihrer Jugend zum guten Ton gehörte und seitdem von dem ruchlosen neuen Geschlecht zum Kehricht geworfen worden war. Auch Emmo von Donat, daheim das Orakel in Kunstsachen, konnte in dieser Hinsicht nicht als modern gelten. Mette ging also, da niemand Ansprüche an sie erhob, mit Dorothea von einem Museum zum anderen und nahm Saal für Saal unter gewissenhafter Benutzung des Katalogs durch. Dore blieb auf Schritt und Tritt neben ihr, war sehr aufmerksam und quälte sich langsam durch die Jahrtausende von Amenophis bis zur Insel der Seligen und dem Menzelschen Walzwerk herauf (die letzten beiden für Mette schon ‚suspekt' und das Folgende nicht vorhanden). All die furchtbar viele Kunst nahm sie zu sich, wie eine Schnecke, die eine hundertblättrige Rose verzehrt, aber gar nicht weiß, daß und warum es eine Rose ist, und mit gleichen Gefühlen ein Klettenblatt aufknabbern würde.

Barnuth bekümmerte sich weder um Tines und Flores Beschäftigungen, von denen er gar nichts erfuhr, noch begleitete er seine Frau und Dore, um sich zu bilden. Isolde hatte ihm, ohne daß er es merkte, seine Aufgabe zugewiesen, und er war in aller Unschuld mit Feuereifer für ihre Zwecke tätig.

Eine von der Rätin Töchtern hatte sich sehr glänzend an einen Berliner Bankier verheiratet. Diese Frau Langermann — Hero hieß sie — besaß neben schöner Equipage ein wunderhübsches Reitpferd und ritt das Tier auch gut. Gleich in den ersten Tagen nach der Ankunft der Barnuths begegnete sie eines schönen Morgens der ganzen Familie im Tiergarten. Die Frauen hatten sich schon vorher gesehen. Nun hielt sie an und erkundigte sich bei Barnuth, wann er denn ihren Stall in Augenschein nehmen wolle. Sie brenne auf sein Urteil, auf das sie natürlich großen Wert lege. Die Verwandten möchten doch morgen bei ihr frühstücken. Das versprachen sie denn auch.

Barnuth, der bei den Ulanen gestanden hatte, musterte Reiterin und Pferd mit scharfem Kennerblick. Als Hero mit ihrer Begleitung weiterritt, meinte er: „Hm. Nicht übel, diese Herrero. Aber ich möchte

sie einmal in Selderhof bei der Fuchshetze auf dem Sturzacker oder dem Ödland (einem Stückchen alten starkgewellten Meeresbodens, das noch mit Muschelversteinerungen bedeckt war) sehen! Sie würde schnell genug den Sitz verlieren, denn sie haftet da oben ja höchst anmutig, aber angewachsen ist sie keineswegs."

Anderentags besah er dann mit Mile unter Führung Heros den funkelnden, blitzenden Stall und die Remise und nannte nachher der Tochter gegenüber beides eine Spielzeugschachtel, wie sie Kinder fix und fertig auf den Weihnachtstisch gesetzt bekommen — „und wenn eine von den blanken Kreaturen entzwei geht — wupps, steht gleich wieder eine neue da; und es ist ebensogut. Erbarm' Dich, es roch ja nicht einmal nach Pferdestall, sondern nach Juchten und Peau d'Espagne".

Mette saß inzwischen mit den anderen Töchtern bei dem merkantilen Leander, einem zierlichen marzipanernen Herrchen mit Händchen wie vom Zuckerbäcker und einer schüchternen Glatze im dunklen Gelock, und unterhielt sich über Hofmannsthal und Maeterlinck und das Übersinnliche in der menschlichen Natur.

An dem Frühstück nahmen außer den Barnuths nur noch ein paar Herren teil. Mile führte ein Herr van Zuylen, ein junger Holländer, zu Tisch, der sich, wie ihr Hero zugeraunt hatte, zu seinem ‚Vergnügen' in Berlin aufhalte. Seine Nachbarin zerbrach sich den Kopf darüber, worin dieses Vergnügen bestehen könnte. Da er keine Anstalten traf, ein zusammenhängendes Gespräch zu führen, begann sie resolut von alle dem zu reden, was ihr in Berlin Vergnügen bereitete: Theater, Konzerte, Sehenswürdigkeiten, das Straßenleben, der Tiergarten. Aber Zuylen ging auf kein Thema ein, lächelte immer nur nachsichtig und gab seine Zustimmung mit ein paar sonderbar aus Englisch und Deutsch gemischten Redensarten. Mile betrachtete ihn fortwährend mit dem Gedanken: ‚An wen erinnert er nur?' — Plötzlich fiel ihr ein: ‚Er hat ja ein richtiges Pferdegesicht!' Neugierig prüfte sie die einzelnen Züge: Die langgezogenen Wangen, das breite Kinn, den tiefsitzenden Mund mit den großen gelblichen Zähnen, die flache Nase. All das wurde verschönt durch die großen gutmütigen, etwas starren Augen. Mile mußte ein paarmal zu den Schwestern hinüberblicken, ob denn ihnen das Naturspiel nicht auch in die Augen springe. „Sah ich Sie nicht bereits mit meiner Cousine im Tiergarten?" fragte sie, einer einfachen Ideenverbindung folgend.

„Ich reite viel mit der gnädigen Frau."

Nun entspann sich in der kleinen Tafelrunde ein Pferdegespräch. Heros Lob erklang in allen Tonarten. Zuylen nickte wenigstens anerkennend. Es mußte das aber schon etwas zu bedeuten haben, denn die Dame blickte lächelnd und errötend ihren Mann an; dieser verbeugte sich scherzhaft dankend und trank dem Holländer zu.

Barnuth konnte nicht umhin zu bemerken, daß seine dritte Tochter auch eine junge Kentaurin sei.

Hero war instruiert und lauerte auf die Gelegenheit. „Sie erhielt an dem Papa den besten Lehrmeister. Mutter erzählte noch neulich von seinen Heldentaten auf dem grünen Rasen. Reitet doch mit uns! Ihr könnt Euch ja Pferde leihen. Wie? Ist das nicht ein kapitaler Einfall? Für mein Leben gern würde ich mich mit Dir messen, Emy. Nun, wie steht's?"

Barnuth sagte nicht ja, nicht nein. Aber schon als er die Kavalkaden durch den Tiergarten sprengen sah, hatte sich seiner eine unbezwingliche Lust bemächtigt, selige Jugenderinnerungen aufzufrischen. Eigentlich fehlte ihm zum vollen Behagen hier nur eins: sein gewohnter Morgenritt. Mit immer wachsender Sehnsucht gedachte er glücklicher Stunden aus seiner grünen Leutnantszeit, da ihn der rote Brustlatz und der Kolpak zierten. Ein Kommando hatte ihn nach Berlin geführt. War er sich nicht wie ein Halbgott erschienen, wenn er durch die grünen Alleen trabte?! Sollte das wonnige Gefühl sich nicht noch einmal beleben lassen? Und er hätte dieser doch ein wenig protzenhaften Hero auch gern gezeigt, was seine Tochter, seine einfache bescheidene Mile, konnte, und daß hinterm Zaun auch noch Leute wohnen. —

In den nächsten Tagen probierte er mit Mile Mietsgäule, für welche Versuche sich das junge Mädchen ein Reitkleid von Hero lieh, das ihr schlecht saß. Barnuth behagte das Ganze nicht: gleich nach dem

ersten Male telegraphierte er heimlich Reitpferde aus Selderhof herbei. Nachdem sie eingetroffen waren, verabredete Mile mit der Cousine einen gemeinschaftlichen Ritt. Die Barnuths erwarteten Hero mit ihrer Gesellschaft, unter der sich wieder Zuylen befand, am Brandenburger Tore. Mile trug das neue Kleid, das ihren drallen Wuchs merkwürdig fein erscheinen ließ, und saß auf ihrem hübschen Rappen, als ob sie mit ihm zusammen in einer Form gegossen wäre.

Sie fand nichts Besonderes darin, daß Zuylen an ihre Seite lenkte und sich nach ihrem Ergehen erkundigte. Aber sie bemerkte zum ersten Male einen Schimmer von Anteilnahme in seinen ruhigen Pferdeaugen und fühlte aus dem Benehmen der anderen etwas wie Respekt vor ihrer kleinen Person heraus. Ja, Hero schien sogar ein wenig neidisch zu sein. Voll Bewunderung betrachtete Mile Zuylens prächtigen Engländer und äußerte ihre Freude an dem schönen Tier in höchst sachverständigen Ausdrücken. Der schweigsame Holländer genehmigte ihr Lob anscheinend mit Behagen. Sie sah bald, daß er ein ausgezeichneter Reiter war. Neulich bei dem Frühstück war sie eine leichte Verlegenheit, die sie sich allerdings nicht anmerken ließ, nicht los geworden. Heute, auf dem Rücken ihres Pferdes, fühlte sie sich zu Hause und gab sich so natürlich, wie in Selderhof. Sie hätte aufjauchzen mögen, als es nun durch die sonnigen Alleen, in denen die Finken zwitscherten und die Amseln flöteten und um deren Äste die jungen Knospen einen grünen Schein woben, hinging. In der stolzen Haltung und mit der Leichtigkeit, die die volle Sicherheit verleiht, saß sie auf ihrem guten Potrimpos.

Zuylen erkundigte sich nach der Herkunft des Rappen. Nun wurde Mile erst beredt, und alles, was sie erzählte, kam ihr von Herzen. In ihrem Eifer sah sie ordentlich hübsch aus. Potrimpos war im Selderhofschen Stalle geboren. Also kannte Mile seine ganze Lebensgeschichte und wußte auch von den Herren Eltern und ferneren Vorfahren das Mitteilenswerte. Manche Heldentat hatte sich in der Tradition erhalten von Siegen auf dem grünen Rasen, von treuen Diensten auf dem Schlachtfelde oder dem Manövergelände. Dann schilderte Mile Potrimpos' Charakter, Vorzüge und kleine liebenswürdige Nücken ausführlich, beleuchtete seinen Bildungsgang und berichtete, wie er sich bei Dauerritten und Jagden, in Spiel, Ernst und Gefahr benommen hatte.

Zuylen hörte aufmerksam zu und streute verständnisvolle Fragen und Randglossen ein. Viel redete er wieder nicht; aber später äußerte er auf Heros Frage, daß er sich gut unterhalten habe und daß Fräulein von Barnuth Verstand und Gemüt zu besitzen scheine. Ganz abgesehen davon, daß sie wie der beste Sportsman und doch höchst ladylike reite.

Mile ging indes, nachdem die Pferde untergebracht waren, ungemein vergnügt mit dem Papa zu Ewest frühstücken. Auch Barnuth war auf seine Rechnung gekommen und fühlte sich um dreißig Jahre verjüngt. Er hatte sich als schneidiger Kavallerist gezeigt, Lobsprüche über die Haltung seiner Tochter eingeheimst, sich ritterlich gegen die Damen benommen und schließlich mit einem pensionierten Major und Zuylen längere und anstrengendere Ritte in die Umgegend verabredet. Nun ließ er eine Flasche Pommery kommen, stieß mit Mile an und rief: „Sollst leben, mein Marjellchen!“ — Er war mit dem Dasein im allgemeinen und mit seiner dritten häßlichen Tochter im besonderen zufrieden. Mile spürte das und sagte, als sie in die Pension zurückkehrte, zu den Schwestern: „Kinder, Berlin ist himmlisch!“

Tine und Flore meinten: „Na, na!“ — und Dore gähnte und klagte, daß sie „so müde“ sei.

6.

Isolde gab einstweilen nicht, wie es sich die Barnuthschen Damen gedacht hatten, eine Gesellschaft. Sie stellte Mettes Töchter ihrem Kreise zuerst gelegentlich ihres Fünfuhrtees vor. Diese allmonatlichen Zusammenkünfte waren bei ihr stets gut besucht, denn sie verstand passende Elemente einander zu nähern, aufkeimende Talente an das Licht zu bringen, nach dem sie strebten, weshalb sich junge Schriftsteller und Künstler gern bei ihr einfanden. Jedem, der einigermaßen dafür geeignet war, wußte sie wenigstens im kleineren Kreise Geltung zu verschaffen. Sie verpflichtete sich so öfters Menschen, die in einigen Jahren zu Ansehen gelangten und aus Erkenntlichkeit

Bei den Schularbeiten. Gemälde von Prof. F. v. Uhde in München.

dann noch bei ihr erschienen, wenn sie solche Gelegenheiten, sich zur Schau zu stellen, bereits anderwärts mieden. Hero hatte der Mutter ihre Künste abgelernt und fand sich stets ein, um zu helfen, Stimmung zu machen und die Pläne der Rätin zu fördern, die noch einen Fähnrich und einen Jurastudenten „lancieren" wollte und auch die älteste Tochter, die an einen Regierungsassessor in der Provinz verheiratet war, gern nach Berlin gebracht hätte.

Mette fuhr mit Tine, Flore und Dore voran zu Isolde.

Der Papa und Mile hatten morgens einen anstrengenden Ritt gemacht und sahen sich noch einmal nach ihren Pferden um. Dann folgten sie von der Pension aus den anderen Familiengliedern.

Als sie ein wenig spät die Empfangsräume der Hassenkamps betraten, schien bereits eine ziemlich große Versammlung beieinander zu sein. Aus dem zweiten großen Zimmer, dem sogenannten Saale, drang ein lebhaftes Durcheinanderreden zu ihnen. Im ersten Zimmer stand das Eichhörnchen, war so entgegenkommend, schmiegsam und schönredend wie gewöhnlich und verwickelte sie in ein längeres Gespräch, an dem hin und wieder Nachzügler oder einzelne Fortgehende einen Augenblick teilnahmen. Plötzlich verstummte im Nebenraume das Schwatzen und Lachen, und gleich darauf klang eine volle, tiefe Stimme herüber. Mile stockte vor Schrecken der Herzschlag. Sie wurde ganz blaß. Ja, ohne Zweifel, das Unheil nahm seinen Lauf. Sie verstand einzelne besonders sonore Worte: „Tower" — „geworden".

Barnuth horchte auf wie ein Kommandeurpferd, wenn die Signale geblasen werden. Er ließ das Eichhörnchen ohne weitere Förmlichkeiten im Stiche und schritt, von Mile gefolgt, der nächsten Tür zu. Dort stand eine Anzahl Herren. Er reckte den Hals und versperrte seiner Tochter jegliche Aussicht.

Gerade ihm gegenüber befand sich auch eine Tür, und zwar eine hohe und breite Flügeltür. Ihre einfarbig graublauen Vorhänge waren glatt zusammengezogen. Und von diesem matten Grunde hob sich höchst wirkungsvoll eine fremde Frauensperson ab, die mit der Stimme von seiner, Barnuths, Tochter Tine, ein Gedicht sprach. Die Schauspielerin, oder was sie sonst sein mochte, trug ein dunkelterrakottarotes Seidenkleid, das mit großen Blumensträußen in türkischen Farben gemustert war. Es ließ den Hals und ein Stück der Arme, auch die Schultern frei, und zwar auf eine höchst verschmitzte, künstliche Weise, fiel von oben langfaltig herab, war aber in der Mitte breit gegürtet. Das Haar der Dame puffte sich zu den Seiten des Kopfes dick und bauschig und war auf dem Scheitel zu einem hohen sonderbaren Tuff aufgestellt. Dahinter steckte ein noch höherer Kamm und außerdem an jedem Ohr eine große plusterige rote Blume. All das Rot ließ Gesicht, Hals und Arme sehr weiß, das Haar sehr dunkel erscheinen und gab dem Bilde etwas feurig Heroisches. Unleugbar sah die Person famos aus!

„Wieder, wenn es Nacht geworden, wenn's im Tower leer und stumm,
Gehn die Geister der Erschlagnen in den Korridoren um.
Durch die Lüfte bebt Geflüster, klagend dann, wie Herbsteswehn.
Mancher wird im Mondenschimmer noch die Schatten schreiten sehn" —

verhallte es dumpf und leise, denn Tine ging schließlich, nachdem sie ganz kouragiert begonnen hatte, vor Befangenheit doch der Atem aus. Das paßte aber ausgezeichnet in die Stimmung.

Es entstand eine Pause. Dann wurde lebhaft Beifall geklatscht und gerufen. Die Rezitatorin verlor sich irgendwo nach der Seite hin.

Vor Barnuth standen immer noch die Herren und blockierten den Saaleingang. Einer, ein dünner, abgearbeitet aussehender Mensch mit scharfem Profil, nahm den Kneifer ab, plinkerte mit den angegriffenen kurzsichtigen Augen und sagte mit großer Bestimmtheit: „Ja, Fontane! Das ist das Wahre! Kein unnötiges Brimborium von Worten und weitschweifigen Schilderungen, die die Wirkung der kräftigen Erfindung verläppern. Die Sache im knappsten, treffendsten und schönsten, aber ungekünstelten Ausdruck. Heutzutage wird viel zuviel gemalt; und wo der Große, Einfache schlichtweg sagt: ‚Jung Musgrave trat in die Kirche, Sein Kleid war gold und blau; Er grüßte die schönen Frauen, Nicht so unsre Liebe Frau' — da würden unsere Neuen den Sommertag schildern, die Glocken läuten

lassen, die Kirche beschreiben, den Pastor, Musgrave, die Damen und sonst noch allen Tod und Teufel. Zeilenschinderei. Und diese Dame da — die verstand das zu sprechen. Oder vielmehr — sie verstand es gar nicht. Sie sprach es blindlings, wie es ihr ihr natürliches, unverdorbenes Empfinden eingab. Das nennt man kongeniale Naturen. Ja!" Und er setzte den Kneifer wieder auf und meinte: „Still. Ich glaube, es kommt noch was." Richtig trat die Fremde noch einmal vor den blauen Vorhang.

„Prachtvolle Erscheinung!" flüsterte ein junger Mann mit furchtbar hohem Halskragen. „Großzügig. Rassig. Dazu das schöne Organ. Wer mag es nur sein?"

„Scht . . . Ein Fräulein von Barnuth. Ostpreußin aus den dunkelsten Hinterwäldern. Sie merken es an dem etwas hellen ‚ei'."

Mile, die zwar nichts sah, aber alles hörte, faßte ihres Vaters Arm mit dem Vorsatz, ihn, komme was da wolle, nicht loszulassen. Barnuth fühlte ihren Griff und sah sich mit dem Ausdrucke blanken Schreckens nach ihr um.

Drinnen fing Tine wieder an: „Purpurdunkle Scheidestunde . . ." Ihr mochte sehr unbehaglich werden, denn ihre Stimme bekam etwas Verschleiertes, gegen den Schluß hin sogar Ersticktes. Das schien man für hohe Kunst zu estimieren, denn der Beifall wurde diesesmal stürmisch.

„Purpurdunkle . . ." murmelte der Mann mit dem hohen Kragen wie benommen.

„Ganz recht!" sagte der mit dem Kneifer. „Eine Purpurdunkle. Das paßt auf sie. Das Gedicht allerdings —" Er kam nicht weiter, denn plötzlich schob sich Frau Isolde heran, nahm den Hochkragigen, der den anderen gerade mit angstvoller Erwartung anstarrte, beim Arme, zog ihn in den Vordergrund und stellte ihn als Herrn Lüdeking, den Dichter des letzten schönen Gedichts, vor. Auch ihm wurde starker Applaus zuteil.

Barnuth drehte sich wieder nach Mile um und sagte leise: „Hör' mal, meinst Du nicht, daß es hier irgendwo irgendwas zum Trinken gibt? Ich glaube, ich habe mich heute morgen beim Ritt übernommen."

„Gewiß, Vater, komm nur. Nebenan sah ich ein Büfett." Sie zog ihn in ein ziemlich leeres Eßzimmer seitlich von dem ersten Empfangsraume. Dort waren Erfrischungen aufgestellt. Barnuth setzte sich an ein Tischchen in einer dämmerigen Ecke. Mile brachte ihm ein Glas Portwein und setzte sich zu ihm. Er trank langsam. Dann fragte er ganz sanft: „Sag' mal, mein Kind, sollte das — die Rote da drin — Deine Schwester Tine gewesen sein?"

Mile war ängstlich zumute. Sie lachte aber ganz vergnügt. „Gewiß, Vaterchen!"

Er schüttelte nur den Kopf und meinte dann: „Sieh doch, daß Du die Flasche kriegen kannst. Und hol' Dir auch ein Glas."

Darauf saß er schweigend in sich versunken und trank schluckweise seinen Portwein. Mile wäre gern in das große Zimmer gegangen, wagte indes nicht, ihn allein zu lassen. —

7.

Drüben rauschte das Gespräch wieder wie ein Wasserfall. Isolde hatte Tines Vor- und Einführung sehr geschickt zustande gebracht. Jemand fing richtig von Fontanes Theaterplaudereien an. Oder hatte Hero das Korn gesät? Jedenfalls ging es auf, und Isolde band das Gespräch gleich an das geeignete Spalier und pflückte bald als erwünschte Frucht die Balladen ab. Und dann „lancierte" sie Tine und gleich darauf einen anderen Schützling, einen jungen, reichen Bremenser, eben jenen Herrn Lüdeking mit dem hohen Kragen.

Tine und der Dichter sahen sich für einige Minuten zu Mittelpunkten auf sie einredender Menschenhäuflein gemacht.

Aber Hero war schon am Werke, etwas anderes aufs Tapet zu bringen, und sammelte bald einen lebhaft debattierenden Kreis um sich.

Der junge Bremenser trat zu Tine, um ihr einige Verbindlichkeiten zu sagen. Sie betrachtete erschreckt seine moderne „Aufmachung" und ließ sich etwas davon verblüffen, jedoch nur solange, bis sie bemerkte, daß er beinah eben so verlegen als sie selber war. Er fragte sie, wo sie studiert und ihr Organ gebildet habe.

Da mußte sie denn doch hell lachen und gestand: Sie wüßte nicht, wenn nicht bei

ihres Vaters Ochsen und Kühen. Die hätten so schöne tiefe Stimmen. Denn sie sei vom Lande und immer nur kurze Zeit besuchsweise in großen Städten gewesen.

Und sieh da, Herr Lüdekind wurde ganz vergnügt und erzählte, daß auch er auf dem Landsitze seiner Familie bei Bremen aufgewachsen sei, wenn der Vater auch sein Stadthaus hätte. Und Landkinder seien einmal anders, als Stadtkinder. Der Unterschied verwischte sich nie. Damit wollte er ausdrücken, daß ihn mit Tine etwas Gemeinschaftliches verknüpfte. Es dauerte denn auch nicht zehn Minuten, so sprachen sie nicht mehr von der Kunst, sondern von ländlichen Bräuchen im Osten und Westen und steckten bis über die Ohren in noch sehr naheliegenden Kindererinnerungen.

Inzwischen war Hero glücklich auf die Duncan und die Madeleine gekommen. Es wurde natürlich gleich eifrig darum gestritten, wo bei der letzteren die Suggestion, die schlummernde Seelenkräfte aufregt, aufhörte und die wache, wohlberechnete Kunst anfinge; oder ob von einer solchen überhaupt nicht die Rede sein dürfe.

Hero hatte sich wohl vorbereitet und plauderte sehr hübsch darüber, wie in unserer steifen Zeit, wo lebhafte Gesten und bewegliches Mienenspiel in der guten Gesellschaft leider gänzlich verpönt seien, auch der Tanz, der doch wohl ursprünglich bei den Naturvölkern stets irgendeine Bedeutung gehabt hätte und aus dem Seelenleben hervorging, zu einer bloßen Körpergymnastik, einem sinnlosen Drehen und Gehen nach bestimmten Rhythmen würde. Noch könnte man aber doch beim Schuhplattler z. B. das Werben und Locken des Burschen, das Fliehen und Sichfangenlassen des Mädchens, eine getanzte Liebeserklärung gleich der des Auerhahns und des Taubers, erkennen. Die Indianer tanzten Angriff, Kampf und Sieg. Vielleicht auch Naturerscheinungen, den Sturm z. B. Bei uns im Norden sei das ja fast alles schon verschwunden und von der großen Ackerwalze Kultur fortgeebnet.

Isolde war zu der Gruppe getreten. Sie hatte Tine, die gern entschlüpft wäre, bei der Hand genommen und hielt sie fest. Jetzt mischte sie sich in das Gespräch: „Nun, es erhalten sich immer noch Überreste, allerdings weit entfernt von den großen Kulturzentren, die ja häufig in einem schrecklichen Dunstkreise dummer Unkultur schwimmen. Unsere jungen Freundinnen aus dem Osten haben uns da ein schönes Beispiel mitgebracht, das gerade hierher gehört: einen alten litauischen Volkstanz, Labbasch genannt, bei dem sich vieles denken läßt."

Nun erhob sich ein Bitten und Betteln. Tine beteuerte, dicht an den Tränen, sie könnte das wirklich nicht! — Und Hero rief immer wieder: „Du sollst ja nur dazu aufspielen!" — was die Neugier noch mehr anregte.

Isolde aber suchte sich Flore, die sich in einem Nebenzimmerchen versteckt hatte, und brachte sie trotz der flehendlichsten Vorstellungen des jungen Mädchens, dem nun doch himmelangst wurde, dazu, in leidlicher Haltung zwischen den bewußten blauen Vorhängen herauszutreten. Hero hatte bereits einen Platz davor freigemacht.

Wieder entstand Stille. Dann begann Tine: „Da—dadadadadadadoi! — Da—dadadadadadaaa!"

Mile vernahm die verhängnisvolle Melodie. Sie konnte sich nicht länger ruhig verhalten, sprang auf und lief ins Nebenzimmer, wo es ihr diesesmal gelang, einen Durchblick in den Saal zu gewinnen.

Vor dem graublauen Tuche etwas seitlich saß Tine auf einem niedrigen Schemelchen und blies auf der Pansflöte. In der Mitte des kleinen Schauplatzes drehte sich Flore um sich selber. Sie war mit einem dünnen, weiten, wasserblauen Kreppkleide, auf dessen zarten Falten das elektrische Licht weißlich spielte, angetan. An den Füßen trug sie flache, weiße Schuhe. Das Haar war einfach geteilt und ging in dicken Scheiteln tief an den Wangen nieder. Im Nacken war es mit einer einzigen großen Nadel zu einem mächtigen Knoten aufgesteckt.

„Tante," hatte Flore gesagt, als ihr die Rätin selber in ihrem Schlafzimmer die Frisur ordnete, „die eine einzige Nadel hält mein Vließ nicht. Du glaubst nicht, wie entsetzlich schwer es ist!"

„Ach freilich. Mehr als eine nimmt man aber nie," erwiderte Isolde und dachte bei sich: ‚Hält es, so hält es — und fällt es, so fällt es!' —

Mile stand mit offenem Munde und

starrte die Schwester an: so verändert sah Flore aus, die immer die schweren Haare fest von der Stirn fortgestrichen hatte, um „ordentlich" auszusehen.

Flores Kleid zeigte nur einen kleinen bescheidenen Ausschnitt. Desto weißer erschien das Stückchen Hals. Und die Arme leuchteten förmlich aus den Falten, wenn die furchtbar weiten, unten offenen Ärmel flatterten und sich blähten. Sie tanzte zuerst wie eine Halbtote, eine geistig und körperlich Gebrochene. Und so kam sie sich auch vor. Dann belebte sie sich allmählich und vergaß ihre Umgebung. Sie schlug die Augen auf, und diese großen, hellbewimperten Augen waren genau so flachsblau, wie das Kleid. Tine steigerte das Tempo. Flore drehte sich leidenschaftlicher und warf das Haupt in den Nacken. Plötzlich glitt die Nadel aus den Haaren; und eine wahre Flut ergoß sich bis fast zu den Knieen um sie. Waren Augen und Kleid wie die Flachsblüte: dieses Haar glich dem Flachse selbst. Die blaßblauen und die falben Farbentöne kontrastierten wirklich wundervoll.

Flores bemächtigte sich eine große Gleichgültigkeit. Sie führte ihren Tanz zu Ende, obwohl ihr das Haar auch über das Gesicht strömte, brach, als Tine angstvoll mit dem schrillen Tone schloß, zusammen und kauerte am Boden wie eine reife Hafergarbe. Aber ehe noch die Verwunderung der Zuschauer eine laute Äußerung zuließ, sprang sie wieder auf, flüchtete hinaus, und die Vorhänge fielen hinter ihr zu. Tine folgte ihr etwas gemessener.

Drinnen erhob sich ein erregtes Gemurmel. Dazwischen wurde Bravo, auch da capo gerufen. Isolde kam in das Zimmer, wo Flore auf einem Stuhle unter ihrer Haarflut saß und die Hände vor das Gesicht drückte. Die Tante brachte die Unglücksnadel, befestigte das Haar von neuem und wiederholte dabei immer: „Goldkind, das schadet ja gar nichts! Du hast Deine Sache prachtvoll gemacht. Geh nur jetzt mit mir."

Aber Flore wollte nicht. Sie blieb dabei: Sie zeige sich nicht mehr. Endlich ließ sie sich doch bereden, hinten herum durch die Schlafstuben in Isoldes kleines Wohnzimmerchen zu gehen, das neben dem Eßzimmer lag, um dort eine Erfrischung zu sich zu nehmen. Tine, die ihr ebenfalls gütlich zusprach, behauptete mit großer Bestimmtheit: „Essen stellt das seelische Gleichgewicht immer wieder her!" — Isolde versorgte die beiden Mädchen selber mit Tee, Brötchen und Kuchen und ließ sie dann in dem leeren Zimmerchen allein.

Als sie durch das Speisezimmer schritt, entdeckte sie Barnuth und Mile in ihrem Winkel. Barnuth führte gerade das Portweinglas mit der Miene eines schon vom Arzte aufgegebenen Patienten, der ein letztes Mittel versucht, zum Munde.

Isolde setzte sich ein paar Minuten zu ihm und sprach allerlei. Er befand sich aber entschieden in einer Art Geistesstarrheit und äußerte nur einige verlorene Worte. Also erhob sich Isolde wieder.

Mile ging mit ihr bis zur Tür. „Gott, Tante," sagte sie, „ich getrau' mich gar nicht, Vater allein zu lassen. Wenn das alles nur gut endet."

Isolde lachte. „Ich werde ihm jemand schicken, mit dem er ein vernünftiges Wort reden kann." Sie schickte Zuylen, der Mile noch morgens versichert hatte, five o'clocks wären ihm entsetzlich. Nun hatte er es doch über sich vermocht zu kommen. Mile wurde, sobald sie ihn sah, merkwürdig leicht ums Herz.

Als Isolde wieder im Saal erschien, stürzte sich ein nicht mehr ganz junger Herr mit einem kantigen Kopfe und einem häßlichen, ausdrucksvollen Gesicht buchstäblich über sie her: „Meine gnädige Frau, nur ein einziges Wort!"

Sie ging mit ihm in eine Fensternische, setzte sich auf eines der beiden Bänkchen dort und sah lachend zu ihm auf. „Nun?"

Er funkelte sie mit aufgeregten Blicken an, bückte sich und küßte ihr stürmisch die Hand. „O Sie!" rief er. „Zauberin! Hexenmeisterin!"

„Bitte! Mein Herr . . ."

„Ja, natürlich! Das ist sie!"

„Wer denn?" fragte sie schelmisch.

„Weib! Weib! — Nun spielt sie noch die Unwissende! — Meine Barbarenbraut! Mein langgesuchtes Urwaldmädchen! Wann wird sie mir stehen?"

Isolde wollte sich totlachen. „Stehen? Modell meinen Sie natürlich. Gar nicht."

„Was? Was? Weshalb um alles in der Welt haben Sie sie denn hergebracht?"

„Nun, das ist gut. Man ladet doch seine Freunde, seine Verwandten in sein Haus, wenn sie aus der Provinz nach Berlin kommen. Übrigens — was hatte ich Ihnen versprochen, wenn Sie heut artig den Tee bei mir nehmen wollten?"

„Eine Überraschung, die Ihnen ganz großartig geglückt ist. Also meine Barbarin gehört Ihrer Sippe an? O, dann macht sich ja alles höchst einfach. Wundervoll!"

„Setzen Sie sich doch einmal, mein bester Herr. So. Und nun bitte: recht ruhig. — So ganz einfach, wie Sie denken, macht sich die Sache nämlich nicht. Diese junge Barbarin, meine Nichte zweiten Grades, Fräulein Florence von Barnuth, ist nämlich da ganz oben in Ostpreußen in höchst soliden Verhältnissen aufgewachsen. Ursolid, sage ich Ihnen. Und sie läßt sich nicht so hernehmen, wie der Gepäckträger, in dem Sie Ihren sterbenden Germanen gefunden haben."

„Aber meine verehrte Gnädigste — — was will ich denn von ihr?! Linnenkleid. Hals und Arme frei. Etwas Dezenteres, um das verd— Wort zu brauchen, kann doch wohl der ärgste Spießer nicht verlangen?"

„Und der Barbar?"

„Der ist fertig. Der war sehr verständig. Über den braucht sie sich ja nicht zu werfen. Wir legen ihr eine Gliederpuppe im Pelz hin. Oder besser noch: ein Roßhaarpolster. Na?"

„Ja, na! — Ich will Sie der Mama vorstellen. Und dem Papa. Dann mögen Sie selbst sehen?"

„Und stellen Sie mich vor allen Dingen meiner Barbarin vor."

„Auch." Damit erhob sie sich und ging mit ihm zu Frau von Barnuth. „Liebe Marietta, der Schöpfer der Faunfamilie, die Du ja wohl in der Nationalgalerie bewundert hast, Herr von Glieten. Du stelltest Dir sein lorbeergekröntes Haupt gewiß schon würdiger als dieses vor." Sie deutete lachend auf das Künstlers kurze, dunkelblonde Haare, die sich in störrischen Wirbeln krausten.

Mette saß da wie ein verregneter Himmelfahrtstag. So unvorbereitet wie ihren Mann hatte sie der Schlag ja nicht getroffen. Dennoch kam sie sich jetzt ganz als Künstlermutter vor, die ihre Töchter in der Jahrmarktsbude zeigt. Daß auch das Malheur mit dem Haar noch passieren mußte! Und dieser Bildhauer, an dessen ausgelassenes Bocksgesindel sie sich wohl erinnerte, weil sie es mehr als suspekt gefunden und Dore von der Besichtigung abgelenkt hatte, berührte auch gleich taktlos genug den wunden Punkt: „Meine gnädigste Frau, welch ein wundervolles Schauspiel hat uns Ihr Fräulein Tochter bereitet! Und das wahrhaft köstliche Haar! — Ich bedaure, nicht noch mehr Maler zu sein, obwohl ich mir gern auch eine Farbenskizze machte —"

Isolde, die sich neben Mette gesetzt hatte, fiel ihm in die Rede. „Herr von Glieten ist vielleicht so freundlich, Euch sein Atelier zu zeigen."

„Gewiß. Mit Vergnügen, gnädigste Frau. Bitte nur Tag und Stunde zu bestimmen."

In Mette regte sich zwar der Bildungsteufel. Noch nie war sie in einem Bildhaueratelier gewesen. „Vielen Dank," sagte sie aber doch ziemlich kühl. „Wenn Du mich begleitest, Isolde, könnten wir beide ja morgen — um halb elf etwa —"

Isolde blinkte dem Bildhauer zu. „Ich hoffe, das paßt Ihnen, Herr von Glieten. Liebe Marietta, Herr von Glieten möchte auch Deinen Mann kennen lernen."

„Ist Otto hier?" fragte Mette erschrocken.

„Er saß mit Emy im Speisezimmer."

„Ich gehe mit Dir."

Die drei machten sich also auf und fanden Barnuth immer noch auf dem alten Platze, doch hatte ihn die Unterhaltung mit Zuhlen etwas ins Gleichgewicht gebracht. Er schien jetzt wehmütig gestimmt zu sein.

„Guten Abend, meine gute Mette!" sagte er und erhob sich. „Wir gehen nun nach Hause, nicht? Wir haben genug von dem Trubel. Ja, Isolde, man wird alt, — sehr alt . . ."

„Aber lieber Barnuth! — Erlaube, daß ich Dich mit Herrn von Glieten, dem berühmten Bildhauer, bekannt mache."

„Sehr angenehm!" murmelte Barnuth. „Sehr angenehm! . . . Wo — wo sind die Mädchen?"

„Ich hole sie, Onkel."

Sie fand in ihrem Wohnzimmerchen richtig noch Tine und Flore, die viel Kuchen gegessen und sich dabei ziemlich beruhigt

hatten. Auch Dore saß bei ihnen und verzehrte still ein belegtes Brötchen. Merkwürdigerweise hatte sich auch Lübeking hergefunden.

„Kinder, Eure Eltern wollen nach Hause."

„Ach, darf ich —?" bat der Bremenser, „Ich hatte noch nicht die Ehre —"

„Gehen Sie nur mit." Und die Hausfrau stellte auch ihn vor, — wieder mit dem Erfolg, daß Barnuth: „Sehr angenehm!" brummte. Gleich darauf wandte er sich an seine Töchter, ließ einen langen, langen Blick über sie hingleiten und sagte melancholisch: „So. Da seid ihr also. Na, kommt nur jetzt nach Hause."

„Mein gnädigstes Fräulein," sprach Lübeking eilig und verlegen zu Tine, „gestatten Sie mir vielleicht, daß ich Ihnen meine Gedichte, deren eines Sie heute so schön interpretierten, überreiche?"

„Wenn Mama erlaubt —"

Mette nickte schicksalsergeben. „Um eins werden Sie uns meist treffen — Potsdamerstraße, Pension Bottermund."

Der Bildhauer war kaum noch zu Worte gekommen. Er sah sich nur Flora so genau an, als es ihm die Schicklichkeit irgend erlaubte. Und sie erlaubte ihm viel.

8.

Mette hatte sich mit Isolde verabredet: „Beim Goethedenkmal treffen wir uns morgen vormittags punkt zehn Uhr. Nachher teilt sich die Gesellschaft: Tine, Flore und Dore marschieren ins Pergamonmuseum, wir begeben uns zu Deinem Bildhauer!" —

Die beiden ältesten Barnuths fanden, als sie morgens die Ereignisse von gestern besprachen, die Dinge wieder nur noch ‚halb so schlimm', als am Abend vorher. Sie konnten schließlich nicht umhin, sich ihres Erfolgs gelegentlich ihres ersten Erscheinens in hauptstädtischer Gesellschaft zu freuen. „Es war doch etwas anderes, als letzten Winter auf dem Regimentsballe in Königsberg," meinte Tine, „aber freilich — Königsberg ist Provinz! — Meine Haare stecke ich übrigens wie gestern auf, nur nicht ganz so plusterig. Und Du, Flore, behältst Deine Scheitel auch!" —

„Kinder," fragte Frau von Barnuth, als sie sich dem Goethedenkmal näherten, „mir scheint die elegante Dame dort, die im Staubmantel, doch Tante Isolde zu sein? Aber sie kommt in Begleitung eines Herrn." Und sie hielt die langgestielte Lorgnette vor die Augen.

Isolde näherte sich rasch. „Denkt Euch, wie angenehm! Ich treffe da Herrn von Glieten im Tiergarten spazierend."

„Ich bin auf dem Heimwege," sagte Glieten, indem er die Damen begrüßte. „Hübsch, daß wir gemeinsam gehen können. Haben die jungen Damen schon einmal ein Bildhaueratelier besichtigt? Stellen Sie sich nur etwas recht Schauderhaftes vor."

„Meine Töchter sollen das Pergamonmuseum besuchen," erklärte Mette entschlossen.

„Also erst dieses," stimmte Glieten gemütlich zu. „Die Damen gestatten wohl, daß ich mich anschließe? Wir bummeln bei dem herrlichen Wetter die Linden zu Fuß hinunter. Ich spiele ein wenig den Fremdenführer; und wir fahren hernach zu mir. Wann speisen die Herrschaften? In der Pension vermutlich um zwei. Da läßt sich alles mit Ruhe abmachen."

„Aber wir berauben Sie Ihrer kostbaren Zeit," widerstrebte Mette matt.

„Man arbeitet ja nicht nur mit den Händen," versetzte der Bildhauer. „Gnädige Frau haben die neuesten Denkmäler gesehen?" Und er wiederholte, dabei immer Flore, die vor ihm ging, betrachtend, die letzten Berliner Späße und erzählte besonders behaglich, daß man seine Satyrn die Sündenböcke nenne, weil sie an Stelle eines abgelehnten Kunstwerks gekauft seien.

Bis zum Friedrichsdenkmal schlenderte er neben Mette her. Dann benutzte er einen kleinen Halt dort, sich an Flores Seite zu schlängeln, und ging nun mit ihr voran.

„Gnädiges Fräulein, im Sommer komme ich in Ihre Gegend," sagte er. „Ich muß diesen Labbasch von den Bauernmädchen, die ihn ja nach dem Bericht Ihrer Frau Tante am Johannisabende tanzen sollen, ausführen sehen. Sie meint, der Brauch rühre noch von den Waidelottinnen, den altpreußischen Priesterinnen, her, die am Sommersonnwendtage mit den Göttern zu Tanze gegangen seien."

Flore wurde rot oder vielmehr rosa, denn ihre bleiche Haut färbte sich immer nur sanft. „Herr von Glieten," versetzte sie schnell, „diese Geschichte von dem litauischen Volkstanze ist leider gänzlich Tantes Er-

findung. Wir Mädchen dachten uns den Tanz in müßigen Stunden aus, und es ist alles nichts als Torheit!“ Sie sah ihren Begleiter mit ihren ehrlichen Augen an, als wollte sie sagen: ‚Denk Du nun von mir, was Dir beliebt. Gelogen wird nicht weiter!‘

Er lachte ausgelassen. „Aber, mein gnädiges Fräulein, das schadet ja nicht das geringste! Im Gegenteil: Es spricht für Ihre originelle, künstlerische Begabung. Nein, diese Frau Isolde! Ja, ja, so macht sie's immer. Wie sie sich nachher wohl über uns leichtgläubige Tröpfe ins Fäustchen lachen mag!“ — Er drehte sich um und drohte, immer noch lachend, Isolde mit aufgehobenem Finger. Sie lachte auch, denn sie dachte sich gleich, daß er sich zuvörderst nach dem Labbasch erkundigt haben würde.

Jetzt fragte er Flore, ob sie schon häufig gute plastische Kunstwerke gesehen hätte.

„Eigentlich nicht. Das letztemal in Berlin waren wir noch zu dumm. Und jetzt nahm uns Tante Isolde in Anspruch. Aber ein Herr von Donat in unserer Nachbarschaft hat Abgüsse von Antiken aufgestellt. Auch sonst noch allerlei.“

„Was? Baron Emmo von Donat auf Groß-Krippen?“

„Ja. Kennen Sie ihn?“

„Freilich! — Ich soll ihm ja eine Aphrodite machen. Wir sind uns nur in unseren Ansichten noch nicht recht einig. Ich kann doch nicht einfach so ungefähr eine Antike abkopieren, wie er sich's vorzustellen scheint. Wir denken uns das jetzt eben auch anders.“

„Wie denn?“ Flore sah ihn mit klaren Augen fragend an.

Er wurde plötzlich ganz ernsthaft und schaute nachdenklich in ihr junges offenes Gesicht. Daheim in seinem Atelier hatte er so eine Art Salome mit grausamem Kindergesicht, offenem lächelnden Munde mit spitzen Raubtierzähnchen und orientalischen Formen, die er eigentlich Donat als Venus anbieten wollte. Denn ihm selber war die Benennung seiner Kunstwerke meist recht gleichgültig. Jetzt sprach er aber langsam: „Nun, ich denke mir z. B. eine Woge, — eine Woge aus weißem Marmor. Sie kräuselt sich um einen Mädchenkörper, der halb daraus hervortaucht, und sie wölbt sich auch über dem Haupte fort wie eine Muschel oder Grotte. Und die junge, ganz junge Aphrodite, die eben aus dem Schaume entsteht, sieht mit großen, verwunderten Augen in die herrliche, sonnige Welt hinein, von der sie noch gar nichts weiß, und die sie erobern soll. Verstehen Sie mich?“

„Ja!“ sagte Flore und starrte träumerisch mit ihren blauen Augen in die knospenden Lindenwipfel hinein.

Nun erzählte er ihr, daß er von Donat nach Groß-Krippen eingeladen sei, und daß er Lust zu dem Ausfluge bekäme, auch wenn er nicht die Bauernmädchen den ‚Labbasch‘ tanzen sehen könnte. Während des Sprechens beobachtete er immer Flores Gang und Bewegungen. Sie ihrerseits beschrieb ihm Groß-Krippen und sprach mit Wärme von ihrer Heimat.

Im Pergamonmuseum widmete er sich wieder der Allgemeinheit. Er erklärte ganz geduldig den Inhalt der Darstellung, wies beredt auf die Pracht der urwüchsigen Gestalten hin, auf die Schönheit im Ausdruck der Leidenschaft, auf die großartige Unbefangenheit, mit der all diese Kämpfer und Kämpferinnen in ihrer Sache stünden, als wenn weder sie noch ihre Schöpfer, die großen Künstler, auch nur einen einzigen Gedanken an einen müßigen Zu- oder Beschauer verschwendet hätten. Er ging auf Einzelheiten ein und freute sich, wie Tine und Flore ernst, andächtig und ohne jeden Nebengedanken sahen und hörten, während Isolde lebhaft dazwischen schwatzte.

Mette hielt sich mit einem Ausdruck hilfloser Abwehr etwas im Hintergrunde; Dore hatte sich in der Mutter Arm gehängt und machte ein unglückliches Gesichtchen, weil sie Glieten nicht recht verstand und nicht wußte, was sie von dem allen denken sollte.

Nach einer Stunde fuhr die ganze Gesellschaft mit der Straßenbahn zu Glietens Atelier. Es lag am Ende eines unordentlichen, zerfahrenen Mitteldings von Hof und Garten, in das man durch die Durchfahrt eines großen Hauses gelangte. Äußerlich wirkte es nicht berückend. „Selbst die älteste Selderhoffsche Scheune, die, welche jetzt abgerissen wird, sah feudaler aus,“ meinte Tine. Aber alle drei Mädchen verknüpften mit dem Begriff Atelier doch eine unbestimmte Vorstellung von Perserteppichen,

bunt dekorierten Wänden, üppigen Diwans und sonst noch allerlei Prachtentfaltung. Sie standen denn auch, nachdem sie eingetreten waren, ziemlich bestürzt nahe der Tür still, und Tine flüsterte: „Innen ist's auch eine Scheune", während Frau von Barnuth ihr Kleid hoch aufnahm. Dann aber, nach einer Spanne stummer Umschau, staunten die beiden Ältesten mit großen Augen. Dore flüchtete wieder unter Mamas Fittich. — Mette hatte noch an einen Versuch gedacht, die Töchter voran in die Pension zu schicken. Dann überlegte sie: Sie werden nur aufmerksam, und nach dem Privatissimum im Pergamonmuseum kann ihnen weiteres auch nicht viel schaden.

Glieten erklärte die aufgestellten Kunstwerke mit seiner vollen, großen Lebhaftigkeit. Nur den Venusentwurf überging er. Endlich hob er mit Hilfe eines weißbekittelten jungen Menschen sehr behutsam eine nasse, schmutzige Leinwand von einem länglichen Etwas, das auf einem Brettergerüst ruhte. Das Etwas war der sterbende Barbar. Ein mächtiger nackter Jünglingskörper wand sich in den letzten Todeszuckungen — die rechte Hand auf die Brustwunde gepreßt, den linken Arm unter das seitlich gewandte Haupt geschoben, ein Bein schmerzhaft höher gezogen, das andere gestreckt. Die Zehen krümmten sich vor Qual. Ein furchtbarer Schmerz sprach sich in der ganzen Gestalt aus, so erschütternd, daß Tine und Flore unwillkürlich näher traten und mit gefalteten Händen und gesenkten Köpfen stumm wie an einem Sterbelager standen, als ob sie das Ende des Verscheidenden abwarten wollten und müßten. Selbst Isolde verhielt sich schweigend. Der feuchte, mattschimmernde Ton zeigte noch jeden Fingerdruck der Meisterhand, was dem Gebilde einen Anschein von Leben gab, wie ihn die Mädchen an einer Skulptur noch nie gesehen und nicht für möglich gehalten hatten. Die Gestalt des Sterbenden war sehr schön. Dennoch unterschied sie sich von den stillen, klassischen Gipsbildern, die Mette und Dore kürzlich besichtigt hatten, und selbst von den Pergamenern wesentlich. Dieser Gestalt hier fehlte der antike Stoizismus, die Gleichgültigkeit gegen Schläge und Wunden. Sie schien bewegter und menschlicher, hatte Nerven und besaß das, was Dore das ‚Aufrührende' nannte und ‚nicht leiden mochte'.

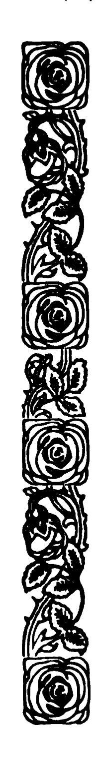
(Schluß folgt.)



Sprich leise ...

Sprich leise ... ganz leise
Von unserm Glück! ...
Ist so einsam im Haus und so spät schon die Nacht,
Nur eine plaudernde Flamme wacht
Im Kamin.
Sprich leise ... ganz leise
Von unserm Glück,
Und nicht jubeln, Herzliebste, nicht lachen,
Sind so viele im Haus,
Die zur Ruhe gegangen,
Möchten erwachen ...
Möchten uns lieber in Tränen sehn als im Glück ..
Will auch die Seele erzittern,
Aufschreien im Glück,
Halte ihr heißes Jauchzen zurück.
Nur die Hände wie betend gefaltet im Schoß
Und die Augen glänzend und gläubig groß
Zu mir hin ...
Sprich leise ... ganz leise
Von unserm Glück,
Und nicht jubeln, Herzliebste, nicht lachen,
Ist so vieles in uns,
Viel Wehes ... viel Bangen,
Ist schlafen gegangen
Und möchte erwachen ...
Leise ... ganz leise
Ist unser Glück — — —

Arhansas.



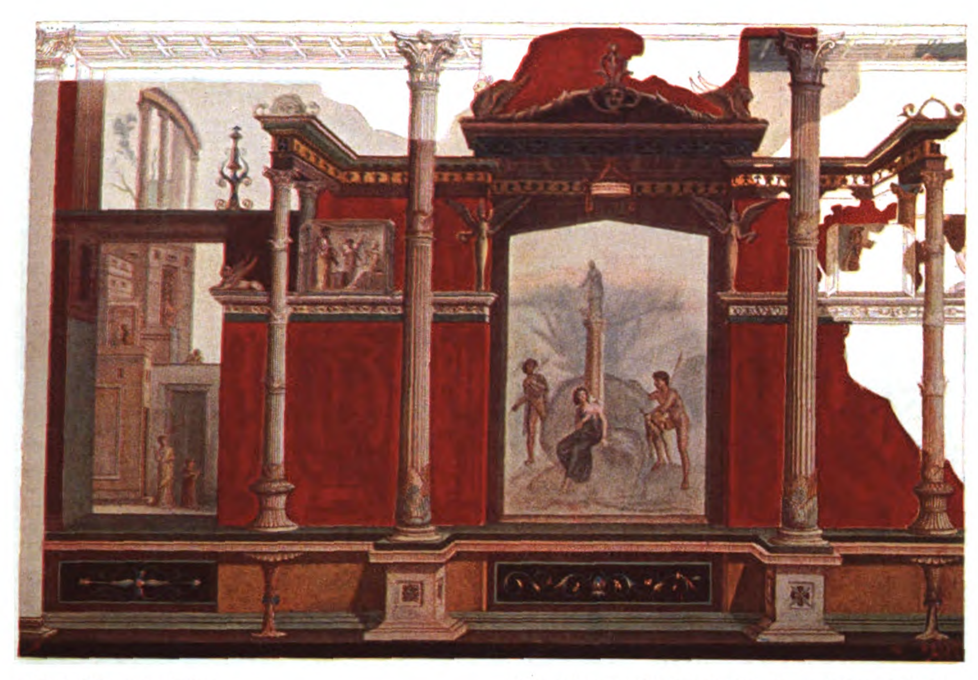


Abb. 1. Affreschi palatini. Nach „Monumenti dell Istituto“. Georg Reimer in Berlin.

Die Kunst Pompejis.

Von Prof. Dr. Erich Pernice.

Kürzlich ging durch eine Anzahl von Tageszeitungen die Nachricht, daß ein Konsortium von Amerikanern den Plan gefaßt habe, die alte Stadt Herculaneum, die im Jahre 79 v. Chr. zugleich mit Pompeji verschüttet wurde, wieder auszugraben. Wer beurteilen kann, welche unendlichen Schwierigkeiten — und nicht nur rein technischer Art — der Ausführung gerade dieses Planes entgegenstehen, der weiß auch, daß diese Ausgrabung ein frommer Wunsch bleiben wird. Wir werden uns weiter mit dem begnügen müssen, was uns der Boden von Pompeji geschenkt hat, und die getäuschte Hoffnung wird das doppelt anerkennen lassen, was wir besitzen. Gerade in den letzten Jahren hat uns Pompeji mit Kunstwerken aller Art überschüttet. So sehr sie durch die Ausgrabungen und Funde der letzten Jahrzehnte in Griechenland, Kleinasien und namentlich in Kreta an aktuellem Interesse eingebüßt zu haben scheint, immer wieder hat die alte Stadt, sei es durch einen Fund köstlichen Silbergeschirrs, wie des Schatzes von Boscoreale, sei es durch die Entdeckung eines reich bemalten Hauses, wie des Hauses der Vettier, oder von buntfarbig leuchtenden bronzenen Figuren und Gefäßen bekundet, daß ihr Boden noch nicht erschöpft sei. Immer aufs neue hat sie so ihren alten Ruf glänzend zu behaupten gewußt.

Die Kunstfertigkeit, die wir in Pompeji kennen lernen, äußert sich besonders in der Wandmalerei und in Metallarbeiten; was von Werken der Marmorplastik erhalten ist, steht seiner künstlerischen Bedeutung nach nicht auf der gleichen Höhe oder kommt wenigstens für uns nicht in derselben Weise in Betracht, da wir Besseres besitzen. Aber für Malerei und Metallkunst bildet Pompeji nahezu den Ausgangspunkt unseres Wissens.

Das Wort Pompeji ist selbst in gebildeten Kreisen häufig nur so weit bekannt, als damit die berühmte rote Farbe in Verbindung gebracht wird, als ob die Pompejaner nichts anderes gekonnt hätten, als ihre Wände rot anzustreichen! So charakteristisch aber die glühend rot leuchtende Farbe

für eine Anzahl pompejanischer Wände ist, andere Farben stehen ihr gleichwertig gegenüber. Man muß bedenken, daß die Stadt, die inmitten der unteritalisch-griechischen Kulturwelt gelegen war, und deren Wohnhäuser in einem Zeitraum von drei Jahrhunderten entstanden, die mannigfachsten Wandlungen durchgemacht hat. Nicht nur Material und Grundriß der Häuser haben sich im Laufe der Jahrhunderte gründlich verändert, auch der Geschmack der Wanddekoration ist einem dauernden Wechsel unterworfen gewesen; nicht allein die Wände in ihrer farbigen Gesamtheit sehen zu verschiedenen Zeiten verschieden aus, auch der bildnerische Schmuck wurde der jeweiligen neuen Mode in Stoffen und in der malerischen Ausdrucksweise angepaßt.

Diese Unterschiede veranschaulichen unsere bunten Abbildungen auf das deutlichste. Wir schicken voraus, daß die älteste Art von Dekoration, die uns in Pompeji noch erhalten ist und im wesentlichen dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert angehört, der sogenannte erste Stil, hier nicht ausführlich behandelt werden soll. Die Eigenart dieses Stils bestand darin, daß man die Wände mit einer Stuckschicht bekleidete und diese Schicht bis zu einer gewissen Höhe in plastisch hervortretende Felder zerlegte, so daß der Eindruck einer starken Quadermauer erreicht wurde. Die Quadermauer wurde durch ein Gesims aus feinem Stuck abgeschlossen, und darüber ließ man die glatte Wand hochgehen. Die einzelnen quaderartigen Felder waren mit verschiedenen Farben bunt bemalt, ebenso wie der obere Wandteil, aber das Charakteristische dieser Dekoration besteht darin, daß das Zimmer von den vier Wänden fest eingeschlossen erscheint. Man konnte in der Tat die Geschlossenheit der Wände kaum deutlicher ausdrücken.

Wie anders unsere Abbildung 1. Hier geht alles darauf aus, die Wand als Fläche aufzulösen und eine Tiefenwirkung hervorzurufen. Man erblickt zunächst einen mit gelber und schwarzer Farbe gemalten Sockel, der, perspektivisch gemalt, vor die Wand gelegt zu sein scheint. Zwei große Säulen, die auf dem Sockel stehen, bewirken, daß die rote Wand hinter dem Sockel stark zurückweicht. Noch weiter zurückgeschoben wird sie durch einen zweiten von der Wand ausgehenden Vorbau mit zwei kleinen Säulen. Aber selbst die Wand erscheint nicht als einheitliche Fläche, sondern sie ist in einen vorderen, unteren und einen tiefer im Raume liegenden oberen Teil gegliedert. In der Mitte wird sie unterbrochen durch einen pavillonartigen Bau, durch den man in eine heroische Landschaft mit mythologischer Staffage sieht — hier die Befreiung der Io durch Hermes. Es ist nicht ganz klar, ob sich der Beschauer hier diese Landschaft als wirklich vorhanden denken soll, oder ob das Mittelbild als ein großes Gemälde in architektonischem Rahmen gedacht ist; meist aber ist in diesen Dekorationen die wirkliche Natur gemeint. Andere Bilder erscheinen auf dem vortretenden Teil der roten Wand, Bilder mit Laden rechts und links, wie es solche in Wirklichkeit gegeben hat, kostbare Stücke, die, wie die Triptychen der christlichen Kunst, für gewöhnlich geschlossen gehalten wurden. Gerade unter diesen kleinen Bildern finden sich zahlreiche bedeutende Entwürfe — meist Szenen intimeren, genreartigen Charakters. Ganz links und entsprechend rechts (die rechte Seite ist sehr zerstört auf uns gekommen) blickt man auf Abb. 1 durch eine Türöffnung auf eine weit zurückliegende Straße, in der eine Frau mit einer Dienerin spazieren geht, in den noch weiter zurückweichenden Häusern bewegen sich allerlei Personen, und im äußersten Hintergrunde sieht man auf ein Heiligtum mit schlanken jonischen Säulen. Man bemerkt, wie es dem Maler darauf ankam, möglichst viele Flächen hintereinanderzuschieben, um damit die Vorstellung großer Räumlichkeit zu erwecken. Das Wesentliche dieser Dekoration ist eben, daß sie die Vorstellung der Wand als Abschluß des bewohnten Raumes auf den vier Seiten des Zimmers möglichst aufzuheben versucht; die Wand soll möglichst überhaupt nicht als Fläche empfunden werden. Das ist einmal durch reine Architekturmalerei erreicht, indem sich eine Architektur mit Durchblicken hinter die andere bis in die tiefsten Tiefen schiebt oder, wie in unserem Falle, mit Zuhilfenahme landschaftlicher Durchblicke. Die Architekturen als Ganzes zu verstehen, ist in den seltensten Fällen möglich — und daran werden vermutlich die pompejanischen Maler die Hauptschuld tragen —, dagegen sind die Einzelformen stets so, wie sie in jener Zeit vermutlich auch der Wirklichkeit entsprachen.

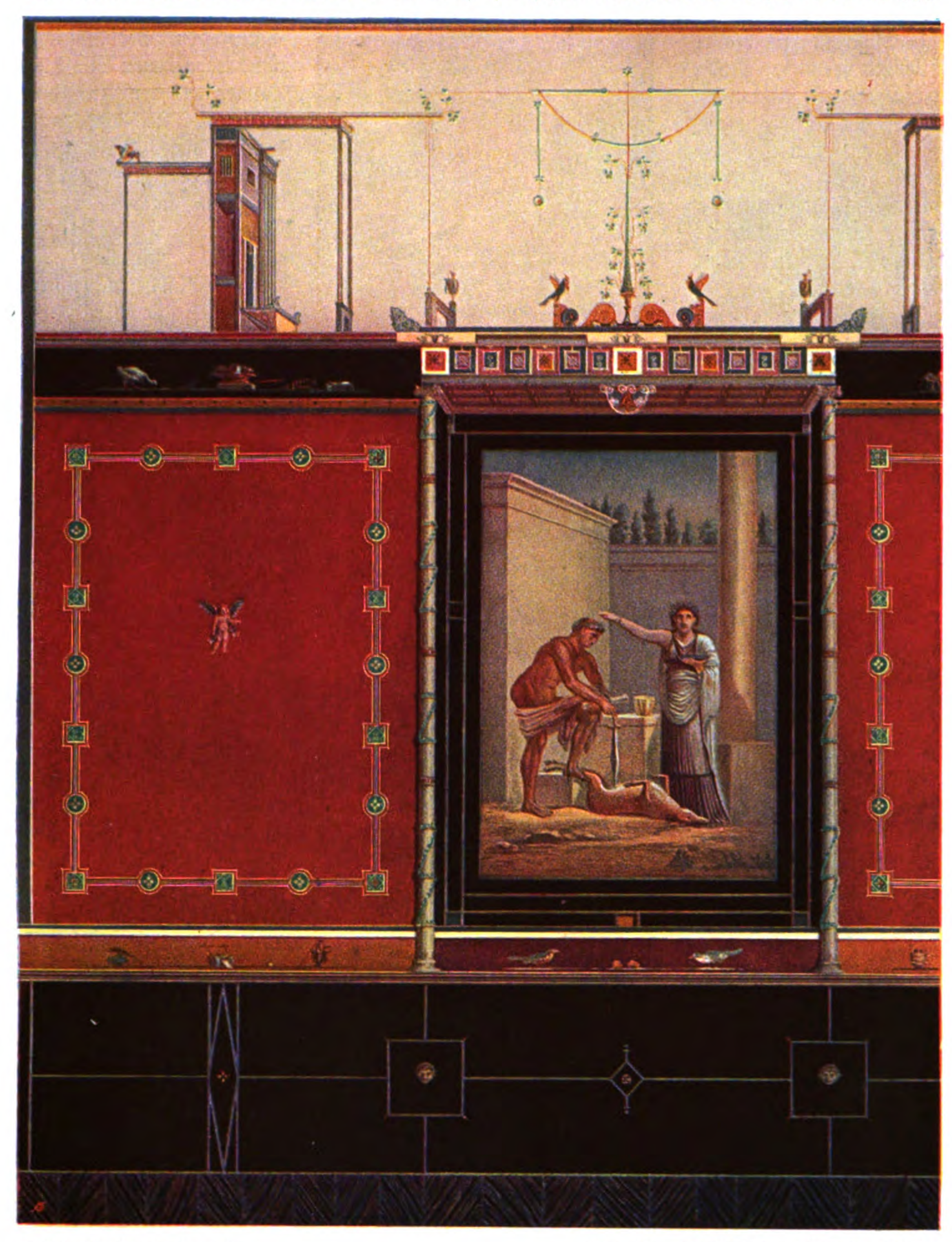


Abb. 2. Wandmalerei aus dem Hause des Spurius Mesor. Nach: Mau „Geschichte der dekorativen Wand-Malerei in Pompeji"; Georg Reimer in Berlin.

Diese mit Hilfe der Perspektive arbeitende und die Fläche auflösende Malerei tritt in Pompeji etwa um das Jahr 80 v. Chr. auf, und zwar so ohne jeden Zusammenhang mit der früher geübten Dekorationsweise, daß nach einem äußeren Anlaß gesucht werden muß. Gefunden wurde dieser in der Kolonisierung der Stadt durch die Römer, die in jenem Jahre stattfand, und daher schloß man mit Recht, daß es, wie 150 Jahre später, römische Maler gewesen sind, die die neue Wandmalerei einführten, die sie freilich erst selbst in den griechischen Städten Kleinasiens kennen gelernt hatten.

Etwa fünfzig Jahre blieb es bei dieser Mode, dann gefiel sie nicht mehr. Ganz allmählich machte sich eine Reaktion geltend, die darauf abzielte, die Wandfläche in ihrem unteren Teile wieder als Fläche zu charakterisieren, wie es ehedem gewesen war; aber nicht wie damals dadurch, daß man ihr den Anschein einer Quadermauer gab, in der man die Quadern plastisch nachbildete, sondern man wählte glatte farbige Felder, die mit reicher bunter Ornamentik belebt wurden. Von dieser neuen Dekorationsweise bietet die Abbildung 2 ein einfacheres Beispiel, die Abbildung 3 Ornamentproben. In der Frühzeit des Kaisers Augustus ausgebildet, ist sie für die erste Kaiserzeit typisch. Man erkennt, wie der Sockel nicht mehr perspektivisch behandelt ist, wie der Mittelbau von wirklichen Flächen umgeben wird, wie dieser Mittelbau selbst nicht mehr oder doch nur sehr selten scheinbar vorspringt, sondern den Rahmen für ein Hauptbild darstellt. Sockel und Wandfläche sind durch zarte, feine Linien und Muster eingeteilt; besondere Sorgfalt ist auf die Trennungsstreifen unter und über der Wandfläche und dem Mittelbild verwendet. Hier sind als Vorwürfe Tiere und Stilleben aller Art besonders gern benutzt worden, und man wird nicht müde, diese zierlichen, mit erstaunlicher Beobachtung wiedergegebenen Bildchen immer wieder zu betrachten. Durch die Ornamentik dieses Stiles geht überhaupt ein starkes Streben nach Verzierlichung bei möglichst sorgfältiger Einzelausführung. Man betrachte beispielsweise die überschlanken Säulen des Mittelbaues mit der anmutigen Bekränzung durch Blumengirlanden; oder man sehe die kleinen Architekturen, die über der eigentlichen Wandfläche zum Vorschein kommen. In dieser Zeit hat man nämlich die Wand stets in Dreiviertelhöhe abgeschlossen und darüber eine Art von Architekturmalerei angebracht, aber diese Architekturen wirken nicht wie die in den älteren Dekorationen als wirkliche Bauglieder, sondern es sind Ornamente, die zufällig Architekturform haben. Bis zu welcher Feinheit der Durchführung man gelangte, zeigt die Ornamentprobe auf Abb. 3. Es läßt sich nicht leicht etwas Graziöseres denken, als dieser Kandelaber im roten Felde; er ist ebenso vortrefflich in der Empfindung für das Ebenmaß der Verhältnisse, als in der zarten Abtönung der Farben. Der Kandelaber steht auf einem Ornamentstreif, der in Anlehnung an ägyptische Vorbilder geschaffen ist; aus seinem unteren Teil lösen sich einige Ranken los und entwickeln sich zu selbständigen leichten Ornamentmotiven. Wei-



Abb. 3. Detail des dritten Stils. Nach: Mau „Geschichte der dekorativen Wand-Malerei in Pompeji", Verlag von G. Reimer-Berlin.



Abb. 4. Aus dem Haus des
L. Caecilius Jucundus.

Nach: Mau „Geschichte der dekorativen Wand-
Malerei in Pompeji"; Georg Reimer in Berlin.

ter oben sind kleine Blütenbüschel zum Schmuck in das Gerät gesteckt. Mit unbeschreiblicher Anmut steigt der Träger auf, um oben in einer reichgeschmückten Platte seinen Abschluß zu finden. Solche Kandelaber können in Wirklichkeit nie existiert haben: ebenso wie die Architektur ist hier das Gerät lediglich zum Ornament umgebildet.

Man wird dieselbe künstlerische Absicht leicht in der Abbildung 4 erkennen, die einen Ausschnitt einer größeren Wand wiedergibt: ein rotes und ein schwarzes Feld, eingerahmt durch Zierleisten von höchster Sauberkeit der Ausführung. Die Ornamentstreifen oben und unten sind mit Motiven der ägyptischen Kunst bemalt, rechts erblickt man eine Leiste mit bacchischen Emblemen, Tierdarstellungen, unterbrochen von Muschel- und Palmettenornamenten, und überall dazwischen hängen Blüten und andere Zierate. Die Hauptfelder trennt eine Girlande mit hängenden Sternblumen. Im oberen Teil des roten Feldes hält ein Schwan eine Kordel im Schnabel, die in sanft geschwungener Linie eine weiße Fläche begrenzt, auf der aufrechtstehende Pfauenfedern gemalt sind. Noch wieder darüber ist ein kleines Bild mit der Darstellung zweier Wasservögel in besondere Umrahmung gesetzt. Alle diese Ornamente sind nicht mit der Schablone, sondern aus freier Hand gemalt. Man kann nicht sagen, daß ein großer Zug durch diese Kunst ginge, aber die Anmut und Zierlichkeit der Einzelheiten ist im höchsten Maße fesselnd und anziehend.

Wie anders wirken nach solchen Eindrücken Wanddekorationen der letzten Zeit, von denen unsere Abbildungen 5 und 6 zwei besonders lehrreiche Proben geben. Von hier nach dort führt keine Brücke; so wie auf die alte Quaderdekoration eine ganz eigenartige Wandmalerei unvermittelt auftritt, so unvermittelt erscheinen diese Dekorationen in der letzten Zeit Pompejis. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß es auswärtige Maler, Maler der Hauptstadt waren, die den künstlerisch zurückgebliebenen Provinzlern nun einmal zeigen wollten, was der wahre Geschmack sei, und die Pompejaner werden große Augen gemacht haben, als ihnen die überlegenen Dekorateure der Residenz ihre biedermännische Ornament- und Flächendekoration mit kühnen Strichen und vermutlich entsprechender Aufgeblasenheit über den Haufen warfen. Im Jahre 65 n. Chr. Geb. war Pompeji zum erstenmal gründlich zerstört worden. Man baute die Stadt aber wieder auf, und damals muß der Zuzug fremder Malermeister aus der Hauptstadt bedeutend gewesen sein, denn hier gab es was zu verdienen. Gewiß waren es nicht die ersten Kräfte, die in Pompeji arbeiteten, aber trotzdem muß man ihre Leistungen bewundern. Welche Leichtigkeit der Behandlung, welche Sicherheit des Disponierens, welche Bravour der technischen Durchführung! Unwillkürlich wird man gefangen von dem starken Gesamteindruck der dekorativen Leistung, in der alles auf eine freudige, bunte, blendende Wirkung hinauskommt. Aber man empfindet dabei doch deutlich, der Stil dieser Dekoration ist nicht für kleine Räume erfunden, wie es die pompejanischen waren, er ist vielmehr für Prunkräume großer Palastanlagen gedacht und für diese ausgebildet. In solchen finden wir ihn aufs höchste gesteigert zu Rom in den Resten des goldenen Hauses des Nero, den Titusthermen, deren Malereien Raffael die Motive für die Grotesken der Loggien geliefert haben.

Der Gesamteindruck der auf Abbildung 6 wiedergegebenen Wanddekoration wird durch ein lichtes Blau beherrscht. Die Vorderseite des grünen vorspringenden Sockels ist mit Platten bedeckt, die wie Marmor wirken sollen. Darauf steht die eigentliche Dekoration, wieder Architekturmalerei, aber gänzlich anders als die, welche wir früher kennen gelernt haben. Die Vorderkante dieser Architektur zieht sich in unruhiger Linie bald tief ein, bald springt sie weit hervor. In der Mitte erblickt man eine geöffnete Tür, von einem weitvorspringenden und durch schlanke Säulen getragenen Dach überschattet; im Innern führt eine Treppe nach oben. Rechts und links davon springen Gesimse hervor, die auf überzarten Pfeilern, Pflanzenstengeln nicht unähnlich, ruhend eine besondere Nische mit rotem Fond abschließen. Weiter folgt nach rechts und links eine zweite Nische mit violettem Grund; aus ihnen blickt man in ein dahinter gelegenes tieferes Gemach. Über dem unteren Wandteil steigt in luftiger, phantastischer Architektur ein zweites noch unmöglicheres Gebäude auf. Nur ein Ausschnitt der Wand ist hier wiedergegeben, aber schon dieser kennzeichnet genügend die

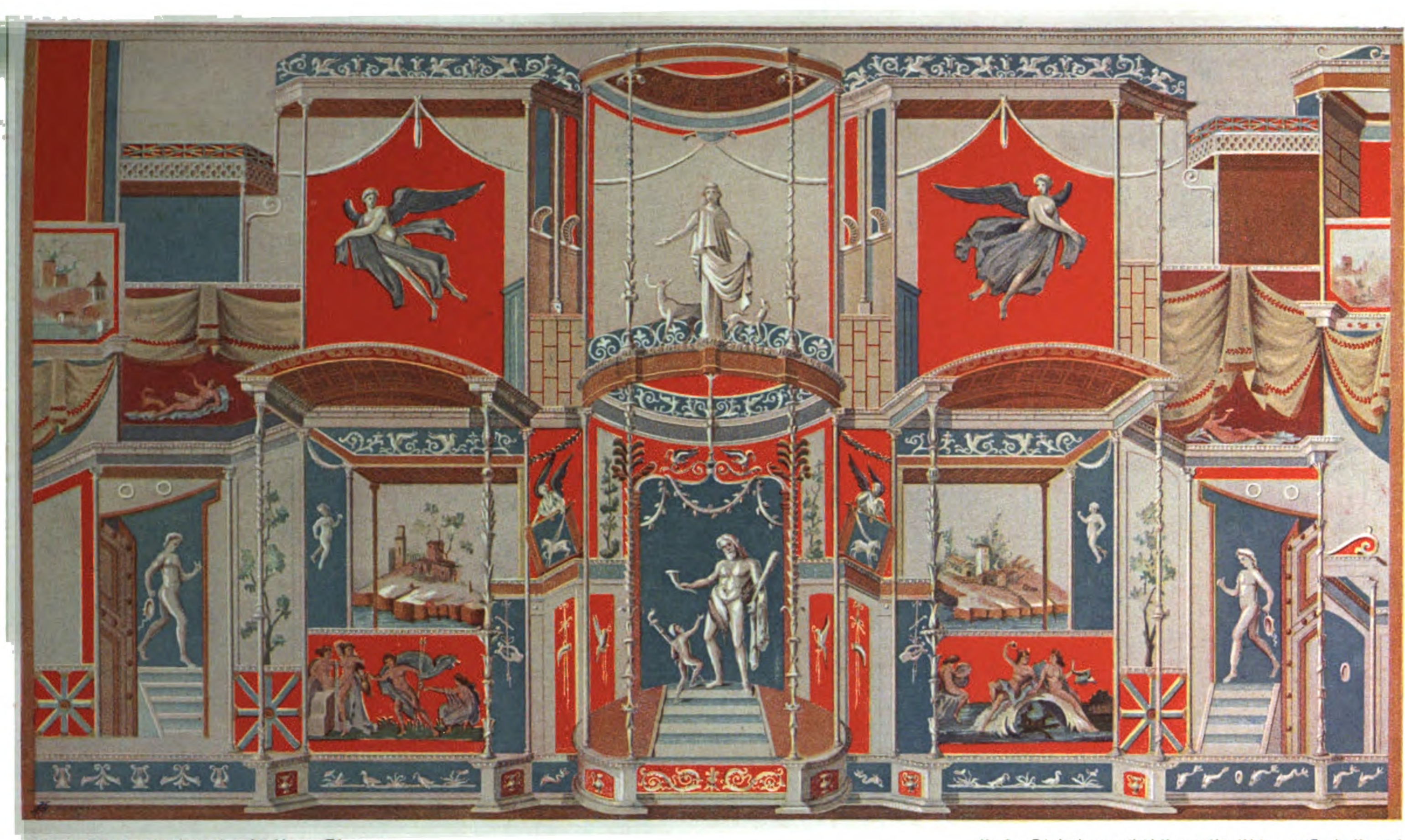


Abb. 5. Wandmalerei aus den Stabianer Thermen. Nach: „Dipinti murali di Pompeji“; Richter & Co. in Neapel.

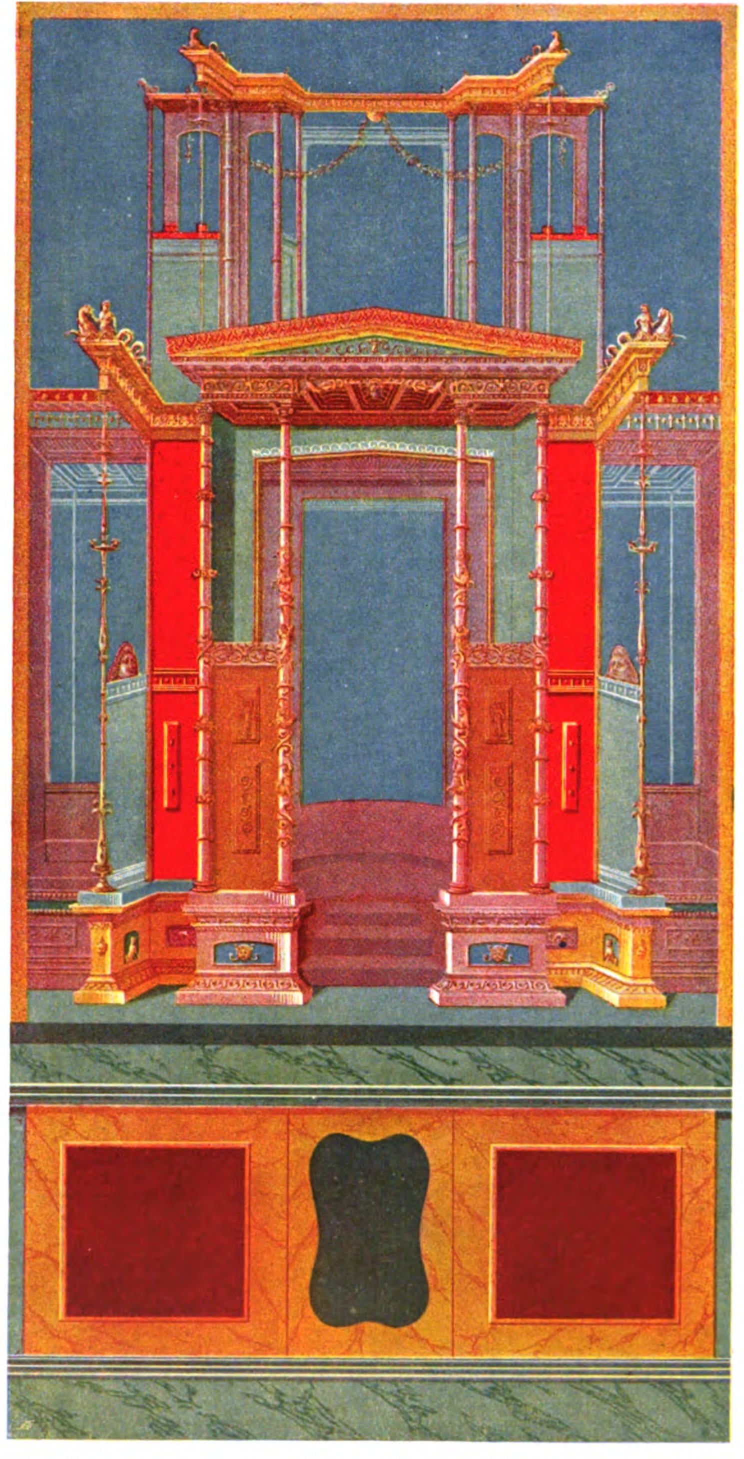


Abb. 6. Wand aus der Casa delle Suonatrici.

Nach: G. Zahn „Die schönsten Ornamente von Pompeji, Herculanum und Stabiae“; Dietrich Reimer in Berlin.



Abb. 7. Opferung der Iphigenie. Wandgemälde.

blendende Buntfarbigkeit und zeigt ein Farbenspiel von höchstem Effekt; gesteigert ist das Ganze durch zahlreiche plastisch gedachte Verzierungen, die gelb gemalt als goldene wirken sollten.

Sehr ähnlich ist in der Gesamtanordnung auch die Wanddekoration in den sogenannten Stabianer Thermen (Abb. 5). Wieder sehen wir hier die unruhige Linie des vorspringenden und zurückweichenden Sockels, wieder die geöffneten Türen, mit dem Blick auf Treppenaufgänge. Dazwischen durch halbhohe reichgeschmückte Mauern abgetrennte, besondere Räume, und über dem Ganzen eine phantastische Architektur, unterbrochen von Feldern mit schwebenden Figuren und anderem. Zur Erhöhung der reichen Wirkung sind hier alle menschlichen Figuren in feinem weißen Stuckrelief gebildet.

In allen diesen Wandmalereien mit Ausnahme der Wände ersten Stiles spielen die Bilder eine wichtige Rolle; wir haben ja schon gesehen, wo die Hauptbilder angebracht zu werden pflegten und wie sie sich in die Gesamtdekoration einordneten. Diese Bilder — es sind tausende erhalten — sind eine unschätzbare Quelle für die Kenntnis des Altertums nach den verschiedensten Seiten hin: formal betrachtet für die Komposition von verlorenen Bildern weit älterer Zeiten, die hier kopiert sind, rein malerisch für Farbengebung und Farbenbehandlung, wie sie vom I. Jahrhundert v. Chr. ab bis zum Untergang Pompejis maßgebend gewesen sind; gegenständlich endlich für die mythologische Überlieferung. Hier lernen wir zahllose Göttergeschichten kennen, besonders solche, bei denen es sich um pikante Liebessachen handelt. Die Maler können sich nicht genug tun in der Darstellung der Europa, Io, Leda, Andromeda, der Aphrodite und ihrer Eroten, aber auch Bilder des täglichen Lebens wurden nicht verschmäht, ebensowenig wie Stillleben aller Art. Gerade unter den letzteren finden sich oft Stücke von hoher Meisterschaft, die uns ahnen lassen, welche Höhe die Kunst an solchen Plätzen erreicht haben muß, die im vollen Mittelpunkt des Kunstlebens gelegen waren. Denn wenn Pompeji auch um seiner landschaftlichen Reize willen von vornehmen Römern viel besucht wurde — Cicero besaß hier ein eigenes Landhaus —, so darf man doch nicht annehmen, daß die abseits gelegene



Abb. 8. Hera und Zeus. Wandgemälde, jetzt im Nationalmuseum zu Neapel.

einzelne Beispiele mögen zur Erläuterung des Gesagten abgebildet werden.

Wie die Bilder der alten Kunst des fünften vorchristlichen Jahrhunderts in Pompeji benutzt und kopiert wurden, zeigt am deutlichsten das berühmte Bild mit der Opferung der Iphigenie (Abb. 7). Links steht mit verhülltem Haupte Agamemnon, rechts Kalchas, der Priester, mit dem Opfermesser in der Hand; schon schleppen Odysseus und Diomedes die Iphigenie zum Altar, da fleht die Unglückliche zum Götterbild der Artemis; ein Zeichen geht von der Göttin aus, und betroffen hält der



Abb. 9. Musikalische Unterhaltung. Wandgemälde, jetzt im Nationalmuseum zu Neapel.

Stadt im Kunstleben irgendeine führende Stellung eingenommen habe. Sie bietet vielmehr den mittleren Durchschnitt der Leistungen auf künstlerischem Gebiete, aber mit Erstaunen nehmen wir doch wahr, wie hoch selbst dieses Durchschnittsmaß zu bewerten ist.

Es geht über den Rahmen dieser Darstellung hinaus, die Geschichte und Entwicklung der Bildmalerei in Pompeji vorzuführen, um so mehr, als es kaum möglich ist, die Bilder stilgetreu farbig wiederzugeben. Nur



Priester inne und blickt, wie Odysseus, auf das Götterbild. Was aber vorgegangen ist, und wie der Konflikt sich lösen wird, das zeigt uns der Maler, indem er hoch in den Wolken die Artemis malte, die von einer Nymphe einen Hirsch als Ersatz für die Iphigenie herbeibringen läßt.

Alles ist an dem Hauptteil des Bildes altertümlich, die symmetrische Anordnung der Figuren, die Größenverhältnisse von Haupt- zu Nebenfiguren, die Einfachheit der Gewandbehandlung, und auch die Stellung z. B. des Kalchas, die man ähnlich in Figuren der Zeit des Parthenon wiederfindet; die Vermeidung jeglicher Überschneidung, die reliefartige übersichtliche Komposition. Eine feierliche, ernste Handlung voll höchster Spannung ist geschildert — diese Spannung wird aber durch den oberen Teil des Bildes abgeschwächt. Wie künstlerisch abgerundeter und bedeutungsvoller würde das Bild sein, wenn sich die Lösung des Konflikts zwar erraten ließe, aber nicht vor den Augen des Beschauers enthüllt wäre. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß der Maler aus eigenem Antriebe den oberen Bildteil hinzufügte — für den unteren aber benutzte er eine alte Vorlage, deren Meister wir nicht mit voller Bestimmtheit zu nennen vermögen.



Abb. 10. Schwebende Gruppe. Wandgemälde.

Es gibt eine ganze Reihe dem Iphigenienbilde in der ernsten, dramatischen Auffassung nah verwandter Bilder. Im Gegensatz dazu betrachten wir aber nun ein zweites, gleichfalls berühmtes Gemälde, die Hochzeit der Hera und des Zeus. Unten rechts sitzen — in der Abbildung 8 schwer kenntlich — drei Jünglinge auf dem Rasen, Personifikationen der Natur. Hera wird von der Iris dem rechtssitzenden Zeus zugeführt; im Hintergrunde steht eine reichgeschmückte Säule, die drei Löwenfiguren als Untersatz dient. Hera wendet sich im Bewußtsein ihrer Schönheit, mit ihren unglaublich großen und strahlenden Augen, mit höchster Eleganz der Handbewegung nicht dem Vorgange selbst, sondern dem Beschauer zu, um seine Bewunderung zu erheischen. Man beachte auch die mit großem Siegelring geschmückte Hand des Zeus und seine elegante Pose vom Kopf bis zu den mit Sandalen reich geschmückten Füßen, um den Unterschied gegen das Iphigenienbild zu empfinden. Die letzte Zeit Pompejis ist erfüllt von Bildern, die das geschilderte an Aufdringlichkeit und Effekthascherei noch weit übertreffen.

Beide, Iphigenien- und Herabild, waren große Mittelbilder. In diesen liegt nicht der Höhepunkt pompejanischer Kunst. Reiz-



Abb. 11. Weinkanne.

voller und bedeutender sind die in Klappschränken dargestellten oder zwischen die Architektur gemalten Bildchen, zumal der älteren Zeit. Es sind namentlich diese Stücke kleineren Umfangs, die als charakteristische Äußerungen des künstlerischen Könnens und Empfindens gelten können. Ein vortreffliches Beispiel bietet unsere Abbildung 9, nach einem Vorbilde aus Herculaneum. In einem Gemach sitzt auf breitem Lager eine Frau und trägt auf zwei Instrumenten zugleich ein Musikstück vor, zwei Frauen und ein Mann hören gespannt, fast erregt dem gewiß sehr kunstvollen und schwierigen Vortrage zu. Die Schilderung dieser einfachen und anziehenden Situation ist mit allem Reize seiner Stimmungsmalerei durchgeführt, in der Erfindung so reizvoll wie in der koloristischen Behandlung. Der Künstler hat, wie man selbst in der Abbildung erkennen kann, die Farbtöne nicht wie bei den erst beschriebenen Gemälden zu allmählichen Übergängen ineinandergearbeitet, er hat sie vielmehr über- und nebeneinander unvermittelt stehen lassen und dadurch eine sehr lockere malerische Formengebung und große Lebendigkeit und Frische der Gesamtwirkung erreicht. Es ist das die Malweise, die man modern mit dem Wort Illusionismus bezeichnet, eine Fleckenmalerei, deren nebeneinandergestellte Farbentöne erst der Beschauer zu zusammenhängender Raumwirkung umschafft. Aufs höchste gesteigert finden wir diese Malweise in der letzten Zeit Pompejis; nirgends mehr sind hier mit sorgfältiger Achtsamkeit auf Rundung die Dinge in Licht und Schatten gesetzt, sondern die hellen Farbenflecke stehen in freiester und kühnster Behandlung nebeneinander. Die glänzendsten Proben dieses Stils sind die Stillleben, die Küchenstücke und die berühmten schwebenden Gruppen, die in abscheulichen, süßlichen Nachbildungen überall verbreitet sind. Eine dieser Gruppen ist in Abbildung 10 wiedergegeben.



Abb. 13. Vase.

Wir fügen dieser kurzen Übersicht ein Bildchen 14 hinzu, das, kürzlich in dem Hause der Vettier in Pompeji ausgegraben, ein weiteres Zeugnis von der Virtuosität der Maler in der letzten Zeit Pompejis bietet. Es ist eines von vielen anspruchslosen Bildchen, die wie ein Ornament auf die Wand gesetzt sind, ohne daß sie eigentlich als Bilder wirken sollten. Alle stellen sie Eroten in den verschiedenartigsten Beschäftigungen dar. Hier ist es eine Parfümeriefabrik. Rechts wird das Öl mit einer Presse gewonnen. Zwei Eroten schlagen mit Hämmern auf Keile, welche die in der Presse liegenden Fächer mit den Oliven so zusammendrücken, daß das Öl aus den Früchten fließt. Eine kleine Psyche rührt in großem Gefäße das Öl um; zwei andere Eroten behandeln in einem Mörser die gewonnene Flüssigkeit. Es folgt der

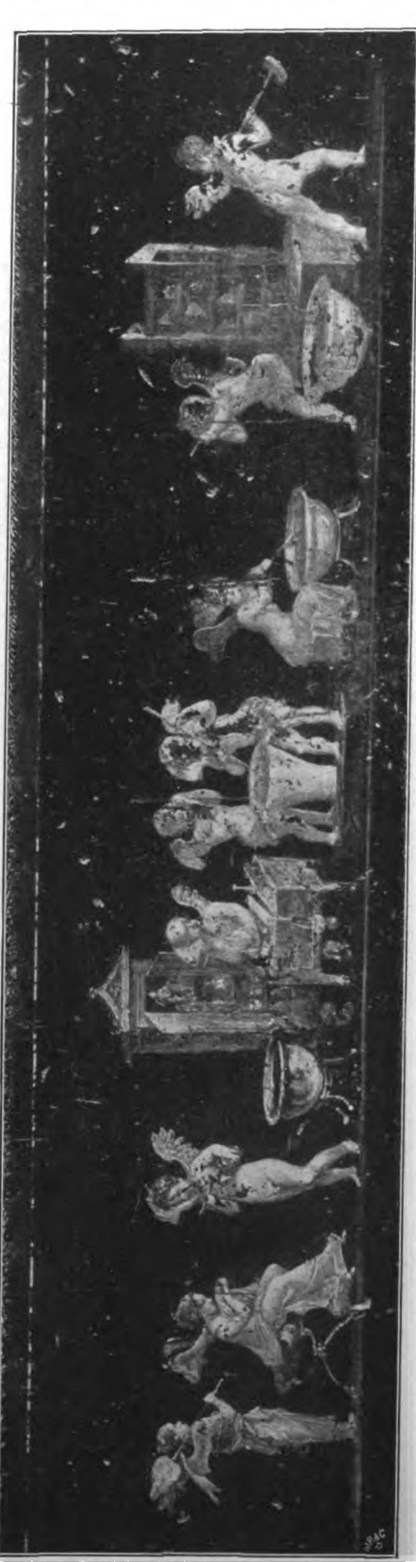


Abb. 12. Schale.

Verkaufsladen mit Ladentisch, Wage und einem Schrank für die Waren. Ein Diener des Ladens geht auf die allerliebste Kundin zu — eine Psyche in der Tracht vornehmer Damen — und reicht ihr eine Probe des gewünschten Parfüms; sie hat es auf der Oberfläche der Hand zerrieben und prüft seinen Duft. Hinter ihr hält eine Dienerin den Fächer. Diese kleinen Bilder sind von einzigartigem Wert, auch hier tritt die geschilderte illusionistische Malerei klar hervor. Keine kleinliche Durchmodellierung, keine sorgsam verriebenen Farben. Mit staunenswerter Sicherheit sind die Farben so gegeben, daß sie, aus der rechten Entfernung gesehen, sich zu vollendeter plastischer Wirkung zusammenschließen. Kein Strich ist zu viel, aber das Wesentliche so zweifellos getroffen, daß das Auge unbewußt und ohne Mühe alles übrige ergänzt.

Welche Rolle in Pompeji die Kleinkunst spielt, ist genügend bekannt — es erscheint kein Werk, keine Abhandlung über antikes Gerät, in welchen nicht die längst in hundertfachen Abbildungen verbreiteten Paradestücke griechisch-pompejanischer Kunstfertigkeit wieder von neuem vorgeführt würden. Und doch liegt nicht in diesen Stücken allein der Hauptreiz pompejanischer Kleinkunst. Fast mehr lohnt es sich, dem künstlerichen Geschmack nachzuspüren, der in den täglichen, einfacheren Geräten zum Ausdruck kommt. Eine Fülle von Anregung und Belehrung gewinnen wir aus der Betrachtung dieser Dinge, wenn wir sehen, mit welch spielender Leichtigkeit originelle Formen erfunden, mit welch fröhlicher Unbefangenheit und Sicherheit kleine, anmutige Details verwertet werden und wie doch alles wieder dem Zweck untergeordnet ist, für den es geschaffen wurde.

So sind denn in den folgenden Abbildungen Geräte und Gefäße zusammengestellt, wie sie ehemals mit vielen anderen in dem Hause eines den mittleren Kreisen angehörenden Bewohners Pompejis zu finden waren; erst vor kurzem der Erde entrissen und dann für die Königlichen Museen in Berlin erworben, sind sie so recht geeignet, uns einen Begriff von der künstlerischen Höhe zu verschaffen, auf dem selbst die bessere Durchschnittsware ehemals gestanden hat. Die Weinkanne (Abb. 11) repräsentiert einen Typus, der in zahlreichen Exemplaren in



Nach einer Aufnahme von G. Brogi in Florenz.

Abb. 14. Eroten bei der Herstellung von Parfüm. Pompeji.

Pompeji zu tage gekommen ist. Der nicht selten gebrauchte Vergleich mit einem Schuh wird der eigentümlichen Bildung des Gefäßes nicht gerecht; vielmehr schwebt hier die Vorstellung eines mit Wein etwa zur Hälfte gefüllten Ziegenschlauches vor. Der für die Kanne erforderliche Henkel konnte schwerlich glücklicher erfunden werden. Unten eingezogen und dann über die Öffnung herübergeführt, fügt er sich vortrefflich in die vorwärtsdringende Bewegung des Schlauches ein, die er nachdrücklich unterstützt. Wie geeignet die Form zum praktischen Gebrauch ist, haben oft vorgenommene Versuche zur Genüge ergeben. Am Gefäße ist nur die Mündung leicht verziert, der Henkel aber ist überaus reich gestaltet. Auf dem Ansatzblatt sitzt inmitten von Weinlaub ein kleiner Satyrknabe mit silbernem Fell bekleidet und mit Früchten in den Händen. Der eigentliche Griff besteht ganz aus Blättern und Blüten; entsprechend seiner stärkeren oder geringeren Biegung lösen sich einzelne von den langen Blättern vom Schafte mehr oder weniger los, bis an der Gefäßmündung kleinere



Abb. 16. Henkel des Kraters auf Abb. 15.

Blätter zierlich zu einem Blütenkelch zusammengefaßt sind.



Abb. 15. Krater.

Während der Ziegenschlauch für die Weinkanne nicht ohne erhebliche Umgestaltung als Vorbild dienen konnte, bot die Herzmuschel (Abb. 12) schon in ihrer Bildung eine geeignete Gefäßform dar. Der enge Anschluß an die Naturform, die mit ihren vielen Einziehungen und Ausbiegungen für Treibarbeit in Bronze oder Silber wie geschaffen ist, gibt dem Gefäß, das für dekorative Zutaten kaum geeignet erscheint, einen großen Reiz. Um so bewundernswerter ist das künstlerische Feingefühl, das diese Wirkung durch Anfügung zweier kleiner zierlicher Henkel nicht verminderte, sondern noch zu steigern vermochte. Wir stellen uns gern vor, wie die Schale mit Trauben und Früchten aller Art reich gefüllt bei der Tafel gereicht wurde. Der Goldton, den das Metall ursprünglich hatte, während jetzt eine glänzend blaue und grüne Patina alles gleichmäßig überzieht, brachte helle Glanzlichter und tiefe Schatten auf der bewegten Oberfläche hervor und ließ das Gefäß gewiß noch weit zierlicher und leichter erscheinen.

Nur durch ihre Umrißlinie wirkt die zweihenkelige Vase (Abb. 13). Wie wundervoll schön und schlank steigt diese Linie empor, und wie glücklich wird ihre Bewegung von den Henkeln aufgenommen und begleitet. Die große Anzahl der in Pompeji gefundenen Gefäße dieser Art spricht für ihre Beliebtheit. Vielleicht ist der Grund

hierfür in ihrer dekorativen Wirkung zu suchen. Es können Dekorationsstücke gewesen sein, doch lassen sie sich bei ihrer Größe — sie sind 40 cm hoch — sehr wohl als Karaffen für Wasser verwendet denken.

Sicher ein Dekorationsstück ist der Krater (Abb. 15). Das beweist schon allein der Umstand, daß das Gefäß auf einen besonderen Untersatz gestellt ist, damit seine Form zu besserer Geltung gelange. Groß und einfach ist die Bewegung der Linien der Gefäßwandung. Um so mehr Detailarbeit ist auf die Henkel verwendet, die wahre Meisterstücke der Metallkunst sind (Abb. 16).

Von Gebrauchsgeräten erwähnen wir noch den Kandelaber (Abb. 17) und das Bett (Abb. 18). Der anderthalb Meter hohe Kandelaber ist ebenso bewundernswert durch das Ebenmaß des leicht und schlank aufstrebenden Aufbaus, wie durch den Reichtum des ornamentalen Details und die Sorgfalt, mit der es bearbeitet ist. Drei Löwenfüße tragen einen reichverzierten großen Teller. Aus ihm wächst der tief kannelierte Schaft heraus, um oben eine Knospe und darüber eine aufgebrochene Kelchblume zu entwickeln.

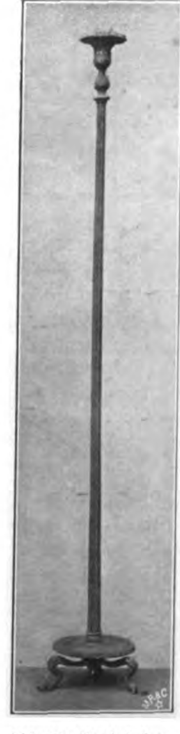


Abb. 17. Kandelaber.

Die Alten lagen bei ihren Gastmählern zu Tisch, und von den Bettgestellen, die für reiche Häuser hierzu erforderlich waren, wissen die Schriftsteller von wunderbarem Reichtum zu berichten. Elfenbeinerne, silberne und selbst goldene Lager waren nicht selten. Unser Bett ist einfacher, doch es konnte sich wohl sehen lassen. Aus Holz war der Rahmen für Matratzen und Kissen, die Kopflehne und die Traversen zwischen den Füßen, aus Metall waren die Füße selbst und die Beschläge an den Holzteilen. In schöner Schwingung, die Gradlinigkeit des Rahmens angenehm unterbrechend, läuft die Kopflehne in einen Entenkopf aus. Die langen Rahmenbeschläge an Kopf- und Fußende sind mit feinem silbernen Mäandermuster eingelegt, darüber und darunter läuft in besonders eingesetztem Kupferstreifen ein silbernes Wellenband. Auch an den Füßen ist in der Mitte der tiefsten Einziehung und an der oberen Kugel ein breites Silberband eingefügt, die Traversen sind an der Vorderseite mit zwei sich begegnenden silbernen Olivenzweigen mit kupfernen Früchten verziert. Ehemals waren alle metallenen Teile des Bettes blank geputzt, und den Grundton gab die Bronze mit warmem goldigen Schimmer; indem der Künstler silberne Verzierungen einlegte, wünschte er nicht allein den Schein größerer Kostbarkeit hervorzurufen, sondern zugleich eine koloristische Wirkung, nnd er steigerte diese noch, indem er Kupfer hinzunahm. Die drei Metalle, goldige Bronze, helles Silber und das rötliche, fast rosa erscheinende Kupfer vereinigten sich zu äußerst zarten Tönen, die in sanften Übergängen ineinander verschmolzen — die Gesamtwirkung muß von entzückendem Wohlklang gewesen sein.

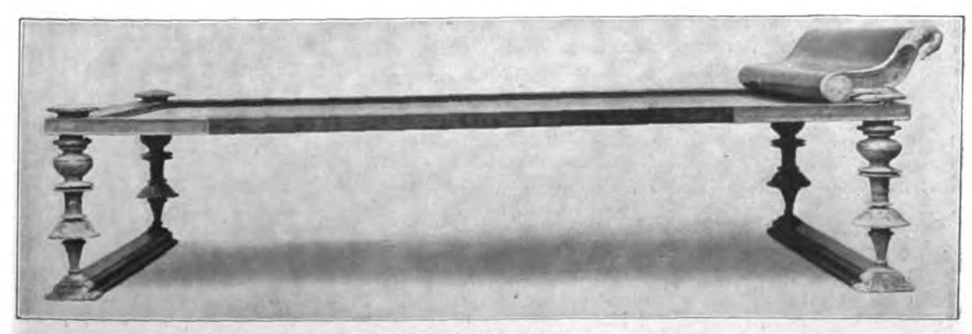


Abb. 18. Bettgestell.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Rußland beim Regierungsantritt Kaiser Alexanders III.

Erinnerungen von Richard Graf von Pfeil und Klein-Ellguth, Kgl. Preuß. Generalmajor z. D. und Kais. Russ. Oberst a. D. im Leib-Garderegiment Preobraschenski.

Wir machen unsere Leser auf diesen Aufsatz besonders aufmerksam. Sein Herr Verfasser gehörte fast dreizehn Jahre der russischen Armee in Krieg und Frieden an und erfreute sich während dieser Zeit der besonderen Huld der Kaiser Alexander II. und Alexander III., zu denen er vielfach in nahe persönliche Beziehungen trat. So ist er wie wenige berechtigt über jenen so bedeutungsvollen Abschnitt in der neuesten Geschichte Rußlands zu berichten. Die Redaktion.

1. Kapitel.

Die Persönlichkeit Kaiser Alexanders III. — Selbstherrscher. — Verhältnis zu seinem Vater. — Im türkischen Kriege. — Seine Stimmung nach dem Kriege. — Kirchlichkeit. — Äußere Staatskunst. — Bündnis mit Frankreich. — Familienleben. — Die Kaiserin Maria Feodorowna. — Kindererziehung. — Wie der Zar Rußland seinem Nachfolger übergeben.

Kaiser Alexander III. war zwanzig Jahre alt, als er, durch das unerwartete Hinscheiden seines ältesten Bruders Nikolaus, Thronfolger wurde. Er war zu dieser Stellung nicht erzogen und herangebildet, und mit zwanzig Jahren läßt sich solches schwer nachholen. Kaiser Alexander II. liebte seinen ältesten Sohn, der ihm im Charakter sehr ähnlich war, ganz besonders, und sein ganzes Bestreben war, ihn zu einem dereinstigen Herrscher in westeuropäischer Gesinnung, gleich ihm selbst, heranzubilden und heranbilden zu lassen. Die ganze Erziehung und Ausbildung des Großfürsten Alexander war aber eine andere, man konnte sagen einfachere: er trat hinter seinem Bruder sehr zurück, und diesem Umstande ist eine gewisse gesellschaftliche Scheu, fast Verlegenheit zuzuschreiben, die er noch in den ersten Jahren seiner Regierung zeigte und die ihn bis zu seinem Ende nie ganz verließ.

Von allen Kindern seines Vaters stand er diesem am fernsten. Dessen westlichgesinnte Staatskunst war nicht im Charakter Alexanders, in dem der echt russische, dem Westen abholde Sinn sich immer mehr entwickelte. Er stand auf dem Standpunkt, daß Rußland den Westen gar nicht gebrauche, von diesem nur ausgenutzt würde und alles aus sich selbst schaffen müsse: so suchte er auch seinen Umgang unter ähnlich denkenden Persönlichkeiten. Selbst in seinem dienstlichen Leben, dem er überaus pflichttreu oblag, zeigte sich dies. Nur ganz russisch denkenden und fühlenden Dienstkameraden trat er näher, namentlich dem Grafen Woronzow-Daschkow, seinem späteren Hausminister.

Er war durchaus kein besonderer Anhänger Frankreichs, viel weniger des Franzosentums in der vornehmen russischen Gesellschaft; doch rief die so ganz offen gezeigte Hinneigung seines Vaters während des deutsch-französischen Krieges seinen Widerspruch hervor, was nicht ganz ohne Folgen für die Zukunft blieb. Auch manche persönlichen Verhältnisse seines Vaters entfernten den mit sich selbst, wie mit anderen sehr strengen Großfürsten von diesem. Desto mehr zeigte er, namentlich nach dem Tode seines Bruders, seiner meist kränkelnden Mutter große Liebe.

Im türkischen Kriege führte er in Bulgarien unter dem Oberbefehl seines Oheims, des Großfürsten Nikolaus, eine selbständige Heeresabteilung von etwa zwei Armeekorps, der die Aufgabe zufiel, die Streitkräfte Mehemed Ali Paschas von einem Entsatz Plewnas abzuhalten. Diesen wesentlich Verteidigungsauftrag führte er erfolgreich durch, und wenn er sich auch nicht als selbständiger Feldherr hervortat, so zeigte er doch das große Geschick, guten Rat anzunehmen. Hierbei trat ihm als Generalstabschef General Wannowski näher; wir werden später sehen, von welch segensreichen Folgen dies für das russische Heerwesen war.

Mit den staatlichen Ergebnissen des siegreichen Feldzuges war er ebenso unzufrieden wie jedermann in Rußland, und hierbei teilte er leider die allgemeine Stimmung, welche irrtümlicherweise Deutschland als die Vormacht bei der Berliner Zusammenkunft für den staatlichen Mißerfolg verantwortlich machte. Hieraus entwickelte sich eine Abneigung gegen Deutschland und namentlich gegen dessen leitenden Staatsmann, die sich übrigens später mäßigte. Immer jedoch erkannte sein gerader Charakter an, was Bismarck für seinen Kaiser und sein Vaterland getan hatte.

Aber fast noch mehr als über die staatlichen Ergebnisse des Krieges war er entrüstet über die Mißstände, die sich während desselben gezeigt hatten, und über die Betrügereien im Verpflegungswesen bis in hohe Kreise hinauf, die verhältnismäßig erst spät in vollem Umfange bekannt wurden. Sein Wille war, beim Antritt der Regierung, alle diese Durchstechereien auf gerichtlichem Wege an die Öffentlichkeit zu bringen; doch wurde ihm mit guten Gründen hiervon abgeraten.

Immerhin griff er in späteren Fällen sehr entschlossen ein, und gar manche hochgestellten Persönlichkeiten lernten Sibirien kennen. Wenn er das Übel auch nicht beseitigen konnte, so hat er doch vieles gebessert.

War er als Thronfolger wenig hervorgetreten, so fühlte man bald nach dem Regierungsantritt sein persönliches Wirken. Es war zu erkennen, daß ein geborener Selbstherrscher an der Spitze des Zarenreiches stand. Das sich breitmachende Allslawentum wich mehr und mehr einem unverfälschten Russentum. Der kirchliche Einfluß machte sich namentlich durch das Wirken Pobjedonoßzews immer mehr geltend. Wir werden später sehen, welch bedeutender Personenwechsel in maßgebenden Stellungen eintrat, wie Leute, die unter Kaiser Alexander II. allmächtig waren, von der Bühne verschwanden.

Auch seine äußere Staatskunst kennzeichnete sich bald. Wenngleich das sogenannte „Drei Kaiserverhältnis" anfänglich bestehen blieb, so war dies doch nur noch scheinbar. Sein bekannter Trinkspruch auf den Fürsten von Montenegro als auf seinen einzigen, treuen Freund kennzeichnet, daß er sich von jeglichen Verbindungen mit den Großmächten losgesagt hatte. Er lebte in dem Glauben, daß jede solche Verbindung auf Kosten des wahren Russentums bestände. Ganz besonders kennzeichnend ist eine Äußerung, die er anfangs der achtziger Jahre gelegentlich eines Essens bei einem Garde-Regiment zu seiner nächsten Umgebung tat. Es war von der ausländischen Presse die Rede, als er sagte: „Ich begreife gar nicht, wie man immer von europäischer oder asiatischer, russischer Staatskunst spricht. Rußland ist ein Weltteil, und in diesem kann nur russische Staatskunst gemacht werden."

Sehr schwer wurde ihm das Bündnis mit Frankreich, doch kam auch hierbei sein Selbstherrscherbewußtsein zur Sprache, denn halb scherzend äußerte er: „Zwischen dem Oberhaupte eines Freistaates und einem an eine Verfassung gebundenen Herrscher sei eigentlich kein großer Unterschied." Er wurde durch seine nächsten Ratgeber zu dem Bündnis überredet, da man damals von der Friedensliebe Deutschlands noch nicht so überzeugt war, wie man es heute ist. Von Frankreich wurde er geradezu zum Bündnis gedrängt. Sehr richtig schreibt hierüber der beim jetzigen Kaiser in hoher Gunst stehende russische Gelehrte Dembtschinski: „Allein der gemeinsame Nutzen, nicht Herzensempfindungen können zwei Völker vereinigen. So hat auch Kaiser Alexander III., als er gewisse Beziehungen zu gemeinsamem Nutzen an der Seine bemerkt hatte, nicht die französische Flotte unter Gervais herbeigerufen, aber er hat gnädig erlaubt, daß sie nach Kronstadt komme." Dieser Satz ist im Urtext unterstrichen.

Man würde nur ein unvollkommenes Bild Alexanders III. gewinnen, gedächte man nicht seines Familienlebens an der Seite der Prinzessin Dagmar von Dänemark, die vor ihm seinem verstorbenen ältesten Bruder als Gattin bestimmt gewesen war.

Es war eine Ehe, so glücklich, wie man sie selten findet, ein Vorbild für jeden seiner Untertanen. Die Gatten ergänzten sich in glücklichster Weise: Der ernste, pflichtbewußte, zurückhaltende Herrscher und die lebenslustige, kluge, ihn aufmunternde Gattin. Kaiserin Maria Feodorowna war eine reizende Erscheinung. Sie hatte nicht das, was man regelmäßige Züge nennt, aber so bezaubernde Augen, so vornehme, dabei fast mädchenhafte Bewegungen, eine Anmut in der Unterhaltung, wie man sie nur selten findet, daß jeder, der sie nur einmal gesehen, von ihr hingerissen war. Wenn wir Gardeoffiziere uns nach den Hoffesten irgendwo vereinigten, war anfänglich nur von der Kaiserin die Rede. In der russischen Gesellschaft ist die Verleumdung leicht bei der Hand. An diese Ehe hat sich auch die niederträchtigste Zunge nicht herangewagt.

Daß man von der Kaiserin keine besondere Hinneigung zu Deutschland, oder besser gesagt, Preußen, verlangen konnte, ist mehr als natürlich. Zwei Jahre vor ihrer Vermählung hatten die beiden deutschen Großmächte ihrem Vater und Vaterlande drei Provinzen entrissen, die schließlich an Preußen gefallen waren. Wenn sie das tief im Innersten des Herzens empfand und heute noch empfindet, kann dies niemand verwundern. Daß die kluge Fürstin vielleicht in den Beziehungen zu Deutschland von Einfluß auf ihren Gatten war, ist wohl nicht abzustreiten. Im übrigen ist ihr Einfluß in äußeren Staatsfragen stets übertrieben worden. Er erstreckte sich weit mehr auf Personenfragen, namentlich die Familie und den Hof betreffend.

Selbst in der Kindererziehung kam der selbstherrscherliche Charakter Kaiser Alexanders III. zur Geltung. Der Thronfolger, der jetzige Kaiser, wurde bezüglich der Auffassung des Zarentums ganz anders erzogen als seine Geschwister. Zwei aus dem kaiserlichen Familienleben herausgegriffene Vorgänge bestätigen dies. Der Thronfolger Nikolaus tat im Sommer 1887, damals 19 Jahre alt, während des Lagers bei Kraßnoje-Shelo Dienst als Leutnant im Preobrashenskischen Leibgarde-Regiment. Er hatte an einem Sonnabend früh eine sehr anstrengende Übung gehabt und sich Urlaub zu seinen Eltern nach Peterhof erbeten. Nach der Rückkehr erzählte er, daß er ermüdet angekommen und „Mama" (Mamascha) ihm gesagt habe, er möge sich vor dem Essen noch etwas ausruhen. So habe er sich die Stiefel ausgezogen und sich aufs Bett gelegt. Plötzlich sei der „Herr" (Gossudar) eingetreten. „Nun stellen Sie sich meine Verlegenheit vor! Ich ohne Stiefeln vor dem ‚Herrn'!" — Man vergleiche den nämlichen Fall mit unserem Kaiserhofe. Würde unser ermüdet von einer Übung zurückgekehrter Kronprinz sehr erschreckt sein, wenn ihn sein kaiserlicher Vater ohne Stiefel ausruhend überraschte? Hier kam der Begriff des Zarentums zur Geltung. — Ebenso bezeichnend ist aber das Gegenstück zu obigem Vorgang. Der dritte Sohn des Kaisers, der spätere Großfürst-Thronfolger Michael, begleitete als neunjähriger Knabe sein Elternpaar auf einer Meerfahrt in den finnländischen Schären. Alexander III. hatte es sich auf einer niedrig hängenden Hängematte zu einem Nachmittagsschläfchen bequem gemacht und erblickte im Einschlummern begriffen seinen jüngsten Sohn, der über die Hängematte hinüber- und herübersprang. Er verbot ihm dies mehrfach, jedoch ohne jeglichen Erfolg. Als er nun merkte, daß die Stellung als Vater nicht ausreichte, um seinen Willen durchzusetzen, sagte er ernst und entschieden: „Der Zar befiehlt Dir, dies zu unterlassen." Da

schlug der jüngste Großfürst eine Lache auf und sagte: „Du bist nicht der Zar, Du bist Papa."

Wieviel sagen diese beiden an sich unbedeutenden Vorgänge!

Kaiser Alexander III. hat, nach nur dreizehnjähriger Regierung Rußland auf die Höhe seiner staatlichen Stellung gebracht. Im Innern war man so weit als möglich zufrieden. Nach außen waren keinerlei Sorgen nach irgend einer Seite. Das Zarenreich stand machtgebietend in Europa wie in Asien da. Das Bündnis mit Frankreich war in den Flitterwochen, seine Bedeutung wurde von allen Seiten, in Rußland wie im sonstigen Europa, stark überschätzt, trug aber dazu bei, Rußlands Macht noch stärker erscheinen zu lassen. Selbst im Balkangebiet, diesem russischen Schmerzenskinde, ging alles nach Wunsch. Der Nihilismus schien unterdrückt zu sein. Von Aufständen und Unruhen hörte man nichts. Mißernten waren im großen Maßstabe nicht vorgekommen. Die Industrie nahm einen sichtbaren Aufschwung und bereitete sich vor, sich von der Hilfe des Auslandes zu befreien.

So übergab Alexander III. das Reich an Nikolaus II.

2. Kapitel.

Erste polizeiliche Maßregeln nach dem Kaisermorde. — Der neue Stadthauptmann Baranow. — Stimmung Alexanders III. und der öffentlichen Meinung. — Der Tod räumt in der Umgebung Alexanders II. auf. — Das russische Geschlecht der Oldenburger. — Herzog Peter von Oldenburg. — Sein Tod. — Russische Seelenmessen am Sarge eines evangelischen Fürsten. — Nihilistische Unordnungen bei der Beerdigung.

In den ersten Tagen nach der Ermordung Kaiser Alexanders II. hatte in Petersburg so ziemlich alle Welt den Kopf verloren, namentlich aber die Polizei. Da man nur weniger Verbrecher habhaft war, so traf man allerlei Maßregeln, und zwar die verkehrtesten, um sich der anderen Übeltäter zu bemächtigen. Die Telegraphenleitungen wurden gesperrt, ja sogar der Abgang von Eisenbahnzügen untersagt, Anordnungen, deren Unmöglichkeit man bald einsah und die bereits am ersten Tage wieder aufgehoben wurden. Ganz Petersburg war mit einer Kette von Kasaken umgeben, welche förmliche Vorposten aussetzten und alle Wege sperrten, aus- und eingehende Persönlichkeiten oder Fuhrwerke anhielten, genau prüften und untersuchten. Festnahmen fanden geradezu in Massen statt, jedoch leider ohne sich auf die Verbrecher zu erstrecken. Diese fielen erst später nach und nach der Polizei in die Hände, und zwar durch Verrat eines Mitschuldigen. Vor jedem Hause mußte mit Beginn der Dunkelheit die ganze Nacht ein Dwornik (Haushälter) wachen. Da diese Leute natürlich Ablösung haben mußten, so erwuchsen den Hausbesitzern, welche die Kosten tragen mußten, schwere Lasten. Dazu kam, daß Kaiser Alexander III. eine ganz ungeeignete Persönlichkeit zum Stadthauptmann ernannte, den verabschiedeten Kapitän zur See Baranow.

Dieser hatte eine eigentümliche Laufbahn hinter sich und vor sich. E. T. A. Hoffmann schildert in seiner reizenden Erzählung „Klein Zaches genannt Zinnober", den Namenshelden als durch eine Fee mit der sehr wertvollen Eigenschaft begabt, daß stets die ausgezeichneten Leistungen anderer ihm zugeschrieben werden. Eine solche gütige Fee hatte auch an Baranows Wiege gestanden. Er trat bei der Gardemarine ein und stieg dadurch schnell in seiner Laufbahn, daß er sich gewandt gegenüber den Vorgesetzten bewies, ein äußerst bequemer Untergebener war, der sich zwar gerne um den Dienst drückte, aber frühzeitig das Geschick zeigte, andere für sich arbeiten zu lassen. Hatten z. B. jüngere Kameraden oder Untergebene die ihm anvertrauten Mannschaften gut ausgebildet, so zeigte er in den letzten Tagen vor der Besichtigung großen Eifer und stellte sie so gewandt vor, daß er von den Vorgesetzten das höchste Lob erntete. So ging es in jeder Beziehung, bis er endlich, während des türkischen Krieges 1877/78, Befehlshaber des russischen Kriegsschiffes Vesta auf dem Schwarzen Meere wurde. Unerwartet begegnete er einem stärkeren türkischen Kriegsschiff und wollte diesem ausweichen. Die jüngeren Offiziere redeten ihm jedoch stürmisch zum Angriff zu, so daß er sich entschloß. Nach kurzer, kaum nennenswerter Gegenwehr ergab sich der Türke, und nun war Baranows Ruf gemacht. Der leichte Zusammenstoß wurde zu einem großartigen Zweikampf zur See aufgebauscht, wobei sich Baranow allerlei persönliche Züge von Mut zuschrieb, die von den Augenzeugen nur mit Lächeln angehört wurden, aber bald eine Art von Legende bildeten. Er erhielt die höchste kriegerische Auszeichnung, den Georgsorden, und Kaiser Alexander II. ernannte ihn zum Flügeladjutanten. Nunmehr suchte er in der Marine eine volkstümliche Rolle zu spielen, etwa wie der aus den letzten Feldzügen so berühmte Skobelew, dem er später im roten Allslawismus nahe trat, im Heere, d. h. nur in den Linientruppen. Hierbei jedoch scheiterte Baranow. Er rechnete darauf, daß Großfürst Konstantin Nikolajewitsch, der Oberbefehlshaber der Marine, bei dieser wie bei seinem kaiserlichen Bruder wenig beliebt war, und arbeitete auf dessen Sturz, indem er allerlei Veruntreuungen und sonstige Übelstände in der Marineverwaltung angriff. Hierbei machte er den Großfürsten zum eigentlich Schuldigen, aber in so geschickter Weise, daß man ihm nichts anhaben konnte. Als er in irgendeiner Dienstfrage vom Großfürsten unrecht erhielt, benutzte er diese Gelegenheit, um noch mehr von sich reden zu machen, und reichte, auf seine Unentbehrlichkeit hoffend, den Abschied ein, indem er „um die Ehre bat, die Marineuniform ausziehen zu dürfen".

So sehr Alexander II. Baranow wohlwollte, so war ihm diese Unbotmäßigkeit denn doch zu stark, und er verabschiedete ihn, ohne Berechtigung Uniform zu tragen. Kaiser Alexander III. jedoch, der, ohne Baranow näher zu kennen, wegen dessen von ihm selbst gemachten Ruf auf ihn große Stücke hielt, glaubte in ihm in der jetzigen schweren Zeit den richtigen Mann zur Leitung der Polizei gefunden zu haben. Er stellte ihn wieder an und zwar unter Beförderung zum Generalmajor von der Artillerie und ernannte ihn zum Stadthauptmann. Alle Welt war über diese Wahl betroffen, zunächst Großfürst Konstan-

tin, für den sie geradezu eine Beleidigung war. Über seine Meinung gefragt, antwortete der stets mißgestimmte, aber geistvolle Großfürst: „Es ist wohl nur durch die traurigen Zeiten erklärlich, daß man auf so traurige Persönlichkeiten zurückgreift."

Baranow faßte denn auch seine Stellung ganz verkehrt auf, und trotzdem er jedem, der es hören wollte, versicherte, er würde den Nihilismus bis in seine letzten Höhlen verfolgen, ist es doch wesentlich seinen törichten Maßregeln zuzuschreiben, wenn dieser in der Hauptstadt nicht verschwand, sondern zunächst sogar erstarkte. Wir werden später sehen, wie sich das änderte. Schauspieler, wie er war, liebte der neue Stadthauptmann, sich der Menge als General mit allen möglichen Orden zu zeigen. Wenn er in seinem Dreigespann den Newskyprospekt entlang fuhr, spähte er bald nach rechts, bald nach links, als sähe er irgendwo einen Verbrecher. Oft ließ er auch halten, sah irgend wohin, wo gar nichts zu sehen war, und befahl dann weiter zu fahren. Dem Volk erschien dies außerordentlich. „Das ist ein richtiger Stadthauptmann!" hörte man sagen. Die Räte des Kaisers waren jedoch anderer Ansicht, da sich die inneren Zustände der Polizei immer mehr verschlechterten, und so wurde Baranow nach Nishny-Nowgorod versetzt. An diesem wichtigen russischen Handelsplatz machte er sich ganz unmöglich, kam immer mehr in das rot allslawistische Fahrwasser, worüber wir näheres bei der Schilderung Skobelews hören werden, und feierte den Vorsitzenden der „Patriotenliga" in Frankreich, den berüchtigten Déroulède, derart, daß er der Regierung unbequem wurde. So verschwand er nach einigen Jahren von der Bildfläche.

Kaiser Alexander III., dessen Stimmung sehr trübe war, nahm in dem eine Stunde Bahnfahrt von Petersburg gelegenen Schlosse Gatschino Aufenthalt; einem festungsähnlichen, mit breitem Graben umzogenen, düsteren Gebäude. Er bildete eine Leibwache in der Stärke eines Bataillons, aus ausgesuchten Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften zusammengesetzt, die äußerst gemessene Befehle für die Bewachung hatten. Überhaupt hielt er sich in der ersten Zeit seiner Regierung sehr zurück und war durchaus nicht der machtgebietende Herrscher, als welcher er sich später zeigte.

In der Presse und öffentlichen Meinung, die ohnehin Deutschland, von der die russischen Kriegserfolge kürzenden Berliner Zusammenkunft her, nicht wohl gesinnt war, trat die Deutschfeindlichkeit wieder weit schärfer hervor. Man suchte die Meinung zu verbreiten, der Nihilismus mit seinen Schrecken sei aus dem Westen, namentlich aus Deutschland, eingeführt, während er doch ein ausschließlich russisches Gewächs war und ist. Kennzeichnend für die damalige Stimmung ist ein kleiner Vorfall, den mir ein sehr lieber Kamerad meines Regiments mitteilte. Kurze Zeit nach der Ermordung Alexanders II. äußerte der genannte Offizier im Kameradenkreise: „Es ist doch sonderbar: Pfeil ist kein Russe, und wohl keiner von uns ist so tief erschüttert durch den Tod des Kaisers." Einige stimmten wohlwollend zu. Ein schon älterer, im Deutschenhaß verbissener Offizier meinte jedoch: „O! Pfeil weiß ganz genau, wie jetzt die Sachen für ihn stehen und welchen Schutz er an dem seligen Kaiser verloren." Es war dies nicht sehr schön gesagt und ebenso auch unrichtig, denn ich hatte die Ehre, mich unter Kaiser Alexander III. genau desselben Schutzes zu erfreuen, wie unter seinem Vorgänger.

Wie seelisch erschütternd übrigens das furchtbare Ende des edlen Herrschers auf die ihm zunächst stehenden Persönlichkeiten wirkte, zeigt, daß ihm viele aus seiner Umgebung bald im Tode nachfolgten, was nach der damaligen allgemeinen, auch ärztlichen Auffassung durchaus kein bloßer Zufall war. Einer der ersten, die dem toten Kaiser folgten, war Generaladjutant Baron von Maydell, Kommandant der Petersburger Festung, welcher in der dortigen Kirche, der großartigen Gruft der Romanows, die Beisetzungsfeierlichkeiten geleitet hatte. Vier Wochen später ruhte er unweit seines heimgegangenen Herrn, wie alle seine Vorgänger, auf dem die Kirche umgebenden Kommandantenfriedhof. Es ist ein dichterischer Gedanke, daß diese alten bewährten Diener der Kaiser ihre Herrscher gewissermaßen noch im Tode bewachen. Dem Genannten waren im Tode vorausgegangen und nach wenigen Tagen dem Kaiser gefolgt die Generaladjutanten Graf Osten-Sacken und von Prittwitz. Bald folgten die Generaladjutanten von Güldenstubbe, Fürst Ssuwarow, ein Großneffe des berühmten Feldherrn, und endlich der treueste Diener und treueste Freund des Kaisers, Herzog Peter von Oldenburg.

Dieser Sproß des ältesten der deutschen Fürstengeschlechter war in der Tat einer der treuesten und anhänglichsten Diener des Kaisers und einer der letzten Vertreter des ganz alten Hofes; schon mit Kaiser Nikolaus I. war er eng befreundet. Sein Vater, Prinz Georg, heiratete die russische Großfürstin Katharina Pawlowna und wurde der Stifter der russischen Linie der Oldenburger. Für einen Deutschen war es ein trauriges Gefühl, ein so edles deutsches Geschlecht nach und nach ganz verrussen zu sehen. Herzog Peter war aber seinem ganzen Charakter nach deutsch, bediente sich am liebsten der deutschen Sprache, hielt die Familienbeziehungen zu seiner deutschen Heimat aufrecht und fühlte sich, wenn auch als russischer Untertan, doch als deutscher Fürst. Sein Sohn Herzog Alexander zeigte sich von frühester Jugend als eifriger, pflichttreuer Soldat, befehligte durch mehrere Jahre das Gardekorps und bekleidet jetzt verschiedene hohe Staatsämter. Er ist schon weit mehr Russe als Deutscher, spricht ungern und nicht geläufig deutsch und zeigt sich nur einmal im Jahre für kurze Zeit in Oldenburg zu der dort festgesetzten Familienzusammenkunft. Dessen Sohn Herzog Peter, Kommandeur des Leib-Garde-Schützen-Bataillons der Kaiserlichen Familie, vermählt mit Großfürstin Olga, der jüngsten Schwester Kaiser Nikolaus' II., ist durch und durch Russe und trug sogar als junger Mann bei seinem Dienstantritt wie eine Art von Verachtung gegen Deutschland zur Schau.

Der erst erwähnte Herzog Peter war zwar General, jedoch in keiner Weise Soldat, dagegen ein großer Gelehrter. Ich wurde ihm bei einer Hochzeit in einem deutschen Kaufmannshause, zu dem er langjährige Beziehungen hatte, vorgestellt, und seine erste Frage war, bei welchem

Regiment ich stände. Dabei wurde er selbst in den Listen des Preobrashenskischen Regiments geführt, dessen Uniform zu tragen er das Recht hatte. Großes leistete er als Vorstand der sogenannten 4. Abteilung — Wohltätigkeits- und Bildungsanstalten. Keiner seiner Nachfolger ist ihm gleichgekommen. Unter seiner Leitung herrschte in den Bildungsanstalten die größte Ordnung. Seine Wohltätigkeit war sprichwörtlich, und man rechnete ihm nach, daß er in seinem Leben 10 bis 15 Millionen Rubel für Arme und Kranke verausgabt hatte. Dennoch hinterließ er ein sehr bedeutendes Vermögen.

Seinen Tod erfuhr ich auf eine eigentümliche Weise. In der Nacht zum 14. Mai 1881 wurde ich durch den Regimentsadjutanten Ozerow, den späteren Kommandeur des Preobrashenskischen Regiments, geweckt, der mir zurief: „Pfeil! Du mußt Dir sofort Paradeuniform anziehen, um beim alten Herzog von Oldenburg Leichenwache zu stehen; er ist eben gestorben. Ich habe schon andere Offiziere aufgesucht, kann aber niemand finden." Dieser überraschende Auftrag war mir, so ehrenvoll er auch erschien, doch nicht ganz angenehm. Natürlich begab ich mich in größter Eile nach dem Oldenburgischen Palast, wo man mich, durch matterleuchtete Flure, nach dem Sterbezimmer führte. Der Herzog lag in seinem Sterbebett; zwei Kerzen ließen das Gesicht der Leiche erkennen, an der ein junges Mädchen saß und sie zeichnete. Ein Pope las murmelnd Gebete. Der Anblick erschien mir ganz eigenartig. Noch mehr aber befremdete es mich später, daß täglich zweimal, am offenen Sarge des verewigten Prinzen, der ein echt evangelischer Christ war, unter großem kirchlichen Pomp, griechisch-orthodoxe Seelenmessen gelesen wurden. Man ging dabei seitens der russischen Geistlichkeit auf Befehl des glaubenseifrigen Prokurators, des heiligen Pobjedonoßzew so streng zu Werke, daß während dieser Messen die Tür nach der evangelischen Hauskapelle geschlossen bleiben mußte, deren kunstvoll gemaltem Christusbilde gegenüber der Tote in dem nebenan gelegenen Saal aufgebahrt war.

Wie unsicher damals noch die Zustände waren, geht daraus hervor, daß Kaiser Alexander III. von Gatschino aus zu einer der Seelenmessen kommen wollte, es jedoch auf dringendes Abraten der Polizei unterließ. Bei der Überführung der Leiche nach dem Bahnhof fanden allerlei Unordnungen statt. Das Preobrashenskische Regiment stellte die Trauerbegleitung, und die Offiziere waren darauf hingewiesen, besonders streng Ordnung zu halten und aufzupassen, da sich in den letzten Tagen verdächtige Persönlichkeiten gezeigt hätten; hieß es doch bis zum letzten Augenblick ganz bestimmt, der Kaiser würde am Trauerzuge teilnehmen. Einige ganz besonders vorzüglich unterrichtete Berichterstatter deutscher Zeitungen hatten sogar bereits herausgedrahtet, er sei in der Uniform des Preobrashenskischen Regiments hinter dem Sarge geschritten und habe ungewöhnlich ernst ausgesehen. Obwohl er, auf Bitten seiner nächsten Umgebung, zur Überführung nicht erschienen war, so ließ sich doch immerhin annehmen, daß sich irgendwelche verbrecherischen Persönlichkeiten in der Menge befinden könnten.

Kurz bevor der Zug den Bahnhof erreichte, von wo der Sarg nach Shergiewo, unweit Petersburg, der Oldenburgischen Familiengruft, gebracht werden sollte, erblickte ich, vor meiner Kompagnie schreitend, zwei ziemlich gut angezogene, aber sichtbar scheu und verdächtig aussehende junge Leute, die Miene machten zwischen mir und der Bataillonsmusik durchzulaufen; sie mochten wohl ihre Ursachen haben, warum sie auf die andere Seite kommen wollten. Ich rief ihnen laut „Zurück!" zu, doch lief plötzlich der eine hinter, der andere vor mir durch. So konnte ich nur den letzteren derart mit meinem Säbel erreichen, daß er zusammenbrach; dem andern gelang es, in einer Seitengasse zu verschwinden. Der Verwundete wurde von der Polizei festgenommen. Er war, wie man mir später mitteilte, an der nihilistischen Bewegung beteiligt. Was mit ihm geworden, erfuhr ich nicht, da zur Zeit in dieser Beziehung das Geheimnis noch weit strenger gewahrt wurde als früher.

Der Stadthauptmann Baranow versicherte mir später, ich hätte ihm unbewußt einen guten Dienst geleistet, denn er habe sofort die beiden Menschen als verdächtig erkannt. Bei dem Vorfall war er jedoch an einer ganz anderen Stelle des Trauerzuges.

3. Kapitel.

Was ist Nihilismus? — Ein Verschwörerbund; keine politische Partei. — Verschwörungsbund der Unzufriedenen. — Zusammensetzung der geistigen Führer des Nihilismus. — Deren Vereinigung durch das Band der Unzufriedenheit. — Pflicht der Regierungen, auf Staatsumwälzung hinzielende Bewegungen rechtzeitig zu unterdrücken. — Der Nihilismus zweimal beinahe am Ziel. — Die vom Nihilismus gewünschte Verfassung.

Wie leicht erklärlich nahm zu jener Zeit die nihilistische Bewegung die größte Aufmerksamkeit der Regierenden wie der Regierten in Anspruch. Die sonstigen innern Zustände wie die äußere Staatskunst traten zunächst hinter ihr zurück.

In Deutschland wie überhaupt in Europa, ja selbst in Rußland, macht man sich eine ganz unrichtige Vorstellung vom Nihilismus. Wie oft hört man heute noch von einer nihilistischen Partei sprechen. Das ist aber eine irrtümliche Auffassung. Der Nihilismus ist und war zumal damals ein regelrecht geleiteter Bund von Verschwörern höheren und niederen Grades; aber keine Partei, am wenigsten eine politische. Unter einer solchen ist eine Vereinigung von Männern bestimmter geistiger Richtung zu verstehen, die bestrebt sind, diese Richtung dem Staatswesen durch Wort und Schrift innerhalb und außerhalb der Volksvertretungen aufzuprägen. Ganz anders ist, wie wir gleich sehen werden, der Nihilismus. Man kann sich eine Regierung mit sozialistischen Grundsätzen vorstellen, und in Frankreich hat ja bis vor kurzem der sozialistische Minister Millerand eine große Rolle gespielt. Ein nihilistischer Minister ist jedoch undenkbar.

Die jetzt durch die russische Landbevölkerung, ja selbst durch die Hochschulen gehende Bewegung ist sozialistischen nicht nihilistischen Geistes, obwohl letzterer durchaus noch nicht erloschen ist. Die in der letzten Zeit wieder so häufigen Mordanschläge auf hohe Staatsbeamte, ich erinnere an die gegen die Minister Bogoljepow und

Ssipjagin, die Gouverneure Fürst Obolenski, Bogdanowitsch, von Wahl u. a., sind nicht den Sozialisten zuzuschreiben, sondern sind Nachwehen der nihilistischen Bewegung. Von dieser bestehen wohl noch Persönlichkeiten; aber die Gliederung des Verschwörerbundes ist zerstört. Teils, wie schon früher gesagt, durch den Verrat einzelner Mitglieder, namentlich des in alle Geheimnisse des Bundes eingeweihten Juden Goldenberg, teils durch die Polizei in den größeren Städten Rußlands, welche sich unter Alexander III. endlich zu einer pflichtgetreuen und sachgemäßen Tätigkeit aufraffte. Namentlich gelang es ihr, den Verschwörern die reichen, meist durch Erpressung erlangten Geldmittel abzunehmen. Die Blütezeit des Nihilismus fällt etwa in die fünfzehn Jahre von 1876—91 und erreichte in den Jahren von 1879—89 den Höhepunkt. In diese Jahre fallen die furchtbaren Mordanschläge gegen Kaiser Alexander II. und dessen höchstgestellten Staatsdiener, sowie die gegen Alexander III. in den ersten Jahren seiner Regierung.*)

Man kann den Nihilismus am besten als einen **Verschwörerbund der Unzufriedenen aller Stände und beider Geschlechter** bezeichnen. Es beweisen dies die aus so ganz verschiedenen Gesellschaftsschichten stammenden Persönlichkeiten, die man bei den zahlreichen gerichtlichen Verhandlungen auf der Anklagebank fand. Ich spreche hierbei nur von den geistigen Führern. Die Verführten waren meist aus den niederen Ständen, namentlich Söhne von Bauern oder Kleinbürgern. Sie wurden in die wichtigsten Geheimnisse des Bundes nicht eingeweiht und nicht zum Planen, sondern dem weit gefährlichern Ausüben der Verbrechen, z. B. als Bombenwerfer, benutzt. Sie bildeten, sozusagen, das nihilistische Kanonenfutter.

Unter den geistigen Führern finden wir Studenten aus ärmern und niedern Ständen, selbst aus dem Bauernstande hervorgegangen, welche mit Neid und Unzufriedenheit auf die Söhne der höheren Stände blickten, denen die Erziehung auf bevorzugten kaiserlichen Anstalten bei ihrem Austritt eine glänzende Laufbahn öffnete, zu der jene nie gelangten. Auch heruntergekommene kleine Edelleute, deren Eltern oder Großeltern in Wohlhabenheit gelebt, aber durch Aufhebung der Leibeigenschaft, durch Verlust der Einkünfte aus der Arbeit, welche ihnen „die Seelen" lieferten, verarmt und verbittert waren, fanden sich dazu. Mit Haß sahen diese jungen Leute auf ihre reichen, hochmütigen Standesgenossen, die zu den höchsten Stellungen gelangten, während sie mehr und mehr verkamen. Auch Söhne von Popen — die „Popowzie" — waren zahlreich vertreten, da gerade in der russischen Geistlichkeit die Standesunterschiede besonders groß sind. Zwischen den, den bevorzugten Klassen Angehörenden, die ihre geistliche Erziehung in den besten kaiserlichen Seminaren und ersten Klöstern erhalten haben, der, zur Ehelosigkeit verpflichteten sogenannten schwarzen Geistlichkeit und der niederer Bildung, der weißen Geistlichkeit, den eigentlichen Popen, ist ein gewaltiger Unterschied. Erstere erreichen die höchsten kirchlichen Würden; sie werden Bischöfe, Erzbischöfe, Metropoliten. Beiläufig bemerkt ist heute noch ihre Bildung eine fast ausschließlich geistliche. Sie reicht nicht entfernt an die Allgemeinbildung unserer evangelischen und katholischen Geistlichen heran. Die weiße Geistlichkeit bringt es jedoch nur bis zum Dorf- oder Stadtpfarrer. Ihre Bildung ist höchst mäßig. Deren Söhne, die bei der großen Billigkeit der russischen Schulen meist eine weit gediegenere Bildung als ihre Väter besitzen, sind erbittert und unzufrieden mit der Bevorzugung der schwarzen Geistlichkeit, und viele wurden besonders begeisterte Anhänger des gewalttätigen Nihilismus. Ferner finden wir Offiziere, meistens der Linie angehörend, unzufrieden mit der damaligen, größer als jetzt noch bestehenden Bevorzugung der Garde, wie der damaligen Aussichtslosigkeit in höhere Stellungen zu gelangen, sowie mit dem kaum zum notwendigsten Leben reichenden — jetzt verbesserten — Gehalte und mit ihrer, durch alle diese Umstände verursachten traurigen gesellschaftlichen Stellung und Lage. Endlich finden wir auch zahlreiche Juden, die ja bekanntlich in Rußland sehr unterdrückt und darum unzufrieden sind. Die weiblichen Mitglieder der Nihilisten gingen etwa aus denselben Berufsklassen hervor, waren auch häufig Schwestern oder Verwandte der männlichen. Kennzeichnend ist die Jugend der Vorgenannten; keiner mochte über dreißig Jahre alt sein.

Aber außer dieser allgemeinen Unzufriedenheit zeigte es sich auch bei den Gerichtsverhandlungen, daß sich zahlreiche Verurteilte aus persönlicher Unzufriedenheit in die Arme des Nihilismus geworfen hatten. Bei vielen, die in leichte politische Angelegenheiten verwickelt gewesen und später sogar freigesprochen oder zu geringer Gefängnisstrafe verurteilt waren, waren es die jahrelange Untersuchungshaft und die Unmöglichkeit, wieder im Staatsdienste Verwendung zu finden, die sie zum schweren Verbrecher machte. — Andere wollten bestrafte Angehörige oder Freunde rächen.

Alle diese verschiedenartigen Persönlichkeiten vereinigte ein Band, die Unzufriedenheit. Sie fanden sich nach und nach zusammen, und aus den Unzufriedenen wurden Verschwörer und gefährliche Staatsverbrecher. In geheimer Weise warben sie Anhang und predigten die Unzufriedenheit in Dorf und Stadt. Die Regierungsbehörden waren lässig und ließen das aufrührerische Wesen so lange gehen, bis es ihnen fast über den Kopf gewachsen wäre.

Es ist ein Verdienst Alexanders II., namentlich aber seines Nachfolgers, daß sie der Bewegung ernstlich zu Leibe gingen. Jede Regierung eines geordneten Staatswesens ist selbst daran schuld, wenn sie eine Bewegung mächtig werden läßt, welche gegen die Grundpfeiler dieses Staatswesens gerichtet ist. Eine solche Bewegung kann und darf nicht mit den gewöhnlichen Gesetzen dieses von ihr angegriffenen Staatswesens bekämpft werden. Wer gewaltsam Ausnahmezustände herbeiführen will, muß mit Ausnahmegesetzen behandelt werden. Dafür liefert der

*) Die Aufsätze sind vor Beginn des russisch-japanischen Krieges und den Unruhen im Innern geschrieben, nehmen daher auf diese keinen Bezug.

entschlossene Kampf der russischen Regierung gegen den Nihilismus den besten Beweis. Einer im Innern schwachen Regierung gegenüber gewinnt eine aufrührerische Bewegung immer mehr Anhänger. Entschlossenheit zur rechten Zeit kann ein blutiges Ende ersparen.

Die nihilistische Verschwörung einigte sich in dem Grundsatz, daß die damaligen staatlichen Zustände unhaltbar seien und unter allen Umständen gebrochen werden müßten. Da es auf gesetzlichem Wege nicht ging, wählten sie den ungesetzlichen, d. h. das Verbrechen. Sie wollten diejenigen, welche sie für jene Zustände verantwortlich machten, beseitigen. Den Zar und seine höchsten Staatsbeamten betrachteten sie als die Hauptschuldigen. Nur durch Vernichtung dieser Persönlichkeiten, durch blutige Schrecken, erhofften sie ihr Ziel zu erreichen.

Wer die Geschichte jener schweren Jahre selbst, aus nächster Nähe, mit durchlebt und mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, der muß sich sagen, daß der Nihilismus zweimal nahe vor diesem Ziele stand. Das erstemal bei dem Verbrechen im Winterpalast am 17. Februar 1880. Damals sollte der im ersten Stockwerk über der Mannschaftswachtstube gelegene kaiserliche Speisesaal in die Luft gesprengt werden und mit ihm fast die gesamte, eines verwandtschaftlichen Besuches wegen vereinigte kaiserliche Familie. Wäre der Anschlag geglückt, so blieben von erwachsenen männlichen Mitgliedern nur noch der dem kaiserlichen Bruder wenig freundlich gesinnte Großfürst Konstantin Nikolajewitsch, sowie dessen drei Söhne am Leben, von denen der älteste, übler Handlungen wegen, nach Orenburg verbannt war. Endlich auch der damals dreijährige bisherige Thronfolger Michael Alexandrowitsch. Unter der Mannschaftswachtstube hatten Mitglieder der Verschwörung, die sich im Zarenschloß unter falschem Namen Arbeit verschafft, ungeheure Dynamitmassen aufgehäuft; diese sollten, nachdem die kaiserliche Familie im Speisesaal zu Tische saß, angesteckt werden. Durch einen Zufall verspätete sich der Beginn der Tafel. Hätte der mit der schließlichen Ausführung des Verbrechens beauftragte Verschwörer, ein gewisser Chalturin, die Zündschnur fünf Minuten später angesteckt und die zum Sprengraum führenden Türen fest geschlossen, so daß nicht, wie es der Fall war, ein großer Teil der Sprengkraft in die Nebenflure entweichen konnte, so wäre nach dem gerichtlichen Urteil von Sachverständigen der ganze Schloßflügel ein Trümmerhaufen geworden, alle in ihm befindlichen Personen unter sich begrabend. So aber wurden nur etliche siebzig brave Wachtmannschaften getötet oder verwundet. Niemand kann daran zweifeln, daß nach Vernichtung fast aller Mitglieder des Herrscherhauses der freidenkende Großfürst Konstantin eine Verfassung gegeben hätte. Wahrscheinlich wäre es aber zu einer weit ernsteren Staatsumwälzung gekommen.

Im zweiten Fall vernichteten die Nihilisten selbst ihr fast gelungenes Werk durch die Ermordung Kaiser Alexanders II. Es ist eine bekannte geschichtliche Tatsache, daß der Kaiser, beraten durch den fast mit der Macht eines Diktators bekleideten Grafen Loris Melikow, eine Verfassung gegeben hatte, die Montag den 14. März 1881 im „Regierungsboten" veröffentlicht werden sollte. Tags zuvor wurde er aber ermordet; sein Nachfolger unterdrückte die geplante Verfassung und verstärkte im Gegenteil gewaltig das Selbstherrschertum.

Ob der Nihilismus sich mit einer das Kaisertum aufrecht erhaltenden Verfassung begnügt haben würde, ist eine andere Frage. Zu vermuten ist, nach verschiedenen Kundgebungen, daß er die Republik wünschte. Jedenfalls aber wollte die nihilistische Verschwörung, sowie ihr Ziel erreicht war, den dann sich bildenden politischen Parteien das weitere überlassen. Als ihr klar ward, daß sie durch die Ermordung Alexanders II. ihr erhofftes Werk zerstört, richtete sie ein Schriftstück an dessen Nachfolger, in welchem sie ihre Wünsche ausspricht.*) An dessen Schlußsatz heißt es:

„I. Allgemeine Amnestie allen Staatsverbrechern der früheren Zeit; denn es waren ja gar keine Verbrecher, sondern Vollstrecker einer harten Bürgerpflicht. II. Berufung von Vertretern des ganzen russischen Volkes zur Durchsicht der Staatsgesetze, wie der des bürgerlichen Lebens und zu deren Umformung nach dem Wunsche des Volkes. Wir halten es jedoch für nötig, daran zu erinnern, daß die Bestätigung der höchsten Gewalt durch den Volkswillen nur dann erreicht wird, wenn die Wahlen vollkommen frei vorgenommen werden. Sie müßten also auf folgende Weise vollzogen werden: 1) Vertreter aller Klassen und Städte ohne Ausnahme werden nach Maßgabe der Einwohnerzahl gewählt. 2) Es dürfen keinerlei Beschränkungen weder für die Vertreter, noch für die Wähler bestehen. 3) Wahlvorbereitungen wie Wahlen selbst müssen frei vollzogen werden und daher muß die Regierung gestatten: a. volle Preßfreiheit; b. volle Freiheit der Rede; c. volle Versammlungsfreiheit; d. volle Freiheit der Wahlprogramme."

Wie oben bereits erwähnt, ist der Nihilismus von heute nicht mehr der mächtige von damals. Seine Kraft ist gebrochen. Wie es scheint, macht er dem Sozialismus Platz. Er unterscheidet sich von diesem, der auch nicht vor Verbrechen zurückscheuen würde, wenn er es für nötig hielte, immerhin in scharfer Weise, wie aus obigem hervorgehen dürfte. Der Nihilismus verlangt eine Staatsumwälzung und zieht sich, wenn diese gelungen, in sein „Nichts" zurück. Der Sozialismus verlangt gleichfalls eine Staatsumwälzung, will aber nach dem Gelingen als herrschende Partei deren Folgen zum eigenen Vorteil ausnutzen. In gewissem Sinne kann man den schändlichen Königsmord in Belgrad als ein nihilistisches Verbrechen bezeichnen.

---

*) Näheres hierüber: Ende Kaiser Alexanders II. S. 178 u. f. Das geschichtlich wissenswerte Schriftstück gelangte durch die Gefälligkeit eines Polizeibeamten in meine Hände. Der Verf.



Abb. 1. Auf der großen „Tiersteppe".

Im zoologischen Paradiesgarten.

Herbsttage in Friedrich Falz-Feins Tierpark zu Ascania Nova. Von Dr. H. Heck.



In Kunstsachen waren große Privatsammler, die sich mit ihren Schätzen neben öffentlichen Museen sehr wohl sehen lassen konnten, von jeher nichts Unerhörtes. Auch hervorragende Naturliebhaber, die ein bestimmtes Gebiet museumsmäßig bearbeiten, Vogel-, Eier-, namentlich aber Insekten- und Konchyliensammler hat es immer in größerer Anzahl gegeben.

Anders in der Liebhaberei für lebende Tiere. Hier sind Sammler großen Stiles ebenso selten, wie Mittel und Raum groß sind, die diese Liebhaberei beansprucht. Wenn man von einem oder dem anderen großen Jagdherrn absieht, der, wie der Fürst Hohenlohe-Öhringen neuerdings bemerkenswerte Importe ausländischen Wildes zu Jagdzwecken veranlaßt hat, wäre hier für Deutschland kaum jemand zu nennen außer etwa dem Straßburger „Fasanen-Cronau", der diesen Beinamen als unser bester Kenner ausländischen Ziergeflügels mit allen Ehren trägt.



Abb. 2. Persische Kropfgazelle.

Wir Deutsche haben aber einen gewissen Anteil und ein gewisses Interesse an dem Manne, der in begeisterter, aber vom praktischen Sinne des tüchtigen Landwirts geleiteter Liebhaberei

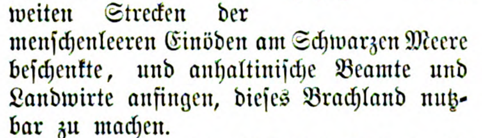
es verstanden hat, ein Stück fremdländisches Tierleben auf die südrussische Steppe zu zaubern: an Friedrich Falz-Fein, der, obwohl heute ein guter Russe, eine hervorragende Persönlichkeit im taurischen Gouvernement, doch deutscher Abstammung ist von den Zeiten her, da Kaiserin Katharina II. ihre anhaltinischen Verwandten mit weiten Strecken der menschenleeren Einöden am Schwarzen Meere beschenkte, und anhaltinische Beamte und Landwirte anfingen, dieses Brachland nutzbar zu machen.



Abb. 3. Saiga.

Langjährige Freundschaft verbindet mich mit Friedrich Falz-Fein: sie knüpfte sich schon in den achtziger Jahren vorigen Jahrhunderts zwischen ihm, dem Dorpater Studenten, und mir, dem neuberufenen Direktor des Berliner Gartens. Dann verfolgte ich es jahrelang mit freudigem Interesse aus der Ferne, aus Briefen und Zeitschriften, Mitteilungen unserer großen Händler, wie die Tiersammlung „da unten“, beinahe in der Krim, sich vergrößerte und gedieh. Und jetzt habe ich das alles mit eigenen Augen gesehen: es ist eine der schönsten Erinnerungen meines Lebens!

Von Dienstag morgen bis Freitag abend spät war ich erst im Schnellzug, dann nach einer Tagespause in Odessa mit dem Dampfer und schließlich noch einige Abend- und Nachtstunden „viere breit“ im Wagen gereist, bis ich endlich in dem weißen, einstöckigen, langgestreckten Herrenhause anlangte, empfangen wie ein Bruder. Während der Nacht schlief ich ungewiegt in einem der behaglichen Gastzimmer. Am anderen Morgen war ich aber schon früh wach; ich hörte vor meinem Fenster einen Vogelton, den ich nicht kannte. Als ich den inneren Laden zurückklappte, sah ich vor mir in einem Tujabaum den Zwergfliegenfänger, einen allerliebsten Vogel, von dem als inter-



Abb. 4. Künstliche Aufzucht junger Saigas mit einem Kuhhorn.

essanten Einwanderer nach Deutschland ich in ornithologischen Kreisen und Schriften schon viel gehört und gelesen, in der Freiheit und Natur aber noch nichts gesehen hatte. Und weiterhin in der klaren, sonnigen Steppenluft schwebten gaukelnden Fluges die schlanken, langschwänzigen Weihen. Auf jeden Blick sah ich mindestens eine; es war eine Fülle, die mir rätselhaft schien. Ich mußte eben erst lernen, daß ich mich in einem Vogeldorado befand, auf einer Hauptstation des russischen Vogelzuges vor dem Übergang übers Schwarze Meer, wo sich zur Zugzeit tage- und wochenweise solche Massen derselben Vogelart zusammenhäufen, daß man manchmal glauben möchte, es ginge nicht mit rechten Dingen zu. Im Oktober, ehe ich abreiste, hätte man wieder unmittelbar um das Haus herum die unter jedes Gebüsch „gedrückten" Waldschnepfen fast mit dem Spazierstock totschlagen können!

Aber ich wollte ja heute nicht erzählen von dem, was von Naturrechts wegen in Ascania Nova lebt, sondern von dem, was der Herr des Geländes mit Verständnis und Liebe dort eingebürgert, in ein zweites Freileben übergeführt hat mit ganz überraschendem Erfolg.

Ich sollte es bald kennen lernen, als wir uns nach dem Frühstück auf den Weg machten und eine Holztreppe zu einem vielverheißenden Aussichtspodest emporstiegen. Da lag sie dann vor uns, die Falz-Feinsche „Tiersteppe", Afrika in Rußland!

Wir standen oberhalb einer Holzplanke, eines robusten Gatters, das sich in weitem Bogen nach beiden Seiten herumzog, vor uns in der Ferne auf dem eintönigen, flachen Steppengelände kaum noch erkennbar. Und auf diesem mächtigen, über 400 Morgen umfassenden Raum, da wanderten, standen und lagen umher, da weideten und wiederkäuten nebeneinander, friedlich wie im Paradiese die verschiedenartigsten pflanzenfressenden Großtiere. Nichts von den notwendigen Übeln des zoologischen Gartens, von Gitter, Stall und Käfig: frei tummelt sich alles durcheinander, wirklich wie im Paradiese! Ein einzigartiger Genuß für den Tierfreund! Nein, für jeden Menschen: ich habe keinen die Treppe emporsteigen sehen — und jeder Tag brachte durchreisende Gäste — dem nicht die Freude aus den Augen geleuchtet hätte bei dem Anblick, der sich ihm oben bot.

Da äste unmittelbar vor uns, dicht zusammenstehend, eine bunte Tiergruppe: herausleuchtend mit seinem schwarz-weiß gestreiften Fell vor allem ein Zebrahengst nebst seinen beiden unebenbürtigen Frauen,

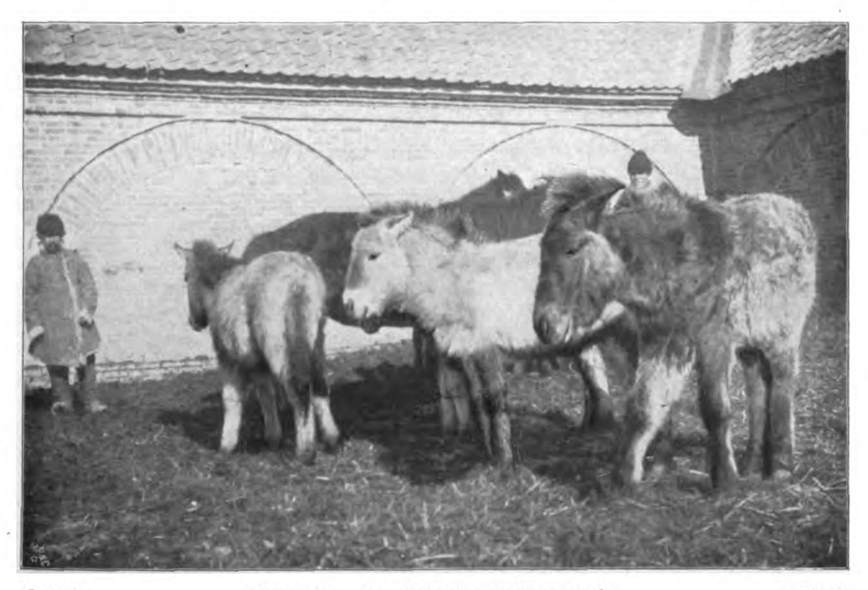


Abb. 5. Junge Urwildpferde nach der Ankunft.

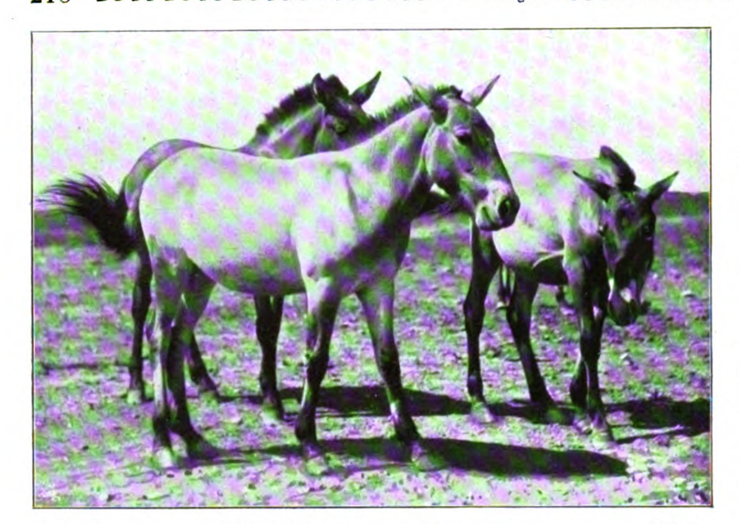


Abb. 6. Urwildpferd im Sommerkleid.

Somalilande, deren kerzengerade in die Luft ragende Spießhörner durch ihren parallelen Verlauf auf die Entfernung so in eins verschmelzen, daß man sich die Entstehung der Sage vom Einhorn sehr wohl vorstellen kann. Mit dem trefflichen Görzschen Triederbinocle meines Freundes, das ich von Stunde an kaum mehr weglegte, unterschied ich auch noch den lang- und fetthaarigen, schwärzlichbraunen Senegalwasserbock, eine der schönsten und haltbarsten Antilopen unserer zoologischen Gärten, und die gelbe, vorn hoch überbaute, langköpfige, knickhörnige Kuhantilope aus Nordafrika, die mit ihrer ganzen Erscheinung den Beweis liefert, daß eine Antilope auch sehr häßlich sein kann. Ganz in der Ferne endlich flimmerten als hellere und dunklere Punkte, mit bloßem Auge kaum noch erkennbar, weißscheckige Lamas und braunschwarze Alpakas vom Hochlande Perus. Dort bewegten sich und ruhten auch größere, dicht sich zusammenhaltende „Klumpen" gleichartiger Tiere, die ich mir erst von meinem Freunde erklären lassen mußte als Rudel von Saigas, von persischen Kropfgazellen und einer ganz eigentümlichen Mischrasse wilder Schafe, die

einer falben und einer Schimmelpferdestute, den Müttern der Zebroidenmischlinge, durch deren Zucht sich Falz-Fein u. a. auch hervorgetan hat; dann Elenantilopen, diese schweren, rinderartigen Riesen des Antilopengeschlechts, die dem Auge des praktischen Landwirts durchaus den vertrauenerweckenden Eindruck eines edlen, feinhäutigen, äußerst mastfähigen „Viehes" machen müssen, wenn nur der Kopf mit den gerade nach hinten stehenden, im Wurzelteil schraubig gewundenen Hörnern nicht wäre; ferner Hirsche aus der Krim und vom Altaigebirge und schließlich auch ein Emu, der straußartige Großvogel Australiens. Etwas weiter in der Ferne schritten noch mehr Elenantilopen langsam dahin, deutlich unterschied man in der klaren Luft den Zipfel ihrer Halswamme; vor ihnen bewegten sich Nylgaus, die großen, hirschartig aussehenden Antilopen des vorderindischen Graslandes, und zwischen ihnen wieder eine kleinere, weiße, zimmetbraun überlaufene Säbelantilope vom Senegal mit den langen Säbelhörnern, die ihr den Namen gegeben haben. Mitten im Bilde stand ein zweites Zebra freundnachbarlich bei einer graurötlichen, schwarz, wie mit aufgelegtem Zaumzeug, gezeichneten Beisa aus dem



Abb. 7. Urwildpferd im Winterkleid.

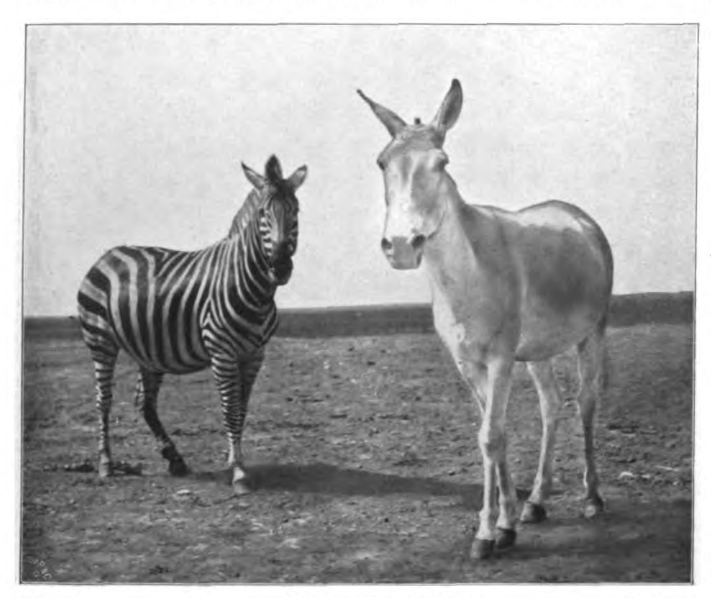


Abb. 8. Zebra mit Kulan.

sie „wilde Ziegen". Auf dem rechten Dnjepruser hat es Saigas in historischer Zeit wahrscheinlich nie gegeben. Auf Falz-Feinschem Gebiet fand sich rätselhafterweise im Winter 1899 als Irrling noch einmal ein einzelnes Weibchen ein, das viel vergeblich verfolgt und schließlich an der Mündung des Dnjepr geschossen wurde — zum größten Leidwesen meines Freundes, der es gar zu gern für seinen Tierpark lebendig gehabt hätte. Heute ist der letzte europäische Zufluchtsort der Saiga die Kalmückensteppe zwischen Don und Wolga mit ihrem salzhaltigen, für die Landwirtschaft ungeeigneten Boden. Von dort hat sich Friedrich Falz-Fein früher mehrfach Junge holen lassen und sie mit seinem kleinrussischen Tierparkwärter aufgezogen auf eine sehr eigenartige und urwüchsige Weise, aber mit glücklichem Erfolg. Die Tierchen erhielten nämlich die kräftige, würzige Steppenkuhmilch aus einem Kuhhorn zu trinken, dessen Spitze durchlöchert war, und sie liefen dem Pfleger immer schon von weitem hungrig entgegen. Jetzt sind schon mehrere Generationen auf

ihre Entstehung der Kreuzung zweier verschiedener Wildschafböcke, eines sardinischen Muflons und eines indischen Kreishornbockes, mit Merino- und Fettsteißschafmüttern Falz-Feinscher Zucht verdanken. Sie sahen ganz muflonartig aus, kurzhaarig, schwarzbräunlich meliert; in ihrem Wesen sind es aber echte Schafe: dumm und planlos rannten sie hin und her, wenn man ihnen nahekam.

Die persischen Kropfgazellen waren mir nichts Neues mehr: es sind die weniger schönen vorderasiatischen Verwandten der ob ihrer Grazie und Lieblichkeit berühmten afrikanischen Gazellenarten, unscheinbarer, graubräunlich und weißlich in der Farbe und plumper von Gestalt, aber wetter- und winterharte Tiere, die sich dort auf der taurischen Steppe wie zu Hause fühlen und sich schon seit Generationen fortpflanzen.

Am meisten interessierten mich die Saigas; denn sie waren wirklich dort zu Hause, d. h. eigentlich und von Naturrechts wegen! Tatsächlich sind sie längst vertrieben und ausgerottet, seit die ersten Anfänge westeuropäisch-christlicher Kultur und Landwirtschaft in die taurischen Steppen eingezogen sind. Mein Freund konnte nur sehr unbestimmte Nachrichten darüber sammeln. Die Großväter der jetzt alten Leute sollen sie noch gesehen haben in den Salzsteppen am Faulen Meere, d. h. in der östlichen Krim; sie nannten



Abb. 9. Zebra in der Steppenlagune.

der Falz-Feinschen „Tiersteppe" in halber Freiheit geboren, und das ganze Saigarudel ist eine scheue, unbändige Gesellschaft, die vor jedem herankommenden Menschen flüchtet in ihrer ganz charakteristischen Haltung und Bewegung: gebückt, den Kopf zur Erde gesenkt, immer eine Anzahl sehr rascher, aber niedriger Galoppschritte wechselnd mit einem hohem Sprung in die Luft auf allen Vieren. Ein höchst merkwürdiges, auf die größte Entfernung unverkennbares Bewegungsbild des flüchtigen Saigarudels, wenn man aus der rasch und geschlossen über den Boden gleitenden Masse immer ein Stück um das andere sich emporschnellen sieht!

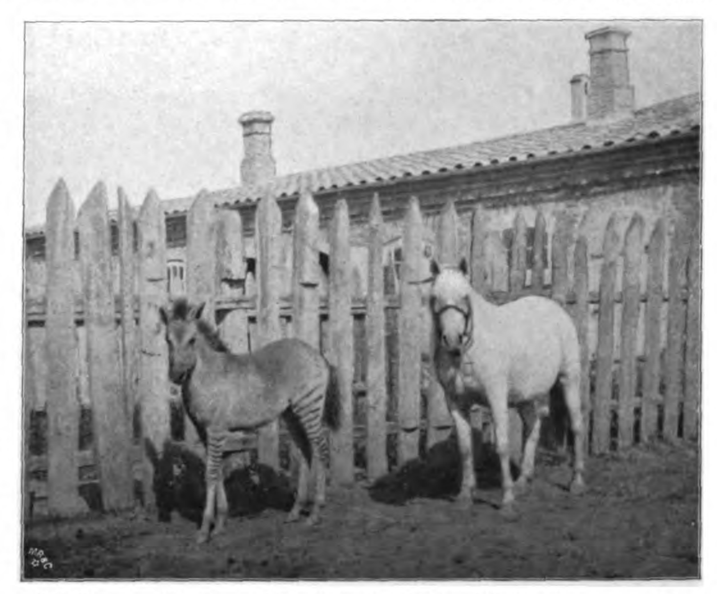


Abb. 10. Das Zebroid Senaide mit seiner Pferdemutter.

In der Nähe betrachtet, macht die Saiga einen ganz eigenartig häßlichen Eindruck, der durch die gebückte Haltung mit dem vorgebeugten Kopf noch verstärkt wird. Hübsch ist an dem Tiere eigentlich nur das dichte, weiche, hellbräunlich oder graugelblich gefärbte Fell und die zierlich geringelten Hörner des Bockes, die auffallenderweise nicht schwarz, sondern hell bernsteinfarbig, halb durchsichtig sind. Das Sonderbarste ist die beutelförmig aufgetriebene und rüsselartig verlängerte Nase, mit der merkwürdigerweise keine stärkere Ausbildung, sondern eine Verkümmerung der knöchernen Nasenbeine Hand in Hand geht. Eine ähnlich „geschwollene" Nase kehrt nur, aber in viel geringerem Grade, bei einer gazellenartigen Antilope wieder, die man deshalb im System neben die Saiga stellt. Dieser Chiru ist ein Bewohner ähnlich unwirtlicher Gegenden wie die Saiga, nämlich der Hochebenen Tibets, und so könnte man wohl auf den Gedanken kommen, daß diese Beutelnase mit dem Leben im trocknen, regenarmen, extrem kontinentalen Klima zusammenhängen mag, wo das Tier ebenso glühende Hitze wie schneidende Kälte zu ertragen hat. In dieser Beziehung ist die

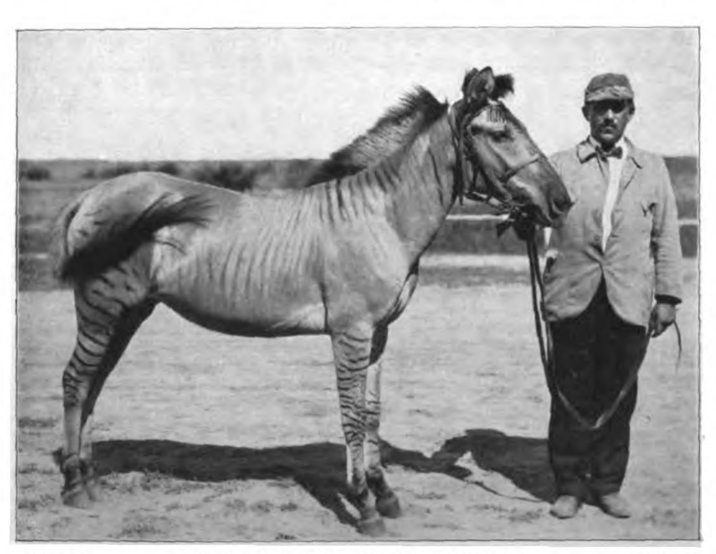


Abb. 11. Zebroid Senaide, dreieinhalbjährig.

Saiga nach den Beobachtungen Friedrich Falz-Feins absolut unempfindlich: sie sucht niemals eine Deckung — wo sollte sie auch in ihrer natürlichen Heimat, auf der kahlen Steppe, eine solche finden? — liegt, behaglich wiederkauend, im fürchterlichsten Schneesturm und läßt die Schneewehen über sich weggehen, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.

Die Saiga hat für uns Europäer ein besonderes Interesse, weil sie neben der Gemse die einzige Antilope ist, die in der gegenwärtigen Gestaltungsperiode der Erdrinde in Europa noch lebt. Allerdings, ist aber nicht nur in unserem Vaterlande, z. B. in Westpreußen, der Fall, sondern auch in Mähren und Ungarn, weiter nach Westen auch in Frankreich, Belgien und sogar in Südengland. Dort finden sich neben Saigaresten auch solche anderer Steppentiere, z. B. von Ziesel und Pferdespringer, Steppennagern, die heute noch in Südrußland leben und die ich auf Falz-Feinschem Gebiete beobachtet habe. In der letztvergangenen diluvialen Erdperiode müssen wir für ganz Mitteleuropa also auch eine Steppenzeit annehmen, ebensogut wie eine Eiszeit, und zwar hat sich diese Steppenzeit,

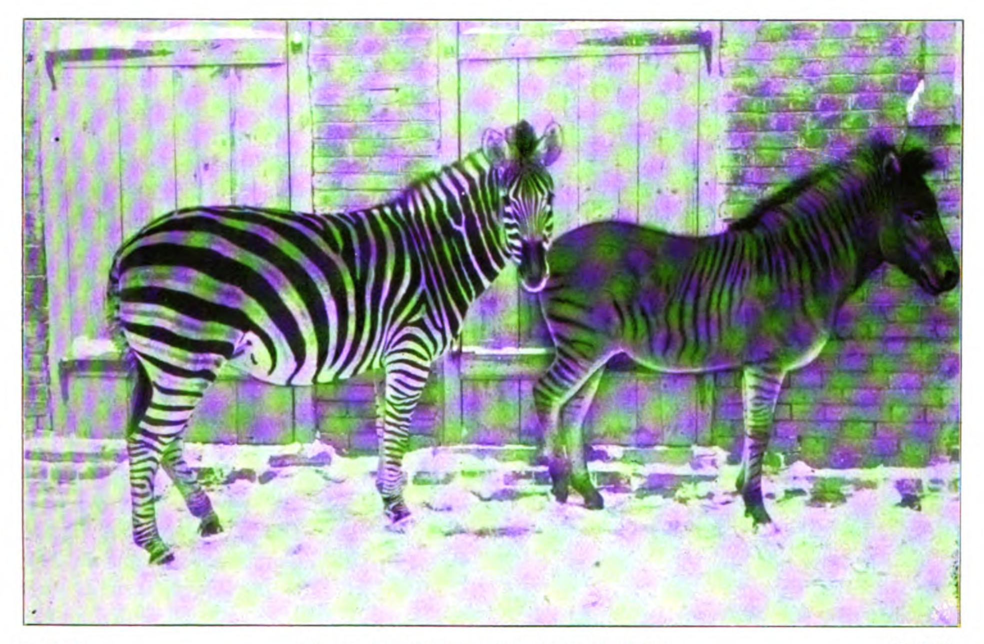


Abb. 12. Zebrastute mit Zebroidfohlen im Schnee.

wie oben schon gesagt, nur im äußersten Südosten, auf den südrussischen Steppen „Halbasiens" gegen das Kaspische Meer hin und jenseits desselben durch ganz Westsibirien bis zum Altaigebirge, soweit das Land Steppencharakter trägt, ebenes, baum- und strauchloses Grasland ist. Denn die Saiga ist im Gegensatz zur Gemse ein ausgeprägtes Steppentier, bevorzugt gerade die ödesten Salzsteppen und nährt sich mit Vorliebe von den dort wachsenden Gräsern und Kräutern. Umgekehrt ist daher auch der Schluß erlaubt, ja sogar geboten, daß, wo wir versteinerte Knochenreste der Saiga finden, Steppenland gewesen sein muß. Das nach den Lagerungsverhältnissen der zugehörigen Tierreste zu schließen, eingeschoben in die Zwischenzeit zwischen die beiden eigentlichen Eiszeiten, die sogenannte Interglacialzeit. Das hat unser trefflicher Alfred Nehring, der kürzlich — leider viel zu früh! — verstorbene Zoologe der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule, mit der ihm eigenen Gründlichkeit so unwiderleglich nachgewiesen, daß es heute allgemein angenommen wird. Diese Steppenzeit, in ihren letzten Entstehungsursachen ebenso unklar wie die große, mindestens zweifache Eiszeit, jedenfalls aber auf veränderte Wind- und damit zusammenhängende Regenverhältnisse

zurückzuführen, muß dann durch zunehmende Niederschlagsmengen allmählich in eine Waldzeit und diese schließlich in eine abermalige Vergletscherung übergeführt worden sein; denn die Knochen von den genannten Steppentieren und die von Waldtieren (Ur- und Wisentrind, Riesenhirsch, Elch, Mammut und haariges Nashorn) und die von Polartieren (Moschusochse, Renntier, Eisfuchs) liegen in unserem Diluvium, unseren Kiesgruben und Torflagern nahe beieinander, und auch heute leben wir hier in Deutschland und Mitteleuropa wieder eigentlich in einer Waldzeit, machen unser Vaterland aber künstlich immer mehr zu einer Kultursteppe für die Getreidegräser, die uns

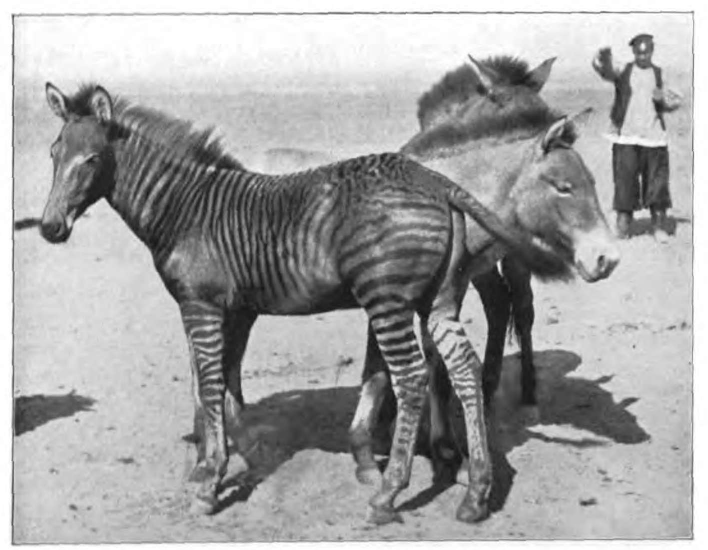
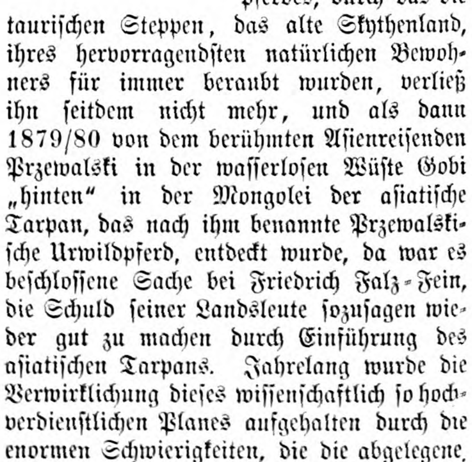


Abb. 13. Zebroid „Leopard" mit Urwildpferden.

Brot bringen, während in dem weniger kultivierten, weil weniger dicht bevölkerten Südosteuropa im Zusammenhang mit dem kontinentalen Klima die Natursteppe sich bis heute erhalten hat — auch mit ihrer Tierwelt, soweit dies der heutige menschliche Bewohner erlaubt.

Der Saiga hat er es nicht erlaubt und ebensowenig dem anderen, größeren und ungleich bedeutungsvolleren Charaktertier der europäisch-asiatischen Steppe, dem Tarpan oder Urwildpferde. So habe ich es deutsch genannt, um auszudrücken, daß es sich hier nicht, wie in Amerika, um wieder verwilderte Nachkommen von zahmen Pferden handelt, sondern um ein ursprüngliches, wildes Tier, um die wilde Ur- und Stammform unseres vornehmsten Haustieres. Über diese waren die gelehrten Tierkundigen sehr lange im unklaren, Gott sei's geklagt, sogar so lange, bis die europäische Form dieses hochinteressanten und hochwichtigen Tieres ganz vom Erdboden verschwunden und vertilgt war, so daß — man möchte es kaum glauben! — auch für wissenschaftliche Zwecke nicht das geringste gerettet und erhalten wurde. Kein russisches oder anderes Museum besitzt auch nur ein Haar vom südrussischen Tarpan, dem echten europäischen Urwildpferd, und doch ist die letzte wilde Stute, die sich wohl oder übel zeitweise einer zahmen Pferdeherde zugesellt, dabei aber, gegen jedes Hindernis ihrer Freiheit ungestüm angehend, ein Auge eingebüßt hatte, noch 1876 bei Ascania Nova gesehen worden, ehe sie im folgenden Winter, in eine Schneewehe gefallen, mit gebrochenem Beine von Bauern elendiglich ums Leben gebracht wurde.

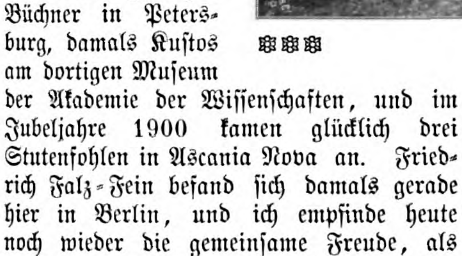
Mein Freund Falz-Fein war damals, fern von der Heimat, noch auf dem Gymnasium und konnte nicht eingreifen. Aber der Gedanke an das schmähliche Ende des europäischen Urwildpferdes, durch das die



taurischen Steppen, das alte Skythenland, ihres hervorragendsten natürlichen Bewohners für immer beraubt wurden, verließ ihn seitdem nicht mehr, und als dann 1879/80 von dem berühmten Asienreisenden Przewalski in der wasserlosen Wüste Gobi „hinten" in der Mongolei der asiatische Tarpan, das nach ihm benannte Przewalskische Urwildpferd, entdeckt wurde, da war es beschlossene Sache bei Friedrich Falz-Fein, die Schuld seiner Landsleute sozusagen wieder gut zu machen durch Einführung des asiatischen Tarpans. Jahrelang wurde die Verwirklichung dieses wissenschaftlich so hochverdienstlichen Planes aufgehalten durch die enormen Schwierigkeiten, die die abgelegene,


Abb. 14. Bisonstier.

wasserlose und menschenleere Heimat der Tiere dem Fang und Transport entgegenstellte. Endlich gelang es, sie zu überwinden dank der wirksamen Unterstützung des hochverdienten, für jede Förderung der Säugetierkunde stets hilfsbereiten Zoologen Büchner in Petersburg, damals Kustos am dortigen Museum



der Akademie der Wissenschaften, und im Jubeljahre 1900 kamen glücklich drei Stutenfohlen in Ascania Nova an. Friedrich Falz-Fein befand sich damals gerade hier in Berlin, und ich empfinde heute noch wieder die gemeinsame Freude, als er mit der Depesche zu mir kam: Die Tarpane sind da!

Wir erhielten auch gleich eine Aufnahme: struppig und unscheinbar, wie die Dinger unmittelbar nach der Ankunft aussahen, aber unzweifelhafte Pferde im allerengsten Sinne mit kurzen, spitzen Ohren und bis zur Wurzel dickbehaartem Schwanze. Bei genauerer Betrachtung treten dann als entscheidendes Kennzeichen noch hinzu die sogenannten „Kastanien“, je ein haarloser, warziger Fleck an der Innenseite aller vier Beine, welchen alle übrigen pferdeartigen Tiere, Zebras, afrikanische graue und asiatische gelbe Wildesel, nur an den Vorderbeinen haben.

Mein Freund brannte natürlich darauf, seine mit so vieler Mühe endlich erlangten zoologischen Juwele mit eigenen Augen zu sehen, und es hielt ihn nicht lange mehr in Berlin. Und als ich später zu ihm hinkam in sein kleines Steppenkönigreich, da waren sie auch der Hauptgegenstand meines gespannten Interesses. Kaum hatte ich mich an dem paradiesischen Tierleben auf seiner „Tiersteppe“ notdürftig sattgesehen, da sagte ich: „Nun aber zu den Tarpanen!“ und „Der Wagen steht schon bereit!“ erwiderte er lächelnd; er hatte es nicht anders erwartet.

Nun ging es, viere breit, in schlankem Trab hinaus in die freie Steppe ohne Umweg und ohne Umstände querfeldein. Iwan, der bärtige Kutscher, wußte, wohin wir wollten. Was war das für mich, den frisch Zugereisten aus unserem „ordentlichen“ Deutschland, für ein Hochgenuß, zu sehen, daß wir ohne Weg und Steg freiweg darauflos fuhren! Nicht lange, so waren wir da; ich sah schon von ferne eine Gruppe Pferdegestalten, die da völlig frei weideten, darunter die schwarzweiß gestreifte eines Zebras. Der berittene Hirt schlief im Grase den gerechten Tagesschlaf des echten Naturmenschen, sprang aber eiligst auf und sprengte uns entgegen. „Die Kerle schlafen immer,“ sagte Friedrich Falz-Fein gleichmütig erklärend, „aber, wenn was passiert, wachen sie auf.“

Es dauerte einige Augenblicke, ehe ich


Abb. 15. Bisons mit der Heerde auf der Steppe.

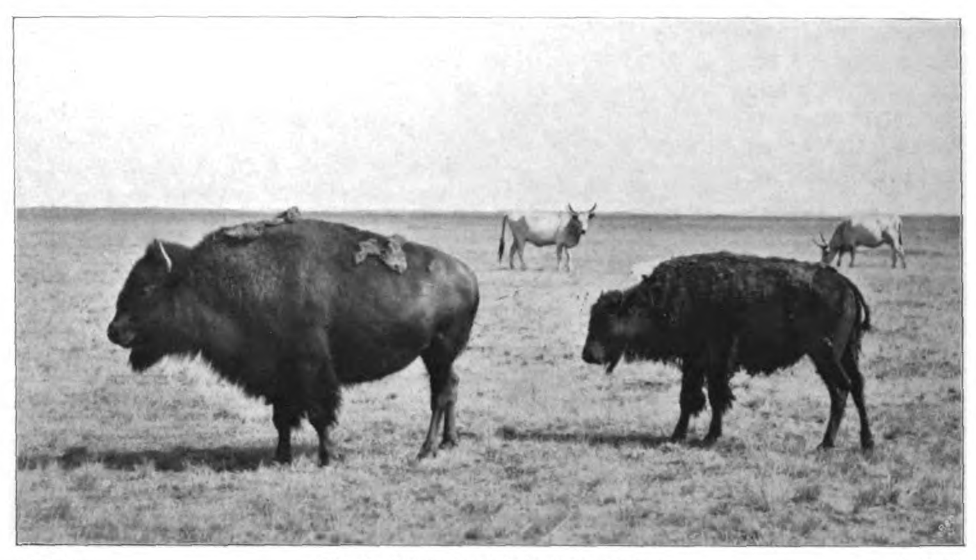


Abb. 16. Bisonkuh mit Kalb auf der Steppe.

aus der gemischten Tiergruppe, die da vor uns stand, die drei „Hauptpersonen" herausfand. Da waren außer der Transvaal-Zebrastute, die ich schon von weitem erkannt hatte, zunächst drei kleine Kirgisenpferde, grobknochig, langschwänzig und wirrmähnig, angebliche Halbbluttarpane, dann ein gelber Kulan, asiatischer Wildesel, und was übrig blieb, nun, das mußten eben die echten Przewalski-Tarpane sein. In ihrem glatten, kurzen Sommerfell hübsche Pferdegestalten mit eleganten, leichten Bewegungen, nur etwas kurzhalsig und schwerköpfig, ohne hervortretenden Widerrist, der Schwanz doch nicht so ganz vollhaarig bis zur Wurzel, dort nur halblang behaart, ähnlich dem des Maultieres, die Mähne kurz, aufrechtstehend, ohne vorfallenden Stirnschopf. Einigermaßen verwunderlich war mir der ungleiche, bei allen dreien von Braunrot bis Weißgelb wechselnde Farbenton. Matschie ist deshalb geneigt, mehrere Arten anzunehmen. Ganz an unser Pferd erinnerte dagegen wieder die Neigung der Beine, gegen die Hufe hin ins Schwarze zu verlaufen, und der Muffel und Nüsterngegend, sich gegen den übrigen Kopf hell abzusetzen.

Ganz anders präsentieren sich die Tiere im Winter. Da tragen sie einen dicken, wolligen Pelz, der die Farben unreiner und unbestimmter macht und sich am Kopfe geradezu zu einer Art Kinnbackenbart entwickelt. Die Schwere des Halses und Kopfes tritt dann sehr auffallend hervor, und die Gesamterscheinung des Tieres wird eine völlig andere, ungleich plumpere. Wir haben das sehr schön beobachten können, seit der bekannte Hamburger Tierhändler Karl Hagenbeck, durch Falz-Fein auf die „Tarpan-Quelle" aufmerksam geworden und von der Möglichkeit des Importes überzeugt, mit anerkennenswertem Wagemut mehrfach

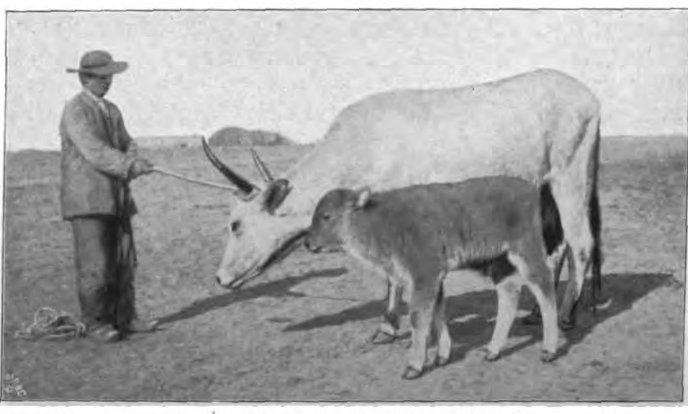


Abb. 17. Steppenkuh mit Bison-Mischlingkalb.



Abb. 18. Bison-Halbblüter.

Urwildpferde in den Handel gebracht und der Berliner Garten — allerdings bis jetzt der einzige deutsche — ein Paar erworben hat.

Lange betrachteten und beobachteten wir die hochinteressante Gruppe pferdeartiger Tiere, die da in ihrem natürlichsten „Milieu“, auf der Steppe, wie in Freiheit vor uns sich bewegte und tauschten unsere Wahrnehmungen und Gedanken aus. Wenn so der braungelbe Kulan oder Dschiggatai, der mit den Tarpans mitgekommene Landsmann von diesen, aber zum Unterschied von ihnen, ein Wildesel, und das Zebra friedlich zusammenstanden, dann rief ich unwillkürlich aus: „Afrika und Asien in Europa! Ein kleines Wunder, vollbracht von großer Tierliebe!“ und befriedigt lächelte mein Freund.

Ich sollte noch mehr solcher Wunder und Merkwürdigkeiten sehen. Wenn das Zebra in der Stille des dunkelnden Abends trinkend im seichten Wasser der Steppenlagune stand und gleich darauf sein lustig klingendes, kurz abgebrochenes Wiehern in die endlose, eintönige Ebene hinausstieß, dann konnte man wähnen, weit überm Ozean im Süden Afrikas, im Matabele- oder Bechuanaland zu sein.

Und in den Pferdeställen und Boxen mußte ich staunen, wie vielfältig und zielbewußt da Mischlinge zwischen Pferd und Zebra, die sogenannten Zebroide, nach den verschiedenen Möglichkeiten herausgezüchtet waren. Da war Senaide, das Kind des Zebrahengstes und einer ganz hellen, zart isabellfarbenen Bauernstute, die mein Freund ausgesucht hatte, um bei der Kreuzung die Zebrafarbe möglichst wenig zu beeinflussen. Senaide wurde als erster Erfolg der Falz-Feinschen Zebroidenzucht mit besonderer Freude begrüßt und in früher Jugend schon photographisch verewigt. Jetzt führte sie der wackere Stallmeister, ein Deutscher, als stattlich herangewachsenes, $3^1/_2$ jähriges Tier mit gerechtem Stolze vor. Auch die umgekehrte Mischung war da: vom Isabellenpferdehengst und der Zebrastute. Ebenfalls ein schönes, kräftiges Tier,



Abb. 19. Halbblut-Bisonkuh mit dreiviertel Bison-Kalb.

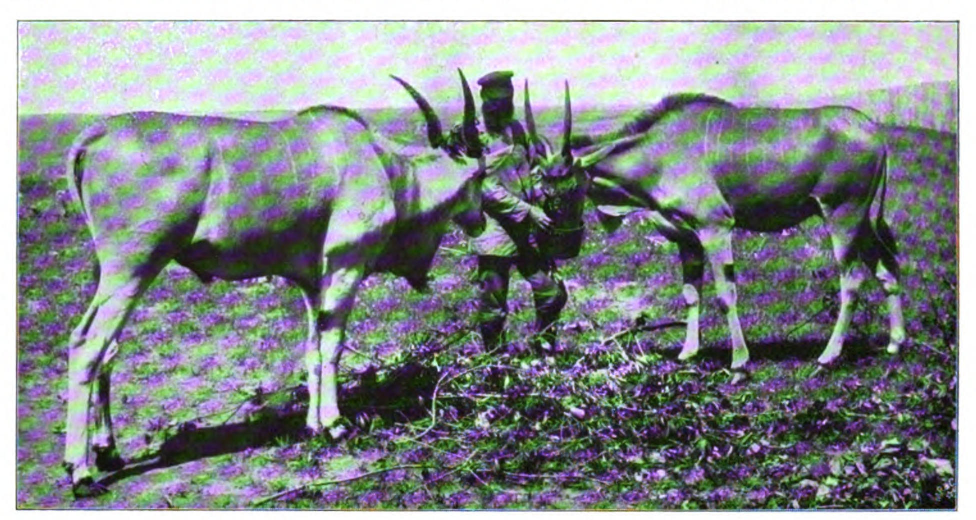


Abb. 20. Elenantilopen.

das mit der Zebramutter selbst im Winter bei Schnee jeden halbwegs guten Tag im Freien zubrachte. Während nun diese beiden Zebroide von gleichartigen, nur entgegengesetzt zusammengestellten Elternpaaren ihre Abstammung von unedlen Pferden durch gröberen Bau und schwereren Kopf doch deutlich zeigten, ließ der am ganzen Körper prächtig durchgestreifte und deshalb Leopard genannte Zebroidenjährling, der zeitweise mit den Urwildpferden auf die Steppenweide ging, ebenso deutlich in seinen feineren, edleren Formen erkennen, daß seine Mutter eine Zuchtstute besseren Blutes aus dem Falz-Feinschen Gestüt war. Es war ein wunderhübsches Tier, dieser „Leopard“, namentlich interessant dadurch, daß bei ihm auf dem Kreuz die Zebrastreifen in eine Art Apfelschimmelzeichnung sich verliefen.

Inzwischen sind die Zebroide unter den Sattel und das Geschirr genommen, zugeritten und eingefahren worden und müssen jetzt ihr ganz regelrechtes Stück Arbeit leisten. Auch zur Zucht werden sie benutzt, und dabei muß sich ja herausstellen, inwieweit sie als Bastarde untereinander und mit den Arten, von denen sie abstammen, mit Pferd und Zebra, fruchtbar oder unfruchtbar sind.

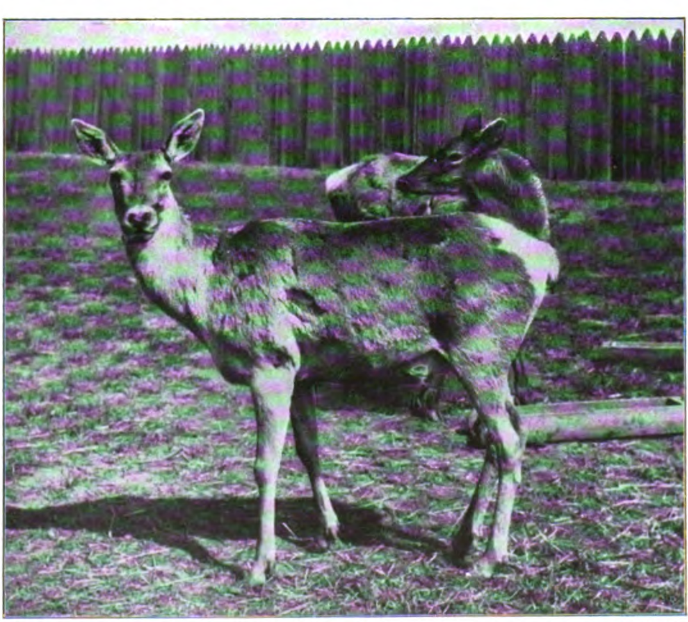


Abb. 21. Krimer Hirschkuh.

Der alte Zebrahengst — ein interessanter Beitrag zur Tierseelenkunde! — ist unter der Fülle von Pferden auf der Falz-Feinschen Steppe und durch die Zebroidenzucht der eignen Art ganz abtrünnig geworden: er will von Zebrastuten gar nichts mehr wissen, hat eine geradezu

umgebracht. Dagegen ist er wie toll hinter jeder Pferdestute her und hat deshalb schließlich in die eingezäunte „Tiersteppe" eingetan werden müssen; denn alle Bauernpferde wurden scheu, und gar manchem Bäuerlein selbst lähmte der Schreck wohl die Glieder, wenn solch schwarzweiß gestreiftes Tier, was „es gar nicht gibt", mit lautem Gewieher dahergesprengt kam, als ob der leibhaftige Teufel los wäre.


Abb. 22. Zahme Tora-Antilope.

Da ist der riesige amerikanische Bisonstier friedlicherer, beschaulicherer Natur. Kein unruhiger Donjuan, sondern ein behäbiger Philister, der weder Mensch noch Tier was tut, auch nicht „ausrückt". Ganz frei und ohne jede Aufsicht lebt er auf der Falz-Feinschen Steppe ebenso bequem und behaglich, wie einst seine Ahnen auf der nordamerikanischen Prärie, ehe das Abenteurergesindel des „wilden Westens" sie ohne Sinn und Verstand vom Erdboden vertilgte. Er lagert sich mit Vorliebe auf den einzigen Bodenerhebungen, die es in Taurien gibt: auf den alten Skythengrabhügeln. Ein prächtiges Bild!

Ehe er sich nach Art älterer Stiere zu einem Einsiedlerleben absonderte, ging er ganz treu mit der Herde weißen, frischmelkenden Steppenviehes, die in der Nähe des Gutshofes geweidet wurde, um diesen mit Milch zu versehen. Dabei zeigte er, ebenso wie seine beiden Kühe, durch ruhiges, verträgliches Benehmen, daß er zu den Tieren gehört, die man nicht erst durch langwierige Zähmungsversuche zu Haustieren zu machen braucht, sondern sofort und ohne weiteres als solche behandeln kann. Gar merkwürdig stachen dann die drei dunklen, zottigen Gestalten von dem glatten, weißen Steppenvieh ab, und man mußte


Abb. 23. Ungarischer Rothirsch; im Hintergrund Altai-Maral.

immer wieder daran denken, wie leichtsinnig und unsinnig in Amerika doch mit dem Bison eine bequeme und billige Nahrungsquelle vernichtet worden ist. Die Schwierigkeiten und Kosten, die man jetzt durch die ihr Nahrungstier überlebenden Indianer hat, sind die Strafe dafür.

Als Zuchtvater tut der Bisonstier aber fortdauernd seine Schuldigkeit: sowohl Vollblutkälber als Mischlinge mit weißen Steppenkühen sind mehrfach vorhanden. Letztere überraschen dadurch, wie ähnlich sie dem Vater in der Jugend sind: ganz so in der Form und auch so hellfuchsig in der Farbe wie echte Bisonkälber. Später macht sich dann durch schlankere, hochbeinigere Gestalt und längere Hörner das Steppenviehblut geltend; die dunkle Farbe und das zottigere Haarkleid bleiben aber vom Bison erhalten. Auch Dreiviertelblutkälber vom Bisonstier und Halbblutkuh sind bereits erzielt: hochinteressante Zuchterfolge, die sich der Falz-Feinschen Zebroidenzucht würdig zur Seite stellen!

Ähnlich ruhige, gutmütige Tiere, wie die Bisons, und ähnlich mächtige, imposante Erscheinungen sind die südafrikanischen Elenantilopen; auch sozusagen geborene Haustiere! Daß sie es in ihrer Heimat nicht vor undenklichen Zeiten schon wirklich geworden sind, kann man trotz aller menschenfreundlichen Gesinnung nur als Beweis für die geistige Minderwertigkeit des Negers nehmen, der ja überhaupt in seiner kindlichen, um nicht zu sagen kindischen Planlosigkeit und Gedankenlosigkeit aus der ganzen ihn umgebenden Natur kaum etwas in überlegter Weise sich nutzbar zu machen wußte. Die weltgeschichtlich gewordenen Kriegerhäuptlinge der Kaffern und Matabeles, denen ein großer soldatisch-spartanischer Zug nicht abzusprechen ist, hatten übrigens gerade angefangen, auch Elenantilopen in gezähmten Herden zu halten, als Buren und Engländer abwechselnd und gemeinsam ihre eigenartigen, gefährlich emporstrebenden Kriegerstaaten für immer niederschlugen.

Aber auch andere Antilopenarten, die sonst zum scheuen Wilde gehören, werden in der verhältnismäßig großen Freiheit und Ruhe, die ihnen auf der Falz-Feinschen „Tiersteppe" zuteil wird, ganz erstaunlich zahm. So z. B. eine Tora oder nubisch-abessinische Kuhantilope, die von einem der letzten Mengesschen Importe aus dem Gebiete des blauen Nil stammt. Auf unserer Aufnahme sehen wir sie vertraulich angeschmiegt an den bekannten Düsseldorfer Reiter- und Panoramamaler Hugo Ungewitter, der, durch meine Vermittlung mit meinem Freunde bekannt geworden, jetzt schon längere Zeit Leben und Landschaft der südrussischen Steppe mit vollem Erfolge künstlerisch verarbeitet. Ein gro-

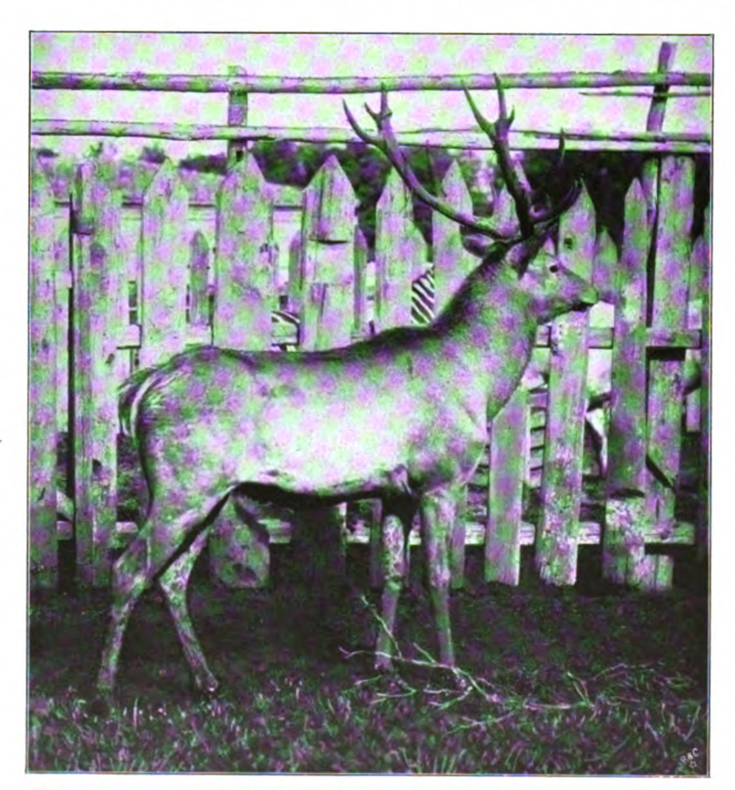


Abb. 24. Dreijähriger Halbblut-Maralhirsch.



Abb. 25. Blick in den Park von Askania-Nova.

ßes, lebensvolles Bild „Hasenhatz mit Windhunden“ auf unserer vorjährigen Berliner Kunstausstellung legte beredtes Zeugnis davon ab: zwei Brüder meines Freundes erkannten darauf ihre Heimat, ohne daß sie von dem Zusammenhang etwas wußten.

Von den verschiedenen Gruppen auf der großen Tiersteppe verdient schließlich noch das Rot- und Maralwild eine nähere Betrachtung. Zunächst muß lobend hervorgehoben werden, daß diese Hirsche auf der sonnigen Grasebene genau so gut leben und gedeihen wie in ihrer eigentlichen Heimat, dem schattigen Walde. Dann aber haben sie durch die Kreuzungen, die zwischen ihnen im Laufe der Jahre unter der glücklichen Züchterhand meines Freundes zustande gekommen sind, ein erhöhtes Interesse, namentlich für den Jäger und Wildparkbesitzer oder Hochwildjagdpächter, dem ja jetzt in den Jagdzeitungen so mancherlei Aufbesserungsvorschläge gemacht werden.

Den Stamm der Falz-Feinschen Hirschzucht bildete ein Paar Rothirsche aus der benachbarten Krim, zoologisch und geographisch hochinteressante Stücke, weil der Rothirsch sonst, vom Kaukasus abgesehen, im ganzen europäischen Rußland nicht einheimisch, sondern, wo er vorhanden, eingeführt ist. Das Krimer Rotwild, von dem ich nur noch ein altes Muttertier lebend sah, ist von mittlerer Stärke und durch helle, an Kopf und Hals ganz gelbgraue Farbe ausgezeichnet; der gelbliche „Spiegel“ reicht weit über die Schwanzwurzel auf den Rücken hinauf.

Nachdem das Alttier leider sehr bald verwitwet war — der Krimer Hirschkopf mit Zwölfergeweih ziert, schön gestopft, Falz-Feins Zimmer —, wurde ihm ein ungarischer Hirsch beigesellt, von dem es mehrere weibliche Kälber setzte. Der Ungar trieb es, wie alle seinesgleichen: wenn er abgeworfen oder „Kolben“ auf hatte, fraß er zahm und nett aus der Hand; aber sobald er gefegt hatte, wurde er so böse, daß er schließlich auch wieder abgeschossen werden mußte.

Inzwischen war ein echter sibirischer Maral aus dem Altaigebirge hinzugekommen, einer jener neuerdings von Hagenbeck viel eingeführten Riesenhirsche, die nach ihrer

hohen, dünnen Fistelstimme und der hellen, gelbgrauen Farbe eigentlich asiatische Wapitis zu nennen sind, den wirklichen Rothirschen nur insofern etwas näher stehen, als das Geweih eine Krone bildet, wenn es über zwölf Enden hinausgeht. Dann wird sogar oft die Kronenbildung auf Kosten der unteren Sprossen ganz riesenmäßig stark, und es entsteht eine Trophäe, die wohl ein Jägerherz lachen machen kann. Dieser Altai-Maral erhielt sich nun als Oberhaupt des kleinen Hirschrudels zwischen den anderen Tieren, weil er gutartig oder vielleicht besser gesagt: zum Bösewerden zu faul war. Wenn man ihm näher kam, rollte er zwar mit seinen „Lichtern" und knirschte mit den Zähnen; aber drauf los ging er nicht.

Mit den Krimer Halbbluttieren erzeugte er mehrere Kreuzungshirsche, und an denen mußte man allerdings mit Staunen erkennen, was die Mischung mit einem wirklichen Riesenhirsch zur Aufbesserung ausmacht. Ein solcher Halbblut-Maralhirsch war mit drei Jahren erheblich stärker als ein recht braver Rothirsch und trug ein sehr gutes Zwölfergeweih. Freilich, die helle, unschöne, grau-gelbe Mißfarbe hatte er vom Vater auch geerbt und ebenso die helle, hohe Brunftstimme, die ich frühmorgens beim Aufstehen oft schon wenig erfreulich aus den Einzelboxen der Tiersteppe herübertönen hörte.



Abb. 26. Im Parkweiher zur Winterszeit.

* * *

Ein ganz anderes Bild entrollt sich im sogenannten kleinen Tiergarten, der zwar an seinem hintersten Ende jenseits eines breiten Wassergrabens mit teichartiger Erweiterung auch noch ein Stück Steppe in seine Umzäunung einschließt, aber in seiner Hauptausdehnung unmittelbar hinter dem Wohnhause doch ganz Garten in unserem Sinne ist, teils Gemüse- und Blumengarten, teils dichter, in möglichst natürlicher Wildheit gestalteter Waldpark mit mittelstarkem Baumwuchs und reichlichem Unterholz: Alles in dem trocknen Steppenklima nur ermöglicht durch eine umfassende, fortwährend arbeitende Bewässerung mittels Rieselgräben. So durch und durch künst-



Abb. 27. Teestunde auf der Veranda. Im Vordergrunde Trappen.

lich dieser Park nach Entstehung und Erhaltung auch ist — von Natur gedeihen in der taurischen Steppe kein Baum und kein Strauch! —, so entbehrt er doch eines feinen, landschaftlichen Reizes nicht, wie unsere Aufnahme beweist, und selbst im starren Winter gibt der vereiste Teichgraben mit dem bunten Wassergeflügel ein anziehendes, lebensvolles Bild.

Gegen Abend saßen wir gewöhnlich auf der traulichen Veranda hinter dem Hause bei dem vortrefflichen russischen Tee, und um uns herum liefen einige prächtige, große Trappenhähne, deren Zahmheit in ganz unangenehme Frechheit überging, wenn man ihnen nicht ganz prompt die Schwarzbrot- und Kuchenbrocken zukommen ließ, die sie, wie ihr gutes Recht, höchst energisch verlangten. Dabei „trappten" die unverschämten Kerle auf, daß es eine Art hatte, und im fernen Rußland ging mir so ein Licht auf, warum die Trappe wohl Trappe heißt. Wenn man im Zimmer saß, und sie kamen auf den Steinplatten dicht am



Abb. 28. Ohrfasanenpaar im Park.



Abb. 29. Zwerghirsch.

Hause vorbei, so konnte man durch die geschlossenen Fenster das „Trappen“ kräftig hören.

Bald gesellten sich auch noch Pfauen, Jungfernkraniche und allerlei Fasanen hinzu, die aber sämtlich glücklicherweise schüchterner Natur waren und sich in einigermaßen respektvoller Entfernung hielten — bis auf einen mandschurischen Ohrfasan. Dieser hatte sich nun einmal einen Dachbalken der Veranda zum Schlafplatz erkoren, zu dem er den Teetisch als Anflugbrett benutzte, und in echt fasanenmäßiger Dämlichkeit ließ er sich durch kein lebendes oder totes Hindernis abhalten, zur rechten Zeit und auf dem gewohnten Wege zu Bett zu gehen. Als wir mit einer ganzen Schar durchreisender Offiziere beim Tee saßen, flog er mitten auf den Tisch, warf dem einen von uns die Mütze herunter, beim Weiterfliegen so und so viel Kannen und Gläser um und setzte sich dann, lachend bestaunt von allen ob seines „zielbewußten Vorgehens“, oben auf seinem Schlafplatz zurecht, als ob nichts geschehen wäre.

Vor und nach dem Tee lustwandelten wir am liebsten im kleinen Tiergarten, und es war wirklich ein Lustwandeln! Eine Lust, das Leben der Vögel und kleineren Tiere ringsum sich entfalten zu sehen, nicht durch und unmittelbar nebeneinander, wie das der großen Tiere auf der freien, kahlen Tiersteppe, sondern jedes mehr für sich, aus dem Gebüsch und Unterholz auftauchend und dadurch im einzelnen mehr zur Geltung kommend! Wenn auch, im Grunde genommen, ebenso bunt aus allen Weltteilen zusammengewürfelt, wie draußen auf dem offenen Steppenplan, so traten einem doch die einzelnen Lebensbilder hier ungleich intimer und idyllischer, eins ungestört vom andern entgegen, und man war immer sofort in der Illusion, sich inmitten einer ganz freien und wilden, natürlichen Tierwelt zu bewegen.

So wenn plötzlich bei einer Biegung des Weges am Rande des Gebüsches vertraut der kleine chinesische Zwerghirsch stand, kaum größer als ein Hase, mit dem kurzen Spießergeweih, das nicht länger ist, als der hohe „Rosenstock“, auf dem es sitzt, das feine Köpfchen eigentümlich markiert durch erhabene Längsleisten, die vom Geweih herunter über den Nasenrücken ver-



Abb. 30. Bennetts Känguruh.



Abb. 31. Gabelantilope.

Das ging eine ganze Weile, bis in dem stumpfen Beuteltiergehirn sich der instinktive Trieb zur Flucht regte und die sonderbare Tiergestalt mit ihren komischen Sätzen, auf dem Hinterteil hüpfend, im Dickicht verschwand.

Da war die weibliche Gabelantilope aus dem nordamerikanischen Westen ein erfreulicherer Anblick. Leider nur ein einzelnes Stück, aber ein wahres Prachtexemplar! Und so zahm, daß sie sich anfassen ließ! Ewig schade, daß mein Freund keinen Bock erlangen konnte von dem merkwürdigen, schon selten werdenden Tiere, das zwischen Antilopen und Hirschen sozusagen in der Mitte steht durch seinen eigenartigen Kopfschmuck, der zwar einen Hornüberzug hat wie bei Antilopen, Ziegen, Schafen, Rindern, sich aber doch gabelt und gewechselt wird, annähernd ähnlich wie das knöcherne Hirschgeweih! Wir sahen die Gabelantilope oft noch spät abends im Mondschein sitzen, der in der trockenen Steppenluft von einer anderswo unerhörten Silberklarheit ist; sie hatte sich dann im Gemüsegarten fein säuberlich irgendwo zwischen den Pflanzen niedergetan. Gegen die Winterkälte soll sie nach den Beobachtungen meines Freundes vollkommen unempfindlich sein, unter der sommerlichen Hitze der Steppe dagegen als Tier der kühleren Hochebene merklich leiden.

laufen. Flink pflegte das Tierchen mit seinem niedlichen Weibchen durch das Unterholz des Tiergartens zu huschen; es lebte hier so frank und frei, als ob es wild wäre, und hatte doch die Scheu vor dem Menschen vollkommen abgelegt, bot zutraulich sich der Beobachtung dar.

Anders die Känguruhs. Sie bevorzugten ein Revier, das ihnen zuliebe mit Weiden und ähnlichem Gebüsch bepflanzt war. Wenn man sie dort aufsuchte, sah man bald solchen Springer auf seinen langen Hinterbeinen und dem muskulösen Schwanze, wie auf einem Dreifuß, aufrecht dasitzen und blöde nach dem Näherkommenden hinstarren.

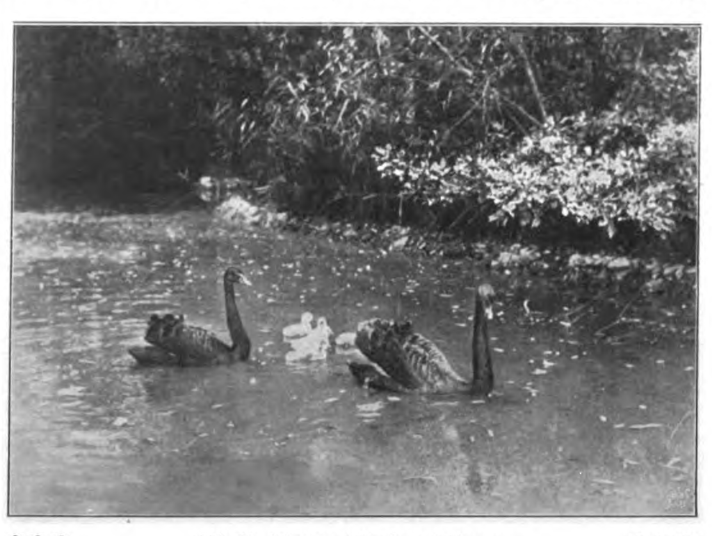


Abb. 32. Schwarze Schwäne mit Jungen.



Abb. 33. Maras.

Wir treten aus dem Waldpark heraus, überschreiten auf breiter hölzerner Brücke

das Wasser, wo die schwarzen Schwäne ihre grauflaumigen Jungen führen, und schlendern der hinteren freien Ecke des Tiergartens zu.

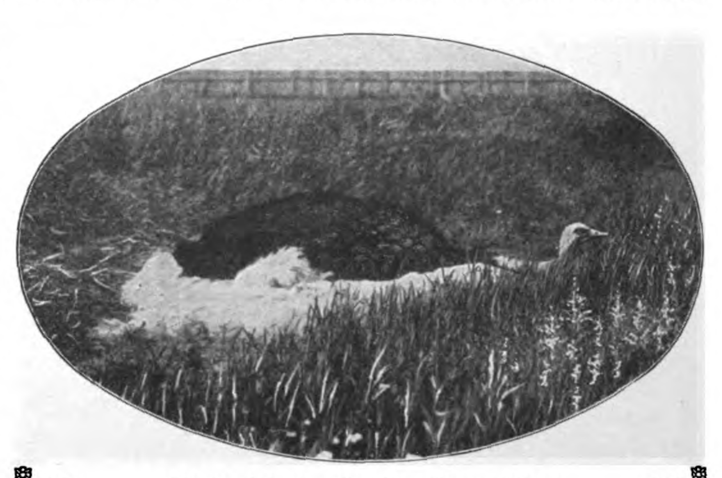


Abb. 34. Brütender afrikanischer Strauß. (Hahn.)

Da hoppeln über die flachen Gräben, die zum Ablauf des winterlichen Schneewassers gezogen sind, ein paar eigentümliche graugelbliche, stark hasengroße Tiere vor uns her, die sich federnd auf ihren vier dünnen, aber sehnigen Läufen emporschnellen. Es sind patagonische Maras, und sie sehen ungefähr aus wie kurzohrige, auf gleichlange Läufe hochgestellte Hasen. In Wirklichkeit haben sie aber mit unserem Lampe nicht mehr zu tun, als daß sie eben auch Nagetiere sind, sondern gehören nach den feineren Verhältnissen ihres Schädels und Gebisses vielmehr in die Nähe des gleichfalls aus Südamerika stammenden Meerschweinchens und seiner Verwandten. Es sind dumme, aber durch ihre Gestalt und Bewegung ganz amüsante Dinger. Falz-Fein züchtet sie schon durch mehrere Generationen, und ihre Freihaltung macht gar keine Schwierigkeiten; es werden ihnen nur Erdlöcher hergerichtet, in die sie sich zurückziehen können. Dort bringen sie auch ihr einzelnes Junges zur Welt, das erst anderthalb Wochen fest in der Höhle sitzt und dann von den Alten mitgeführt wird.

Während wir die Tiere beobachten, erzählt mir mein Freund ein merkwürdiges Erlebnis mit ihnen. Einst hatte er zum Blutwechsel ein neues Paar gekauft, wechselte mit diesem und seinem alten Paare die einzelnen Geschlechter um und hielt die beiden so neu zusammengestellten Paare ein halbes Jahr zwangsweise vereinigt, jedes für sich, damit sie sich umpaaren sollten. Das taten sie aber nicht; kaum waren alle vier wieder freigelassen, so kehrte vielmehr das alte Männchen zu seinem alten Weibchen zurück und biß das neue Männchen derart ab, daß dieses an seinen Wunden einging. Das neue Weibchen mußte sich dann mit dem Sohne des alten Paares trösten. Auch ein Beitrag zur Tierseelenkunde!



Abb. 35. Brütender afrikanischer Strauß. (Henne.)

Wir werfen noch einen Blick auf die indischen Hirschziegenantilopen, die in der Nähe stehen, auf die zierlichen, grauen Jungfernkraniche mit den weißen Ohrbüscheln, die als einheimische Vögel der taurischen Steppe oft Besuch von wilden Brüdern erhalten, und auf die stolzen, prächtigen, japanischen Kraniche, die wie eine

Prachtausgabe unseres westeuropäischen Kranichs erscheinen, weil leuchtendes Weiß bei ihnen an die Stelle des unscheinbareren Grau tritt.

Ihre Trompetenstimme, in die der schnatternde Chor des Wassergeflügels einfällt, schmettert uns einen Abendgruß nach, und wir treten wieder in den Waldpark ein. Da streben jetzt überall die Fasanen ihren Schlafplätzen zu; das ganze Unterholz lebt von den bunten, farbensprühenden Gestalten. Alle Arten sind vertreten, die man nur im Handel haben kann: Jagd-, Ring- und Schillerfasan, Königs- und Elliotfasan, Gold- und Amherstfasan, Silber-, Schwarzrücken- und Swinhoefasan, Ohr- und Glanzfasan; dieser letztere, von oben bis unten in ein schillerndes Bronzegefieder verschiedener erzglänzender Farbentöne gehüllt, hat sich schon zur Nachtruhe eingeschwungen auf einem alten Nistkasten am Hausgiebel; das erkennen wir daran, daß sein wohllautender Abendruf, ähnlich dem Klikli unseres Grünspechtes, hell zu uns herübertönt.

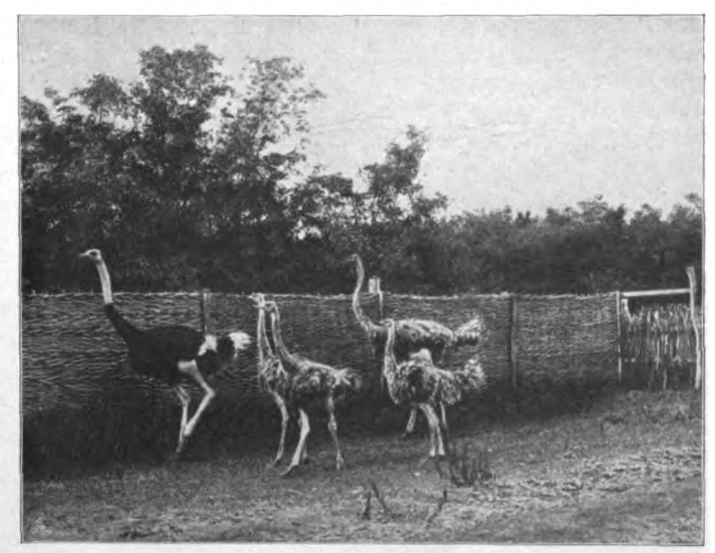


Abb. 36. Afrikanische Strauße mit Jungen.

Alle diese Fasanen laufen und fliegen ganz frei, und das macht den Falz-Feinschen Tiergarten zu einem wahrhaft entzückenden Paradiesgarten. Auch den Winter überstehen sie ohne jeden Zwangschutz: schaukelnd im Sturmwinde, der über die Steppe saust, sitzen sie dann auf ihren Schlafbäumen. Das ist nur zu erklären durch das Steppenklima. Trockene, klare Kälte ist gar nicht so gefährlich; aber jene naßkalte Winterwitterung, mit der wir z. B. gerade in Norddeutschland so gesegnet sind, ist Menschen wie Tieren am unangenehmsten und unzuträglichsten. Und die umgebende Steppennatur birgt auch das Geheimnis in sich, warum die Fasanen, ganz frei ausgesetzt, bleiben, nicht wegstreichen. Ringsum,

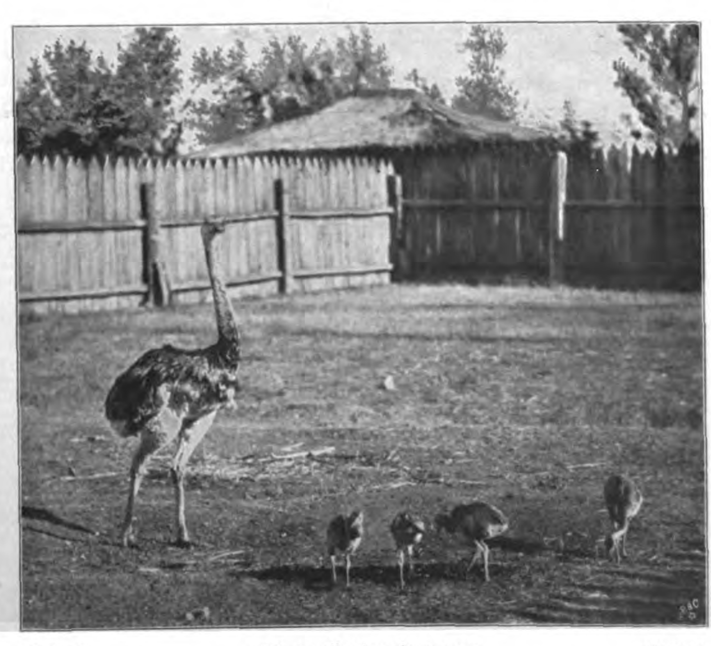


Abb. 37. Nandu mit Jungen.

soweit das Auge reicht, eine kahle, öde Fläche; kein Baum oder Strauch, dem man zustreben könnte: wo sollten sie also hin? Da bleiben sie lieber in ihrem heimlichen Waldpark mit seinen gut beschickten Futterplätzen.

Im Schauen und im Gespräch über alle diese interessanten Dinge unterbricht uns ein unmelodisches Krächzen, das uns laut in die Ohren gellt. Ein Kakadu? Ja, es ist einer. Da sitzt er auf der Dachfirst und klappt aufgeregt seine gelbe Haube auf und nieder. Ich bin ihm wohl eine ungewohnte Erscheinung. Es ist das alte Männchen eines Paares vom großen Gelbhaubenkakadu, das, ebenfalls ganz frei fliegend, schon seit Jahren hier eingewöhnt ist. Es hat sogar in einer Erdhöhle am hohen Ufer des Teichgrabens zweimal ein Junges ausgebracht und glücklich groß gezogen. Alle vier fliegen jetzt mit viel Geschrei zwischen den Gutsgebäuden umher, angestaunt von jedem Fremden, der die zoologischen „Wunder“ von Ascania Nova noch nicht kennt.


Abb. 38. Zahmer Nanduhahn.

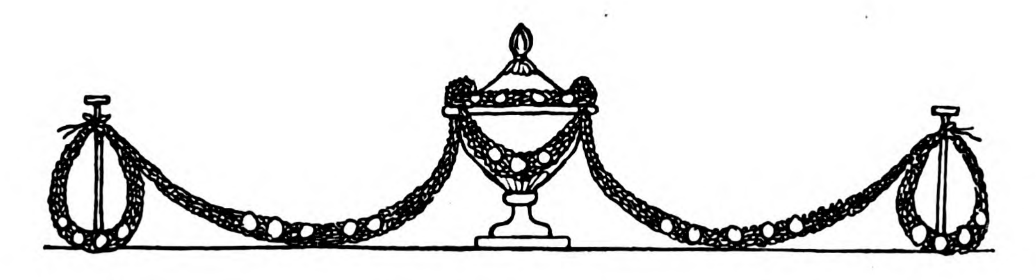
Von diesen bleiben schließlich noch zu schildern die beiden Straußenfamilien mit ihrem Nachwuchs. Nicht nur der kleine, in beiden Geschlechtern unscheinbar grau gefärbte Nandu oder amerikanische Strauß aus Argentinien wird hier seit Generationen gezüchtet, sondern auch der große afrikanische Strauß, der Hahn prangend im Schmucke „echter“ schneeweißer Straußenfedern, und zwar die blauhalsige und blaubeinige Art aus dem Somalilande. Dabei zeigte sich, daß, wenn der afrikanische Strauß paarweise gehalten wird, beide Eltern sich sehr ehrlich in das Brutgeschäft teilen: das Männchen sitzt meist nachts, das Weibchen am Tage. Die Brut dauert 48 bis 50 Tage; genauer läßt sich die Brutzeit kaum angeben, weil während der Brut noch Eier gelegt werden. Der sitzende Gatte steht nicht eher auf, ehe der andere wieder beim Neste angelangt ist.

Ganz anders beim Nandu. Hier besorgt der Hahn die ganze Brutpflege: er macht das Nest, brütet und führt die Jungen. Die Henne tut nur, was sie unbedingt tun muß: sie legt die Eier. Wiederum ein überraschender Einblick in das Seelenleben und die instinktiven Gewohnheiten der Tiere!

In dieser Beziehung interessierte der alte Nanduhahn noch anderweit. Er war, wie manche Hunde, gegen unsaubere, schlecht gekleidete Menschen angreifend böse und gegen „Gebildete“ ganz im Gegenteil wieder über alle Maßen zahm. Selbst als ich, um ihn irre zu machen, mich in kleinrussische Bauernkleider steckte, hörte er keinen Augenblick auf, mir nachzulaufen und sich an mich anzuschmiegen.

So mag er denn — frei, aber freiwillig zahm — als Schlußbild das Wahrzeichen sein für Ascania Nova, Friedrich Falz-Feins zoologischen Paradiesgarten!





Literaturgeschichte.

Novelle von Karl Hans Strobl (Brünn).



Ich hatte das Glück, die Frau kennen zu lernen, die fast am Ende der Tage eines unserer Größten in sein Leben getreten war, um die schier unerschöpflichen Kräfte des göttlichen Greises noch einmal zum Brand der Jugend zu erwecken. Sie hatte mit ihrer kühnen Beisterung, ihrer von keiner Überlegung geschändeten Kindlichkeit, die bloß die Größe dieses über das Maß des Menschlichen erhabenen Geistes anbetete, gerade das Menschlichste in ihm berührt. Die Literaturgeschichte war über die letzte Liebe hergefallen, hatte sie mit Vermutungen, Kombinationen, Andeutungen mumisiert und ihren starren Leichnam als besondere Rarität in ihrem Museum aufgestellt. Und die Ehrfurcht vor ihren Erinnerungen hatte der inzwischen zur Greisin gewordenen Frau, die niemals Weib geworden war, über die Geschwätzigkeit des Alters hinweggeholfen; sie war stumm geblieben und hatte niemals die Wahrheit gegen die Behauptung der Gelehrten zu Hilfe gerufen.

Weit mehr als ein halbes Jahrhundert lag zwischen jener Zeit und dem Abend, an dem ich hinter der alten Dame im Dunkel der Theaterloge saß, um das gewaltigste Drama des Gewaltigen anzuhören. Es waren noch einige Verwandte um uns und ein junger Mann mit schlauem Gesicht, den ich im Verdacht hatte, ein Notizbuch und einen gespitzten Bleistift in der Tasche zu führen; einer jener Geschäftigen, die der Literatur nicht fern stehen und die immer darauf aus sind, zu sammeln, was sie nutzbringend und pikant in einem Feuilleton verwerten können.

Der Schmerz und das Glück der Menschheit sprachen von der Bühne in für die Ewigkeit geschmiedeten Gestalten, die doch nichts Statuarisches an sich hatten und von unserem Blut und unserem Atem zu leben schienen. Es wurde uns leicht und zugleich schwer gemacht, die Zwischenpausen durch ein Gespräch zu füllen, denn die alte Dame gab durch ihr Schweigen alle Worte frei, und zugleich schien ihre Andacht auch uns zu ermahnen, alle Unzulänglichkeiten unserer Gedanken fernzuhalten. Es war, als ob sie mit auf der roten Brüstung der Loge gefalteten Händen betete, und ihr unbewegtes Gesicht ertrug das Licht und die Blicke des ganzen Theaters ohne zu zucken, mit einer durch ein endlos langes Leben erworbenen Gewöhnung. Man wagte hinter ihr nur zu flüstern, wie in einer durch irgendein Meisterwerk der Kunst geheiligten Kirche.

Ich schwieg, denn ich empfand das Bedürfnis vollständiger Hingabe stärker als die Forderung der Geselligkeit, die Furchtsame zum Sprechen zwingt. Nach der Vorstellung bemühte man sich um die Greisin mit einer zaghaften Dankbarkeit, als ob sie an den wunderbaren Erlebnissen dieses Abends, an den Erschütterungen der Seelen irgendeinen wirkenden Anteil gehabt hätte. Man war klein vor ihr, die den Dichter gekannt und ein ganzes Leben jenen fernen Jugendtagen zum Opfer gebracht hatte. Der junge Mann mit dem Bleistift und dem Notizbuch drängte sich an sie heran und versuchte ihr mit einem Wort aufzufallen, das er für diesen Zweck offenbar eigens geprägt hatte. Märtyrerin der Literaturgeschichte! Aber die alte Frau hörte darüber hinweg, und es geschah das Verwunderliche, daß sie mich, ich weiß nicht, ob deshalb, weil ich geschwiegen hatte, oder aus irgendeiner ge-

heimen und unbegründeten Sympathie, zum Tee bei sich einlud, während sie die anderen mit freundlichen Worten nach Hause schickte.

Wir fuhren im Wagen nach ihrer Wohnung, deren Fenster ich noch vor wenigen Tagen andächtig von draußen angestaunt hatte. Die Gebrechlichkeit des Greisenalters hatte nichts über die Frau vermocht, und ich wunderte mich über die ungezwungene Harmonie der Bewegungen, mit denen sie aus dem Wagen stieg, und über die zielsichere Raschheit der Befehle, die eine kleine Dienerschaft zum pünktlichen Gehorsam zwangen.

Der gemütliche Salon, der mit seinen alten Möbeln aus der Biedermeierzeit auch einen Teil ihres unbefangenen und freudigen Geistes bewahrt zu haben schien, war ein kleines Museum. Unaufdringlich sprachen die Bilder ihres Freundes von den Wänden, viele Ausgaben seiner Werke füllten einen Bücherkasten, und ein Schreibtisch stand leicht und doch feierlich an seinem Platz, als ob er mit bescheidenem Stolz sich als Bewahrer des Wichtigsten fühlen dürfte.

Die Greisin entließ das Stubenmädchen und machte sich daran, den Tee selbst zu bereiten. Sie ging hin und her, fröhlich, wie nach Verrichtung eines guten Werkes, während ich von einem rot und grün gestreiften, damastenen Sofa zusehen durfte. Ihre Bewegungen waren ohne Hast, fast ein behagliches Ausruhen, und es schien mir, als sei keine von ihnen ohne Übereinstimmug mit einer durch goldige Erinnerungen verklärten Seele. Daß mehr als ein halbes Jahrhundert ihr in staunender Bewunderung zugesehen hatte, mochte ihr Wesen zu einer solchen Vollkommenheit gesteigert haben.

Kleine, gerundete, immer wieder von Pausen unterbrochene Gespräche reihten sich aneinander, wie Perlen an einer Schnur. Ein blasser Glanz, ein mattes Lächeln spannte sich über alle Worte.

„Ich hoffe, daß Sie es einer alten Frau verzeihen, Sie von jugendlicheren Freuden abgehalten zu haben," sagte sie, als sie schon sah, daß ich das Beisammensein mit ihr wie ein Märchen genoß.

„Was soll ich darauf sagen, das nicht wie ein übel angebrachtes Kompliment aussähe? Lassen Sie mich schweigen und mich verneigen."

„Sie sind auf der Durchreise hier?"

„Ich glaubte nicht, daß ich in den wenigen Tagen meines Aufenthaltes einmal mit Ihnen abends beim Tee zusammen sein würde."

„O, viele Fremde sind weniger bescheiden als Sie zu mir vorgedrungen, wie zu einer Sehenswürdigkeit. Man macht den Umweg über diese Stadt, nur um mich anzustarren und taktlose Fragen zu stellen. Sie wollen sagen können, daß sie mit mir gesprochen haben, und wünschen damit ihr Ansehen zu heben, wie Leute, die berühmte Ruinen oder geweihte Stätten besuchen, etwas von deren Ruhm und Weihe mit fortzutragen glauben."

„Man sucht den Glanz Ihres Freundes in Ihnen und die Verehrung einer Welt . ."

Sie unterbrach mich durch irgend etwas, das ich in meinem Gedächtnis nicht wiederfinden kann. Es war kein Wort, keine Gebärde, kein zorniges oder ungeduldiges Aufblicken, kein Stuhlrücken oder Schlucken, nicht einmal der Versuch zu einem Zeichen; irgendein Nichts zwang mich zu schweigen, am ehesten könnte ich sagen, ein Schatten, der plötzlich ihr Leuchten verdüsterte und dessen Ursprung jenseits aller Wahrnehmbarkeiten war. Die kleine Sonne aus Messing, die als Perpendikel zwischen den Alabastersäulchen ihrer Standuhr schwang, beschleunigte ihren Takt. Im Innern dieses niedlichen Tempelchens der Zeit erschütterte eine kleine Revolution den gleichmäßigen Gang des Räderwerks, als ob die Zeit sich empörte. Die Porträts an den Wänden wurden mit einmal in diesem Schweigen ganz feierlich und sahen fremd aus der Vergangenheit herüber.

„Immer nur Spiegel zu sein, glauben Sie nicht, daß dies schwer zu ertragen ist? Mein Gott, man gewöhnt sich daran, nicht um seiner selbst willen genommen zu werden, nicht wahr?"

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte und tappte also das Ungeschickteste heraus: „Sie sind die Hüterin einer Tradition."

„Ja, ein lebendiger Mensch, der als Reliquie herumgezeigt wird: Hier ist noch ein Andenken an den Großen, ein Mensch vom Ende seines Lebens! Aber ich, mein lieber Freund, war auch einmal jung, und wenn man noch so voll drängender Kräfte ist, wünscht man auch selbst etwas zu gelten.

Wenn in seinen Bezirken so etwas wie ein Vorwurf aufkommen könnte, so müßte ich mich gegen sein Andenken wenden, denn ich bin von seiner Größe zermalmt worden."

Die damastenen Streifen des Sofaüberzuges begannen mich zu drücken, und ich wünschte mir die Gebärde eines Heilands, um dieser Frau die gefährliche Größe und Bitterkeit ihrer Erinnerungen zu nehmen.

Es geschah das Sonderbare, daß die alte Dame mir jungen, ihr fast unbekannten Menschen eine Geschichte erzählte, in der sich die Qual ihres Lebens wie in einem Kristall zeigte. Die Worte schlossen sich als ebene, glatte Flächen um das Ereignis ihrer Jugend und gestatteten den Blick in wundervolle Klarheit, die sich aus der trüben Lauge des Schmerzes in schöne Form gerettet hatte.

— Sie haben über mein Verhältnis zu ihm sicher schon die verschiedensten Vermutungen anhören und lesen müssen. Wer ihn liebt, geht seinem Leben fast lieber als seinen Werken nach und kommt bei mir vorbei. Ich habe alles über mich ergehen lassen, was die unverschämte Phantasie oder der Gelehrtendünkel mir angetan haben. Die Wahrheit steht auf einigen Blättern, die dort im Schreibtisch auf den Augenblick warten, der sie freigibt. Hier ist nur wenig zu sagen nötig. Ich saß zu seinen Füßen, das ist alles. Er liebte es, mein Haar zu streicheln, und freute sich über meine kindliche Unverzagtheit, mit der ich einen Teil seiner Welt hastig und begeistert ergriff und einen anderen unbesonnen und gelangweilt von mir wies. So mag Gott über die Menschen lächeln, die manche Dinge seiner Schöpfung, die Freude, das Licht lieben, und andere, den Schmerz, die Finsternis, verabscheuen — jener Gott, der doch in sich weiß, daß beides gleich nötig ist. Dann kam ein Tag, der mich durch seine unbegreifliche Werbung überraschte. Der Greis, dem alle Schönheit und Größe untertan schien, wollte ein Kind, dessen Verständnis kaum die nächsten Dinge richtig erfaßte, für sich haben und sandte einen Fürsten als Brautwerber. Meine Eltern kamen zu mir, als ob mich ein Blitzstrahl gezeichnet hätte, hielten sich scheu von mir zurück und überbrachten mir ehrfurchtsvoll die Botschaft Jupiters. Schon das bloße Wort, der Wunsch des Übergewaltigen hatte zwischen mich und die Menschen, die mir am nächsten standen, eine Schranke gesetzt. Ich war ihnen in diesem Augenblick fremd geworden und über die Niedrigkeit ihres Hauses erhoben. Man sah mich an, wie eine den Göttern geweihte Jungfrau von frommen Völkern des Altertums betrachtet worden sein mag, und da schon durch seine Werbung aller Unverstand des Kindes von mir abgestreift schien, ließ man mir für meine Antwort freie Wahl. Ich war mehr verwundert als bestürzt und überlegte nicht einmal, was ich zu sagen hätte. Es war mir, als ob mein eigener Großvater mich zur Frau gewünscht hätte, und der Instinkt des Weibes besiegte mühelos meine große Verehrung. Die leichte, lächelnde Traurigkeit, mit der er meine Weigerung hinnahm und sein Gleichmut, der seine Hand nicht anders über mein Haar führte, als früher, rührten mich, aber erschütterten meinen Entschluß nicht.

Obzwar er meinem Kreise entglitten war, fühlte ich noch immer seine wunderbaren Wirkungen an mir selbst und an meiner Umgebung. Die ganze Stadt sah scheu zu mir hin, und meine Altersgenossinnen unterstanden sich nicht mehr, ihre kleinen Angelegenheiten vor mich zu bringen; ihre tollen Einfälle, ihre abenteuernden Gedanken verstummten vor mir, als ob ich eben aus einem Altarbilde unter sie herabgestiegen wäre. Ich blieb mit meinen Wünschen nach den unbedachten Scherzen der Jugend allein, und aus dem Rückzug einiger jugendlichen Verehrer begann ich zu verstehen, daß man die Bedürfnisse des Weibes bei mir übersah. Mich umgab ein unsichtbarer Schrein, eine Art von Zauberkreis, der mich von allen abschloß und den nur die Bewunderung zaghaft zu berühren wagte. Vor der fürchterlichen Achtung, die sich überall vor mir neigte, und vor mir selbst wünschte ich zu entfliehen und ersehnte eine andere Umgebung, in die ich eindringen könnte und die mich aufnehmen würde. Da ich nichts in mir fühlte, was meine Erhabenheit gerechtfertigt hätte, da mir das Phantom, das man verehrte, in meine heiteren Träume störend zu folgen begann, ertrug ich mich selbst nicht mehr.

Meine Eltern folgten meinen Bitten sogleich mit aller Demut, die mich ihnen

nur entfremdete und sandten mich zu Verwandten nach Prag. Aber auch hier fand ich alle Aufmerksamkeit und Andacht wieder, denen ich entfliehen wollte. Ich wünschte zu folgen und man ließ mich befehlen, ich wollte zurechtgewiesen werden und man nahm meine Aussprüche als Offenbarungen an, ich beging Ungezogenheiten und man strafte sie mit keinem Wort. Vor meinen Launen war das ganze Haus klein, und meinem gewaltsam gesteigerten Übermut war keine Grenze gesetzt.

Eines Tages kletterte ich neben dem heiligen Nepomuk auf das steinerne Geländer der Karlsbrücke und warf von der Stelle, wo der schweigsame Beichtvater in den Strom gestürzt worden war, Rosen in das Wasser. Ich sah ihnen nach, wie sie fortgerissen wurden, und beugte mich vor, um sie unter den Brückenbogen verschwinden zu sehen. In einem Sandschiffe stand ein junger Kerl und schöpfte mit einer ungeheuerlichen Stange den Schlamm des Grundes in seinen viereckigen Kasten. Eine Rose klatschte an seinen Kopf. An einen Eisenstab des Gitters geklammert, warf ich ihr meine Grüße nach und winkte dem Erstaunten. Da riß mich jemand am Kleid, zerrte mich von meinem Gitter weg und hob mich auf den Gehsteig der Brücke.

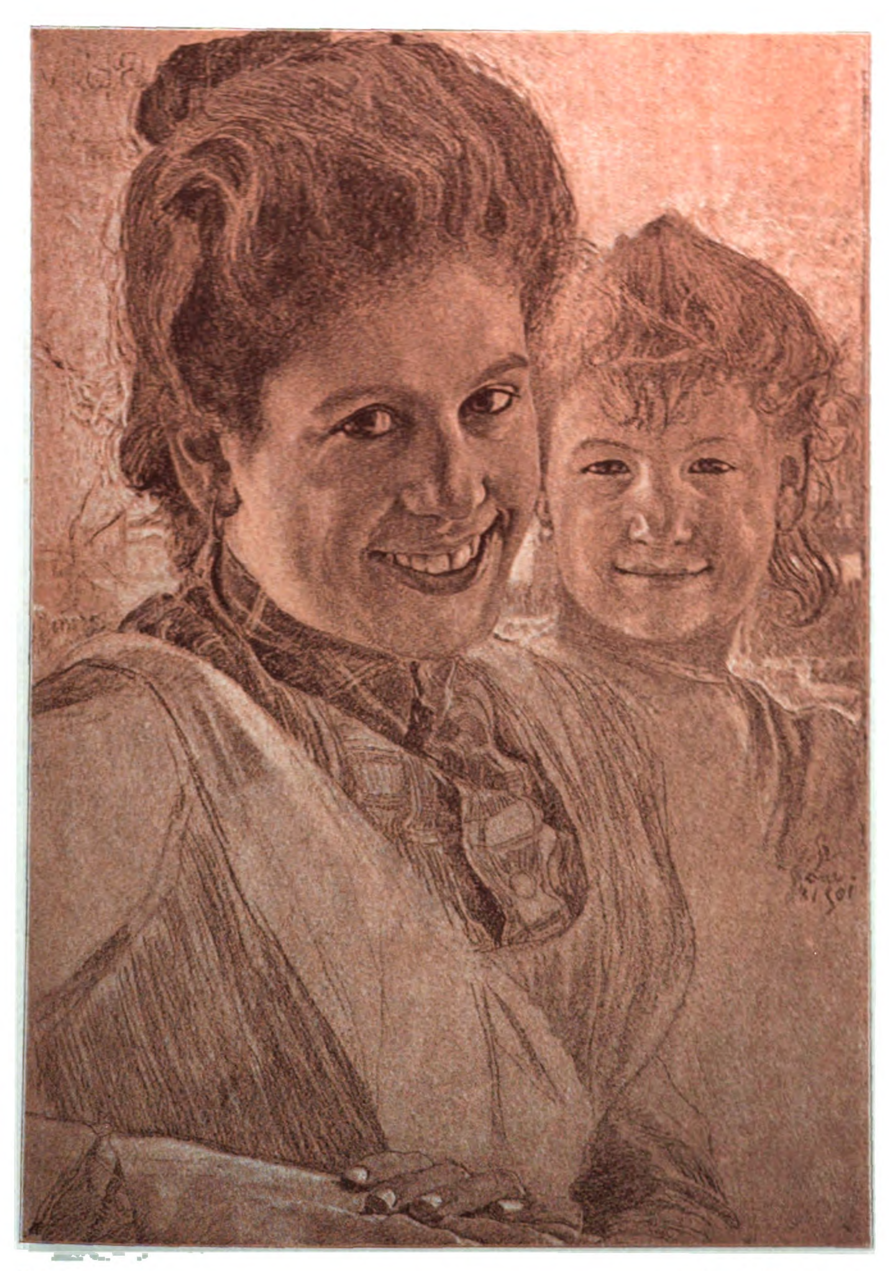
„Donnerwetter, was machen Sie für Unsinn!“

In einem Kreis von grinsenden und von erblaßten Zuschauern stand ich vor einem jungen Mann, der mich bei der Hand faßte und mir zornrot und derb meine Verrücktheit vorhielt. Von meinem Stand übersah ich die ganze Verkehrsstörung, den Knäuel von Menschen, die festgefahrenen Wagen mit den fluchenden Kutschern und auch die beiden Polizisten, die im Laufschritt herbeikamen. Mit dem Namen meiner sehr angesehenen Verwandten befreite mich der Student aus ihren pflichteifrigen Händen und brachte mich unter ihrem Beistand aus dem Gedränge. Zuerst liefen uns noch einige Gassenjungen nach, aber mein Begleiter führte mich durch einige Winkelgäßchen der Kleinseite, und es gelang ihm, ihre Schaulust davon zu überzeugen, daß ich ihr keine weiteren Verrücktheiten mehr bieten werde. Auf den Stufen zum Hradschin, die wir wie in Verabredung hinaufstiegen, blieb er plötzlich stehen: „Sagen Sie, Fräulein, sind Sie immer so dumm, oder war das heute nur ein besonderer Festtag?“

Seine Vorwürfe von vorhin schwangen noch immer über meiner Verdrossenheit, wie Frühlingsglocken über einer mürrischen Stadt, und jetzt fiel das neue, köstliche, schwere Wort von meiner Dummheit wie der Sturm alten, klangerfüllten Erzes ein. An der Brüstung vor dem Schlosse, angesichts der ganzen Stadt mit ihren Kirchen, die mit Kuppeln über der Frömmigkeit lasteten oder mit spitzen Türmen subtile Gedanken hinaufführten, gab ich ihm dankbar die Hand und schwor ihm, daß ich immer so dumm sei. Er schüttelte den Kopf, packte mich bei den Schultern und sah mir ins Gesicht. Dann begann er zu lachen, lachte über mich, und ich fühlte sein Lachen wie ein Glück in mir. Über den stumpf glänzenden Strom spannte die Karlsbrücke ihre Bogen, und in ihrer Mitte krümmte sich der heilige Johannes von Nepomuk unter der Last seines Geheimnisses. Vor unserer Brüstung drängten sich die schmalen Häuschen der Kleinseite und ließen nur die kleinen Höfe und Gärtchen zwischen alten Mauern frei. Ich brach ein Stück von der zerbröckelnden Brüstung und warf es zwischen eine Schar von friedlichen Hühnern, daß sie entsetzt auseinanderrannten. Als er mir strafend über die Finger schlug, begann ich vor Seligkeit zu schluchzen, dazu krachte irgendwo in unserer Nähe der Kanonenschuß, der den Mittag bezeichnet, und schien mit seinem Knall alle Glockenstimmen der Stadt gelöst zu haben.

Die Erinnerung an diese Stunde liegt mir zwischen den Wundern einer Sonne, die viel wärmer und leuchtender war als irgend jemals nachher. An der Rolandsäule vorbei, brachte er mich zum Hause meiner Verwandten, und als ich schon die Türklinke in der Hand hielt, mußte ich ihm noch meinen Namen sagen, den ich ihm gerne verschwiegen hätte.

Ich kam in ein Haus, das jenem Hühnerhof glich, in den vorhin mein Stein gefallen war. Die Nachricht von meiner Unvorsichtigkeit war mit polizeilicher Dienstbeflissenheit schon hierher gelangt. Aber kein Wort des Vorwurfs wagte sich an mich heran. Es verdroß mich nicht, denn ich hatte ja einen, der mir lachend sagte,



Römerinnen. **Studie von Otto Greiner.**

daß ich dumm war, und ich bemühte mich, dies von ihm recht oft zu hören.

Wir hatten weitere Zusammenkünfte verabredet, und wenn es mir unter meinem gläsernen Sturze langweilig wurde, lief ich zu ihm wie ein Schulmädchen, dem die Luft der Schule zu dumpf geworden ist. Ich führte ihn auch meinen Verwandten vor, aber er drang hier nicht mit seiner respektlosen Derbheit durch. Um so lieber zog ich ihn mit mir in den alten Gassen herum, stand vor der astronomischen Uhr des Altstädter Rathauses und wartete auf das Erscheinen der Apostel und auf das Krähen des Hahnes; er gab mir von seiner Zeit, soviel ich wollte, ob zwar er tief in Prüfungssorgen steckte. Daß er sich mit alten Sprachen und deutscher Literatur beschäftigte und auf den Beruf eines Professors vorbereitete, erschien mir als sein einziger Fehler. Seine Wissenschaft grausam zu zerzausen, gab mir tausend Wonnen.

Im Mondschein war es, als wir auf einem gestohlenen Kahn trieben, dessen Leib von schweren Lasten ausgeweitet und plump geworden war, in einer Nacht, die von der Zwiesprache der alten Uferhäuser mit dem Strome lebte. Er fragte mich noch einmal seltsam bedeutungsvoll nach meinem Namen. Und als ich mein Ruder hob und die glänzenden Tropfen über seinen neuen Hut rieseln ließ, schien er ungehalten zu sein und eine Reihe von anderen Fragen zu unterdrücken. Im Kahne knieend, erhob ich meine Arme zum Mond und begann einen Gesang zu den Geistern der Nacht. Da erfaßte er meine Hände und zog sie nieder: „Sei doch ein bißchen vernünftig.“ Meine Tollheit brach durch seine üble Laune, und als ich schaukelnd drohte, den Kahn umzuwerfen, gab er nach und ließ sich küssen. Aber seine Ermahnungen kehrten von da an wieder und näherten ihn dem Berufe, den er sich erwählt hatte. Es war, als ob er sich von mir entfernte, wie man von Dingen, die man genau zu betrachten wünscht, in richtige Sehweite rückt.

Obzwar dies ganz langsam und vorsichtig, mit großer Überlegsamkeit geschah, so daß ich die Übergänge fast nicht wahrnehmen konnte, kam mir aus diesem Sinken seiner Wärme die Gewißheit, daß er durch irgendeinen Zufall, vielleicht durch meine Verwandten, von meiner Erhöhung erfahren hatte, und die Angst, daß er von mir abfallen könnte. Je weiter er sich zu entfernen schien, desto sehnsüchtiger rief ich ihn zurück, und daß seine lachenden, derben Rufe, die mich zu noch größerem Übermut angespornt hatten, zu ernsthaften Verweisen wurden, stürzte mich in die Qualen früherer Zeiten. Endlich schwieg er ganz und glich jetzt allen anderen, die mich in meinem gläsernen Schrein verehrten.

Ich wußte nun sicher, daß er meine Bedeutung entdeckt hatte und daß er den verderblichen Nimbus, der mir von einem Feinde meines Lebens verliehen schien, um mein Haupt sah. Auch das wußte ich, daß ihn eine Frage, eine Reihe von Fragen brannte, dieselben, die ich damals im Kahn durch meine Tollheit vereitelt hatte. Dem künftigen Professor, dem Studenten der deutschen Literatur gingen jene Dinge, die ich mich als Quelle meines Unglücks anzusehen gewöhnt hatte, als Gegenstände des Interesses und der Weihe auf. Und als ich dies alles untrüglich zu wissen glaubte, wandte ich mich ebenso fremd von ihm ab, wie von allen andern, die um mich wußten.

Das tat mir sehr weh, denn ich muß Ihnen sagen, daß ich ihn liebte.

Alle Versuche der schönen Herbsttage, uns wieder die sorglose Zeit vom Beginn unserer Liebe zurückzugeben, waren umsonst. Wir behaupteten manchmal gegeneinander ein Lächeln, aber ich sah zu deutlich die Starrheit der Maske. Seine Fragen bedrohten mich noch immer, und wenn er sie noch nicht ausgesprochen hatte, so hatte es sicher nur seine Besorgnis verhindert, mich ganz zu verlieren und alle Möglichkeiten zu ihnen verschwinden zu sehen. Diese Herbsttage, die wir in den Trümmern des Wyschehrad verbrachten, sahen es, wie wir uns belauerten, und die herben Anzeichen des Winters streiften auch unsere Seelen.

Wir krochen zwischen den Trümmern einer Sagenzeit herum, suchten die Spuren der alten Mauern und übten uns darin, die Stelle der kühnen Portale oder der gastlichen Fenster zu erraten. Drüben flammte die Königsburg, und vom Fuße des Berges, wo allerlei Volksbelustigungen die Nähe des Jahrmarktes verkündigten, krochen die Töne einer Geige mühsam und gebückt zwischen Steinen und grasenden Ziegen zu uns.

Er unterbrach ein Schweigen, in dem

wir uns von einem schwerfälligen Gespräch erholten: „Mein Vater möchte endlich die Ergebnisse meiner Studien sehen; ich muß mich nun beeilen, meine Prüfungen zu beenden. Zu Ostern will ich Doktor sein.“

Als er schwieg und Atem holte, sah ich ihm an, daß er entschlossen war, heute seine Fragen zu stellen. Mein Aberglaube, daß dann alles vorbei sein müsse, gewann Macht über mich und zwang mich, aufzuspringen und vor seinen Augen über die Trümmer eines Säulenkapitäls zu tanzen. Er ließ es ruhig geschehen, wagte mich nicht zurückzuhalten und sprach mit unpassender Ernsthaftigkeit von der Dissertation, deren Thema er schon zu bearbeiten begonnen hatte.

Da lief ich ihm davon, brach durch ein Himbeergebüsch, erschreckte zwei Ziegen und einen Hüterjungen, der auf dem Bauch liegend vor sich hinsang, und rannte bergab der Geige zu. Auf halbem Wege sah ich mich um und freute mich, daß er mir, widerwillig zwar, aber doch folgsam nachkam. Unten war ein buntes Leben. Ein Ringelspiel mit jauchzenden Kindern drehte sich im Kreise, und die hölzernen Pferde mit ihren zerschundenen Rücken hoben alle in gleicher Stellung den rechten Vorderfuß, während die hölzernen Mäuler in rostige Geschirre bissen. Dazu quiekte die Geige des Bettlers ein melancholisches tschechisches Volkslied, dessen Traurigkeit dem Geschrei der Kinder seltsam widersprach. Schießbuden und Puppentheater schlossen sich weiterhin an und lockten einen Schwarm von Dienstmädchen und beurlaubten Soldaten, zwischen deren Beinen die frechen Jungen der Vorstadt wimmelten. Die Verwahrlosung dieses Ortes, vor dessen mächtigen Erinnerungen sich die neue Stadt zurückgezogen zu haben schien, als ob sie einen Vergleich zu scheuen hätte, war von einer künstlichen Heiterkeit verdrängt, die mich wie Verwandtes anfaßte.

Eben als ich unten anlangte, blieb das Ringelspiel stehen und lud neue Gäste zum Einsteigen ein, und als er mir nachkam, saß ich schon auf einem der hölzernen Pferde, drehte mich im Kreise und warf seinem gezwungenen Gesicht im Vorbeikommen jedesmal eine Kußhand zu. Meine Unbesonnenheit gab sich nicht mit einem Ritt zufrieden, und noch ein zweitesmal und ein drittesmal erneuerte ich die Fahrt allein, da er sich weigerte mitzukommen. Dann taumelte ich von meinem Pferde, rief eine Schar von Kindern um mich zusammen und warf eine Handvoll Kupfermünzen unter sie, außer mir vor Tollheit und nur von dem einen Wunsch gequält, ihn aus seinem Gleichmut herauszureißen und seine köstliche Derbheit wieder einmal zu genießen. Die Kinder balgten sich zu meinen Füßen, stießen mich in ihrem Getümmel herum, bis ich ihnen entsprang, dem Bettler seine Geige wegnahm und den Kampf mit wahllos geschwungenem Bogen durch eine greuliche Musik begleitete. Eine lachende Schar von Zuschauern umstellte mich, und ich hoffte, wie damals seine Hand zu fühlen und seine Stimme zu hören: „Donnerwetter, was machst Du für Unsinn.“ Aber es geschah nichts, niemand hinderte mich, und mein Vergnügen brach in sich zusammen. Ich ließ die Geige sinken und sah mich um.

Lauter fremde Leute umstanden mich, mein Freund war nicht unter ihnen. Ich begann zu suchen, lief durch die Menge und rannte zwischen den Buden auf und ab.

Er war fort, er hatte mich verlassen.

Was ich in den nächsten Wochen begann, weiß ich nicht zu sagen. Die Tage rollten in eine Öde hinein, ohne Merksteine, die meiner Stumpfheit später hätten zur Erinnerung dienen können. In dieser Zeit lagen alle meine Kräfte im Schlaf, und ich kann fast sagen, daß ich mich in meinem gläsernen Schrein wohl fühlte.

Ich erwachte erst wieder mit plötzlichem Aufschrecken, als ich von einem Spaziergang durch die Stadt heimkehrte und meinen Freund mit dem Onkel im Gespräche fand. Dem Verstummten nahm der Onkel das Wort vom Mund: „Denke Dir, unser lieber Freund hat seine Prüfungen mit Erfolg bestanden und will zu Ostern Doktor sein. Nur seine Dissertation gibt ihm noch zu schaffen, aber daneben will er sich wieder seinen Freunden widmen.“

Meine Verwunderung wurde durch die Pflicht überwunden, dem Freunde meine Glückwünsche auszusprechen, aber in meiner Verwirrung glaubte ich die Anzeichen eines Einverständnisses zwischen den beiden Männern zu bemerken, das auf irgendeine Weise mit mir in Verbindung zu sein schien. Im nächsten Augenblick hatte ich jedoch meine Beobachtung vergessen, überließ mich einem wunderbaren Glück und wäre am liebsten auf den Tisch gesprungen.

Er war wieder da.

Ich genoß ihn etwas zaghaft und fand mich erst wieder zu meiner früheren Unbefangenheit zurück, als er mich um Verzeihung bat, daß er damals so dumm wie ein strickumgürteter Einsiedler der Thebaïs vor meinem Übermut geflohen war. „Nun sollst Du wieder Unsinn machen, und ich will Dich auszanken." Er verwünschte seine Prüfungssorgen, die ihn damals so mürrisch gemacht hatten, und gab mir das Versprechen, bei mir weder an Herodot noch an deutsche Literatur, weder an Professoren noch an Dissertationen zu denken.

Das war wieder auf der Terrasse des Hradschin, von der die Stufen in eine feuchte, kahle, mit Nebeln vergiftete Tiefe führten, aus der nur Giebel und Türme erschauernd aufragten. Aber ich lebte vom Lichte jener ersten Stunden und sah nicht, wie kalt und heuchlerisch seine Worte waren und wie eine zielsichere Schlauheit sein Gesicht und seine Hände beherrschte, wie seine Seele gleich dieser Stadt da vor uns von Nebeln verborgen war. Ich ließ mich täuschen, mein lieber, junger Freund, von einem sehr betriebsamen und überlegenden Rechner täuschen. Das Rüstzeug meiner Menschenkenntnis lag weit dahinten. Vertrauend legte ich meine Hand wieder in seine, und wir suchten unsere alten Wege zu finden.

Es dauerte einige Zeit, bis mein Herz so weit beruhigt war, daß es auf Widerhall zu warten begann. Sein Ausbleiben machte mich stumm, und in diesen Augenblicken verübte mein wiedergewonnener Freund seinen schändlichsten Betrug, indem er eine künstliche Heiterkeit und eine gequälte Hingabe so treu nach dem Bilde der Wahrheit zu gestalten wußte, daß ich es für die Wahrheit selbst nahm. Mit grabschänderischer Roheit riß er die Leichen seiner Gefühle aus der Vergangenheit und schickte sie mit der Maske der Lemuren, diesem verruchten Anschein wirklichen Lebens, gegen mich, um mein Vertrauen zu behalten. Ich drang später erst in alle Einzelheiten seines reich gegliederten Planes ein, der nun auf Umwegen dasselbe zu erreichen suchte, was er durch offene Fragen nicht hatte gewinnen können. Aus der ungemein sorgfältigen Architektur dieses Planes, aus der unzweifelhaften Gewißheit des endlichen Erfolges wollte ich den Streber hassen lernen, aber ich lernte bloß die kühne Sicherheit seines Geistes, die Sicherheit seiner Seelenkunde bewundern. Der Haß blieb aus . . . bis . . . heute.

Es gehörte zu seinem Plan, daß er meine schüchtern gewordenen Jungeninstinkte verhetzte, wirr und wild durcheinander zu laufen und ihre Tollheiten mit verstärktem Schwunge zu erneuern. Daß ich anfangs nur ängstlich mitging, wollte seine Wünsche nicht fördern, und er suchte alle Gelegenheiten auf, die meinen Übermut reizen mußten. Trotzdem er sich genau so wild gebärdete wie ich, konnte ich ein unangenehmes Gefühl nicht loswerden, unter einer steten Aufsicht zu stehen, die mit dem starren Blick des wissenschaftlichen Experimentes meinen Stimmungen Befehle erteilte. Wenn wir die Hunde von irgendeinem verlassenen Milchkarren losmachten und selbst den Wagen in eine Seitenstraße zogen, um dann den Zorn des Besitzers zu genießen, wenn wir einer Statue einen Besenstiel in die Hand drückten oder einen ängstlich fragenden Fremden durch falsche Auskünfte verwirrten, so konnte ich über das Gelingen dieser Streiche doch nicht froh werden. Und es kamen ganz sonderbare Stunden, in denen ich es vorgezogen hätte, mit meinem Genossen von seinen Studien zu sprechen, von seinem Berufe. Aber er ging solchen Gesprächen aus dem Wege, als ob er fürchtete, mich dadurch zu verlieren, und ich wagte es aus einer Art von Trotz nicht, ihn selbst allzusehr zu ihnen zu drängen. Durch meinen Onkel, den mein ungewöhnlicher Ernst verwirrte, erfuhr ich, daß die Dissertation meines Freundes ein Thema aus dem Leben des Gewaltigen behandle, der mich zu sich zu erheben gewünscht hatte. Nun war mir alles Fragen verboten.

Kurz vor Weihnachten, als schon Schnee über allen Dächern lag und die steilen Straßen der Kleinseite verschüttete, kam mein Freund mit einer Einladung, an dem Theaterabend teilzunehmen, den sein Verein in den Feiertagen zu veranstalten beabsichtigte. Man wollte eines jener heiteren Singspiele aufführen, die Jupiter den Menschen in leichten Stunden zu schenken liebte und in denen so viel schöngeschwungene, zarte Anmut war. Mir und meinem Freund hatte man zwei wichtige Rollen zugedacht, in denen uns die Dichtung als ein

Paar zusammenführte. Zuerst bedachte ich mich und zögerte vor der Schwere der Erinnerung, aber dann fand ich die Gewißheit, daß er und sein Schaffen eine Macht geworden war, die das Leben durchdringt und bestimmt wie die Luft, die Schwerkraft der Erde oder der Wechsel von Tag und Nacht; es war nicht möglich, ihm auszuweichen oder ihn zu umgehen, und man mußte ihn hinnehmen und sich mit ihm abfinden. Ich sagte zu, und nun begann eine heitere Zeit der Proben und Vorbereitungen, die mich mit neuen, unbefangenen Menschen zusammenbrachte, denen ich so viel galt, als mich meine Rolle bedeuten ließ.

Kostümfragen und allerlei kleine Geschäfte, die Mühe des Auswendiglernens erhöhten mein Lebensgefühl, und meine Ratlosigkeit in manchen Dingen schloß mich noch enger an den umsichtigen Freund an. Er leitete das Ganze und bewies Geschmack und Verständnis. Die neue Zeit hat für seine Art ein Wort geprägt, das mir treffend scheint: er hatte Stil. Aus einem Wirrwarr von Kräften läuterte er eine klare Harmonie, in der jeder einzelne auf seinem Platze stand. Der kleine Saal, in dem sich die entzückenden Genrebildchen eines gutwilligen Komödiantenvolkes zusammenfügten, sah in seinen mit Rot und Gold geschmückten Wänden unsere Vertraulichkeit noch inniger werden, und die hundert Gelegenheiten hinter Kulissen, auf Gängen und Stiegen gingen uns nicht vorüber.

Ein großer, ungeschlachter Kerl war unter den Darstellern, ein Riese, dessen zweites Wort „Freiheit“ war und der uns in seiner plumpen Art zu necken liebte. Noch einige andere Paare hatten von ihm das gleiche zu erdulden, und jedes seiner derben Scherzworte gab Anlaß zu Gelächter und den verständnisvollen Zeichen unserer wenig geheimen Beziehungen. Alles wuchs aus den eigenen Kräften des Studentenvereins, der die Schauspieler, die Dekorateure, Souffleure, Theaterarbeiter und Musiker und aus dem Kreise seiner Bekannten auch die Schauspielerinnen beistellte. Es war eine Welt für sich. Auch die kleinen Eifersüchteleien und die Gegenströmungen der großen Welt fehlten nicht, aber sie wurden rascher und mehr zufriedenstellend beigelegt als draußen.

Nirgends war ich so ganz mit allen meinen Kräften und Wünschen beteiligt als hier, und aus dem Ernst des Spieles kam auch für mich ein reiferer Ernst. Sich in ein Ganzes als notwendiges Glied einzufügen, wurde mir, die ich bisher durch Bewunderung oder durch meinen aus dem Widerstand erwachsenen Übermut außer aller Gemeinschaft gestanden hatte, zu einer neuen wundersamen Lust. Ich wußte, ohne zu fragen, daß mich mein Freund an diese Studenten und diese Mädchen nicht verraten hatte. Dies machte mich ihm noch dankbarer als bisher und ließ mich vergessen, daß noch vor kurzem ein uneingestandenes Mißtrauen zwischen uns gewesen war.

Am Weihnachtstage, als draußen die Flocken wirbelten und die Geschäftigkeit des Festes alle Freudigkeit der Menschen geweckt zu haben schien, ging die Generalprobe vor sich, bei der wir in Kostümen erscheinen mußten und den ganzen Apparat der Bühne kennen lernten. Alles gelang ausnehmend gut, wir lebten in den Gestalten der Dichtung, strahlende Zufriedenheit gab uns das Bewußtsein unseres Sieges. Mein Freund entließ uns mit vielen Worten des Lobes und blieb, als wir auseinander gingen, um uns umzuziehen, in seinem Kostüm noch auf der Bühne. Die letzten Anweisungen an die Hilfsarbeiter hinter der Szene, an die braven Musiker gaben ihm noch zu schaffen. Lachend lief ich die Stiegen zu den Garderoben hinauf und konnte nicht aufhören zu lachen, ohne zu wissen warum. Ich riß meine neuen Freundinnen mit und fand einen Schatz von Glück in mir, so strahlend und so nach einem Ausdruck drängend, daß ich in meinen alten Übermut verfiel. Irgend etwas Besonderes mußte geschehen, um ihn zu befriedigen. Ein plötzlicher Einfall überwältigte mich.

Ich schlüpfte in die kleine Kammer, in der die Kleider meines Freundes lagen, und begann mich rasch anzuziehen, um ihm als Doppelgänger entgegenzutreten. Als ich mich in seinen Rock zwängte, fühlte ich eine der Taschen schwer gegen meine Brust, und in einer glückseligen Neugierde griff ich nach dem Geheimnis, das mich hier anlachte. Es war ein Taschenbuch. Die ersten Seiten waren voll von kurzen Notizen über tausend Kleinigkeiten seiner Tage, über die Notwendigkeiten seiner Studien, dann kam ein sorgfältig geführtes Verzeich-

nis seiner Einnahmen und Ausgaben, und ich nahm mir vor, ihn damit zu necken, daß seine pedantische Gewissenhaftigkeit nicht einmal den Einkauf einer Semmel vergaß. Aber als ich nun weiter blätterte, fiel mir mein Name in die Augen. Mein Name — und darunter stand, von zwei Klammern sorgfältig eingefaßt: „Material zur Dissertation.“ Das Buch in meinen Händen wurde zum Ankläger und Verräter, und ich besann mich keinen Augenblick, ihm zuzuhören. In der klaren, besonnenen Schrift meines Freundes las ich die Grundzüge seines Planes, der darauf gebaut war, daß ich meiner schrankenlosen Freiheit müde, nachdenklich, schmiegsamer und geschwätziger werden würde, bis endlich — und hier weiß ich noch die grausamen Worte — „irgendeine sentimentale Abendstunde mir die ganze Geschichte, mit allen Details, die ich für meine Dissertation wissen möchte, mühelos in den Schoß wirft“. Also um aus meiner Geschichte Details über das Leben des Gewaltigen zu gewinnen, hatte er das Gewebe von Betrug um mich ausgebreitet, und nun, da ich sehend geworden war, erkannte ich zugleich, wie überlegen seine Webekunst war und wie Masche an Masche sich zusammenfügte, um mich zu fangen und festzuhalten. Denn, dies war das Merkwürdigste und das Empörendste, alles, was sich in den letzten Wochen in mir zugetragen hatte, war hier schon als Gang der Entwicklung vorgezeichnet.

Nun, da ich hier klar und in gewissermaßen befehlshaberischem Tone niedergeschrieben sah, was ich bloß empfunden hatte, kam mit der Erkenntnis der Wahrheit zugleich die Scham und der Zorn, für ihn nichts anderes zu sein, als ein „Material“.

Diesen ersten Seiten, die wie ein Vorwort und ein Leitfaden zugleich alles enthielten, was ihm nötig schien, um über die Richtung seiner Studien mit sich selbst ins reine zu kommen, folgten einige Bruchstücke aus Gesprächen mit mir. „Reminiszenzen an ihn“ stand darüber, und kurze Andeutungen wiesen auf jene Stellen seiner Werke, an die meine Äußerungen erinnern sollten.

Da warf ich das furchtbare Buch von mir und begann zu weinen. Er fand mich, in seiner eigenen Kleidung mitten im Zimmer stehend, mein Gesicht von Tränen übergossen, und erriet aus dem mit zerknitterten Blättern in der Ecke liegenden Buch, was geschehen war.

„Du darfst mir das nicht verdenken,“ sagte er und wollte meine Hand fassen. „Das ist mir so ungeheuer wichtig, und Du warst auf geradem Wege nicht dazu zu bringen.“

Ich riß meinen ... seinen Ärmel los und muß ihn furchtbar angesehen haben, denn er wich zurück und stammelte beruhigend: „Aber ich liebe Dich doch, ich liebe Dich doch ...!“

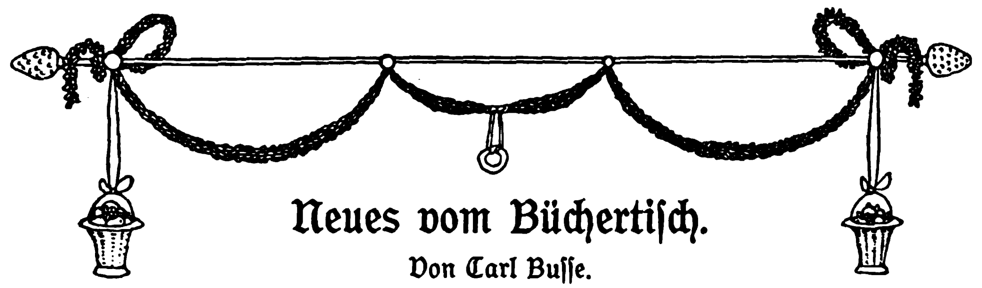
Da schrie ich laut, um nichts mehr zu hören, rannte in mein Ankleidezimmerchen, wo ich mir seine abscheulichen Kleider vom Leibe riß und meine eigenen umwarf.

Am nächsten Morgen reiste ich zu meinen Eltern zurück — — —

Sie war zu Ende und sah noch einen Augenblick geradeaus vor sich in eine Ferne, die sich vor ihren Augen belebt und erhellt hatte. Dann nahm sie die Teetasse mit schmalen, spitzen Fingern und trank daraus. Das Pendel in dem Tempelchen der Zeit unterbrach den gleichmäßigen Gang zwischen den Alabastersäulchen durch eine verzögernde Unregelmäßigkeit, wie ein Herz oft plötzlich langsamer schlägt, wenn es traurig ist. In dem Gehäuse der Uhr zitterten die Räder mit einem metallischen Klang, wie wenn die Zeit in Unordnung geraten wäre, die mit Stadtansichten bemalten, goldgeränderten Prunkschalen auf der Kommode klapperten, und in den alten Möbeln knackte es. Es schien, als ob alle diese Möbel und Geräte, die Vertrauten der Herrin, an ihrem Schicksal Anteil nähmen.

Ich wagte eine Frage nach dem Leben des eifrigen Studenten.

Die alte Dame stellte ihre Tasse hin und sah mich mit hellen Augen an: „O, er starb vor einigen Jahren als ein bekannter und angesehener Gelehrter, der mit einigem Recht eine Leuchte der Wissenschaft genannt wurde. Ich muß Ihnen noch sagen, daß auch er ein Buch über mich und meine Beziehungen zu jenem Großen geschrieben hat, ein Buch, das unter den unverständigen eines der unverständigsten blieb.“



Neues vom Büchertisch.

Von Carl Busse.

Ernst von Wildenbruch, Das schwarze Holz (G. Grote, Berlin 1905). — Carl Hauptmann, Miniaturen (Georg Callwey, München 1905). — Georg v. d. Gabelentz, Verflogene Vögel (E. Fleischel & Co., Berlin 1905). — Edith Freiin von Cramm, Briefe einer Braut aus der Zeit der deutschen Freiheitskriege (ebenda).

Aus der bunten Götterwelt Homers bin ich diesmal in die Welt unserer heutigen Dichter gekommen. Von der Ilias und Odyssee zum „schwarzen Holze“ Ernst von Wildenbruchs; von hellumschienten Helden zu einem ästhetisierenden Baron; von Andromache, Nausikaa und Penelope zu Adelgunde Schwarzholz; von Frauengestalten, die sanft an Statuen herangeführt sind und sich selbst in der Leidenschaft nur leise hin- und herwiegen wie schwerbeladene, schweigende Fruchtbäume, zu einer Frauengestalt, die nach dem Willen des Dichters gleichfalls wie ein überlebensgroßes steinernes Bild wirken soll, aber dabei etwas Unruhiges, Bedrückendes, man möchte sagen: Tiermenschliches hat.

Die Alten sind uns jahrhundertelang als Muster aufgestellt worden. Das war nötig. Aber es war ebenso nötig, daß wir uns endlich von ihnen befreiten. Ein Schüler, der immer Schüler bleibt, ehrt den Meister schlecht. Es wird niemand mehr einfallen, einen modernen Deutschen mit einem alten Griechen totschlagen zu wollen. Es gibt keine Entrüstungsrufe mehr, wenn man behauptet, daß unsere moderne Lyrik unvergleichlich höher steht als die griechische, für die die Grenzen der Plastik fast auch immer Grenzen der Kunst überhaupt sind. Und es gibt vielleicht auch Leute, die dem gepriesenen „König hellenischer Lyrik“, dem Talardichter Pindar, ebenso kühl gegenüberstehen wie ich. Mit anderen Worten: wenn Antike und „Moderne“ zusammengerückt werden, braucht diese noch durchaus nicht schlecht abzuschneiden. Man kann von den homerischen Epen zu einem kleinen Gedicht Theodor Storms übergehen: es wird nicht verlieren, es wird schön und gut bleiben, weil das Menschliche auch in dem kleinen Rahmen einen reinsten Ausdruck gefunden hat. Allein hierin liegt das Entscheidende. Und Wildenbruch muß doch eben gefehlt und geirrt haben, wenn er die Brust, die sich in den lieben Märchenbüchern aus Menschheitsfrühe frei gebadet hat, mit seinem neuen Werke unfrei macht und ängstigt.

Was sich mir stärker als je bei dem Übergang von diesem zu jenem aufgedrängt hat, ist dies: Ob unsterbliches Gelächter ertönt oder das Röcheln der Sterbenden, ob die Helden toben oder schweigen, zürnen oder sich behagen, eilen oder rasten — Homer bleibt immer ruhig und gelassen. Auch wenn sie *keine* Zeit haben — er hat Zeit. Hinter all den bewegten Bildern stehen groß, klar, unbewegt die Dichteraugen, die darauf niedersehen. Aus der Ruhe schauen wir die Unruhe. Ganz anders bei Wildenbruch. Er eilt mit den Eilenden, keucht mit den Keuchenden, rast mit den Rasenden. Wenn sich die Gesichter der Gestalten in Schmerzen verzerren, verzerrt sich in gleichen Schmerzen auch das hinter dem Buche stehende Antlitz des Dichters. Damit geht uns aber jede Sicherheit verloren; wir haben keinen ruhigen Punkt mehr und werden in einen Wirbel von Qual und Unruhe gerissen. Man erzählt, daß Lafontaine — nicht der französische Fabeldichter, sondern der deutsche Romanschriftsteller — mit seinen Personen halb immer selber starb und dabei wie ein Schloßhund heulte. Das allein würde beweisen, daß er kein großer Dichter war. Denn ein solcher wird und muß zwar alle Empfindungen, die er darstellt, stark und tief selber durchfühlen, aber gleichzeitig auch über ihnen stehen; er muß reißender Strom sein, doch im selben Augenblick auch das, was den Strom bändigt. Jede künstlerische Darstellung der Leidenschaften ist auch ihre Bewältigung. In diesem Sinne ist jeder poetische Schaffens- auch ein Befreiungsprozeß. Ernst von Wildenbruch scheint aber niemals genug Abstand von seinen Gestalten gewonnen zu haben: ich glaube manchmal, er weint wie Lafontaine.

Sein neuester, eben ausgegebener Roman heißt „*Das schwarze Holz*“ (Berlin 1905, G. Grote). Das Problem ist äußerst interessant. Es gibt, sagt Wildenbruch, „Überbleibsel-Menschen“, letzte, abgesprengte Stücke von längst dahingegangenen Geschlechtern, die mit dem dumpfen, unbewußten Erbe im Blut hereinragen in unsere Tage und noch mit uns Kindern der heutigen Zeit leben. Er erinnert an alte Geschlechter, die in den Burgen an der Saale saßen, mit dem Schwert in der Hand schliefen, unablässig ausspähten, ob die Ungarn oder Sorben über den Fluß setzten; Geschlechter, die das Leben um so wilder auskosteten, weil ewig der Tod drohte, deren Dasein hinging „wechselnd zwischen Todeskampf und Verzweiflung und zwischen brüllendem Jubel“. Und er behauptet nun weiter, daß es gerade in Thüringen noch Leute gäbe, die gewissermaßen Überbleibsel wären jener alten Zeit, deren Urväter einst auf den trutzigen Burgen gesessen, die eine uns fremde Seele mitbekommen hätten.

„Hinter den plump und stumpf gewordenen Zügen gewahren wir etwas, das so aussieht, wie ein anderes, älteres, hinter dem jetzigen verborgenes Gesicht, ein Antlitz von kühnerem Schnitte, von feinerem Ausdruck, als das jetzt verbauerte Antlitz. Das ist das alte Geschlechtsgesicht, das da herüberdämmert aus verlorener Ferne, von dessen Vorhandensein der Inhaber, der zum Knecht verkommene ‚letzte' selbst nichts mehr weiß." Nur wer mit eindringlichem Auge in Gesichtern zu lesen versteht, entdeckt es.

Von einer Frau, einer solchen „letzten", die als einfaches Dienstmädchen bei braven Pastorsleuten dahinlebt, wird nun hier erzählt: von der Adelgunde Schwarzholz, die der Dorfklatsch an ein altes, ausgestorbenes, gräfliches Raubrittergeschlecht knüpft. Spät wird sie von der Liebe gepackt, aber auch gleich in allen Tiefen geschüttelt. In dumpfer, alles vor sich niederwerfender Leidenschaft kauft sie einer verhaßten Nebenbuhlerin, dem richtigen, puppenköpfigen, intrigierenden Weibchen, den geliebten Unteroffizier für 1500 Mark ab und macht ihn durch Einlage blauer Scheine in großgeschriebene Briefe gefügig. Er drückt die Augen zu und überläßt sich ihrer rasenden Zärtlichkeit. Denn wie alle Welt hält er die Adelgunde für mordsgarstig, während sie eine Gewaltschönheit ist, etwas wie Lionardos Mona Lisa. Aber um das zu sehen, muß erst der Sohn des Gutsherrn, ein freiherrlicher Ästhet, nach Hause kommen. Er nimmt sie mit nach Berlin, offiziell als Wirtschafterin, tatsächlich: um sein „bestes Kunstwerk" aus diesem Weibe zu machen, aus der „alltäglichen, gemeinen, man könnte schon sagen knotigen Hülle" das echte Gesicht herauszuschälen, das prachtvolle Adelstier. Mit dumpfem Gehorsam läßt sich das arme Frauenzimmer, dessen dummer Kopf von all diesen Experimenten nichts versteht, das aber in natürlichem Gefühl dem begierdelosen Ästhetizismus mißtraut, von einer verrückt-genialen Modistin flutende Gewänder auf den Leib komponieren, in denen sie dem Baron gegenübertreten soll. Ihr selbst ist der Unteroffizier wichtiger. Und zur Verzweiflung getrieben, weil diesen die Nebenbuhlerin trotz der 1500 Mark Abstandsgeld weiter in ihre Netze zieht und den rührigen Ehrenmann sogar dazu überredet, seinerseits die Adelgunde wieder dem Baron gegen eine hübsche Summe „zur Verfügung zu stellen", reckt sich das prachtvolle „Adelstier" zu furchtbarem Schlage auf. Mit einem Florentiner Dolch ermordet sie die Nebenbuhlerin erst und dann sich, so daß zum Schluß auf den geschmackvollen Teppichen des ästhetischen Barons zwei blutige Leichen liegen.

Es war nicht ganz leicht, dies alles glaublich zu machen. Mit der Heldin, dem „schwarzen Holz", steht und fällt das Buch. Und Wildenbruch hat deshalb auch sein bestes Können an diese Gestalt gesetzt und sich immer von neuem bemüht, sie rund und lebendig zu machen, sie auf der einen Seite zu erhöhen und das Gewaltige in ihr zu erklären, auf der andern Seite sie aber doch in ihrem dumpfen Dienstbotenmilieu zu belassen. So deutet er die Möglichkeit an, daß sie von Raubgrafen vergangener Jahrhunderte stamme; so malt er sie ins Riesige, ins Tiermenschliche. In „schier überlebensgroßer Überschwenglichkeit" steht sie da, in einer gewalttätigen Leidenschaft, eine Erscheinung aus der Frührenaissance, eine Mona Lisa, mit gewaltigem Leibe, mächtiger Brust und Armen, zwischen denen es, wie gesagt, selbst einem preußischen Unteroffizier von der Garde bange wird. Noch öfter wird sie als „steinernes Bild", als lebend gewordene Statue geschildert, als die leibhaftige Anklage der einfältig-elementaren Natur gegen die überfeinerte Kulturwelt, als die Gewaltige, deren Stimme wie eine Glocke tönt, unter deren Händen die Gelenke anderer Leute fast zerbrechen.

Man sieht schon hier das Bedenkliche: der Dichter muß ewig vorsorgen, daß seine Adelgunde nicht zur Riesendame der Schaubuden wird, die drei Männer auf ihrem wallenden Busen balanciert. „Diese holden Gliedermassen kolossalster Weiblichkeit", von denen Heine singt, müssen es ihm sowieso angetan haben: es gibt schon die Novelle einer Riesendame von ihm, in welcher der Gegensatz seelischer Zartheit zu dem ungeheuren, täglich vom Publikum bestaunten Korpus das peinlicherweise ins Tragische gekehrte Problem ist. Im „schwarzen Holz" fürchtet man auch manch liebes Mal, daß durch die Überschraubung körperlicher Dimensionen und Kräfte ein Umschlag ins Komische erfolgen wird, aber Wildenbruch hält sich gerade immer noch auf dem schmalen Grenzpfad, der Großes und Groteskes trennt. Und gerade ihm läßt man die alte Maßlosigkeit ja hundertmal hingehen, weil sie eben unzertrennlich von ihm ist und nur die Kehrseite seiner Vorzüge. Aber am Schlusse tobt sich doch noch gar zu erschrecklich aus, was Fontane die „blutige Fähnrichsphantasie" nennt. Die beiden Erdolchungen ließe ich mir gern gefallen, doch als entsetzliche Komödie — mag mir der Dichter das Wort verzeihen — empfinde ich die dem Selbstmord Adelgundens vorhergehende Dekolletierungsszene, in der die Mona Lisa abwechslungshalber zur „Königin des germanischen Urwalds" wird.

Den vielen Verehrern Wildenbruchs wird jedenfalls auch „Das schwarze Holz", das einen interessanten Stoff in der bekannten, fast heftiglebendigen Art des Dichters erzählt, willkommen sein. Wer Vergleichungen liebt, dem empfehle ich, gleich darauf das Büchlein „Unsere Carlotta" von Isolde Kurz zu lesen. Er wird eine in manchem Betracht ähnliche Gestalt bei ganz gegensätzlicher Vortrags- und Darstellungsweise finden. —

Von Gerhart Hauptmanns älterem Bruder Carl Hauptmann liegt ein neues Skizzenbuch vor, „Miniaturen" (München 1905, Georg Callwey), das wiederum den sehr feinsinnigen, lyrisch gerichteten Poeten, aber auch deutlicher als alles Frühere die Grenzen seiner Begabung zeigt. Wundervoll vermag Carl Hauptmann eine Stimmung, vornehmlich eine Naturstimmung einzufangen: die Nacht mit fallenden Sternen, fernen Glockenschlägen, verzaubertem Schweigen; die schläfrig brütende Sommersonnenglut, in der kein Vogel mehr fliegt, in der die Fliegen an der Wand schlafen, in der die Zeit still steht. Das sind seine liebsten Stunden: der heiße Mittag und die Sternennacht. Wald und Meer rauschen

vielleicht leise darein, und hin und wieder, ebenso scharf aufgenommen wie das Stück Natur, steht reglos ein Mensch in der Stille, ein alter Fischer, ein krummer schlesischer Bauer. Niemandem braucht der Dichter da zu weichen, auch seinem Bruder nicht, mit dem er doch nicht nur bluts-, sondern auch wesensverwandt ist. Beide sind gerade in der Kleinmalerei gleich ausgezeichnet, Zustandsschilderer ersten Ranges; beide am glücklichsten, wenn sie auf heimatlichem Boden stehen; beide eigentlich heimliche Lyriker. Geistesmenschen wollen ihnen nicht recht gelingen. Carl mag da noch ideenreicher sein als Gerhart. Aber dieser hat dafür eine Energie, mit der jener nicht mitkommt. Energie prägt sich in der Dichtung als Form aus. Deshalb zerflattert bei ihm alles lyrisch, und es geht ihm wie dem Fischer Hinrichs in seinem neuen Buche: wie von ferne kommen seltsam schöne Laute in ihm auf, „aber sie werden nicht voll".

Sie werden nicht voll — es gilt auch von den „Miniaturen". Wenn der alte, honorarlüsterne Simonides von Keos recht hätte mit seinem Ausspruch, daß die Malerei schweigende Dichtkunst und die Dichtkunst redende Malerei sei, so wäre wohl alles in schönster Ordnung, und Carl Hauptmann bekäme einen Stuhl errichtet bei den Königen. Denn seine Poesie ist allerdings redende Malerei; er stellt Bilder, und wer ganz sattelfest in der Kunstgeschichte ist, kann den Namen des Künstlers, der sie gemalt hat oder gemalt haben könnte, neben jede Skizze fast schreiben. Neben die eine, „Der alte Händler", kann es jeder: Ghetto, der alte Trödeljude im muffigen Kellergewölbe, eine kleine Windlampe, die ihren Schein über die Stiefel und Schuhe wirft, und strahlend in der dumpfen Höhle ein heiliges Bild beleuchtet: die junge, stille, schöne Frau des alten häßlichen Juden, die ihrem Kinde die Brust gibt und um die ein Glanz webt wie um Jesu selige Mutter. Nichts weiter. Das Bild — soll heißen: die Skizze — ist fertig gemalt. In andern sehen wir etwa einen alten Bösewicht auf dem Sterbebett, einen greisen Pastor, der bei der Kaffeetasse eingenickt ist, einen einsamen Fischer, der ein altes Lied singt. Oder inmitten der Herde steht ein verwitterter Schäfer; einer, dessen eigentlichen Namen man beinah vergessen hat, der eben nur seinen Beruf vertritt, gleichsam der Schäfer an sich, der Typus eines Schäfers, die Idee eines Schäfers. Diese Figur, in der das Individuelle zum Typischen gesteigert erscheint, führt zu jenen Skizzen hinüber, die ein reines Symbol geben wie „Sphinx", „der tolle Zwerg" usw. Aber gerade sie finde ich verunglückt. Das ist weder Fisch noch Fleisch, nichts Ganzes und nichts Halbes.

Überhaupt hat man oft das Gefühl, als fehlte etwas. Hier eine Steigerung, ein Ausblick; dort die rechte Form. Vieles in den „Miniaturen" schreit förmlich nach dem Vers. Es ist Lyrik in Prosa. Die Prinzessin im Werkeltagskleid! Die höchste Bändigungskraft, die derartige lyrische Stimmungen auch in der natürlichen lyrischen Form ausgeprägt hätte, hat sich dem Dichter also wohl versagt. Auch die Leitmotive, auf die sehr oft die einzelnen Stücke abgestimmt sind, die Wiederholung kurzer, schöner Akkorde, die speziell lyrischen Wirkungsmittel reden deutlich von dem natürlichen Ziel, das nicht erreicht ward. Nach einer alten Erfahrung führt aber gerade die lyrische Prosa ungeheuer leicht zu Manieriertheit. Daß viel Gewolltes und Manieriertes auch in dem Carl Hauptmannschen Stile schon steckt, wenigstens wie er sich hier in den „Miniaturen" zeigt, ist keine Frage. Trotzdem möcht' ich nicht anstehen, das Buch dieses feinen und stillen Poeten den Freunden feiner und stiller Kunst zu empfehlen.

Viel krasser macht sich der Gegensatz von Form und Stoff in einer Skizze bemerkbar, die Georg von der Gabelentz in sein neues Novellenbuch „Verflogene Vögel" aufgenommen hat (E. Fleischel & Co., Berlin 1905). Die Skizze heißt „Gudrun Flammenhaar": eine Sage von König Halfdan, dem stolzen Wiking, seinem Lieb Gudrun Flammenhaar und der schönen, unglücklichen, rachsüchtigen Königin Ranghild. Das ganze etwa im Felix Dahnschen Stil: Helden lobebaeren, schleichende Mönche, Humpen, Speere, Hoiho! Hüte dich, Halfdan! Als Junge habe ich den „Kampf um Rom" mit Herzklopfen und stürmischer Begeisterung gelesen: Poesie für Sekundaner! Aber noch heute liebe ich von demselben Felix Dahn eine ganze Reihe prachtvoller Balladen. Doch diesen Balladenstil in der nötigen Verbreiterung auf die Prosaerzählung zu übertragen, ist künstlerisch das Tollste, was sich denken läßt.

Das hat leider Georg von der Gabelentz in der einen Skizze getan. Und was als Ballade, im Vers, der gewaltig konzentriert und eine gewisse Tonerhöhung, ein latentes Pathos nicht nur erlaubt, sondern hier auch fordert, vielleicht mächtig und ergreifend hätte wirken können, wirkt in der Prosa überschraubt und so komisch, daß man es am Ende mit einem Huh! parodieren möchte. Nichts zeigt den unfertigen Künstler besser als ein solches Vergreifen in der Form. Es ist vom Anfänger meist unzertrennlich. Deshalb will es auch nichts wider ihn besagen: mit der größeren Reife bekommt man von selbst mehr Augenmaß. Eigentlich ist es verwunderlich, daß Georg von der Gabelentz die ‚Gudrun Flammenhaar' überhaupt aufgenommen hat, anstatt sie seinem Balladenvetter Münchhausen zu überantworten. Denn in sämtlichen anderen Stücken seines Buches zeigt er sich weit fortgeschrittener, ob auch ein Suchen und Tasten, ein Anklopfen an alle Türen, eine leise Ungewißheit, hinter welcher nun eigentlich das Dornröschen seiner eigensten Begabung schläft, vielfach spürbar ist. In dem an dieser Stelle gleichfalls besprochenen Buche des Vorjahrs, dem „weißen Tier", hatte er sich eine bestimmte Spezialität ausgebildet: die spukhaft-unheimliche Geschichte. Sie tritt in den „Verflogenen Vögeln" mehr zurück; nur „Zecchini" macht eine Ausnahme. Für das Publikum wird dieser neue Novellenband deshalb schwerlich so interessant sein, wie der erste es aus rein stofflichen Gründen war. Aber mir will scheinen, als ob dieses Abgehn von der alten, künstlerisch sehr gefährlichen Bahn für Gabelentz ein gutes Zeichen sei. Er sucht noch, doch der Wille zum Höherschreiten ist da. Dieser Wille

wird wohl auch Wege finden. In ein paar Skizzen markiert sich der Emporstieg schon. „Der rote Tänzer“ z. B., den die Leser der Monatshefte ja kennen, hat den alten stofflichen Reiz, ohne doch ins Spukhafte zu geraten, und weist daneben in der Schilderung der Feuersbrunst ein schönes Können auf.

Lieber noch als zu all diesen Novellen und Romanen wird aber mancher zu einem Buche greifen, das ich heut als letztes hier anzeigen möchte und das mir einen schönen und nachzitternden Eindruck hinterlassen hat. Edith Freiin von Cramm hat „Briefe einer Braut aus der Zeit der deutschen Freiheitskriege 1804—1813“ veröffentlicht (E. Fleischel & Co., Berlin 1905) — Briefe, die ihre Großmutter, Philippine von Griesheim, an die gleichaltrige, vertraute Freundin Charlotte von Münchhausen gerichtet hat. Der erste dieser Briefe ist vom 10. November 1804 datiert, und das „Lippchen“, das sich unterzeichnet, ist knapp $14^1/_2$ Jahr alt. Der letzte der mitgeteilten Briefe, vom 20. Oktober 1813, ruft „Tryumph, tryumph“ über den Sieg der gerechten Sache in der großen Leipziger Völkerschlacht. Dazwischen spielt sich vor uns ein Menschenschicksal ab, das durch die tragische Verknüpfung mit den großen welthistorischen Ereignissen erhöhte Bedeutung gewinnt und durch die intimen, rasch hingeworfenen Briefe der Nächstbeteiligten zu neuem, wunderlich ergreifendem Leben geweckt wird.

Das „Lippchen“ plaudert zuerst wie der rechte Backfisch, frisch, ungekünstelt, äußerst lebendig: Vom neuen Hut — „nein, etwas Niedlicheres sahst Du noch nie!“ —, vom Schleppkleid, vom Tanzen und Stelzenlauf; fällt dann plötzlich in drollig-altkluge Würde und weist den Gedanken, daß jemand zu ihr „von Liebe“ sprechen könne, mit hoheitsvoller Entrüstung zurück; macht sich über die Komplimente lustig und dreht sich, ewig fidel, wie ein Quirl hierhin und dahin. Das ganze Leben sieht sie durch grüne Hoffnungsschleier, bis Jena die ersten Schatten in dies köstliche Jungmädelherz wirft. Dem flüchtenden Prinzen Heinrich von Preußen näht sie die Ärmel in den Rock, „doch den Stiefel, wodurch sich die Zehen Platz gemacht, konnte ich leider nicht flicken“. Ihr Herzog — sie ist Braunschweigerin — ist tödlich verwundet, das Los ihrer Familie unsicher. Da wird ihr Vater an den Anhalt-Cöthener Hof berufen, und dort entscheidet sich Philippines Schicksal.

Sie lernt ihren Cousin Albert von Wedell kennen, und die kleine Wilde wird zahm. Zuerst setzt sie der Liebe noch die Freundschaftsmaske auf. Aber alles Gute, Fromme, Weibliche kommt mit einem Male zum Vorschein, und schließlich gesteht sie es himmelhochjauchzend der Freundin: ich liebe und werde geliebt! Was sie für Freundschaft hielt, war „der höchste Grad von Liebe“ zu dem „besten der Sterblichen“, zu dem „edelsten, tugendhaftesten Herzen“. Leider Gottes sind verschiedene und sehr wichtige Leute durchaus nicht mit dieser Liebe einverstanden — der Bräutigam ist arm wie Philippine selber —, und das „zu Tode betrübt“ folgt auch hier. Der junge Offizier schließt sich endlich dem Schillschen Freikorps an; die Braut harrt in Sehnsucht und jener demütigen, dienenden Liebe, die dem Geliebten alles geben möchte. Aber ihre Seelenangst wird immer größer: „Unruhe erfüllt mich, dunkle Ahnungen zerreißen mein leidendes Gemüt. . . Oft höre ich deutlich von seiner Stimme meinen Namen rufen.“ Und ihre Schwestern haben verweinte Augen. Denn sie wissen, was Philippine noch nicht weiß.

Am 16. September 1810, etwa vierzehn Tage vor dem Briefe, aus dem ich eben zitierte, waren aus der Zitadelle von Wesel die elf gefangenen Offiziere des Schillschen Korps auf die Richtstätte geführt worden. Albert von Wedell, damals neunzehn Jahre alt, war mit seinem Bruder Karl unter ihnen. Bald krachten 66 Musketen, 10 Tote deckten den Boden, nur Albert von Wedell stand mit zerschmettertem Arm noch aufrecht und rief den Schützen zu, besser auf das Herz zu zielen. Und sie zielten zum zweitenmal besser . . .

Wird man sowieso schon immer wieder von der schlichten Größe gepackt, mit der die Elf zu sterben verstanden — diese Elf, unter denen doch achtzehn- und neunzehnjährige Jünglinge waren — so wird das Herz naturgemäß noch mehr erschüttert, wenn wir, wie hier, durch das Medium einer uns menschlich so nahetretenden Persönlichkeit an einen der Elf geknüpft sind. In dieser Ergriffenheit lesen wir die nächsten Briefe der unglücklichen Braut. Ihr individuelles Schicksal hat sich erfüllt; ein nie ganz verwindbarer Schlag ihre Jugend getroffen: „ein Grab meine Zukunft, der Kirchhof meine Heimat!“ Und im ersten Augenblick meint man wohl, die Briefe müßten hier abbrechen. Denn was kann noch kommen? Sollen wir sehn, wie einmal auch der größte Schmerz übersponnen wird von den kleinen Leiden und Freuden des Alltags? Sollen wir, die durch den Schlag des gewaltigen Schicksals zwar in Tiefen getroffen, aber auch zu Höhen erhoben sind, schließlich sanft hinuntergleiten in die freundlichen Niederungen stiller Resignation?

Unwillkürlich fürchtet man sich, aber man fürchtet sich grundlos. Wohl gehn die Briefe weiter, trotzdem Philippine von Griesheims Schicksal beschlossen ist. Aber sie selbst tritt auch zurück vor der Gewalt, mit der jetzt die Weltgeschichte dichtet. Sie dichtet 1812, sie dichtet 1813; zu einem Spiegel dieser großen Ereignisse werden die Briefe nun. Und statt eines matten Abgesanges eine grandiose Steigerung: das Einzelschicksal sich verlierend in das Schicksal der Nation, die gleichsam sich auch die Sache ihrer einzelnen Kinder zu eigen macht und bei Leipzig die entscheidende Quittung schreibt. Kein Dichter hätte grandioser komponieren und abschließen können, als es unbewußt in diesen schlichten Briefblättern geschieht. Bei Leipzig wird auch die arme Braut gerächt, der man den Geliebten gemordet hat. Eine große Sühne, die auch versöhnt mit dem tragischen Einzelschicksal.

Mehr brauch' ich über dieses Buch wohl nicht zu sagen.



Madonna de Gaëta — Originalgemälde von Raffael im Schloß zu Putbus.

Illustrierte Rundschau.

Madonna d'Alba oder Madonna de Gaëta? — Der Herkomer-Preis für die Münchener Automobil-Konkurrenz. — Hallen von Josef Hoffmann-Wien. — Medaillen von Fritz Behn-München. — Neue Blumentöpfe. — Die Simplon-Medaille von Hans Frey. — Dr. Julius Stinde †. — Prof. Dr. Wilhelm Oncken †.

In der kunstfreundlichen Welt erregt augenblicklich eine Broschüre des Berliner Porträtmalers Professor Gustav Richter Aufsehen, die nicht mehr und nicht weniger versucht, als eines der bekanntesten und meistbewunderten Gemälde Raffaels zu dethronisieren. Es handelt sich um die Madonna d'Alba in der Petersburger Eremitage. Dies Rundgemälde soll sich ursprünglich in einer Kirche zu Nocera de' Pagani im Neapolitanischen befunden haben, wurde dann, wahrscheinlich Ende des XVII. oder in den ersten Jahren des XVIII. Jahrhunderts, von dem Vizekönig Marchese del Carpio erstanden, kam nach Madrid in die Galerie des Herzogs von Alba, durch Weiterverkauf später nach London und wurde hier 1836, bei der Auktion der berühmten Sammlung Coesvelt, für Petersburg gekauft. Professor Richter erklärt nun, dies Bild sei überhaupt nicht von Raffael gemalt. Er bezeichnet dagegen mit Bestimmtheit ein viereckiges, bisher ziemlich unbeachtetes Gemälde, das sich im Schloß zu Putbus befindet und große Ähnlichkeit mit der Madonna d'Alba hat, als das Original Raffaels und jenes Bild der Eremitage als eine Kopie. Um auch für das viereckige Gemälde das Geschichtliche vorwegzunehmen: es stammt aus Gaëta; hier wird es 1802 zuerst erwähnt und anfangs Perugino, dann G. Penni, dem Schüler Raffaels, zugeschrieben. Im Jahre 1821 kaufte es Graf Lottum, der Vater des Fürsten von Putbus. — Bei dem beschränkten Raum dieser Rundschau können wir nicht all die Gründe hier aufführen, die Professor Gustav Richter für das letztere Gemälde anführt und gegen die Madonna d'Alba als eines Originals Raffaels. Für seine Ansicht spricht vor allem die reicher ausgestattete Komposition des Gemäldes zu Putbus (zwei leichte Bäumchen auf der linken Seite; schwarze Einfassung des Halsausschnitts der Madonna; Bordüre am Abschluß ihres Mantels; Verzierung im Heiligenschein des Jesusknaben, die auch sonst bei Raffael wiederkehrt). Es finden



Erster Entwurf Raffaels zur Madonna de Gaëta.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

sich weiter bei der Madonna de Gaëta, wie das Bild zu Putbus kurzweg genannt sei, im Saume des Untergewandes teilweise heut erloschene Schriftzeichen als Verzierung, deren Rekonstruktion den Namen RAFAEL S. A. V. P. ergibt. Diese Signatur fehlt der Madonna d'Alba. Nun gibt es im Museum zu Lille einen unbestreitbaren Entwurf Raffaels zu dem Original unter diesen Madonnen, und gerade daß dieser mit einem Kreis eingefaßt ist, schien die Echtheit der Madonna d'Alba in der Eremitage zu bestätigen. Professor Richter weist aber nach, daß Raffael z. B. umgekehrt seine Skizzen zur Madonna della Sedia in viereckigem Format gezeichnet hat, während das Gemälde bekanntlich ein Rundbild ist. Absolut beweiskräftig ist also die Liller Studie für die Echtheit der Madonna d'Alba in der Eremitage nicht. Er führt schließlich auch innere Gründe für seine Ansicht an und betont besonders den hohen geistigen Ausdruck der Köpfe in der Madonna de Gaëta im Gegensatz zu denen in der Madonna d'Alba. — Eine Entscheidung ist selbstverständlich sehr schwer. Die Kunsthistoriker werden ja aber wohl zu der interessanten Angelegenheit Stellung nehmen, und man möchte wohl wünschen, daß ein unmittelbarer Vergleich beider Madonnen im Nebeneinanderstellen sich ermöglichen ließe, wie er bei der Kontroverse, ob die Dresdener oder die Darmstädter Madonna das Holbeinsche Original sei, s. Z. zu so gutem Erfolge geführt hat. —

Die Münchener Große Automobilkonkurrenz stand in der letzten Zeit im Vordergrunde des sportlichen Interesses. Unsere Leser werden aus den Zeitungsnachrichten wissen, daß Meister Herkomer, der ja von Geburt ein Bayer ist, dieser Wettfahrt der Schnelligkeits-Ungetüme sein besonderes Wohlwollen zuwandte. Er stiftete auch den ersten Preis — wir geben das schöne Kunstwerk, das dem glücklichen Sieger zufiel, in unserer Abbildung wieder. —

Wenn man den Entwicklungsgang der neuen Richtung in der angewandten Kunst verfolgt, kann man leicht erkennen, daß sich in den Kunstzentren der verschiedenen Länder die Führer der Bewegung in zwei Gruppen scheiden. Während die einen, intuitiv aus ihrer Phantasie schöpfend, ihren Arbeiten neue und möglichst originelle Formen zu geben trachten, gehen die anderen im



Die Madonna aus dem Hause Alba. Gemälde der Eremitage zu St. Petersburg.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie in Dornach i. E., Paris und New York.

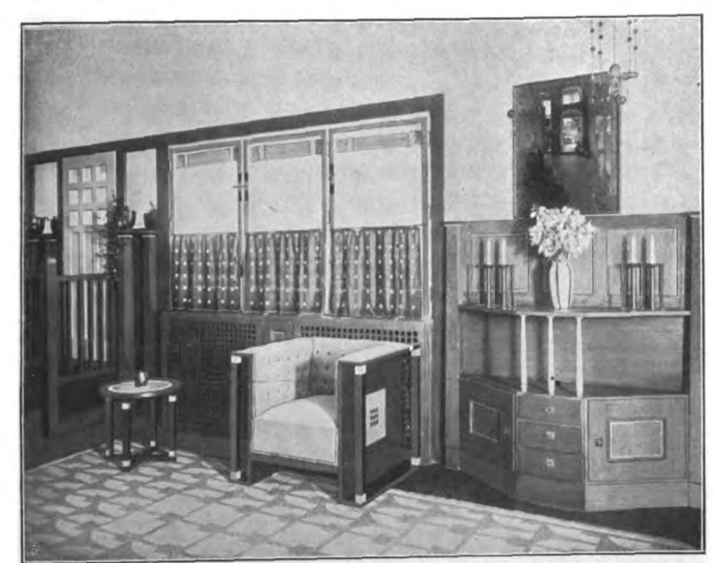

Herkomer-Siegespreis für das Automobilrennen in Bayern.

Streben nach ehrlicher Schlichtheit konstruktiv auf die einfachste Form zurück. Nirgends aber ist das Konstruktionsprinzip so zum obersten Grundsatz erhoben wie in Österreich, wo Männer wie Josef Hoffmann und Koloman Moser ihre Eigenart durchgesetzt und in ihrer Tätigkeit als Lehrer der Wiener Kunstgewerbeschule den Nachwuchs der österreichischen Architekten so entscheidend beeinflußt haben, daß man schon heute von einem „Wiener Stil“ sprechen kann. Sie knüpften an jene Traditionen an, welche in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die ebenso schlichten wie behaglichen Interieurs schufen, die man mit dem Namen „Biedermeierstil“ bezeichnet; aber sie haben diese Art im Geiste unserer Zeit schöpferisch weiter entwickelt. — Die beigefügten Abbildungen von Hallen aus der von Hoffmann gebauten Villenkolonie „Hohe Warte“ in Wien sind charakteristische Proben seiner Interieurkunst. Bei strenger Vermeidung alles unorganischen und unlogischen Schmuckes fordert er sorgfältige Verarbeitung des besten Materials und zweckmäßige, bequeme Möbelformen. Intarsien sind der einzige Schmuck der glatten, rechteckigen Flächen. Die dankbare Aufgabe der Halle weiß er ihrer verschiedenen Zweckbestimmung entsprechend in interessanter Mannigfaltigkeit zu lösen. Einbauten sind nur dort verwendet, wo sie eine wesentliche Raumersparnis bedeuten, wie dies bei den unter die Treppe verlegten Bücherschränken der Fall ist. —

In der Reihe unserer Abbildungen folgen einige ausgezeichnete lebensfrische Medaillen von Fritz Behn in München — wir wissen ja, daß unser Streben, die Wiederbelebung der Modelleurkunst zu fördern und zu stützen, bei unseren Lesern verständnisvolle Würdigung gefunden hat. Auch die Simplon-Medaille des Baselers Hans Frey wird allgemein interessieren als treffliche Verherrlichung des großen technischen Werkes; Avers und Revers scheinen uns gleich gut gelungen, zumal ist die Begegnung der von Nord und Süd durch den Fels vorgedrungenen Arbeiter famos in den engen Raum hineinkomponiert. —

Wie alle Lebewesen, so verlangt auch die


Die Halle des Gewerkschaftshotels Poldihütte in Kladno. Von Josef Hoffmann.



Halle in der Villa des Dr. V. Spitzer. Von Josef Hoffmann.

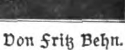
daher neutral sein muß. Hier sind einfache geometrische Verzierungen am Platz, wie sie auf unseren Abbildungen die Arbeiten von W. Magnussen und Henry van de Velde zeigen. Daß auch ein stilisiertes Blumen-Ornament von guter Wirkung sein kann, beweisen die von Erich Kleinhempel mit wenigen kräftigen Farben bemalten hölzernen Blumentopfkästchen, die noch den Vorzug haben, daß die Pflanzen direkt hineingepflanzt werden können. Eine hervorragende Arbeit ist auch der von Gottfried Rode in den matten Farben des dänischen Porzellans bemalte Cache-pot mit der weidenden Kuhherde. Die Pflanze zu ihrem Gedeihen Licht und Luft, und Luft nicht nur für die Blätter und Blüten, sondern vor allem auch für die Wurzeln. Für alle Zimmerpflanzen ist daher der gewöhnliche irdene Blumentopf unentbehrlich, durch dessen Poren die Luft in die Erde dringen kann, und an dessen Rand sich die Wurzeln besonders kräftig entwickeln. Der irdene Scherben würde also das Ideal eines Blumentopfes sein, wenn er nicht gar so häßlich wäre; je mehr Freunde die Zimmergärtnerei findet, desto eifriger bemüht sich die Industrie, geeignete Blumentopfhüllen auf den Markt zu bringen. Am bekanntesten ist der Cache-pot aus Steingut und Porzellan, doch führte die Sucht zu schmücken auch hier zur Überladung. Blumengewinde und Ranken waren das beliebteste Motiv, obwohl es doch eigentlich ganz selbstverständlich ist, daß gemalte und lebende Blumen stets einen Kontrast bilden, daß ein Cache-pot die Wirkung der Pflanze heben, nicht beeinträchtigen soll und



Halle der Villa des Dr. Hugo. (Die Sessel sind alt.) Von Josef Hoffmann.



Bildnisplakette. Von Fritz Behn.





Kinderbildnis. Bronzeplakette von Fritz Behn-München.



Hochzeitsplakette. Von Fritz Behn.

Schönheit des von dem Londoner Benson in Kupfer getriebenen Blumentopfes beruht dagegen ganz allein auf der anmutigen Linienführung der die Form belebenden Ranken und der vortrefflichen Bearbeitung des Materials. Sehr selten findet man auffallenderweise geflochtene Blumentopfhüllen, obwohl doch eigentlich Weide und Rohr das gegebene Material für diesen Zweck sind, da die durchbrochene Wandung die Häßlichkeit des eigentlichen Blumentopfes völlig verhüllt und die Luft ungehindert durchdringen läßt. Erst neuerdings hat man sich dieses Vorzuges erinnert, und einige vortreffliche Arbeiten dieser Art, die naturgemäß nur durch die Formgebung wirken können, zeigt unsere Abbildung der von M. Sänger entworfenen Blumentopfhüllen aus Peddigrohr, die an die graziösen Formen japanischen Flechtwerks erinnern. Auch Julius Moslers Palmenständer aus dem gleichen Material verdient Lob, er ist vernünftig, praktisch und elegant. — — —

Bildnis. Plakette von Fritz Behn.

Zwei treuen Mitarbeitern, welche uns und ihren vielen Freunden und Verehrern kürzlich durch den Tod genommen wurden, müssen wir diesmal einige Abschiedsworte widmen. Der eine ist Dr. Julius Stinde, der seit dem Bestehen der Monatshefte wohl in jedem Jahrgang durch mindestens einen Beitrag vertreten war. In unseren Heften hat er auch seine Erinnerungen veröffentlicht und zuerst ausgeplaudert: „Wie ich Bekanntschaft mit Frau Wilhelmine Buchholz machte" (1897/98 I, S. 65). Heute, wo er als der Schöpfer der köstlichen Wilhelmine — köstlich zumal in den ersten Bänden „Buchholzens in Italien" und „Familie Buchholz" — wieder so lebhaft vor uns steht, wird es interessieren, was er selbst über diese ausgezeichnete Dame meldet. Als er in Hamburg begann, sich literarisch zu betätigen, verfaßte er auch ein Buch über — Wäsche. „Es wurde geschrieben und erschien lieferungsweis. Jedes Buch muß einen Titel haben. Wir nannten es ‚Wasser und Seife'. Und auch einen Verfasser, das heißt, einen Titelverfasser muß es nennen; hier am besten eine Verfasserin. Während wir berieten, sagte der junge Mann der Buchhandlung, es sei vor Zeiten eine wegen ihrer Tüchtigkeit berühmte Wäscherin in Hamburg gewesen, die habe Wilhelmine Buchholz geheißen. Der Name gefiel und wurde auf den Titel gesetzt. Noch jetzt geht ‚Wasser und Seife' unter ihrem Namen, und wer im Meyer den Artikel ‚Waschen' nachliest, findet ihn alldort am Schlusse bei der Literaturangabe verzeichnet." Dann vergingen Jahre. Stinde war nach Berlin übergesiedelt. „Da begab es sich," erzählt er weiter, „daß ich an einem Abend bei einer mir lieb und teuer gewordenen Familie war, wo echt deutscher Frohsinn herrschte, wo die kleinen Unzulänglichkeiten des Lebens und die Schwierigkei-



Bildnis. Plakette von Fritz Behn.

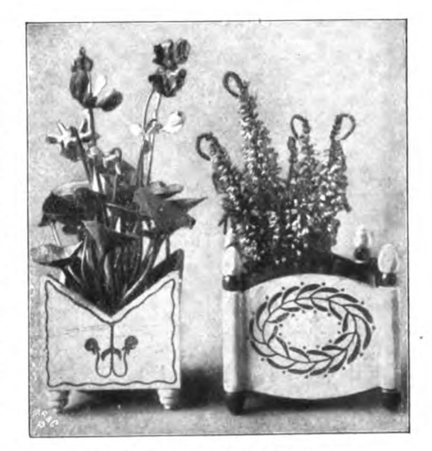
ten des Alltags nicht wie sonst so oft das Dasein verbitterten, sondern sonnigen Humor erweckten. An jenem Abend sprach die frohgemute Frau des Hauses unverhohlen ihre Entrüstung über ein Vorkommnis aus, dem sie keine heitere Seite abzugewinnen vermochte, auf das in der Presse hinzuweisen sie mich verpflichtete, damit solchem Unwesen gesteuert werde. Es hatten nämlich ihre beiden Töchterchen ein Büchlein mit aus der Schule heimgebracht, ein Stück für das Puppentheater, das sich in der Tat keineswegs für Kinder eignete. Ich versprach das Meinige zu tun und diese Art Literatur nach Gebühr zu verurteilen, allen bösen Puppentheaterschreibern zur Warnung, allen Eltern zur Achtsamkeit.



Blumentopfhüllen: 1. entworfen von W. Magnussen, ausgeführt von J. Uffrecht & Co., Neuhaldensleben; 2. entworfen von Gottfried Rode, ausgeführt von der Kgl. Porzellanmanufaktur Kopenhagen; 3. entworfen von Henry van de Velde, ausgeführt von Reinhold Hanke, Höhr; 4. in Kupfer getrieben von W. A. S. Benson, London.

„Es war aber doch eine eigne Sache mit dieser Rettung, denn als ich tags drauf am Schreibtisch das verwünschte Stück prüfte, fand ich es bis auf die durchaus verwerflichen Stellen so albern und dürftig, daß ein regelrechter Entrüstungsartikel ein Schießen mit Kanonen nach

Palmenständer aus Peddigrohr. Entwurf und Ausführung von Julius Mosler, München.



Erich Kleinhempel. Bemalte Blumentopfkästchen aus Holz (ges. geschützt).



Blumentopfhüllen aus Peddigrohr. Von M. Sänger, ausgeführt von J. Mosler, Hofkorbwarenfabrik, München.

Spatzen gewesen wäre. Um mein Versprechen zu halten, ersann ich einen Ausweg. ‚Wie wäre es,‘ dachte ich, ‚die Wirkung des Stückes auf gut bürgerliche Leute zu zeigen, wenn die Kinder es in all ihrer Harmlosigkeit darstellten?‘ Gedacht, getan. Kritiker, Schulmeister und Novellist vereinigten sich, die Aufgabe zu lösen. Und doch, als der Aufsatz geschrieben war, sah ich, daß ein anderes noch mitgearbeitet hatte: das war der Frohsinn der frohen Hausfrau, die mir auf die Seele gebunden hatte, ernst, sehr ernst vorzugehen. So war es ja in ihrem Sinne, wie der Aufsatz sich gestaltete, und ich wußte, als ich ihn durchbessert hatte, daß sie sagen würde: ‚So ist's recht, Onkel Stinde.‘ Und das sagte sie, als die ‚Puppenkomödie‘ im November 1878 im Deutschen Montagsblatt gedruckt war. Jener Aufsatz war so gehalten, als hätte die brave Berliner Frau, in deren Heim das ärgerliche Puppenspiel stattfand, brieflich dem Redakteur des Blattes ihr Leid geklagt, und da ich um eine Unterschrift verlegen war — Namen erfinden, hat so seine Mucken — fiel mir bei, daß ich schon einmal mich eines weiblichen Pseudonyms unbeanstandet bedient hatte, und setzte ruhig Wilhelmine Buchholz darunter. Damit war die Gestalt geschaffen.“ Und sie erwies sich bald darauf als die Trägerin für „Buchholzens in Italien“, die in Anknüpfung an eine Reise entstanden, die Julius Stinde nach dem Wunderlande unternommen hatte. — — Wir verloren an Stinde nicht nur den treuesten, liebenswürdigsten, zuverlässigsten Mitarbeiter, wir verloren in ihm auch einen lieben Freund. Am 8. August wurde er von seinem schweren Herzleiden erlöst, in der Heimatserde, zu Lensahn in Holstein, hat er seine letzte Ruhestätte gefunden. — Prof. Dr. Wilhelm Oncken, der treffliche Gießener Historiker, der am 10. August verschied, stand uns persönlich nicht so nahe wie unser Freund Julius Stinde. Aber auch er hat bei uns eine Reihe hochinteressanter Aufsätze veröffentlicht, unter denen besonders seine Erörterungen über „Die Flucht des Prinzen von Preußen in den Märztagen 1848“ (Jahrg. 1902/1903) allgemeines Aufsehen erregten. Professor Oncken ist weiteren Kreisen besonders durch die „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen“ bekannt geworden — ein Werk, das ziemlich einzig in der geschichtlichen Literatur dasteht. Mit einem Stabe von einigen dreißig Mitarbeitern schuf er diese große Weltgeschichte, deren Einzelteile freilich nicht von gleichem Wert sind, die aber in ihrer Gesamtheit doch eine monumentale Leistung darstellt. Er selbst war an dem Unternehmen, das überall seine gewandte redaktionelle Leitung verrät, durch mehrere große eigene Arbeiten beteiligt, die jedenfalls zu den besten des ganzen Werkes gehören: das Zeitalter Friedrichs des Großen; das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege; das Zeitalter Kaiser Wilhelms I. Auch aus diesen Arbeiten spricht das warmherzige, echt deutsche Empfinden, das Professor Onckenallezeit beseelte. Es starb mit ihm ein begeisterter Patriot.







Medaille von Hans Frey in Basel auf den Simplontunnel.

Julius Stinde †.



Wilhelm Oncken †.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Dr. med. Lots Kuranstalt f. Nervöse u. Erholungsbedürf. i. A.
Spez.-Behandl. bei Kongestion, Kopfschmerz, Neuralgien.
Schönste Lage im Ort, nahe Kurhaus u. Wald. Prospekt.
Friedrichroda i. Thür.

Dr. Dr. Teuscher's Sanatorium

Oberloschwitz-Weisser Hirsch bei Dresden. Physik. diätet. Kurmethoden.
.... Für Nerven-, Stoffwechsel-Kranke und Erholungs-Bedürftige. ....
Dr. H. Teuscher, Nerven-Arzt. Dr. P. Teuscher, praktischer Arzt. — Prospekte.
— *Neues Badehaus, elektrisches Licht, Zentralheizung.* **Winterkuren.** —

Sanatorium Oberwaid b/St. Gallen (Schweiz)

Naturheilanstalt I. Ranges · 2 Aerzte, 1 Aerztin ·
Auch für Erholungsbedürftige und zur Nachkur geeignet.



Direktion: **Otto Wagner**, früher Dir. und Pächter d. Bilz'schen Anstalt. — **Beste Kurerfolge** bei fast **allen Krankheiten** durch angepasste Anwendung d. **physik.-diät. Heilmittel.** (Ausgen. Tuberkulöse u. Geisteskranke.) — **Spez. Abteilung zur Behandlung von Frauenkrankheiten.** — Aller Komfort, herrliche geschützte Lage, eigener alter Waldpark und wundervolle Ausflüge. — Illustrierte Prospekte gratis.

Zu Herbst-, Trauben- und Winterkuren ganz besonders geeignet.

Bilz Bilz Bilz Bilz

Naturheilanstalt	Naturheilbuch	Zukunftsstaat	Hausschatz
Dresden-Radebeul. 3 Ärzte. Gute Heilerfolg. Sonnen-, Luft-, elek. Licht-, elek. Wasser-, Dampf-, kohls. Bäd., Pack., Massag. Heilgymn. Angepaßte Diät. Prosp. frei. Winterkuren.	Tausende verdank. demselben ihre **Genesung. 1 Million Expl.** schon verkau. 3 Bände. 3000 Seit. 1300 Abbild. u. Tafeln 15 Mod. d. menschl. Körp. Preis **25** Mk.	Allen Menschen w. ein sorgloses Dasein gesichert. Die **wirkliche Lösung** d. **soz. Frage.** Viele Anerk.-Schreiben liegen vor 900 Seit. Pr. brosch. M. **3.50**, gb. M. **4.50.**	d. Bildung u. d. Wissens lehrt Engl., Französ., Buchführ., Stenogr., Physik, Chemie usw. 4000 Seiten. 1700 Abbild. 135 Tafeln. 5 Bände, jeder für sich abgeschl. Pr. à **12** Mk.

Zu bezieh. d. **Bilz Verlag, Leipzig.** Teilzahlung. Ausf. Prosp. frei. Bücherverkäufer gesucht.

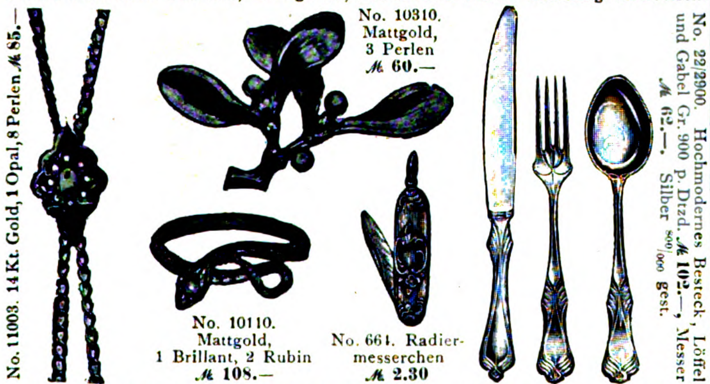
SALZSCHLIRF heilt GICHT
BONIFACIUSBRUNNEN heilt alle Stoffwechselstörungen! Bad SALZSCHLIRF, Hessen-Nassau.

Hamburg
ZUR HAUSKUR
30 Flaschen
BONIFACIUSBRUNNEN
Prospecte gratis
d. d. Badedirection
Gicht-Bad
Salzschlirf
Fulda
Frankfurt a. M.

Gicht
Salzschlirfer Bonifacius

Gebr. Stark, Pforzheim Bez. 39,

langjähr. Lieferanten hunderter adeliger u. fürstl. Häuser, empfehlen ihre hochmodernen letzten Neuheiten aller Arten gold. u. silb. Schmucksachen, sowie echt silb. u. garant. schwer versilberter Bestecke, Tafelgeräte, Luxuswaren etc. zu allerbilligsten Preisen.



Nur tadellose Arbeit unter Garantie für Feingehalt. — Alte Schmucksachen arbeiten wir zu modernsten Stücken, nehmen Gold, Silber, Edelsteine in Zahlung.
Kataloge an jedermann gratis und franko.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Beliebte Jugendschriften für Mädchen:

Clementine Helm:

Für das Backfischalter.

Das Kränzchen. — Unser Sonnenschein. — Frau Theodore. — Treu Hannchen. — Das Heimchen. — Seines Glückes Schmied. — Dornröschen und Schneewittchen. — Professorentöchter. — Tante Regine. — Die Stiefschwestern. — Vom Backfisch zur Matrone. — Geschwister Leonhard.

Für jüngere Mädchen (7—12 Jahre).

Prinzeßchen Eva. — Elfchen Goldhaar. — Hans und Hanna. — Röschen im Moose. — Klein Dina's Lehrjahr.

Jeder Band in elegantestem Einband 5.50 Mk.

Charlotte Niese:

Das Dreigespann. 5.50 Mk.
Erika. 5.50 Mk.

Eva Hartner:

Pension und Elternhaus. 5.50 Mk.

B. Schulze-Smidt:

Aus dem goldenen Buche. Eine Erzählung für junge Mädchen.
Jugendparadies. Eine wahre Geschichte für die Kinder und ihre Freunde.
Mit dem Glücksschiff. Eine Geschichte zu Wasser und zu Lande für junge Mädchen.
Holde Siebzehn. Eine Erzählung für junge Mädchen.
Mellas Studentenjahr. Eine Backfischgeschichte.
Tiny und Tinys Gespielen. Eine Erzählung für heranwachsende Mädchen.

Jeder Band in vornehmem Einband 5.50 Mk.

Frida Schanz:

Waldkind und Weltkind. Elegant gebunden 4.50 Mk.
Rottraut und Ilse. Elegant gebunden 5.50 Mk.
Hand in Hand. 5.50 Mk.
Aus dem Jugendlande. 5.50 Mk.

Durch alle Buchhandlungen.

Velhagen & Klasings
Monatshefte

Monatlich 1 Heft zum Preise von M. 1.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten*)

Inhalt des Novemberheftes:

Kunstbeilagen:

Einschaltbilder:

---

*) In der 1905. Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

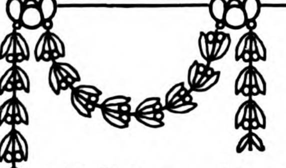
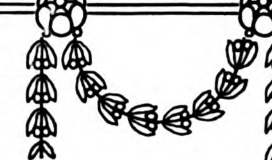
Für die Anzeigen verantwortlich: A. Piedmeyer in Leipzig, Hospitalstraße 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Mit Extrabeilagen von Hermann Costenoble, Verlagsbuchhandlung, Jena, J. Engelhorn, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, und der Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G. München.



Bildnis. Gemälde von Fritz Burger.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:
Theodor Hermann Pantenius
und Hanns von Zobeltitz.

XX. Jahrgang 1905/1906.  Heft 3. November 1905.

Hinrik Gehrts.

Roman von Franz Rosen.

(Fortsetzung.)



Hinrik Gehrts legte die Hand auf die Schulter seiner Tochter und sah ihr ernst und väterlich in das junge Gesicht. Sie hatte nun die Augen voll zu ihm aufgeschlagen. Etwas Tiefes, Unenträtselbares leuchtete darin. Aber Verliebtheit war es nicht.

„Ach — Vater — so wie Du ist ja doch keiner!“ sagte sie plötzlich mit einem tiefen Seufzer.

Manch einer hätte angesichts dieses naiven Bekenntnisses gelächelt; es vielleicht für überspannt erklärt. Hinrik Gehrts tat keins von beidem. Er sah nur lange seiner Tochter ins Gesicht und schwermütige Gedanken bewegten seine Seele.

„Wenn erst einmal der Rechte kommen wird, mein Kind,“ sagte er mit diesem tiefen, warmen Ton, der immer gleich durch und durch bis ins Herz ging, „dann wirst Du nicht mehr Vergleiche mit Deinem Vater ziehen. Und so lange wollen wir ruhig warten —“

Ruth küßte ihrem Vater die Hand, und die Sache war abgetan.

Er war überzeugt, daß ‚der Rechte‘ über kurz oder lang sicher kommen, sie war überzeugt, daß er niemals kommen würde. Dabei beruhigten sie sich beide.

Sie beschlossen noch, der Mutter nichts zu sagen. Es würde ihr nur unnötige Erregung und fruchtloses Bedauern schaffen. Und das wollten sie ihr lieber sparen. So sagte Hinrik. Im Grunde fürchtete er, daß sie Ruth quälen würde; und davor wollte er sie hüten.

„Du mußt auch Frau von Vahren bitten, daß sie der Mutter nichts sagt,“ fügte Ruth noch hinzu. „Ich ahnte nicht, daß sie so eingeweiht war. Sonst hätte ich ihr natürlich auch das Letzte erzählt.“

Hinrik versprach es. —

Die großen Ferien kamen, und mit ihnen kam Rik.

Er war in letzter Zeit sehr gewachsen. Das Kindliche hatte er ganz abgestreift. Alles an ihm war groß und lang, aber mager und blaß. Sein Gesicht hatte einen altklugen Zug, und seine an sich recht hübschen blauen Augen hatten einen trotzigen, unsteten Blick. Er gefiel Hinrik weniger denn je. Auch daß sich auf seiner Oberlippe schon die ersten Spuren des Bartes zeigten, mißfiel ihm, war ihm geradezu unangenehm. Was brauchte so ein sechzehnjähriger Bengel schon einen Bart zu haben? Und dies ewige Gezupfe daran! Und überhaupt diese Sucht, den Erwachsenen zu spielen! Das sind unkindliche Gemüter — albern, oder frühreif; wurmstichig und zum vorzeitigen Abfall bestimmt.

Hinrik war verzweifelt über diese Gedanken und Empfindungen. Aber er konnte sie nicht loswerden.

Rik hatte das Waldhorn mitgebracht, das Frau von Vahren ihm zu Weihnachten geschenkt und darauf er schon fleißig geübt hatte. Es machte ihm Freude, und er besaß schon eine ziemliche Fertigkeit. Es war ein hübsches Bild, wenn er abends zwischen den blühenden Gebüschen stand und seine Lieder in den warmen, stillen, duftenden Abend hinausblies; während Jerta und die Schwestern als andächtige Zuhörerinnen auf irgendeiner weißen Bank saßen.

Das erste Mal war auch Hinrik unbemerkt dazugetreten. Im Schatten der Büsche verborgen, hörte er zu, und freute sich. Freute sich, weil er endlich einmal über irgend etwas an seinem Sohne Freude zu empfinden imstande war.

Er sagte dann auch Rik, wie er sich über sein Spiel freue. Der Knabe nahm das Lob stumm und verlegen mit gesenkten Blicken hin. Hinrik Gehrts ärgerte sich bereits wieder, daß er es ausgesprochen hatte. Dabei ahnte er nicht im entferntesten seines Sohnes Gedanken!

‚Der Vater freut sich ja nur, weil Frau von Vahren mir das Horn geschenkt und Bertie es mich blasen gelehrt hat.‘

Er blies fortan nur noch ungern in seines Vaters Gegenwart.

„Im Walde muß es noch viel schöner klingen,“ meinte Els einmal — und nun wunderten sich alle, daß man daran nicht gleich gedacht hatte.

Fast täglich verbrachten nun Jerta, Rik und diese oder jene der Schwestern mehrere Stunden im Walde. Hinrik begleitete sie oft, trennte sich aber bald von ihnen, um seiner Arbeit und seiner Jagd nachzugehen. Im Grunde fühlte er sich überflüssig, und das war ein Gefühl, das er durchaus nicht ertragen konnte.

Manchmal bot er Rik an, mit ihm zu gehen und dies oder das zu schießen. Rik hatte immer Ausflüchte. Hinrik sah bald ein, daß er lieber allein oder mit dem Förster ging, und ließ ihn dabei. Es hatte keinen Zweck, etwas zu erzwingen, das beiden keine Freude gewesen wäre.

Oft, wenn er einsam, die Büchse über der Schulter, unter den Kronen seiner Bäume dahinging und von fern her durch die grünen Gehänge der Zweige das Waldhorn schallte, in langgezogenen, weichen, den ganzen Sommertag durchklingenden Tönen, stand er still, lehnte sich an einen seiner hundertjährigen Stämme, und hing einer unbegrenzten, schwermütigen Träumerei nach.

Seine stürmende Jugend mit ihrer jubelnden Liebe — sein junges Weib — die Bettchen seiner Kinder — das Glück, als endlich eins dieser Kinder ein Knabe war — all die frohen Hoffnungen, die stolzen Träume, die er an diesen Knaben knüpfte — all das zog, leuchtenden, schwermütigen Bildern gleich, an seiner Seele vorüber; das Waldhorn klang zu ihm herüber, als wolle es ihn verhöhnen.

Da ging er nun hin, dieser Knabe, mit der Mutter, die ihn verdorben hatte. Und das Herz tat ihm noch weher um Jerta, als um Rik.

In seinen schweren Gedanken überhörte er einmal das Rollen eines Wagens auf dem weichen Waldboden. Er hatte kaum gemerkt, daß er ganz in der Nähe des Weges stand, der zum Nachbargute führte. Der Wagen bog um die Ecke. Lisa Vahren und Bertie saßen darin. Sie kamen so unerwartet, so wie ein jäher Lichtstrahl in das Düster seines Gemüts, daß seine Seele geblendet zurückbebte.

Sie hatten ihn und die Seinen besuchen wollen. Nun stiegen sie hier aus und schickten den Wagen weiter. Sie wollten die andern zu Fuß aufsuchen. Hinrik sollte die Richtung angeben, ohne Steg durch den Wald, dem Klange des Hornes und dem allmählich auftauchenden Schall der Stimmen nach.

Bertie lief voraus. Hinrik und Lisa folgten. Sie waren sehr schweigsam. Das Verhängnisvolle, Unausgesprochene zwischen ihnen bedrückte sie.

‚Ja, ich liebe sie!‘ sagte sich Hinrik mit grausamer Klarheit. ‚Das Feuer meiner Seele, das Jerta nicht mehr genährt, das Verlangen meiner Sinne, das Jerta nicht mehr gestillt, die Sehnsucht meines ganzen inneren Menschen, die Jerta nicht mehr befriedigt — das alles hat sich nun mit jahrelang aufgespeicherter Kraft auf diese andere gestürzt und wird sie und mich verzehren und vernichten, wenn ich es nicht begrabe in meinem Herzen. Und ich werde es begraben und

mein Herz wird an der inwendigen Glut verdorren.' —

Lisa Vahren ahnte — fühlte, was in ihm vorging. Es war solche Schwüle um ihn her, solch scharfer, unerbittlicher Zug in seinem Gesicht. Sie bereute, gekommen zu sein. Sie wollte ja nur den Schein aufrechterhalten, um Jertas, um der Kinder willen. Aber wer weiß, ob das nötig war. Sie selbst fühlte die Kraft zu solchem Scheindasein und sie zweifelte nicht daran, daß auch Hinrik Gehrts sie haben würde. Aber es war doch immerhin eine Qual für beide, und vielleicht eine unnötige Qual. Vielleicht wäre es Jerta ganz recht, wenn der ohnehin kümmerlich genährte Verkehr ganz wieder aufhörte. Aber Hinrik Gehrts gar nicht mehr sehen — die Qual war noch viel größer. — Sie würde sie ertragen, standhaft und klaglos, wenn sie wüßte, daß es Hinriks Wunsch wäre. Aber sich von ihm zurückziehen, von ihm trennen, ohne Aussprache, ohne Verständigung — das ging nicht an. Das konnte sie nicht. Das wollte sie auch gar nicht. Sie überließ sich ihm, seinem Willen, seiner Ehrenhaftigkeit, seiner Aufrichtigkeit. Lieber die unheilvollste Aussprache, als das geringste Mißverstehen.

Und so ging sie neben ihm her und wartete geduldig, ob und wie er das Schweigen brechen würde.

Ihr geduldiges Warten, in dem so viel vertrauensvolle Unterordnung lag, machte ihn je länger, je rasender.

„Warum sprechen Sie kein Wort?“ fuhr er sie barsch an.

Sie erschrak und wurde dunkelrot, sah ihn hilflos an und sagte immer noch nichts.

Nun hätte er sich prügeln mögen wegen seiner mangelnden Selbstbeherrschung.

„Verzeihen Sie“ — sagte er. „Ich bin jetzt oft in einer so gereizten, unzurechnungsfähigen Stimmung.“

Sie fragte nicht warum. Und ihm fiel ein, daß er sich noch eines Auftrages von Ruth zu entledigen habe.

Er tat es in kurzen, sachgemäßen Worten.

Lisa Vahren hatte volles Verständnis für Ruths Empfinden in dieser Sache. Das Mädchen wurde ihr nur noch lieber durch alles, was er ihr von ihm erzählte. Und einmal im Zuge, erzählte er gern und viel. Lisa interessierte sich für alles. Sie verstand alles. Sie sah mit seinen Augen, sie fühlte mit seinem Herzen. Und sie hörte mehr, als was er in Worten sagte. Sie hörte seine ganze innere Vereinsamung aus seinen sachlichen Erzählungen heraus. Sie begriff nicht, sie war außer sich, daß Jerta ihn so hatte vereinsamen lassen! Und er hatte sie doch geliebt! Wie mußte es sein, von Hinrik Gehrts geliebt zu werden!

Er hatte sich immer noch nicht ganz von Jerta gelöst.

Sie hörte, sie fühlte das. Es mußte ein Leichtes sein für Jerta, ihn sich wiederzugewinnen.

Sie wollte ihr das sagen. Es würde sich schon einmal eine passende Stunde finden. So konnte sie vielleicht das Beste, das Größte für ihn tun.

Wenn Jerta einmal in der richtigen Weise darauf hingewiesen würde, dann mußte es ja leicht für sie sein, dies Ziel zu erreichen — dies Ziel erreichen zu wollen.

Aber es ist schwer ein Ziel zu erreichen, wenn man den Weg verloren hat. —

Dies alles jagte durch ihre Gedanken, während sie wieder in das alte, drückende Schweigen zurückgefallen waren. Dann, als sie Jerta gegenüberstand, erschien es ihr unmöglich, ihre Absicht zu verwirklichen. Jertas hoheitsvollem Stolz, ihrer unnahbaren Haltung gegenüber schwand ihr Mut, ihr Glaube an eine Möglichkeit des Erfolges. Das waren da alles feste, alt eingewurzelte Zustände. Da lagen Schlösser und Riegel, die sie mit ihren zarten Händen nie würde erbrechen können.

Wo Hinrik Gehrts machtlos war — wie wollte sie sich da anmaßen, etwas zu leisten!

* * *

Im Herbst verlobte sich Lies, und wenige Wochen später Gred.

Es kam beiden Eltern überraschend, denn die Töchter hatten niemals angedeutet, daß während ihres Aufenthaltes in der Hauptstadt derartiges sich angesponnen hatte. Aber es war ja ganz natürlich, die Mädchen waren hübsch, gut erzogen und später einmal recht wohlhabend.

Beide Schwiegersöhne waren durch ihren Beruf an die Stadt gefesselt; der eine als Architekt, der andere als Bankbeamter.

Hinrik wäre es sympathischer gewesen, seine Töchter hätten aufs Land geheiratet. Aber er war weit davon entfernt, sich sein Urteil durch eigene Wünsche zu trüben. Die Hauptsache war, daß es anständige Männer waren, daß sie seine Töchter liebten. Beides schien der Fall zu sein.

Jerta ihrerseits freute sich, ihre Kinder dahin gehen zu sehen, von wo sie gekommen war. Sie hatte sich hier in der Einsamkeit nie unglücklich gefühlt, zumal früher nicht, als die Liebe zu Hinrik ihr die Hauptsache, das A und das O ihres Daseins war. Mit dieser Liebe zugleich waren aber auch andere stürmische Forderungen an das Leben eingeschlafen, die bei andern Frauen erst recht dann aufwachen, wenn die Liebe sie nicht mehr ausfüllt. Sie gehörte zu der großen Schar derer, deren jugendliche Gefühle und Gelüste heiß und heftig — und kurzlebig sind. Dann verblassen alle Farben, verschwimmen alle Konturen. Sie tragen das graue, ausgewaschene Gewand gleichförmiger Alltäglichkeit, und sind dabei meist glücklicher als andere, deren Seele noch lange stürmt und jauchzt und weint und Licht und Finsternis durchmißt mit nie rastendem Flügelschlag. Aber nun freute sie sich doch, daß ihre Töchter etwas vom Leben haben sollten. Alte Erinnerungen und Freuden lebten auf in ihr. Sie selbst lebte auf. Die Zukunft der Kinder, die Besorgung der Aussteuer, die Vorbereitungen zur Hochzeit, das Kennenlernen der neuen Familien füllte sie während des Winterhalbjahres ausschließlich aus. Sogar Rik trat in den Hintergrund ihres Denkens.

Sie war beständig umgeben von Preisverzeichnissen und Mustersendungen aller erdenklichen Geschäfte, verhandelte mit Tischlern und Schneiderinnen, maß, zählte, rechnete stundenlang. Lies und Gred umgaben sie unzertrennlich, mit brennenden Wangen und leuchtenden Augen. Die kleine Els stand neugierig und neidisch dabei.

Hinrik hatte seine stille Freude an dem emsigen Tun. Es kam ihm vor, als sei ein reiner, frischer Wind in die schwüle Atmosphäre seines Hauses gefahren.

Er und Jerta hatten wieder etwas Gemeinsames zu sorgen und zu denken, und sie stimmten in allen Hauptsachen überein. In Kleinigkeiten ordnete Hinrik sich willig Jertas Wünschen unter. Kleinigkeiten waren ihm von jeher Nebensächlichkeiten gewesen. Er bewilligte ihr zur Anschaffung der Ausstattungen an Mitteln so viel sie wollte, auch wenn es ihm hier und da zu viel dünkte. Er wollte ihre Laune nicht verderben durch engherziges Rechnen. Er freute sich ja so, daß nun endlich auch einmal die „kleinen Mädchen“ zu ihrem ungeschmälerten Recht an der Mutter Liebe und Fürsorge kamen. Und schließlich war ja doch fast alles Jertas, was sie an Geld besaßen.

Ein einziges Mal ging ihm die Sorge durch den Sinn: wenn sie so verschwenderisch für die Töchter ist — wie wird das dann erst mit Rik werden? Aber er spann diese Sorge nicht weiter aus. Er wollte die Gegenwart genießen.

Lisa Vahren kam öfters herüber, um an der fröhlichen Geschäftigkeit teilzunehmen, zu bewundern, zu begutachten.

Auch ihr gegenüber war Jerta anders; zugänglicher, liebenswürdiger. Lisa war ja der einzige Mensch außer der Familie, dem gegenüber sie sich in ihrem mütterlichen Stolz zeigen konnte. Und sie fand in ihr eine so freundliche, verständnisvolle Zuhörerin, daß sie mehr und mehr vergaß, was sich zwischen ihnen beiden schemenhaft aufgetürmt hatte. In den Weihnachtstagen nahm sie sogar bereitwillig eine Einladung von Lisa Vahren an, die es sich wünschte, die beiden Brautpaare einmal in ihrem Hause zu feiern. In zwei großen Schlitten fuhren sie hinüber; Jerta voran mit dem einen Brautpaar, Els und Rik. Hinrik mit dem andern Brautpaar und Ruth.

Es war wieder so ein wundervoller, weiß und blau und goldener Wintertag wie damals, als Hinrik allein dieses Weges fuhr und sein Herz um Lisa Vahrens Leben zitterte. Heut war er fest und ruhig, denn er war seiner und ihrer sicher.

Wie vergnügt sie alle waren — erst an der mit Lebensbaum und Christrosen festlich geputzten Tafel, dann unter dem Weihnachtsbaum mit seinen stillleuchtenden Kerzen. Lisa Vahren hatte für jeden eine sinnige kleine Gabe, die sie in anmutigster Weise verteilte. Für Jerta hatte sie einen hübschen Rahmen ausgesucht, der die Bilder der Brautpaare aufnehmen sollte.

Alle freuten sich, zeigten einander ihre Geschenke und schwirrten fröhlich durcheinander.

Lisa Vahren stand bei Hinrik Gehrts, der mit still glücklichem Gesichtsausdruck die frohe Schar beobachtete. Sie war verlegen. „Für Sie habe ich gar nichts,“ sagte sie.

„Das schadet nichts,“ erwiderte er schnell. „Mir haben Sie ohnehin schon das Beste geschenkt.“

Sie sah ihn fragend an.

Mein Gott — wie sah sie jung und lieblich aus, und so vertrauensvoll sah sie ihn an, so ahnungsvoll des tiefen, scheuen Gefühls, das aus dem Untergrund ihrer Seele herauf durch diese Augen zu ihm sprach! So wie einfach zum Nehmen war sie vor ihn hingestellt.

Sein Blick verlor sich in ihren Blick, seine Seele in ihre Seele. Ein ernstes, trauriges Leuchten zog über sein Gesicht, über seinen ganzen Menschen.

In Lisa Vahrens Antlitz begann es verräterisch zu zucken.

„Sie haben mir diesen Abend geschenkt!“ ergänzte Hinrik Gehrts seine vorigen Worte. Seine Stimme klang trocken und förmlich. Er ging zu einem Sessel und setzte sich in der Nähe der andern.

Lisa Vahren aber ging zu Ruth und unterhielt sich mit ihr. Seit dem wochenlangen Beisammensein im vorigen Frühling war ihr allemal, als habe sie ein Stück von Hinrik Gehrts, wenn sie seine älteste Tochter hatte. Sie war ihm von allen seinen Kindern am ähnlichsten. Sie hatte ein überraschend feines Verständnis für all seine Eigenarten, für die feinsten Schwingungen seines vibrierenden Gemütslebens. Und sie liebte ihn schwärmerisch.

„Ich finde, Sie sind alle ordentlich aufgelebt durch das Glück der Schwestern,“ sagte sie und legte vertraulich ihren Arm um Ruths Schultern. „Namentlich Ihre Mutter.“

„Ach nein — Vater noch viel, viel mehr. Man merkt es nur nicht so; und es ist jetzt so gemütlich bei uns — o, Sie glauben gar nicht, wie wohl das tut!“

An diesen mit tiefer Inbrunst gesprochenen Worten merkte Lisa Vahren, wie schwer dieses Mädchen unter den häuslichen Verhältnissen litt. Sie drückte sie fester an sich.

„Ruth,“ sagte sie und ging unauffällig mit ihr in ein wenig erhelltes Nebenzimmer, „könnten sie nicht alle — vielleicht Sie selbst am besten — diese allgemeine Stimmung benutzen, um Rik und Ihren Vater einander zu nähern?“

Ruth ließ mutlos den Kopf hängen.

„Ach nein — daran ist nichts zu ändern. Ein solcher Versuch würde nur sofort die ganze Stimmung verderben. Jetzt steht es so, daß sie sich gegenseitig vermeiden. Und das ist noch das Beste, was man erwarten kann. Wenigstens ist dann doch Frieden.“

Lisa Vahren ließ das Thema fallen. Heut sollte niemand ein bekümmertes Gesicht machen.

„Sagen Sie mal, kleine Ruth,“ fing sie in ganz anderem, neckischen Tone an, „sind Sie nun kein bißchen eifersüchtig, wenn Sie Ihre beiden bräutlichen Schwestern sehen? Haben Sie es noch nie — auch jetzt nicht — bereut, daß Sie damals im Frühjahr ein ähnliches Glück so von sich wiesen?“

Ruths Gesicht wurde trotz dieses neckischen Tonfalles noch um einen Schatten ernster.

„Nein,“ sagte sie fest, fast schroff. „Ich liebte den Mann ja nicht.“

‚Denn so wie Du ist ja doch keiner,‘ dachte Lisa Vahren. Und mit liebevoller Zärtlichkeit sagte sie: „Der Mann, der einmal Ihre Liebe und will's Gott, Sie selbst gewinnt, muß auch ein ganz besonderer Mann sein!“

Ruth schüttelte den Kopf mit einem kleinen, überlegenen Lächeln.

„Ich heirate überhaupt nicht,“ sagte sie.

„Das hat schon manche beschlossen und hat es dann doch nicht getan,“ meinte Lisa Vahren leichthin. „Und warum sollten Sie auch nicht heiraten wollen?“

„Vater braucht mich,“ sagte Ruth. Sie sagte es mit einer stillen Bestimmtheit, mit einer felsenfesten Überzeugung, mit einem traurigen Stolz. Sie legte den Kopf ein wenig hintenüber und schloß die Augen, als wolle sie zwischen ihren Lidern zwei Tränen zerdrücken. Ein merkwürdiger Ausdruck schmerzlichen Glückes zeichnete ihr Gesicht, das in diesem Augenblicke Hinrik Gehrts verblüffend ähnlich sah.

Lisa Vahren meinte, sie müsse ihre Arme ausbreiten, um das Mädchen zu schützen gegen irgend etwas Unbekanntes,

dessen Vorahnen wie ein Grauen über sie hinging. Da war Ruth schon wieder ganz gesammelt, und Lisa Vahren sah, daß sie genug Kraft haben würde, wenn es einmal darauf ankommen sollte.

„Warum braucht Sie Ihr Vater?" fragte sie und wußte gleichzeitig, daß diese Frage grausam und überflüssig war. Aber sie mußte alles hören über Hinrik Gehrts.

„Sie wissen es ja," erwiderte Ruth leise — scheu, als rühre sie an heilige Dinge. „Sie kennen ihn ja. Und ich kann nicht darüber reden."

Von diesem Tage an liebte Lisa Vahren Ruth mit einer neuen, noch viel tieferen, seltsamen Liebe. Sie liebte in ihr Hinrik Gehrts. —

Im Frühjahr war die Hochzeit. Eine Hochzeit, die das ganze Gehrtsche Haus auf den Kopf stellte. Bis zum letzten Dachkämmerchen war alles mit Gästen gefüllt. Das ganze kleine Dorf war in festlicher, geschäftlicher Stimmung. Auch Lisa Vahren hatte ihr ganzes Haus, ihre Leute, ihre Pferde, ihr Silber und Tafelgeschirr zur Verfügung gestellt. Jerta nahm alles erfreut und unbedenklich an. Sie arbeiteten gemeinsam an den Vorbereitungen, wie gute Freundinnen. Jerta hatte die praktischen Einfälle, Lisa die poetischen. Jerta sorgte für die solide Grundlage, Lisa für den Schmuck.

Hinrik ging umher mit glücklichem Gesicht und glücklichem Herzen und freute sich an der unerwarteten Harmonie der beiden Frauen.

Lisa Vahrens häufige Anwesenheit, ihr helfendes Eingreifen gab seinem Hause eine ganz neue, sonnige Weihe. Er verstand die Kunst, den Augenblick zu genießen — und so genoß er dankbaren Herzens die Friedensstunden, die seinem Familienleben beschieden waren.

Da es am Ort keine Kirche gab und die Fahrt zum Pfarrdorf bei der Menge der Gäste aus Mangel an ausreichendem Fuhrwerk nicht gut ausführbar war, wurde die Trauung der jungen Paare auf einem geschützten Platz, da wo der Wald an den Garten stieß, vollzogen. Lisa Vahrens geschickte Hände hatten einen kleinen Feldaltar erbaut und ihn mit einer lieblichen Fülle weißer Buschröschen aus ihrem Blumenhause geschmückt. Gewinde von Tannengrün, von Stamm zu Stamm gezogen, grenzten den Platz, der Boden war mit Himmelschlüsseln und Anemonen bestreut. Das junge Maiengrün der Buchen wölbte sich darüber zu einer lichtdurchwirkten Kuppel. Nie hatte eine Braut einen schöneren, in seiner Heiligkeit so lieblichen, in seiner Lieblichkeit so heiligen Tempel gehabt. Der ganze, Glück und Segen verheißende Frühling schien sich auf die myrtengekrönten Häupter von Lies und Gred niederzulassen.

Jerta strahlte in stolzem Mutterglück. Sie sah heute wunderschön aus, in ihrer stattlichen Größe, in ihrer etwas selbstbewußten Haltung, mit dem belebten Ausdruck in dem edel geschnittenen Gesicht. Hinrik Gehrts sah sie an und dachte an seinen eigenen Hochzeitstag und fand, daß sie kaum jemals in langen Jahren ihrer damaligen Erscheinung so geglichen hatte, als heut. Und jeder, der sie beide sah, fand, daß sie zueinander paßten, als hätten sie von Uranfang zueinander gehört und sah in ihnen das Bild eines vollkommenen Menschenpaares.

Und zu ihnen paßten auch die großen, schlanken, blonden Töchter, mit den klaren Augen und dem frischen, natürlichen Wesen.

Nur, wie sie zu dem schmalen, blassen Jungen kamen, der sich scheu überall herumdrückte, mit den Augen blinzelte, wenn man zu ihm sprach, ungern die Hand gab und sie möglichst schnell wieder zurückzog, herrisch gegen die Dienstboten und anspruchsvoll gegen die Schwestern war — das begriff niemand.

Auch an diesem sonst so glücklichen Tage warf seine Anwesenheit einen Schatten auf Hinriks Stimmung. Er war und blieb nun einmal der Mißton in der Harmonie seines Lebens.

Und dann reisten die jungen Paare ab. Die Gäste folgten ihnen einer nach dem andern, und es wurde still im Hause.

Rik kehrte zu seiner Schule zurück. Els weinte um die Schwestern, fühlte sich vereinsamt und sehnte sich nach dem Leben, in das sie hinausgezogen waren. Jerta brachte ihr Haus in Ordnung, packte die letzten Kisten und Kasten für die verheirateten Töchter, und Ruth half ihr dabei.

Hinrik Gehrts ging in den Wald. Er glaubte da am ersten über das Weh hin-

wegzukommen, das die Trennung von seinen lieben Mädels seinem warmen Vaterherzen verursachte. Er mußte sich auch erst wieder an den Rückschlag in seinem häuslichen Leben gewöhnen, in das nach Tagen poesievoller Unruhe die Prosa und die Stille zurückgekehrt waren. Es war etwas Wehmütiges in ihm und um ihn, das er nicht aufkommen lassen wollte und dessen er doch nicht ganz Herr werden konnte. Und einem immer wieder treibenden Zuge seines Herzens folgend, überschritt er die Grenze und ging weiter und weiter, alle Bedenken überwindend, bis er vor Lisa Vahrens Hause stand.

Sie hatte ihn nicht so bald erwartet. Sie war überrascht, befangen. Sie sah blaß und angegriffen aus. Hinrik bemerkte das sofort, und sie errötete tief unter seinem besorgt forschenden Blick.

Sie fragte etwas überstürzt und ohne jedesmal die Antwort abzuwarten, wie ihnen allen die anstrengenden Tage bekommen wären, ob schon Nachricht von den jungen Frauen da sei, ob Jerta nun nicht auch bald einmal käme, und dergleichen.

Hinrik ließ sich in einen der bequemen Korbsessel auf der Veranda fallen. Er war erhitzt und müde.

„Geben sie mir erst einen kalten Trunk, dann will ich alles beantworten," sagte er fröhlich. Sie ging ins Haus, froh des Vorwandes, Zeit zur Sammlung zu finden, und brachte dann selbst das Gewünschte. Er setzte das beschlagene Glas mit dem erfrischenden Naß an die durstigen Lippen. Über den Rand hinweg sahen seine Augen zu ihr hinüber. Sie sah ihm zu. Ihre Blicke ruhten ineinander. Es war still zwischen ihnen, wie zwischen Menschen, die sich vollkommen verstehen. Dann setzte Hinrik Gehrts das Glas auf den Tisch und lehnte sich behaglich zurück. Den Stock über den Knien, sah er hinaus in die blühende Junipracht des Gartens.

„Es ist einsam geworden bei uns," sagte er.

Sie saß ihm gegenüber und zeichnete mit dem Finger die Figuren der blau und weiß gemusterten Tischdecke nach.

„Ich kann es mir denken."

Hinriks Augen kehrten zu ihr zurück, zu ihrem ernsten, blassen Gesicht, zu ihren feinen, festen Händen. Er seufzte kaum hörbar und sah wieder hinaus.

„Manchmal dünkt mich, daß doch eine ganze Menge innere Stärke dazu gehört, solche Einsamkeit wie die unseres Lebens überhaupt, zu ertragen," sagte er.

„Oder Anspruchslosigkeit."

„Auch das. Aber ich bin nicht anspruchslos."

„Sie sind reich," sagte Lisa Vahren mit plötzlich geweckter Lebhaftigkeit. „Sie werden diesen Reichtum stets auch in die leerste, einsamste Umgebung tragen, und dadurch immer finden, was Sie ausfüllen und befriedigen kann. — Ich meine nicht äußeren Reichtum. —"

„O nein, ich weiß —"

„Und darum werden Sie nie wirklich einsam sein können."

„O doch — erst recht." Er setzte sich aufrecht, stützte den Stock in den Kies und sah vor sich nieder.

„Ich hätte es anders haben können. Ich hätte ja meinen Beruf wechseln und in die Welt hinausgehen können. Da wäre mir manches leichter geworden, was mir hier schwer aufgelegen hat. Aber ich sagte mir, daß man nicht kämpft, indem man flieht, sondern indem man standhält. Und ich wollte standhalten, solange meine Kraft reichte. Dann blieb mir ja immer noch der Ausweg, andere Verhältnisse zu schaffen. Nun — und meine Kraft hat ja auch gereicht. Man findet sich schließlich ab mit dem, was man nicht ändern kann. Sich abfinden ist Menschenlos. — Nur mit dem einen kann ich mich nicht abfinden." — Er brach ab, als scheue er sich, es auszusprechen. Aber sie hatte ihn schon verstanden.

„Mit Rik, sagte sie leise.

„Ja," gestand er unumwunden zu. „Und das mit Rik — davon kommt ja alles andere auch her. Vor allem das mit Jerta. Und das ist das Verzweiflungsvolle, daß so ein Kind imstande ist, den häuslichen Frieden und das Eheglück und alles zu untergraben."

Er war heftig geworden, seine Faust fiel schwer auf die Tischplatte.

„Wenn ich Ihnen doch helfen könnte!" sagte Lisa Vahren einfach. Sie sah ihn traurig an, und in ihren Augen sammelten sich Tränen.

„Sie helfen mir ja so viel. Ich verdanke Ihnen manche friedliche Stunde. Und Ihre verständnisvollen Augen tun mir so wohl."

„Ja, aber das ist doch nichts Wirksames — nichts, was irgend etwas ändern kann —"

„Da ist auch nichts zu ändern. Aus Rik wird nichts. Der nimmt noch einmal ein schlimmes Ende. Verlassen Sie sich darauf!"

Sie hatten schon oft darüber gesprochen, aber so hoffnungslos hatte sie ihn noch nie erlebt. Sie konnte es nicht ertragen, ihn so zu sehen.

„Wenn ich Ihnen doch meinen Bertie geben könnte," sagte sie aus der Tiefe ihrer mitfühlenden, mitleidenden Seele heraus. Er sah gerührt zu ihr auf.

„Es ist recht gut, daß das nicht geht," meinte er, „denn Sie wären imstande, es wirklich zu tun. Und den Bertie müssen Sie für sich behalten — Sie haben ihn sich verdient — und ich gönne ihn Ihnen!"

* * *

Die Zeit verstrich.

Hinrik Gehrts war voll beschäftigt und ausgefüllt durch große Kulturarbeiten, die er auf seinem Besitz vornahm. Ein umfangreicher Komplex nasser, bruchartiger Wiesen, die sich lang und schmal durch den Wald zogen, wurde trocken gelegt. Dabei war ein reiches Torflager entdeckt worden, zu dessen systematischer Ausbeutung er umfassende Vorbereitungen traf. Ein Holzschlag mußte das bare Geld zu all den kostspieligen Arbeiten und Anschaffungen liefern. — Hinrik war den ganzen Tag draußen, bei Sommerhitze, bei Herbststurm, bei Winterkälte, und wenn er nach Hause kam, so war er angeregt und voller Pläne und Entwürfe. Er machte mehrere Reisen, die mit seinen Unternehmungen in Zusammenhang standen und von denen er aufgelebt und angeregt heimkehrte. So etwas hatte er sich schon immer gewünscht; das hatte ihm gefehlt, das tat ihm nun gut und machte ihn jung und brachte ihn auf andere aussichtsvollere Gedanken.

Lisa Vahren war für den ganzen Winter nach dem Süden gegangen. Es sei ihr zu einsam, sagte sie, und ihr Arzt wünsche es.

Hinrik Gehrts wußte es besser.

Sie wollte eine Zeitlang Ruhe haben vor ihm.

Arme Lisa! Warum mußte auch gerade er es sein, an dem ihre Seele Auferstehung feierte. Gott hätte ihr ja auch einen andern schicken können, einen, der sie nehmen und hegen und lieben durfte, wie sie es verdiente. Aber das war nun einmal so —

Und er gönnte ihr diesen Erholungsurlaub, wie er ihr alles Gute und Schöne gönnte.

Sie hatte Els mitgenommen.

Eigentlich hatte sie es Ruth angeboten, einmal unter vier Augen. Aber Ruth hatte es abgelehnt und dringend gebeten, den Eltern, namentlich dem Vater, erst gar nichts zu sagen.

„Ich kann es nicht verantworten, so lange fortzugehen." Das war die einzige Begründung, die sie für ihre Ablehnung hatte.

„Nehmen Sie doch die Els mit," hatte sie dann gebeten. „Die ist so lieb und lustig und sehnt sich so sehr nach der Welt. Sie hält es hier auf die Länge nicht aus."

Und so wurde Els eingeladen, und diesmal willigte Jerta bereitwillig ein. Sie schien sich mit Lisa Vahren ausgesöhnt zu haben. Außerdem war sie auf das Vergnügen ihrer jüngeren Töchter stehts mehr bedacht gewesen, als auf das von Ruth. Die war je mehr ihr Stiefkind geworden, je mehr sie des Vaters Liebling war. Jerta fühlte unbewußt, daß ihre eigene Stellung in Hinriks Leben, die sie so leichtsinnig verscherzt hatte, mehr und mehr von dieser Tochter eingenommen wurde. Und das trennte sie von Ruth. Els reiste mit, und Lisa Vahren lebte sich auch mit ihr ohne Schwierigkeiten ein. Aber so wie mit Ruth war es doch nicht. —

Zu Ostern kamen sie zurück.

Rik und Bertie sollten zu Ostern nach Prima versetzt werden. Aber Rik blieb sitzen, obwohl er ein Jahr älter war.

Ein wütender Neid gegen Bertie Vahren war die Folge. In der übelsten Stimmung kam er nach Hause und erklärte seiner Mutter, daß er nicht wieder auf die Schule zurückgehen werde. Die Schule sei eine Schinderei und die Klassenverhältnisse eines erwachsenen achtzehnjährigen Menschen unwürdig. Außerdem lerne man da vieles, was man im ganzen Leben nicht verwerten könne. Es gingen manche aus der zweiten Klasse ab und brächten es nachher ebenso weit wie andere, namentlich beim Militär. Und zum Studieren habe er ohnehin keine Lust. Am liebsten würde er ins Ausland



Das Töchterchen des Künstlers. Gemälde von Fritz Burger.

gehen,
zu Ge
Ü
Jerta
J
sollte
wollte
Beides
gab a
es frü
„
Ihr n
A
er sie
Hatte
duldet
„
das al
sollst
„
lebt.
leben.
J
liebte
also
N
nicht
ziehun
wurf
war
urteil
weg
zu b
mit
wol
mu
kei
wi
Un
ma
er
w

gehen, da bringe man es noch am leichtesten zu Geld und Freiheit.

Über diese letzten Äußerungen geriet Jerta außer sich.

Ihren Rik — ihren Einzigen — den sollte sie ins Ausland ziehen lassen? Was wollte er denn da? Geld? Freiheit? Beides konnte er ja auch hier haben. Es gab auch hier Verhältnisse, in denen man es früh zur Selbständigkeit bringen konnte.

„So lange ich hier bin, beaufsichtigt Ihr mich doch," knurrte Rik.

Also das war es. Aller Aufsicht wollte er sich entziehen. Und warum denn? Hatte er den Absichten, die keine Aufsicht duldeten?

„Und Deine Heimat — läßt Du denn das alles so leichten Herzens fahren? Du sollst doch einmal den Hof übernehmen —"

„Aber doch erst wenn Vater nicht mehr lebt. Und er wird wohl noch sehr lange leben. Nachher kann ich ja wiederkommen."

Jerta stand Qualen aus angesichts dieser lieblosen, selbstsüchtigen Auffassungen. Das also war der Dank für ihre Liebe.

Natürlich — wenn Vater und Mutter nicht Hand in Hand gehen bei der Erziehung, kann man dem Kinde keinen Vorwurf daraus machen, daß sie mißrät. Rik war zu bedauern — aber nicht zu verurteilen.

Sie versprach ihm endlich, seine Wünsche wegen des Schulabganges bei dem Vater zu befürworten, wenn er dafür seine Ideen mit dem Auslande einstweilen aufgeben wollte.

„Meinetwegen," brummte Rik. „Erst muß das eine erreicht werden."

Aber Jerta fand mit ihrer Fürsprache kein Gehör bei Hinrik. Für ihre sowohl wie für des Sohnes Gründe war er taub. Unter allen Umständen sollte Rik sein Examen machen. In klaren, ruhigen Worten setzte er Jerta auseinander, warum er das wünschte.

Jerta war verständig genug, alles einzusehen. Trotzdem widersprach sie und gab nichts zu. Was war zu machen, wenn der Junge nicht wollte? — Sie hatte Angst vor Rik.

„Du kümmerst Dich um seine Erziehung immer nur dann, wenn es gilt, seine Wünsche zu durchkreuzen," sagte sie hart.

„Ich kümmere mich um seine Erziehung dann, wenn es gilt, Dummheiten zu verhindern," sagte Hinrik ebenso hart. „Seinen Charakter kann ich leider nicht beeinflussen — Du hast mir jede innere Einwirkung von Anfang an unmöglich gemacht. Ich halte es aber für meine Pflicht, einzugreifen, wo in seiner äußeren Erziehung offenbare Fehler gemacht werden. Ich will frei von Selbstvorwürfen sein, wenn nichts Ordentliches aus ihm wird. Wenn er bei seiner Begabung die Schule nicht absolvieren will, so ist das einfach Faulheit und der erste Schritt zum Verbummeln. Hier nachgeben aus Furcht vor seinem verstimmten Gesicht, wäre eine unverzeihliche Schwäche. Das kannst Du ihm sagen. Das will ich ihm auch gern selbst sagen."

Als Jerta mit diesem Bescheid zu ihrem Sohne kam, trat bei ihm die ganze, jahrelang gegen den Vater angesammelte Bitterkeit in einem regelrechten Wutanfall zutage. Er gebrauchte die respektlosesten, gehässigsten Ausdrücke gegen seinen Vater und erklärte, daß er ihm nicht gehorchen werde.

Jertas Bitten und Tränen machten ihm nicht den geringsten Eindruck. Er hatte nur ein verächtliches Rückenwenden dafür. Jerta wußte sich nicht anders zu helfen, als auch Hinrik etwas darüber vorzuweinen.

Hinrik Gehrts wurde ernst, fast steinern.

„Schick mir den Jungen herein," sagte er.

Jerta zögerte. Aber des Mannes ruhige Art schien auch sie zu beruhigen.

Sie ging Rik zu rufen.

Mit trotziger Bereitwilligkeit ging er. Trotzig und finster trat er bei seinem Vater ein. Minutenlang standen sich Vater und Sohn schweigend gegenüber.

Hinrik betrachtete mit düsterem Herzeleid den jungen Menschen mit dem blassen, von Leidenschaft häßlich verzerrten Gesicht.

Riks Blick haftete verschlossen am Boden.

„Deine Mutter hat mir Deine Wünsche mitgeteilt," sagte Hinrik, „und mir dann berichtet, daß Du nicht die Absicht habest, meinen ausdrücklichen Befehl zu respektieren. Ich wünsche von Dir eine Erklärung darüber zu hören."

Rik biß die Zähne aufeinander und antwortete nicht.

Hinriks Blut begann zu brausen. Aber er bezwang sich.

„Kannst Du nicht reden?" fragte er strenge.

„Mutter hat Dir ja alles gesagt. Ich wüßte nicht, was ich noch hinzufügen sollte," antwortete Rik.

„So — nun, dann will ich Dir darauf antworten. Das letzte. Ich gebe Dir drei Tage Zeit, Dich auf Dein Benehmen und auf Deine Pflichten gegen Deine Eltern zu besinnen. Gibst Du mir dann nicht die Erklärung ab, daß Du Dich meinen Wünschen unbedingt fügen wirst, so stecke ich Dich in eine Zwangsanstalt."

Bei diesen unerwarteten, mit eiserner Ruhe gesprochenen Worten schlug Rik zum erstenmal die Augen auf. Es war ein Blick voll Furcht und Haß, mit dem er den Vater ansah; ein Blick, unter dem es in Hinrik Gehrts' Hand zuckte, als müsse er sie heben gegen den Sohn, wie dazumal im Walde.

Mit eiserner Selbstbeherrschung steckte er die Hand in die Tasche.

„Du kannst gehen, wenn Du weiter nichts zu sagen hast."

Nein, er hatte nichts zu sagen. Er ging.

Oben in seiner Stube schloß er sich ein, er rannte darin umher wie ein Wilder, er schlug sich mit den Fäusten vor die Stirn; er raste und heulte vor Wut.

Am ganzen Leibe zitternd, hockte Jerta auf der Schwelle und flehte vergebens um Einlaß.

Die Ferientage waren Leidenstage.

Rik war stumm und verstockt gegen seinen Vater, quälte seine Mutter und machte ihr Szenen über Szenen. — Hinrik entzog sich seiner Familie so viel wie möglich und wartete es ab. Aber in seinem Herzen sah es so finster aus, daß er nicht einmal den Weg zu Lisa Vahren fand. Dort hätte er Bertie getroffen — und das hätte er jetzt nicht ertragen.

Els weinte. Ruth hatte ihre Not mit ihr.

„Wäre ich doch noch bei Frau von Vahren — wäre ich doch überhaupt nicht wiedergekommen! Das ist ja hier ein Hundeleben!"

So kam der letzte Ferientag heran und die schwarze Wolke zog sich immer finsterer über dem Hause zusammen.

Spät am Abend schlich sich Ruth an des Bruders Zimmer. Sie öffnete die Tür ohne anzuklopfen; sonst hätte er sie vielleicht nicht eingelassen. Sie war ohnehin darauf vorbereitet gewesen, den Riegel vorgeschoben zu finden.

Der schwache Schimmer des ersten Mondviertels war das einzige Licht im Zimmer. Rik stand am Fenster. Es war offen. Die kühle Nachtluft strömte herein.

„Was fällt Dir ein?" fuhr er seine Schwester an. „Könnt Ihr mich nicht wenigstens hier oben in Ruhe lassen?"

„Wir haben alle keine Ruhe," sagte Ruth in ihrer sanften, festen Art. „Ich bin gekommen, um sie von Dir zurückzufordern."

„Du wendest Dich an die falsche Adresse," klang es schneidend aus dem dunklen Fensterbogen zurück. „Geh zu Deinem Vater und klage den an!"

„Du tust dem Vater unrecht, Rik. Vater liebt Dich und will nur Dein Bestes. Du machst es ihm freilich unmöglich, es immer in Güte zu wollen."

Sie erschrak über die Wirkung ihrer Worte.

Rik kam einen Schritt auf sie zu — sie wußte nicht recht weshalb. — Mit geballten Fäusten blieb er vor ihr stehen und rief mit heiserer, völlig unkenntlicher Stimme: „Was redest Du, alberne Gans — Du verstehst ja gar nichts! Dich liebt er. Aber mich — mich hat er ja nie gemocht! Vater — ich weiß ja gar nicht, was ein Vater ist. Und dann klagst Du mich an!"

„Rik —" rief sie beschwichtigend, „um Gottes willen — Du irrst Dich! Wenn Du nur versuchen wolltest —"

„Was soll ich versuchen?" schrie er. „Weißt Du, wie mir zumute ist, wenn ich an alles das denke. — T—t—totschießen könnt' ich ihn, wenn er so vor mir steht" —

„Rik!" Sie stürzte auf ihn zu, besinnungslos vor Angst und Entsetzen; sie ergriff ihn bei den Armen und schüttelte ihn. „Rik — Du bist ja schlecht — Du bist krank —"

„Vielleicht," sagte er ruhiger und machte sich unsanft von ihr los. „Oder ich werde es noch."

Er trat wieder ans Fenster; sie blieb mitten im Zimmer stehen, mit hängenden Armen, ein Bild der Verzweiflung.

„Vater, lieber — guter, armer Vater!" schluchzte sie.

Rik wandte sich endlich wieder um.

„Wenn Du nur so dastehst wie eine

geknickte Lilie, dann geh doch nur wieder. Zweck hat das alles so wie so nicht," sagte er.

‚Was soll ich sagen, um ihn zur Einsicht zu bringen,' dachte Ruth. Ihr Hirn gab keinen weiteren Gedanken her. Endlich fiel ihr etwas ein.

„Mutter leidet ebenso darunter wie wir alle," sagte sie. „Du solltest schon der Mutter zuliebe Vernunft annehmen. Oder kannst Du auch ihr nichts zuliebe tun?"

„Mutter und ich sind vollständig einig; sie leidet unter Vater, nicht unter mir. Ich muß auch diesen Vorwurf abweisen."

Ruth schauerte zusammen vor Kälte und Aufregung.

„Was soll denn aber nun werden?" fragte sie mit einem letzten Versuch, aber schon völlig mutlos.

Rik lachte hart auf. „Des Herrn Wille geschehe," höhnte er. „Einen Willen hat er ja, das muß man ihm lassen. Ich gehe natürlich auf die Schule zurück und werde ihm das morgen sagen."

Sie sah auf wie von einer Bergeslast befreit und ganz erstaunt.

„Aber warum hast Du ihm das nicht schon längst gesagt? Du mußt doch wissen, wie er darauf wartet."

„Eben, gerade darum!"

Ruth fror bis ins Herz hinein.

„Rik, Du jammerst mich!" sagte sie fast weinend.

„Ich brauche Deinen Jammer nicht. Ich werde mit meinem Leben schon allein fertig werden, verlaß Dich darauf. Verpfuschen lasse ich es mir nicht."

Nun konnte sie wohl eigentlich gehen. Aber die Sohlen klebten ihr an den Dielen. Sie mußte ihn noch bitten, es morgen friedlich zu machen.

„Ja — ja — gewiß — wenn Euch das beruhigt, verspreche ich es Dir. Er hat ja dann seinen Willen, dann ist doch kein Grund mehr zum Streiten."

Ruth war froh, daß Els schon schlief, als sie das gemeinsame Zimmer betrat. Sie hätte mit niemand mehr reden können, am wenigsten über das eben Erlebte. Das mußte ihr Geheimnis bleiben für alle Zeit.

Ihr war weh zum Sterben um den Vater.

* * *

Am andern Morgen teilte Rik seinem Vater kurz und bündig mit, daß er beschlossen habe, sich seinem Befehl zu fügen, da er nun doch einmal in seiner Gewalt sei.

Äußerlich war somit die Angelegenheit erledigt. Innerlich gärte es weiter.

Die Art des Zugeständnisses hatte Hinrik Gehrts seinen Sohn noch mehr entfremdet, als eine fortgesetzte Weigerung es hätte tun können.

Jerta fiel ihrem Jungen um den Hals und bedankte sich geradezu bei ihm. Er machte sich los, peinlich berührt.

„Gott — laß doch, Mutter. Ich hätte mir ja gleich denken können, daß mir nichts anderes übrig bleiben würde. Es geht eben so lange wie es geht. Und wenn es eines Tages nicht mehr geht — na dann mußt Du Dich eben nicht wundern!"

Sie sah ihn ängstlich an.

„Wie meinst Du das, Rik?"

„Ach — nur so. Laß es doch jetzt. — Und dann noch eins — Du mußt mir wieder Geld geben."

„Schon wieder? Bist Du denn schon wieder nicht mit Deinem Taschengeld ausgekommen?"

Er zuckte die Achseln. „Damit kommt doch keiner von uns aus."

„Keiner? Was für Umgang hast Du denn jetzt? Ich bin überzeugt, Bertie Vahren kommt sehr gut aus."

Es war das erstemal, daß sie ihm Bertie vorhielt. Sie begriff selbst nicht, wie ihr das so entschlüpfte. Sie war eben auch total überreizt von diesen Tagen.

„Kommst Du mir auch schon mit diesem Musterknaben? Ich kann es wirklich nur bedauern, daß er nicht Euer Sohn ist, statt meiner. — Also, wenn Du mir nichts geben willst, oder kannst, muß ich die Rechnungen einschicken lassen, dann wird Vater sie in die Hände bekommen und dann wird es einen schönen Krach geben. Na — ich bin ja dann nicht zu Hause."

Statt aller Antwort bat ihn Jerta, ihr die Summe zu nennen, deren er bedurfte, und gab ihm dann noch etwas mehr. Diesmal war sie nicht traurig, als er abreiste, sondern geradezu glücklich.

Mit Zittern und Beben erwartete sie, daß Hinrik nun mit ihr über das Vorgefallene sprechen würde. Als er es nicht tat, sondern durch den Tag ging, als sei nichts vorgefallen, und die bedrückten Gesichter seiner Umgebung gar nicht zu be-

merken schien, war ihr das noch viel schrecklicher. Sein Schweigen war ein vernichtenderer Vorwurf, als seine härtesten Worte es hätten sein können.

Das kam, weil sie sich plötzlich nach einer Aussprache sehnte.

Es wurde zu viel für sie. Allein konnte sie es nicht mehr tragen. Sie hätte gerne mit ihm geteilt, was nun jeder allein mit sich herumschleppte. Ihr war, als hätte sie sich jetzt sogar seiner Meinung unterordnen, sein Recht anerkennen, seinen Vorwurf ertragen können. Nun, wo ein drohender Ernst am Lebenshimmel heraufzog, war sie schwach, war sie zerknirscht, war sie bereit einzusehen, zu bereuen, besser zu machen.

Aber nun war es zu spät. Der Junge war ihr über den Kopf gewachsen. Der Mann aber war ihr fremd geworden.

* * *

In die großen Ferien fiel Bertie Vahrens Geburtstag. Während der letzten Jahre war es zur Gewohnheit geworden, zu diesem Tage die Gehrts einzuladen, und so geschah es auch in diesem Jahre, obgleich von der Freundschaft zwischen den jungen Leuten nicht mehr viel übrig war.

Bertie hatte zur Belohnung für seine guten Zeugnisse und glatten Versetzungen von seiner Mutter ein Reitpferd bekommen. Der Kutscher hatte es für ihn aufgezogen und zugeritten. Bertie hatte es schon als kleines, zitteriges Fohlen gekannt. Nun war es sein unbestrittenes Eigentum, und er war überglücklich. Er umarmte seine zarte Mutter, der er nun ein gut Stück über den Kopf gewachsen war, so oft und so stürmisch, daß sie ihm zuletzt lachend wehrte. Seine Geschwister standen bewundernd dabei, wie er auf dem jungen, glatten Tier seine Reitkünste zeigte. Den ganzen Vormittag brachte er damit zu, es im Garten zu tummeln und an seine feste, weiche Hand zu gewöhnen.

Und nun waren die Gehrts da, und er brannte vor Verlangen, Hinrik sein Geschenk zu zeigen.

Der Fuchs wurde vorgeführt, auf dem breiten Wege hinter dem Hause. Hinrik bewunderte ihn, klopfte sein glattes Haar, prüfte die schlanken Sehnen und streichelte die samtigen, schnaufenden Nüstern, Bertie sah strahlend zu.

Rik stand abseits bei seiner Mutter, die Hände in den Hosentaschen, und machte ein finsteres Gesicht.

Sein Vater dachte natürlich nicht daran, ihm ein Pferd zu schenken. Er freute sich nur, daß Bertie eins hatte.

Und dann schwang sich Bertie in den Sattel.

Das Pferd war unruhig geworden durch die verschiedenen Stimmen, durch die hellen Sommerkleider. Es wieherte und tänzelte und machte einen Versuch zu steigen. Bertie verlor nicht einen Augenblick die ruhige, sichere Hand. Nach wenigen Minuten trabte das Pferd unter ihm gehorsam und lenksam um den großen Rasenplatz.

Es war eine Freude, wie der Junge im Sattel saß, fest und doch biegsam, vorsichtig und doch mutig. Er hatte entschieden angeborenes Reitertalent, denn er hatte sich noch nie anders geübt, als auf dem alten, phlegmatischen Gaul des Inspektors, und als Kind auf dem dicken Pony. Die Wonne, nun einmal auf einem wirklichen Pferde zu sitzen, drückte sich in seinen strahlenden Augen, in seiner ganzen Haltung aus.

Hinrik Gehrts sah ihm zu und hatte eine Freude an ihm, als sei das sein eigener Sohn.

Bertie machte Halt, dicht vor Rik.

„Du mußt ihn auch mal probieren," sagte er. „Willst Du?"

Ein brennendes, neidisches Verlangen blitzte aus Riks Augen, aber er sagte nicht „ja".

Bertie verstand auch ohnedem. Er sprang ab, hielt den Zügel und klopfte den schlanken Hals.

„Komm, steig auf," sagte er und hielt dem Kameraden den Bügel.

Rik hatte einige Mühe in den Sattel zu gelangen; das Pferd stand unruhig, und ihm fehlte die Übung, vielleicht auch der Mut! Er wurde rot und erregt. Als er endlich Sitz hatte, riß er am Zügel, daß das weichmäulige Tier einen Satz machte,

„Sei vorsichtig!" mahnte Bertie. „Du mußt ihn sanft behandeln. Und langsam anreiten. Er ist scheu!"

Es paßte Rik durchaus nicht, sich von dem Jungen Verhaltungsmaßregeln geben zu lassen. Er biß die Zähne aufeinander und drückte das Pferd vorwärts. Er fühlte sich gründlich ungemütlich, aber er wollte es nicht zeigen.

Zuerst ging es ganz gut. Aber bald konnte das Tier Riks unsichere, nervös zuckende Zügelhaltung nicht vertragen. Es versuchte sich zu widersetzen, machte Seitensprünge und kam nicht vorwärts.

Jerta wurde blaß. Aber sie fürchtete ihren Jungen zu blamieren, wenn sie ihre Angst nicht beherrschte. Darum schwieg sie, und drückte nur in rasendem Herzklopfen die Hand der Els, die neben ihr stand.

Lisa Vahren und Bertie flüsterten miteinander.

„Ja nicht rufen, Mutter, sonst erschrickt der Fuchs."

Hinrik lehnte an einem Baum und wartete ab, was werden würde. In seinem Gesicht war wieder so ein harter, unerbittlicher Zug.

Langsam kam Rik vorwärts. Er verlor immer mehr die Gewalt über das Pferd, den Sitz und die Ruhe. In demselben Maße verlor er auch die Selbstbeherrschung und mißhandelte das Tier mit den Zügeln.

Das alles dauerte vielleicht eine Minute.

Ohne ein Wort zu sprechen, nur nach kurzem Blick des Einverständnisses zwischen Mutter und Sohn begann Bertie mit langen, aber ruhigen Schritten auf der andern Seite den Rasen zu umgehen, um dem Reiter zu begegnen.

Rik mochte seine Absicht erraten. Seine Erregtheit steigerte sich. Er wollte sich nicht helfen lassen, am wenigsten von dem da. Er riß am Zügel; er wollte umwenden. Aber das Pferd gehorchte nicht. Es erwiderte einen zweiten Zügelruck mit einem unwilligen Schnauben und hob sich auf die Hinterbeine.

Rik rutschte aus dem Sattel und verlor die Bügel.

In diesem kritischen Augenblick griff eine junge, feste Hand in den Zaum und brachte das Pferd zum Stehen.

„Steig ab — Rik — schnell —" flüsterte Bertie heftig.

Der Naturtrieb siegte über die Eitelkeit. Schneller wie der Gedanke stand Rik mit beiden Füßen auf dem Boden.

Bertie sah nicht sein wutentstelltes Gesicht, mochte sich aber ähnliches denken.

„Er kennt Dich nicht," sagte er begütigend, und beruhigte das hin- und hertretende Tier mit Klopfen und Streicheln. „Er ist verschiedene Reiter noch nicht gewöhnt, ist noch unerzogen. Geh ein wenig beiseite, Rik, sei so gut. Ich werde ihn in den Stall reiten. Es war sehr dumm von mir, Dir zuzureden, wo er ohnehin schon unruhig war."

Ohne ein Wort zu sagen, ging Rik zurück. Tiefes Schweigen empfing ihn. Alle sahen nur auf Bertie, der vergebliche Versuche machte, das Pferd zu besteigen.

Hinrik wollte ihm zu Hilfe eilen.

„Lassen Sie ihn," bat Lisa. „Er wird am besten allein fertig."

Sie war ein wenig ängstlich, aber sie war doch stolz auf ihn.

Jerta wollte ihren Liebling, um den sie wahre Todesangst ausgestanden hatte, zärtlich an sich ziehen. Rik wehrte sich unhöflich.

„Das ist ja albern — was ist denn weiter dabei. Er will sich nur zeigen —"

Er war ganz bleich vor Wut und gekränkter Eitelkeit. Der Neid auf den Kameraden, der ihn immer und überall ausstach, machte ihn sinnlos.

Er sah, wie Bertie über das Pferd Herr wurde und es in ruhigem Schritt um den Rasen herumgehen ließ, um am Hause vorbei den Ausgang nach dem Hof zu gewinnen. Er sah seines Vaters Augen mit stolzer Anerkennung und zärtlicher Bewunderung ihm folgen.

Sein Blut fing an zu kochen.

Jetzt kam Bertie dicht an ihnen vorbei, wenige Schritte entfernt von der scharfen Biegung, die der Weg an der Hausecke machte. Keiner rührte sich, um das kaum beruhigte Tier nicht zu erschrecken.

Da zog Rik mit einer plötzlichen Bewegung sein großes, weißes Taschentuch hervor und schlug es einmal in die Luft, ehe er es gebrauchte.

Es sah vollkommen unabsichtlich aus. Nichtsdestoweniger wußten alle, daß es Absicht war. Sogar Jerta wußte es.

Das entsetzte Pferd machte einen wilden Satz, und dann einen scharfen Galoppsprung. Bertie war darauf nicht vorbereitet. Denn als er das Taschentuch flattern sah, war es auch schon geschehen. Und in demselben Augenblick wußte auch Bertie was Rik beabsichtigte.

Die Entrüstung darüber raubte ihm die klare Besonnenheit. Und als das Pferd, gerade an der scharfen Ecke, einen zweiten,

noch heftigeren Satz machte, warf es den Reiter gegen die Mauer und raste mit erhobenem Schweif und gesenktem Kopf davon. Das letzte, was man von ihm sah, waren seine hoch in die Luft schlagenden Hinterbeine. Dann hörte man nur noch das Klappern der Hufe auf dem Pflaster des Hofes. —

Jerta und Els hielten sich umschlungen und wagten vor Angst nicht aufzustehen. Ruth stand und starrte ihren Vater an, einzig nur ihn, in einer gräßlichen, atemraubenden Angst. Sie sah, wie er sich auf den Sohn stürzte, mit erhobenen Fäusten, aschgrau im Gesicht.

„Du nichtswürdiger, niederträchtiger Bengel —"

Ein eisiger, höhnischer Blick aus Riks Augen lähmte ihn.

„Pfui Teufel, Du bist ja gar nicht wert, daß ich Dich schlage!"

Er drehte ihm den Rücken zu. Rik schlug die Arme über der Brust ineinander und ging mit trotzigen Schritten ins Haus. Jerta stürzte ihm nach. —

Hinrik aber ging dahin, wo er am nötigsten zu sein glaubte. Bertie lag noch immer am Boden, im Schatten der Hauswand. Lisa Vahren kniete neben ihm. Sie hatte keinen Laut von sich gegeben. Sie kniete da und ahnte nicht was um sie her vorging.

Bertie sah totenblaß und ganz mager aus von einem Schmerz, den er mannhaft unterdrückte. Er hatte die Augen auf und war bemüht, sich auf dem linken Arm hochzustützen.

„Es ist weiter nichts, Mutter," sagte er, „nur der rechte Arm ist entzwei, glaube ich."

„Weiter nichts ..."

Ihr schien es gerade genug.

„Versuche aufzustehen, daß ich Dich ins Haus bringen kann!" sagte sie und bemühte sich, ihn zu unterstützen.

Hinrik kam dazu und half. Als sie ihn aber hochgerichtet hatten, wurde er ohnmächtig.

„Ich trage ihn," sagte Hinrik. „Schicken Sie unterdessen zum Arzt."

Mit übermenschlicher Kraft hob er den langen, schlanken Körper auf seine Arme. Die Adern und Muskeln an Stirn und Hals traten dick hervor, sein bleiches Gesicht wurde rot vor Anstrengung.

So trug er Bertie hinter den wegweisenden Geschwistern her ins Haus.

„Wo ist sein Zimmer?" fragte er keuchend.

„Oben."

Hinrik sah ein, daß er die Treppe zum oberen Stockwerk so nicht nicht hinaufkommen würde.

„Ist denn unten kein Bett?"

„Ja — unsere — und Mutters."

„Nun denn also in Mutters Bett."

Lisa kam mit dem Diener, der Tücher und Wasser trug. Sie verlor kein Wort darüber, daß man ihn hier bettete. Sie hatte es wohl selbst so beabsichtigt.

Sie schnitten ihm den Anzug und das Hemd von dem kraftlos niederhängenden Arm, dessen obere Hälfte bereits stark zu schwellen begann.

Hinrik untersuchte flüchtig. „Eisumschläge," sagte er kurz und herrisch. Der Diener stürzte hinaus.

Auch die Kinder zogen sich auf Lisas Wink zurück.

Nun standen sie da, beide allein, zu beiden Seiten des freistehenden Bettes, auf dem dieser prächtige, geliebte Junge wie leblos hingestreckt lag.

Über ihn weg sah Lisa Vahren verzweiflungsvoll zu Hinrik Gehrts hinüber.

Er deutete diesen Blick, wie es ihm am besten dünkte für den Augenblick.

„Er wird recht haben — der Arm ist gebrochen. Bis zur Ankunft des Arztes ist nichts zu machen. Die Ohnmacht hat nichts zu sagen. Das kommt von dem Schmerz. Haben Sie etwas Riechsalz?"

Sie holte es herbei.

Hinrik konnte die Spannung seines Herzens nicht mehr ertragen.

„Wissen Sie wie es kam?" fragte er leise.

Sie nickte, ohne aufzusehen.

„Und von diesem Bengel muß ich mich Vater nennen lassen!" sagte er wutbebend.

Da erst schien ihr das Begreifen der Tragweite zu dämmern, die dieser Unglücksfall für ihn hatte. Schwere Besorgnisse tauchten vor ihrer Seele auf.

„Versprechen Sie mir, daß Sie Rik nichts tun!"

Sie hielt ihm über dem Bett, über

ihrem Jungen die Hand hin. Er tat als sähe er sie nicht.

„Was soll ich ihm tun? Es ist ja alles zwecklos.“

„Versprechen Sie es mir!“ forderte sie.

Da trat er einen Schritt zurück.

„Nein, ich kann nichts versprechen, denn ich weiß nicht, ob ich mich in der Gewalt haben werde, wenn ich ihn sehe.“

Lisa zog die Hand trotzdem nicht zurück. Das Riechsalz verdampfte aus dem geöffneten Flakon, sie dachte nicht daran.

„Sie müssen es mir versprechen,“ wiederholte sie, „denn wenn Sie ihm etwas tun, so geschieht es nicht, weil Sie hoffen, ihn dadurch zu bessern, sondern weil Sie Ihren Zorn kühlen wollen. Und solche Züchtigung bringt Unsegen für Sie und ihn.“

„Was soll ich ihm denn tun?“ sagte Hinrik ausweichend. „Für Prügel ist er leider zu groß.“

„Sie könnten sich trotzdem gehen lassen. Es wäre zu natürlich. Und darum müssen Sie es mir versprechen — gerade mir. Es macht ja die Sache doppelt schlimm zwischen uns beiden, daß es mein Junge ist.“ —

Er stutzte. Ja, sie hatte recht. Daß es ihr Junge war, der durch Riks Gemeinheit dahingestreckt lag, das machte ihn rasender als alles andere. Und diesen Schmerz an Rik zu rächen, hatte er kein Recht.

Er versprach es ihr.

Es war die höchste Zeit, denn Bertie schlug die Augen auf und stöhnte wider Willen. Als er Hinrik Gehrts an seinem Bette stehen sah, flog ein freudiger Schimmer über sein Gesicht. Er hob den gesunden Arm und suchte des Mannes Hand zu fassen.

„Hast Du mich hierher getragen, Onkel Hinrik?“ Er hatte sich die kindliche Anrede nie abgewöhnen mögen.

„Ja, mein Junge.“

„Es war mir so. Ich danke Dir. Ob sie den Fuchs wohl eingefangen haben?“

„Soll ich nachsehen?“

„Ach ja — bitte —“

Der Diener kam zurück. Sie legten ihm Eis auf, die Kälte betäubte die Schmerzen.

Dann ging Hinrik Gehrts, Berties Wunsch zu erfüllen. Vor dem Hause traf er Ruth. Sie sah verstört aus.

„Ich habe unsern Wagen bestellt, Vater. Ich dachte, wenn Du noch hier bleiben müßtest, könnten wir inzwischen nach Hause fahren. Oder wenn ich etwas helfen kann —“

Hinrik fühlte etwas wie Erlösung bei dem Anblick seiner Tochter.

„Ich werde Frau von Vahren fragen. Ich danke Dir, mein Kind. Ja, es ist alles gut so. Und ich wünsche die Mutter auf alle Fälle noch zu sprechen, ehe Ihr fahrt. Ich komme jedenfalls erst später nach.“

Als Lisa Vahren mit ihrem Jungen allein geblieben war, ging mit Bertie eine sonderbare Veränderung vor. Sein Gesicht bekam einen harten, heftigen Ausdruck und auf seinen Wangen zeichneten sich rote Flecken ab.

„Jetzt bin ich fertig mit Rik,“ sagte er schroff.

„Aber Bertie, weißt Du denn — glaubst Du denn —“

„Ich habe alles gesehen, und das genügt. Ich hab' ihm schon viel durchgehen lassen. Aber dies ist eine bodenlose Gemeinheit —“

„Es war vielleicht nur Unbesonnenheit,“ meinte sie zaghaft.

„Nein, das war Absicht, wohlberechnete, feige, heimtückische Absicht. Er gönnt mir nichts — in der Schule nichts, auch sonst nichts. Er gönnte mir auch das Pferd nicht. — Von heute an existiert er nicht mehr für mich.“

„Du mußt es ihm verzeihen, Bertie. Denke an Onkel Hinrik —“

„Onkel Hinrik wird das verstehen, ich weiß es. Daß ich gestürzt bin, und daß mein Arm entzwei ist, das macht nichts aus. Aber solche feige Gemeinheit — das überwind' ich nie.“

Lisa widersprach nicht mehr, in der Sorge, ihn zu erregen und ihm zu schaden. Sie mußte ihm ja auch recht geben. —

„Ich möchte doch einmal nach den andern sehen, kannst Du ein Weilchen allein bleiben?“ fragte sie.

„Gewiß — geh nur.“

„Ich bin gleich wieder da.“ Dann, schon an der Tür, wandte sie sich noch einmal um. „Soll ich Rik nicht irgend etwas sagen, Bertie?“

„Nein, Mutter, es tut mir leid, aber ich kann nicht —“

Jerta war Rik ins Haus hineingefolgt und hatte ihn im Wohnzimmer eingeholt.

„Gott, ach Gott, Rik,“ jammerte sie, „was hast Du angerichtet! Du kannst ja nichts dafür“ — setzte sie ängstlich hinzu.

„Ich habe es so gewollt,“ sagte Rik mit herzloser Kälte.

„Rik, wie entsetzlich! Und warum denn?“

„Ich will nicht, daß er mir überall voraus ist. Namentlich wenn Vater dabei ist. Hast Du nicht gesehen, wie seine Augen strahlten, wenn er ihn ansah?“

„Und darum — aus Neid und Eifersucht — setzest Du sein Leben aufs Spiel? Und wenn es nun noch schlimmer geworden wäre.“ Sie schauderte bei dem Gedanken. —

Rik zuckte die Achseln.

„Ich habe nicht gewollt, daß er sich verletzte. Er sollte nur 'runter von dem Gaul, auf dem er sich wunder was einbildete. — Was hat er sich denn groß getan?“ schloß er geringschätzig.

Ja — das wußte Jerta noch nicht. Es konnte ja viel Schlimmeres sein, als sie einstweilen annahm.

Und als eben Els ängstlich den Kopf zur Tür hereinsteckte, beauftragte sie diese, sich zu erkundigen.

Da tauchte Ruth hinter ihr auf. Sie hatte die letzten Worte gehört. „Es ist ein Armbruch,“ sagte sie. Dann kam sie vollends ins Zimmer und setzte sich stumm und teilnahmslos in irgendeine Ecke. Ihr war ganz übel. Rik musterte sie spöttisch.

„Na, Du spielst wohl die Leidtragende für die ganze Gesellschaft?“ höhnte er.

Ruth maß ihn mit einem vernichtenden Blick.

„Ich dächte, Du hättest alle Ursache still zu sein,“ sagte sie.

„Schön war das nicht von Dir, Rik,“ sagte nun auch Els. „Ich an Deiner Stelle würde mich totschämen — totängstigen —“

„Du bist ja auch bloß ein dummes Mädel,“ warf Rik zurück.

„Kinder, zankt Euch doch bloß nicht noch!“ rief Jerta. Und dann alle Fassung verlierend, setzte sie sich hin und brach in Tränen aus. „Ach Gott, ich habe so schreckliche Angst vor Vater!“

Ruth seufzte. Els sah ängstlich von einem zum andern. Rik aber lachte. Er lachte seine Mutter aus.

Und Jerta, die das wohl verstand, hatte nichts, sich zu wehren.

Dann meinte Ruth, es sei wohl das Beste, den Wagen zu bestellen, und ging es zu tun. Sie kam zurück mit dem Bescheid von Hinrik, den Jerta stumm entgegennahm.

Rik hielt es für das Sicherste, sich irgendwie unsichtbar zu machen. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als Lisa Vahren hereinkam. Sie ging ohne Zögern auf Jerta zu, die bei ihrem Eintritt in höchster Verwirrung nichts anderes zu tun wußte, als in ihrer gebückten Stellung sitzen zu bleiben, und legte ihr freundschaftlich die Hand auf die Schulter.

„Ich wollte Ihnen nur sagen,“ begann sie ernst und ruhig, „daß es nicht schlimm ist mit Bertie. Wahrscheinlich nur ein ungefährlicher Armbruch. In einigen Wochen wird alles ausgeheilt sein. — Und nun verzeihen Sie, wenn ich Sie wieder allein lasse, und Sie nicht auffordere, länger zu bleiben. Bertie braucht mich.“

Jerta war nicht imstande, etwas zu erwidern. Sie schämte sich entsetzlich, schämte sich ihres eigenen Kindes. Sie vermochte nicht, für Rik eine Entschuldigung, eine Bitte zu stammeln. Wenn Lisa Vahren mit Vorwürfen und bitteren Worten gekommen wäre — das hätte ihr die Lage erleichtert. So aber fühlte sie, daß Lisa ihr mehr denn je überlegen war.

Lisa stand noch sekundenlang, als warte sie auf irgendein Wort von Jerta, das es ihnen beiden möglich gemacht hätte, sich auszusprechen. Dann sagte sie sich, daß es für eine Aussprache wohl noch zu früh — daß es vielleicht am besten sei, sie überhaupt zu vermeiden.

Schweren Herzens wandte sie sich langsam zum Gehen.

Da glitt Ruth aus ihrem Winkel hervor, leise wie ein Schatten. Sie sagte kein Wort, sie griff nach Lisa Vahrens Hand und küßte sie leidenschaftlich. Es war eine stumme Bitte um Vergebung für sie alle.

Lisa schloß das Mädchen in die Arme und küßte es. Und dabei flüsterte sie: „Hören Sie, Ruth, es darf deswegen nichts zwischen uns treten. Ich will es nicht. Ihres Vaters wegen. — Verstehen Sie mich?“



Stilleben. Gemälde von Fritz Burger.

Ruth nickte heftig. Dankbar leuchteten ihre Augen unter Tränen. Bald darauf hörten sie den Wagen vorfahren und in demselben Augenblick Hinriks Schritt nebenan. Er öffnete die Tür.

„Ist die Mutter hier?" fragte er, im ersten Augenblick nur die Tochter sehend. Jerta flog von ihrem Sitz empor.

Hinrik zog die Tür hinter sich zu und stand schweigend, als müsse er sich sammeln.

„Ihr fahrt also jetzt nach Hause," sagte er dann kalt. „Ich werde hier bleiben, bis der Arzt fertig ist, und morgen früh nachkommen. Was ich Dir vor allem noch zu sagen habe, ist, daß ich Rik nicht mehr zu sehen wünsche, wenn ich zurückkomme. Wie Du das einrichtest, ist Deine Sache — mir ist von vornherein alles recht, was Du bestimmen wirst. Ich rate Dir aber in seinem Interesse, nicht zu versuchen, mich umzustimmen oder die Ausführung meines Befehls hinauszuschieben. Ich stehe für nichts, wenn er mir jetzt noch einmal unter die Augen tritt."

Jerta verließ das Haus mit unsäglicher Bitterkeit im Herzen. Rik mußte abermals leiden unter dem andern, der je länger, je mehr den Platz einnahm in des Vaters Herzen, der dem Sohne zukam. Davon allein kam das neue Unheil her.

Und er, der ihre, Hinrik Gehrts, er blieb hier, bei der fremden Frau, um ihr beizustehen in ihrem kleinen, vorübergehenden Leid. Und die eigene Frau, die ließ er allein, mit dem großen, lebenslangen Leid im Herzen.

O — sie verstand ihren Jungen und daß er so handeln konnte!

Als sie vor die Tür traten, saß Rik bereits neben dem Kutscher steif und stumm, als habe er Scheuklappen an den Augen.

Und stumm waren sie alle während des Heimweges durch den lachenden Sommertag, und Jerta bewegte in ihrem Herzen immer nur die eine Frage: ‚Wo soll ich mit dem armen Jungen bleiben —‘

Schweigend, aber mit einem dankbaren Blick hatte Lisa Vahren Hinriks Anerbieten, bis zum nächsten Morgen bei ihr zu bleiben, angenommen.

Der Doktor war gekommen, hatte den Arm gerichtet und in Gips gelegt und ein beruhigendes Pulver gegeben, da der Patient hochgradig erregt schien.

Hinrik und Lisa hatten dem Arzt geholfen. Bertie hatte sich sehr tapfer gehalten und kaum einen Schmerzenslaut von sich gegeben. Wenn es zu arg wurde und sich sein Gesicht krampfhaft verzog, hatte ihm Hinrik seine warme, ruhige Hand auf die Stirn gelegt, das wirkte allemal wie ein Wunder. Bertie schloß dann die Augen und schien nichts mehr zu fühlen.

Nun saß Lisa bei ihm in dem verdunkelten Zimmer und erwartete seinen Schlaf.

Hinrik ging hinter dem Hause auf und nieder.

Der Abend stieg mit erfrischender Kühle aus Wald und Wiesen, und ein weicher, rosiggrauer Dunst verschleierte die Ferne. Die Rosen und Linden dufteten, die Vögel piepten verschlafen.

Hinrik Gehrts sog in tiefen Zügen die Kühle und die Ruhe des Sommerabends in sein heißes, unruhiges Herz. Ihm wurde wieder besser dabei. Es war ihm eine Wohltat, daß er heut nicht mehr nach Hause brauchte. Der bloße Gedanke an dies Zuhause war ihm unerträglich und reizte seine Nerven.

Er konnte sich das stürmische Empfinden nicht abgewöhnen. Sein Herz war heut noch ebenso jung, wie es vor zwanzig Jahren gewesen. Sein ganzer, eiserner Manneswille gehörte dazu, es im Zaume zu halten, wo es nötig war. Und diese Notwendigkeit kommt je öfter, je älter der Mensch wird, je mehr Pflichten und Verantwortlichkeiten das Leben ihm bringt.

An den beherrschten Leidenschaften erstarkt der Mensch. Aber das Herz vertieft sich und wird immer aufnahmefähiger für Freuden und Leiden.

Hätte Hinrik Gehrts sich anders gewünscht? Nein — und trotz alledem nein. Denn wäre er anders gewesen, so hätte er den Frieden dieser einsamen Abendstunde nicht so segensreich empfunden, nach der Qual dieses Nachmittags.

Eine Viertelstunde nach der andern verstrich. Er wurde nicht ungeduldig. Er langweilte sich nicht.

Am Himmel flirrten die ersten Sterne. Eine mondlose Nacht sank dunkelblau und sammtweich über das friedlich atmende Land. — Hinriks Herz begann zu schlagen in einer schweren Sehnsucht. Da trat Lisa Vahren aus dem Hause.

Er sah sie vor der Tür stille stehen, als spähe sie nach ihm aus. Aber sie sah ihn erst, als er aus dem Schatten der Bäume auf den freien Platz heraustrat, auf dem vor wenig Stunden das alles geschehen war. — Schweigend näherten sie sich einander.

„Sind Sie noch hier draußen? —“ fragte Lisa zerstreut, wie man so hin fragt, wenn man von andern Gedanken ganz eingenommen ist. Sie sah recht blaß aus nach der überstandenen Aufregung, ihr Auge war matt und verschleiert.

„Ich habe auf Sie gewartet,“ sagte Hinrik. „Ich wollte noch hören, wie es Bertie geht.“

„Er ist eingeschlafen.“ Sie sah starr an ihm vorbei in das zunehmende Dunkel des Gartens, als säße da etwas, das sie ängstigte. Es kam ihr plötzlich so unmöglich vor, hier allein mit ihm zu bleiben. Es erschien ihr wie ein Unrecht — ein Unrecht gegen Jerta. Dabei war alles so unklar und unruhig in ihr — sie kannte sich selbst nicht.

Hinrik Gehrts fühlte, wie ihm bei diesem schweigenden Zusammenstehen das Blut je länger, je schneller zum Herzen aus- und einströmte. Mein Gott — was sollte das alles! Sie hatten ja erwachsene Kinder. Er würde sogar bald Enkelkinder haben. Er, mit seinen sechsundvierzig Jahren, seinem blonden, dichten Haar und seiner Jünglingskraft in den Gliedern, mit seiner Seele voll Jugendfeuer!

Die Jugend — die Jugend! Wenn das Leben ihr das Recht verweigert zu ihrer Zeit, so wartet sie wohl auf gelegenere Stunde und bricht wieder hervor aus der Seele mit einer Kraft, die durch langen Hunger wild, durch lange Ruhe riesenstark geworden ist. Damals war sie ein junges, mutiges Roß — nun ist sie ein wilder, furchterregender, seines Bändigers lachender Löwe.

Er weiß nicht, wie es über ihn kommt in dieser blaudunklen, sommerschwülen Abendstunde. Es sprengt ihm das Herz, es raubt ihm den Verstand, es spottet all seiner ernsten Vorsätze. Und sie steht so da — so als empfinde sie genau dasselbe wie er.

„Kommen Sie —“ sagte er heiser. „Ich kann das nicht mehr aushalten!“ Sie folgt ihm erschreckt, ängstlich. Sie ahnt, was in ihm vorgeht. Sie kennt das alles ja schon lange. Soll es nun doch noch zum Ausbruch kommen? Sie vergeht in Angst davor, in Sehnsucht danach.

Er geht schweigend bis zu einer Bank im dichten Gehege. Da setzt er sich nieder, als könne er nicht mehr weiter. Und sie setzt sich neben ihn, als müsse sie das alles tun; als habe sein Wille, sein heißer, wilder Wille, den ihren gelähmt.

Hier, wo sie niemand hört, wo sie niemand sieht, greift sich Hinrik Gehrts mit beiden Händen an die fiebernde Stirn. „Ich bin ein unseliger Mann,“ stöhnt er.

Lisa Vahren hört es. Sie ist in diesem Augenblick nichts, aber auch gar nichts anderes, als ein Weib mit einer tiefen, reifen, traurigen Liebe im Herzen. Sie kann ihn nicht leiden sehen — leiden lassen.

Zitternd, wie man ein ungebändigtes Tier berührt, legt sie ihre Hand auf seine Schulter. Sie erstickt fast vor Herzklopfen.

„Warum?“ fragt sie.

„Weil ich Dich liebe,“ stößt er heraus in Wut und Schmerz.

Sie erschrickt nicht, sie weicht nicht von ihm zurück wie eine Heilige, die für ihr weißes Kleid fürchtet, noch wie eine Richterin, noch wie eine Mutlose. Nur ihre Hand, die so leicht und zart auf seiner Schulter lag, wird schwer — schwer wie eine ganze Menschenlast. „Ich liebe Dich ja auch!“ sagt sie. Und das klingt wie ein Jubel.

Er schüttelt ihre Hand ab, springt auf und bleibt vor ihr stehen, die Hände auf dem Rücken, die Augen sprühend wie Raubtieraugen.

„Soll das ein Trost sein?“ fragt er wild.

„Es ist doch das Einzige, was ich sagen konnte.“

Er schüttelt den Kopf. Er weiß nicht, ob er bei Sinnen ist.

„Herr Gott — wie ist das möglich! Wir sind alte Leute —“

„Wir sind nicht alt,“ unterbricht sie, „wir sind beide jung, und das Leben hat unsere Jugend nicht gesättigt. Es ist so natürlich —“

„Es ist entsetzlich. Es ist zum Verrücktwerden. Auch das noch! Wenn der Junge, der Rik, das jetzt mit ansähe, dann hätte er ja Grund, mich zu verachten, wie ich ihn verachte.“

Er fängt an, vor ihr auf und ab zu laufen. Er verliert immer mehr die Gewalt über sich.

„Dabei ist doch nichts Verächtliches," sagt Lisa Vahren stolz.

„Doch, daß ich so darunter leide — das ist verächtlich. Und Sie wissen ja gar nicht, wie ich leide. Sie kennen mich nicht. Sie kennen ja nur meine Außenseite — nur das, was ich Ihnen von mir gezeigt habe. Aber da inwendig — da habe ich Sie ja nie hineinsehen lassen. Die Stürme, die da getobt haben, von denen ahnen Sie ja nichts. Von denen hat überhaupt nie ein Mensch gewußt. Und nun, in dieser Stunde — nun kommt alles zutage! Verwünschen will ich diese Stunde — verwünschen mich und Dich —" er weiß nicht mehr, was er spricht.

„Hinrik!" ruft sie und hebt flehend die Hände.

„Nenne mich nicht so!" schrie er sie an. „Der Name gehört nicht auf Deine Lippen."

„Der Name füllt meine Seele aus," sagte sie.

„Wenn Du mich lieb hast, dann schweige!" herrscht er sie heiser an.

Er weiß es — noch ein paar solcher Worte mehr, und er verliert die Gewalt über sich.

Und sie schweigt.

Er rennt auf und ab. Er will sich beruhigen, das wilde Tier bändigen, das in ihm los geworden ist. Und dann wird ihm das Schweigen erst recht unerträglich.

„Das kommt alles nur von dem, was heut nachmittag geschehen ist," sagt er heftig vor sich hin.

Sie verschlingt die Hände um die Kniee. Der Kampf ihrer Seele fängt an, sich in Tränen zu lösen. Lautlos fallen sie nieder. Er merkt nichts davon. Er ist ganz betäubt von dem Orkan in ihm.

„Ich weiß nicht, warum Sie sich entschuldigen wollen," meint sie. „Es ist doch besser, wir sprechen einmal darüber, als daß wir so jeder für sich die Qual weiterschleppen."

Er bleibt vor ihr stehen und sieht sie finster an. Es ist so dunkel, daß er nur die zarten, hellen Umrisse ihrer Gestalt erkennt. „Meinen Sie, daß die Qual nun geringer wird?"

„Ja," sagt sie. Ihre eigensinnige Festigkeit reizt ihn.

„Nein," widerspricht er. „Bis jetzt war eine unüberstiegene Grenze zwischen uns. Jetzt haben wir uns einander in die Hände gespielt." Lisa sieht zu ihm auf. Ihre Augen leuchten in der Dunkelheit.

„Ich habe mein Leben vertrauensvoll in Ihre Hände gelegt," sagt sie. „Ich weiß, daß Sie es schützen und heilig halten werden."

Es wäre ihm lieber gewesen, wenn sie ihn verurteilt und von sich gewiesen — wenn sie ihn gar nicht geliebt hätte. Er steht vor ihr und betrachtet sie grimmig.

„Haben Sie denn gar keine Angst vor mir," fragt er neugierig.

„Angst? Nein. Nur Vertrauen!"

Merkwürdig — es wird ihm plötzlich weich ums Herz. Seine zornige Heftigkeit schwindet. Ihre Weiblichkeit hat ihn überwunden. „Es ist gut," sagt er ruhig und ernst. „Sie sollen Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt haben."

„Das weiß ich," erwidert sie.

Und nun scheint es, als hätten sie einander nichts mehr zu sagen. Von ihrer Liebe können sie nicht sprechen. Und etwas anderes gibt es in dieser Stunde nicht für sie. Sie sind nicht imstande, etwas anderes zu empfinden. —

Sie fühlen beide, daß sie sich nun voneinander trennen sollten. Aber keiner wagt, es dem andern zu sagen.

Es ist dunkel um sie her, wie in der dunkelsten Nacht der Liebe. Nur in ihren Seelen lohen unsichtbare Feuerbrände. Hinrik Gehrts setzt sich endlich wieder neben sie. Er nimmt eine ihrer Hände und zieht sie an die Lippen. Ihre Hand ist kalt und zitternd, seine Lippen sind trocken und heiß von einem Brande, der ungelöscht bleibt.

Dann behält er ihre Hand in der seinen, und sie läßt sie ihm.

So bleiben sie sitzen, ohne Zeit und Wort, hingegeben an das Heilige, Furchtbare, das durch ihre Seelen zieht.

Nachdem sie diese Stunde überstanden hatten, wird ihnen die Stunde nie mehr etwas anhaben können.

Lisa Vahren schließt die Augen und lehnt sich zurück. Von dieser warmen, kräftigen Hand, die die ihre fest umschließt, geht eine merkwürdige Stärke auf sie über,

eine mutige Ruhe, und die Gewißheit sicheren Geborgenseins in jeder Not. Einen Geliebten darf und will sie nicht an ihm haben — aber daß sie einen Vertrauten und Freund haben und behalten wird, das weiß sie, das macht sie stolz und reich und glücklich.

Sie fürchtet keinen Augenblick, daß er ihr hingebungsvolles Vertrauen mißbrauchen könnte. Dann wäre er eben nicht der Hinrik Gehrts, den sie liebt, den sie seit Jahren mit geduldigem, entsagungsstarkem Herzen geliebt hat.

Dem Weibe wird das Entsagen in der Liebe leichter als dem Manne. Darum ficht Hinrik Gehrts den allerschwersten Kampf aus, während sie so nebeneinander sitzen, während er die Lebenswärme in ihre erstarrten Finger zurückkehren und in ihrem Pulse klopfen fühlt; während durch das duftende Dunkel ihr Gesicht mit den geschlossenen Augen neben ihm schimmert wie eine weiße Blüte; während es nur eines einzigen Griffes, einer schnellen Gewalttat bedurft hätte, um sich ihrer widerstandslos zu bemächtigen, um mit einem tollen Trunk den jahrelangen Durst seiner vereinsamten Seele zu löschen.

Aber Hinrik Gehrts blieb Sieger in dem Kampf.

Als die alte Hofuhr zehn dünne, helle Töne anschlägt, drückt er ihre Hand ein klein wenig fester.

„Wir wollen hineingehen,“ sagt er.

Gehorsam steht sie auf. Aber ihr ist so schwindlig, wie nach einem schweren Schlaf. Sie kann nicht gleich festen Fuß fassen. Das ist alles so sehr viel schlimmer, so sehr viel angreifender, wenn man älter ist. Junge Bäume biegen sich, alten Bäumen geht es an die Lebenswurzeln — der ganze Boden wankt, und was nicht nachgeben kann, wird zerrissen, und was einmal zerrissen worden ist, heilt nicht wieder.

„Ich werde morgen zeitig aufbrechen,“ sagte Hinrik Gehrts. „Lassen Sie mir durch irgendeinen Dienstboten sagen, wie die Nacht verlief. Nein — danke für einen Wagen. Ich gehe lieber zu Fuß. Wirklich, es bekommt mir besser.“

Sie stehen im Flur, unter der hellbrennenden Lampe. Sie ist entsetzt über die Verheerung in seinem Gesicht. Er sieht aus wie ein Soldat, der aus der Schlacht kommt. Sie verliert fast die Besinnung. —

„Nicht wahr, Sie kommen doch bald einmal zu uns,“ sagt er kühl und ruhig. „Jertas wegen. Sie wird doch wünschen, sich mit Ihnen auszusprechen. — Ich brauche ja dann nicht zu Hause zu sein.“

„Ach nein,“ bittet sie, „es wird mir leichter, wenn Sie dabei sind!“

Er lächelt bitter. „Ich werde sehen, ob ich es kann. Soviel Selbstsucht müssen Sie mir schon gewähren.“

Dann trennen sie sich. Er geht in sein entlegenes Gastzimmer. Sie geht zu ihrem Sohne.

Bertie war wach, als sie eintrat. Sie hatte nicht einmal Zeit, sich zu sammeln. Es war ihr lieb, daß die durch das offene Fenster strömende Zugluft bei ihrem Eintritt das Nachtlicht auslöschte. Während sie nach den Streichhölzern tappte, unfähig ein Wort zu sprechen, sagte Bertie: „Wo war denn Onkel Hinrik, Mutter? Ich hörte ihn vor einer Weile so laut und heftig sprechen!“

Die Streichholzbüchse, die sie eben gefaßt hatte, entglitt vor Schreck ihren Fingern. Sie stieß schwer gegen den Tisch, als sie sich danach bückte.

„Was machst Du denn, Mutter?“

„Ich will Licht machen —“

„Onkel Hinrik war gewiß noch böse auf Rik,“ hub Bertie wieder an. „Rede es ihm nur aus, Mutter. Auf Dich wird er schon hören. Es hat ja keinen Zweck, daß er sich deswegen mit ihm erzürnt. Das werden wir schon untereinander ausmachen.“

„Ja gewiß, Bertie. Ich will's ihm sagen. Jetzt sollst Du aber nicht mehr daran denken. Du mußt Ruhe haben.“

Sie befühlte seine Stirn und seinen Puls. Dann zog sie sich aus und legte sich in die Ecke des Zimmers, wo sie sich ein Bett hatte zurechtmachen lassen. Bertie sollte denken, daß sie müde war und schlafen wollte.

Aber sie schlief die ganze Nacht nicht, und es kostete ihr eine Riesenanstrengung, still zu liegen.

In aller Morgenfrühe stand sie auf, kleidete sich flüchtig an, schlich leise hinaus und suchte einen der Leute.

Sie ließ Hinrik Gehrts sagen, Bertie habe eine gute Nacht gehabt, und sie wünsche ihm Lebewohl.

Dann ging sie zurück und stand regungslos am Fenster, bis sie ihn aus dem Hause treten und über den Hof gehen sah — stolz und aufrecht, wie einen Menschen, den nichts zu beugen imstande ist.

* * *

Es war gegen Mittag, als Hinrik Gehrts nach Hause kam. So lange hatte er sich im Walde herumgetrieben. So lange hatte er mit seinem Herzen gerungen. So lange wollte er Jerta Zeit lassen, mit ihrem Jungen fertig zu werden.

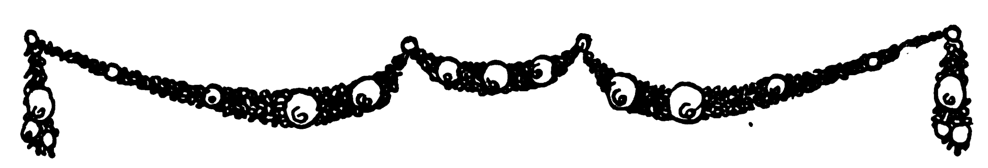
Sie hatte erst am andern Morgen den Mut gefunden, ihm des Vaters unwiderruflichen Befehl mitzuteilen. Rik war gar nicht außer sich, wie sie gefürchtet hatte. Die Aussicht auf ein weiteres Verweilen im Elternhause unter diesen Umständen war durchaus nicht angenehm für ihn gewesen.

Als Jerta ihm obenein vorschlug, eine kleine Reise zu machen — an die Küste oder wohin er sonst wollte — und ihm eine Summe Geldes dazu einhändigte, war er sehr erfreut und verließ eine Stunde später den Hof, als sei nichts vorgefallen, und als rücke er lediglich seines Vergnügens halber aus.

Jerta weinte sich satt, als er fort war. Sie konnte sich der Einsicht nicht mehr verschließen, daß ihr von diesem Kinde noch viel Herzweh kommen werde.

Mit Seelenangst sah sie der Heimkehr ihres Mannes entgegen. Aber als Hinrik kam, war er in einer weichen, zerstreuten, müden Stimmung. Nach Rik fragte er gar nicht, und von den Vorgängen des gestrigen Tages sprach er nicht. Er sagte nur, daß er allerlei zu tun habe, und zog sich in sein Zimmer zurück. Als es Abend wurde, trat Ruth bei ihm ein. Sie stellte sich vor ihn hin und betrachtete ihn, mit halboffenen Lippen, als sei das Wort, das sie hatte sprechen wollen, darauf verstummt unter irgendeiner schreckhaften Empfindung.

(Fortsetzung folgt.)



Das arme Mädel.

Kämmt sich das Mädel das blonde Haar,
Rinnt ihm vom Auge ein Tränlein klar,
Hält es die Flechten an das Licht,
Mädel leise die Worte spricht:

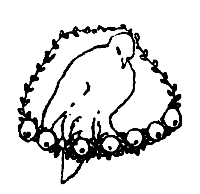
Hab' so viel Gold und bin doch so arm,
Scheine so stolz und lieb doch so warm,
Hab' so viel jauchzende Freude in mir,
Niemand kommt und will sie von mir!

Mädel ist gar ein töricht Kind!
Hört nur, was es weiter noch sinnt:
Abends in der Kammer allein
Kramt es eifrig im alten Schrein —
Mädel macht sich heimlich fein,
Hüllt in schleppend Gewand sich ein.

Glänzend Geschmeide trägt es nicht,
Nur um den Nacken ein Kettlein schlicht,
Um den Arm ein schmal Reiflein von Gold, —
Ei, wie ist das Mädel so hold!
Wie das blasse Gesichtchen glüht!
Mädel scheu in den Spiegel sieht —
Kennt sich selber nicht mehr schier,
Leise spricht's: Liebster, nun komm' zu mir!
Laß' mich jung und fröhlich sein,
Tanze mit mir den wiegenden Reihn.
Zierlich faßt Mädel das Kleidchen an —
Fängt es wirklich zu tanzen an?

Aber da steht es still und sinnt . . .
Aufschluchzt das törichte, arme Kind.

Josefa Heide.



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Rußland beim Regierungsantritt Kaiser Alexanders III.

Erinnerungen von Richard Graf von Pfeil und Klein-Ellguth, Kgl. Preuß. Generalmajor z. D. und Kais. Russ. Oberst a. D. im Leib-Garderegiment Preobraschenski.

II.

4. Kapitel.

Allslawismus. — Seine Grundsätze. — Gefahr für das Zarentum. — Graf Ignatjew geistiger Führer des Allslawismus. — Seine glänzende Laufbahn. — Doppelstellung als Botschafter in Konstantinopel. — Menteur-Pascha-Ignatiew veranlaßt den Türkenkrieg. Ich werde mit ihm bekannt. — Minister unter Alexander III. — Sein Sturz. — Der Allslawismus bedarf eines Feldherrn. — Skobelew. — Ruhmreiche kriegerische Laufbahn. — Volkstümlichkeit in der Armee. — Züge aus seinem Leben. — Mißerfolge im Offizierkorps der Garde. — Seine Grausamkeit. — Aufstand in der Herzegowina. — Skobelew bereitet den Krieg gegen Deutschland vor. — Slavische Ehr- und Pflichtbegriffe. — Aufhetzende Reden gegen Deutschland und Unbotmäßigkeit gegen den Zaren. — Geplante feindliche Kundgebung vor der deutschen Botschaft. — Skobelews schimpfliches Ende. — Eindruck seines Todes in Rußland. — Bismarck im Verdacht ihn veranlaßt zu haben. Urteil des Kaiserhauses über Skobelew.

Aber es war nicht allein der Nihilismus, der bei Beginn der Regierung Alexanders III. schwer auf dem Lande lastete. Eine andere, auch die benachbarten Mächte in Mitleidenschaft ziehende Gefahr entstand durch das Erstarken des Allslawismus, und zwar in roter Färbung.

Der Allslawismus schreibt auf sein Panier: Rechtgläubigkeit, Zartum und Volk. Alle slawischen Länder sollen unter dieser Flagge, unter Rußlands Oberleitung vereinigt werden.

Die Rechtgläubigkeit, d. h. die griechisch-orthodoxe Kirche, sieht den Katholizismus als eine minderwertige Glaubensform und die Evangelischen nur als eine leider zu duldende Sekte an. — Der äußerste linke Flügel des Allslawismus will, daß das Zarentum sich unmittelbar auf das Volk stütze und so weit als möglich auf von diesem gewählte Beamte. Hoch oben an der Spitze der Zar als Selbstherrscher. Aber diese Staatskünstler wissen recht gut, daß eine so hohe, ohne eine zahlreiche Stufenleiter mächtiger Beamter unterstützte Spitze leicht abbricht. Und das würden sie auch nicht weiter bedauern.

Um aber die staatliche Vereinigung aller Slawenländer zu ermöglichen, müßten erst die Gegner dieser Volksbildung ohnmächtig gemacht werden. Den größten Gegner sieht, heute noch, der Allslawismus in Deutschland; in Österreich-Ungarn, als dem schwächeren, erst an zweiter Stelle. Darum der Haß gegen Deutschland und der Wunsch, es zu bekriegen. Auch kam das Gefühl der Rache hinzu, da man Deutschland, als die vorsitzende Macht bei der Berliner Zusammenkunft, für die unbefriedigenden Erfolge nach dem schließlich siegreichen Kriege gegen die Türkei und für die Rußland so ungünstige Beseitigung des Vorfriedens von St. Stephano verantwortlich machte.

Kaiser Alexander trat nicht sogleich gegen den Allslawismus auf, um ihn, wie später geschah, durch eine echt russische Staatskunst zu ersetzen, sondern kam ihm sogar scheinbar entgegen, indem er bald nach seinem Regierungsantritt dessen geistigen Führer, den bekannten, manche sagen berüchtigten Staatsmann Graf Ignatjew zum Minister ernannte.

Dieser Mann hat in der neueren Geschichte Rußlands eine zu wichtige Rolle gespielt, als daß seiner nicht mit einigen Worten gedacht werden müßte. Er ist jedenfalls derjenige unter den lebenden europäischen Staatsmännern, der die reichste staatliche, geschichtliche Vergangenheit hat.

Siebzehnjährig trat er bei der Garde-Kavallerie ein und machte zunächst eine glänzende soldatische Laufbahn. Er kam in den Generalstab und war 1856, erst 24 Jahre alt, Militärattaché in London, als welcher er an der Pariser Friedenszusammenkunft teilnahm, durch persönliches Eingreifen für Rußland einige Vorteile errang und zur Belohnung Oberst wurde. Zwei Jahre später wurde der junge Oberst dem Gouverneur von Ostsibirien, Murawjew, als diplomatischer Beirat zugeteilt und erlangte durch List und Drohungen von China das gesamte riesige Amurgebiet. Mit 28 Jahren war er General, Generaladjutant und Gesandter in Peking, worauf er dann die verschiedensten wichtigen Staatsstellungen, auch den Posten des Ministers des Innern bekleidete.

Von 1867—78 war er Botschafter in Konstantinopel, und in diese Zeit fällt seine wichtigste staatsmännische Laufbahn, die ihrerzeit alle europäischen Kabinette beschäftigte. Mit ungewöhnlicher Gewandtheit wußte er den russischen Einfluß bei der Pforte zum ausschlaggebenden zu machen, wozu ihm alle Mittel, Bestechung und Unwahrheit, recht waren. Dort erwarb er sich unter den europäischen Staatsmännern den wenig schönen Beinamen „Vater der Lüge" oder auch „Menteur Pascha".

Und wahrlich, er verdiente ihn! Damals schon ein ausgesprochener Anhänger des seinem kaiserlichen Herrn, Alexander II., höchst widerwärtigen Allslawismus, wirkte er in Konstantinopel nicht im kaiserlichen, sondern im allslawischen Sinne. Unter der Maske der Freundschaft für die Türkei arbeitete er auf deren Zerstückelung hin, auf eine Lostrennung der slawischen Gebietsteile. Durch seine und seiner Helfershelfer Ränke brach 1875 der Aufstand in der Herzegowina und ein Jahr später in Bulgarien aus. So wurde Alexander II. gezwungen, ursprünglich gegen seinen eigenen Willen, das zu befehlen, was der Allslawismus wollte, nämlich die Kriegserklärung an die Türkei.

Als ich 1877 auf der Reise nach dem Kriegs-

schauplatz auf dem Bahnhof Rasdjelnaja einen mehrstündigen Aufenthalt hatte, lernte ich Graf Ignatjew kennen, von dem ich damals nur seine Berühmtheit, nicht seine Fehler kannte. Es war gerade die Zeit nach den unglücklichen Stürmen auf Plewna, die für Rußland traurigste und schwerste Kriegszeit. Alexander II., entrüstet über Ignatjew, in dem er den geistigen Urheber des Krieges inzwischen erkannt, der ihm immer versichert, ein Feldzug gegen die Türkei sei ein Spaziergang nach Konstantinopel, hatte ihn in ungnädiger Weise vom Hauptquartier Gorni-Studen nach Rußland beurlaubt. Dies war damals natürlich nicht bekannt.

Auf dem Bahnhof waren zahlreiche Offiziere und Mannschaften, der Weiterbeförderung harrend. So sah ich u. a. auch den bei Schipka schwerverwundeten, mit dem Georgskreuze geschmückten General Dragamirow, jetzt Oberbefehlshaber in Kiew, gleichfalls einer der Führer des Allslawismus.

Plötzlich trat ein Generaladjutant ein, der durch sein Aussehen, sein Auftreten und seinen Anzug von allen anderen Offizieren abstach. Die Bewegungen ganz jugendlich — er zählte damals erst 44 Jahre — ebenso das Gesicht; doch zeigte dieses ein etwas gleichbleibendes Lächeln, wie man solches oft bei Persönlichkeiten findet, die sich beobachtet wissen, oder es in ihrer Eitelkeit annehmen. Es war jedenfalls eine auffallende Erscheinung; doch zeigten die Augen einen mehr listigen als klugen Ausdruck.

Als ich erfuhr, wer er sei, ließ ich mich ihm vorstellen, und er begrüßte mich sehr freundlich in fertigem Deutsch; teilte mir auch sofort mit, seine Gesundheit sei durch fortwährendes Fieber derartig geschwächt, daß er auf besonderen Befehl des Kaisers Urlaub genommen. Doch würde er, sowie eine Änderung in der Kriegslage vorkäme, sofort zurückberufen werden. Er fügte dann hinzu: „Meiner Ansicht nach, die ich aber durchaus nicht als die unbedingt richtige hinstelle, werden wir nach der Eroberung Plewnas Frieden mit der Türkei machen; sie werden uns das bewilligen, was ich seinerzeit verlangt habe."

Dann ließ er sich in ein längeres Gespräch über die augenblickliche Kriegslage ein, für welche er verschiedene Führer, namentlich General v. Krüdener, verantwortlich machte, welcher — infolge der falschen Meldungen der Kosaken — den ersten verunglückten Sturm auf Plewna unternahm. Auf meine Bemerkung, daß wohl niemand der Türkei eine solche Widerstandsfähigkeit zugetraut, meinte er, er habe immer vor dem Kriege gewarnt und gesagt, daß der türkische Fußsoldat, namentlich in der Verteidigung, der beste in Europa sei.

Nach dem Friedensschluß wurde Ignatjew von seiner Stellung als Botschafter abberufen und blieb in Ungnade, bis ihn, wie erwähnt, Alexander III. bald nach der Thronbesteigung zum Minister des Innern machte. Seine kurze Tätigkeit in dieser Stellung tat sich durch drakonische Gesetze gegen die Juden hervor. Auch fanden an verschiedenen Orten des Reiches grausame Judenverfolgungen statt, deren Veranstalter ungestraft blieben. Alexander III., dem inzwischen durch demnächst zu berührende Umstände die Augen über den Allslawismus aufgingen, verabschiedete Ignatjew schon nach einem Jahre.

Er wurde nun Vorsitzender des slawischen Wohltätigkeitsvereins, dieses Mittelpunktes der allslawischen Hetzerei, und seine Wühlarbeit trat nicht mehr an die Öffentlichkeit. Im Jahre 1902 wurde sein Name noch einmal genannt, gelegentlich der fünfundzwanzigjährigen Schipkafeier in Bulgarien, die er als Begleiter des Großfürsten Nikolaus mitmachte und in der er die Rolle eines in der Erinnerung an die einstige große Zeit weinerlichen Alten spielte.

Aber der Allslawismus bedurfte bei Beginn der Regierung Alexanders III. keines Staatsmannes, sondern eines Feldherrn.

Dieser Feldherr ward gefunden. Es war der eben als Sieger aus dem Kriege gegen die Turkmenen zurückgekehrte jugendliche General Michael Dimitrijewitsch Skobelew.

Dieser Mann hat, trotz seines kurzen Wirkens, eine so große Rolle in der russischen Geschichte gespielt, daß seiner näher gedacht werden muß.

Wo er auch kämpfte, siegreich, hat er seinem Vaterlande ausgezeichnete Dienste geleistet.

In den letzten Lebensjahren war er jedoch eine große Gefahr für sein Herrscherhaus und den europäischen Frieden; denn es war nahe daran, daß es durch ihn zum Kriege mit Deutschland und Österreich-Ungarn kam.

Als Abkömmling eines kleinen Adelsgeschlechts und Sohn eines Generaladjutanten war Skobelew 1842 geboren und trat bei der Garde-Kavallerie ein. Der einförmige Dienst behagte ihm nicht. Er setzte es durch, trotz schlecht bestandener Prüfung in den Generalstab zu kommen und ging nach Turkestan, wo er sich durch wichtige geographische Entdeckungen auszeichnete. Im Kriege gegen Chiwa 1873 kam zum erstenmal sein geradezu tollkühner Mut zur Geltung, der ihn bis zu den höchsten Befehlshaberstellungen nicht verlassen hat. Damals Major beim Generalstab war er der erste, der in die verbotene Stadt eindrang und sich mitten zwischen die Feinde warf. Er kämpfte dann mit Glück in den mit durch sein Zutun eroberten großen Gebieten Chokand und Ferghana, erwarb eine kriegerische Auszeichnung nach der anderen und war mit 33 Jahren General.

Seinen Feldherrnnamen erwarb er sich aber auf dem bulgarischen Kriegsschauplatz, wohin er sich ohne Erlaubnis von Ferghana begab, seine Stellung als Gouverneur dieser Provinz selbständig aufgebend, was Alexander II. ihm sehr übel nahm.

Ohne irgendwelche Dienststellung zeichnete er sich jedoch bald so aus, daß man nicht umhin konnte, ihn zu verwenden. Für den Donauübergang übernahm er die Leitung der vorausgehenden Erkundigungen und war der erste russische Offizier auf feindlichem Boden. Bald darauf wurde er zum Befehlshaber der 16. Division ernannt. In dieser Stellung erwarb er sich bei Plewna, Lowtscha und durch sein entscheidendes Eingreifen in der Schlacht bei Schipka europäischen Ruhm. Seine persönliche Tapferkeit, seine entschlossene Führung war in aller Munde. Die

Begeisterung seiner Untergebenen für ihn, von denen er das scheinbar Unmögliche verlangte, für die er aber auch in jeder Beziehung sorgte, war beispiellos. Im Heere auf dem Kriegsschauplatz wurde sein Name mit Stolz genannt. Alle anderen Divisionen bezeichnete man nach ihrer Nummer; die 16. hieß jedoch allgemein die „Skobelewsche Division".

Nur im Gardekorps war Skobelew nicht beliebt, was sich später noch mehr steigerte. Man kannte dort seinen Charakter. Zwar wurde natürlich seine hervorragende Kriegstüchtigkeit, wie auch seine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung anerkannt; aber man wußte, daß damit seine guten Eigenschaften erschöpft waren. Treulos, grausam, unwahr, war ihm, wie mir einer seiner genauesten Bekannten sagte, kein Laster fremd. Sein Lebensende ist der Beweis dafür.

Vor Plewna befehligte er den gefährlichsten Abschnitt. Dort war immer etwas los. Er zeigte sich im Gefecht, meist einen Schimmel reitend, in den vordersten Reihen, unbegreiflicherweise ohne ernstlich verwundet zu werden. Der Russe ist bekanntlich abergläubisch, und so glaubten seine Truppen schließlich, er sei kugelfest. Ein kennzeichnender Zug von ihm war, daß er sich in seiner kriegerischen Tätigkeit nicht gern durch Vorgesetzte oder überhaupt außerhalb seines Truppenbereichs befindliche Persönlichkeiten beobachtet wußte.

Alexander II., wie den Großfürst Nikolaus fesselte jedoch gerade die Tätigkeit dieses Führers, und sie schickten öfters Adjutanten zu ihm, um aus persönlicher Beobachtung Näheres zu erfahren.

Skobelew, der ein Feind der Garde und aller Hofoffiziere — wie er sie nannte — im Hauptquartier war, erschwerte solchen den Besuch bei ihm in eigenartiger Weise.

Er nahm jeden ausnehmend liebenswürdig auf, erklärte ihm, er würde selbst seine Führung übernehmen und begab sich mit ihm nach der vordersten Vorpostenlinie in die nächste Nähe des Feindes.

Natürlich eröffneten die türkischen Vorposten sofort das Feuer. War man dann an einem besonders stark beschossenen Punkt angelangt, so erklärte Skobelew von dort aus dem Adjutanten ausführlich die feindliche Stellung. Wenn dieser dann mit bemerkenswert schneller Überblicksgabe versicherte, er wisse nunmehr Bescheid, so mußte er doch noch lange im heftigen feindlichen Feuer verweilen, weil der General es immer noch für nötig hielt, ihn auf dieses oder jenes aufmerksam zu machen.

Die Kommandierungen zu Skobelew waren somit im Hauptquartier nicht gerade gesucht. Ich lernte Skobelew während der Schlacht bei Schipka kennen, beauftragt, ihn aufzusuchen. Während des Feldzuges wie auch später kam ich oft mit ihm zusammen und habe die angenehmsten Erinnerungen an die Gespräche mit diesem so überaus klugen Manne. Für das deutsche Heer hatte er eine große Hochachtung und kannte die Geschichte des französischen Krieges besser als die meisten deutschen Offiziere. Stets betonte er, eine wie große Ehre und Stolz der Orden „Pour le Mérite" sei, den Kaiser Wilhelm ihm verliehen hatte. Er trug ihn auch bei jeder Gelegenheit. Wenn er damals öfters den Wunsch aussprach, gegen Deutschland zu kämpfen, so war dies die ja verständliche Kriegslust eines ruhmgekrönten jungen Führers, der sich einmal an etwas Besserem als Asiaten und Türken versuchen wollte. Später, als erkorener Feldherr des Allslawismus war es Haß und Neid gegen Deutschland, welche ihn den Krieg wünschen ließen. Wie hoch er die Kriegstüchtigkeit der Deutschen schätzte, geht daraus hervor, daß er mir öfters sagte: „Ich würde niemals angriffsweise gegen die Deutschen vorgehen, wenn ich nicht doppelt so stark wäre."

Als wir im Lager von Konstantinopel standen, besuchte er mich öfters, wenn er nach San Stefano ins Hauptquartier berufen war, und aß dann bei mir an dem Frühstücks- oder Mittagstisch im Zelte des Preobrashenskischen Regiments. Hierbei kam es einmal zu einem eigenartigen Vorgang.

Skobelew unterhielt sich, wenn andere dabei waren, mit mir französisch, wenn wir allein waren, deutsch. Beide Sprachen, wie auch das Englische, beherrschte er vollkommen in Wort und Schrift. Es war von den Kriegserlebnissen die Rede, namentlich von dem schweren, gefechtsreichen Balkanübergang der Garde. Skobelew, dessen Truppen ja allerdings bedeutend mehr geleistet, flüsterte mir leise auf deutsch zu: „Da erzählen sie mir hier von ihren Heldentaten, bei denen sie fast gar keine Verluste hatten. Ich stelle die Armee (Linie) in der Kriegstüchtigkeit weit höher als die Garde." Da antwortete ein schräg gegenübersitzender Hauptmann, der vorzügliche Ohren haben mußte, gleichfalls auf deutsch: „Ew. Exzellenz! Ich bitte, daß Sie nicht einem aus einer anderen Armee gekommenen Offizier gegenüber unsere Garde schlecht machen." Skobelew machte lachend irgendeine Bemerkung und sprach von etwas anderem.

Man stelle sich vor, daß ein deutscher Hauptmann so zu einem Generaladjutanten und Divisionskommandeur spräche; noch dazu wenn dieser eben einen Gipfel des Kriegsruhms erreicht hat.

Überhaupt hatte Skobelew bei der Garde kein Glück. Wir feierten 1881 während der großen Herbstübungszeit unseren Regimentsfeiertag in der Umgegend Petersburgs, bei Zarskoje-Sselo. Skobelew, vom Tekinzenfeldzuge zurück und zum Befehlshaber des vierten Armeekorps (Wilna) ernannt, wohnte ihm bei. In einem großen, offenen Zelte hatte das Frühstück stattgefunden, dem der Kaiser, die Großfürsten, der Hofstaat, die Botschafter und Gesandten beiwohnten. Alle die Genannten waren inzwischen fortgefahren, und nur wir Offiziere und einige anderer Regimenter blieben zurück. Die Stimmung ward heiter, doch ganz in dem vornehmen Ton, den man bei der russischen Garde findet.

Skobelew, der natürlich einen Ehrenplatz gehabt hatte, setzte sich, wie er es liebte, an einen Tisch zu jungen Offizieren. Plötzlich stand er auf, kehrte aber bald zurück, gefolgt von zwei Französinnen, mit denen er an jenem Tisch wieder Platz nahm und beim Champagner die lustigste Unterhaltung eröffnete.

Da trat der Regimentskommandeur, General



Schweizer Landschaft. Gemälde von Fritz Burger.

der Suite Fürst Obolenski, dieses Abbild eines echt vornehmen Mannes, zu Skobelew heran und sagte halblaut in sehr liebenswürdigem, aber entschiedenem Tone: „Ew. Exzellenz, ich bitte, daß Sie die Güte haben, jene beiden Damen herauszuführen." Skobelew tat es und kam dann lachend wieder zurück.

Wie schon erwähnt, war Grausamkeit einer seiner Charakterzüge. Er liebte es nicht, wenn seine Truppe Gefangene machte, namentlich bei der Verfolgung. So wurde bei Lowtscha die türkische Reiterei durch die Skobelew unterstellten Gardekosaken bis auf den letzten Mann niedergemacht. Bei der Verfolgung der Türken auf der Straße von Kasanlik nach Adrianopel hatte er seiner vorgeschobenen Reiterei befohlen, Schrecken zu verbreiten, und wirklich sah man längs der Straße eine Menge von Leichen türkischer Soldaten, aber auch solche der Bevölkerung, Männer, Greise, Frauen und Kinder, niedergesäbelt oder mit Lanzen durchstochen. Im Jahre 1880 leitete er, wie schon erwähnt, mit großem Geschick den schwierigen Feldzug gegen die Teke-Turkmenen, durch den Rußland einen ungeheuren Gebietszuwachs erhielt, er endete ihn im Januar 1881 mit dem Sturm auf die tapfer verteidigte Hauptstadt Geok-Tepe. Auch hier blieb von der fliehenden turkmenischen Reiterei niemand am Leben, und die reiche Stadt wurde für drei Tage der Plünderung übergeben, wobei unermeßliche Beute gemacht ward.

Als eben der Sturm beendet war und die Plünderung begonnen hatte, saß Skobelew mit seinem Stabe beim Frühstück; neben ihm lagerte eine Kompanie als Leibwache. Da nahten sich aus der bedrängten Stadt deren höchste Würdenträger, drei ehrwürdige Greise mit lang herabwallenden, weißen Bärten, um Erbarmen für die Stadt zu erheischen. Skobelew hörte sie gar nicht an, sondern rief den Mannschaften zu: „Auf die Bajonette!" Im Augenblick wurden die Greise in die Luft geworfen und fielen auf die Spitzen der Bajonette nieder, von diesen durchstochen.

Eine Art von Entschuldigung für dieses Verfahren liegt allerdings darin, daß die Tekinzen schauderhafte Grausamkeiten an den gefangenen russischen Soldaten begangen hatten.

Bis hierher hatte Skobelew Kaiser und Vaterland gut gedient. Die Handlungen seines letzten Lebensabschnittes grenzten jedoch an Kaiser- und Staatsverrat.

Im Jahre 1881 brach in Bosnien und der Herzegowina ein Aufstand gegen die österreichisch-ungarische Herrschaft aus, der bald bedeutenden Umfang annahm und Österreich zu großen Kraftanstrengungen veranlaßte. Auch Montenegro wurde in Mitleidenschaft gezogen, und Österreich, welches gerade dort den eigentlichen Herd des Aufstandes vermutete, war nahe daran, diesem Rußland so nahe stehenden Bergstaate den Krieg zu erklären.

Der Allslawismus benutzte diese Zustände, um die Flammen der Begeisterung für die slawischen Brüder zu schüren und um den erwünschten Krieg gegen Österreich, namentlich aber gegen dessen Bundesgenossen Deutschland zu erzwingen. Skobelew ließ in der Armee in geradezu unerhörter Weise wühlen. Viele Hunderte von Offizieren, Tausende alter Mannschaften, welche unter seinem Befehl gefochten oder von seinem Ruhm gehört, erklärten sich bereit, seinen Fahnen zu folgen, wenn er in Österreich einbräche. Es vollzog sich dieses alles in größter Heimlichkeit.

Unserer Anschauung nach erscheinen solche Zustände geradezu unglaublich. Aber man darf den sich leicht hinreißen lassenden Slawen nicht mit dem von ganz anderen Begriffen von Ehre und Pflichtgefühl erfüllten Deutschen vergleichen. Der Slawe begeht leicht Verbrechen und verzeiht sie ebenso leicht. Aus Bulgarien haben sich bekanntlich viele Offiziere ohne Erlaubnis, ja gegen den Befehl ihres Fürsten nach Makedonien begeben, um dort Bandenführer gegen die Türkei zu werden. Wenn sie nach Erlöschen des Aufstandes wieder nach Bulgarien zurückkehren, wird man sie sicherlich ebenso ungestraft wieder im Heere aufnehmen, wie jene, welche 1886 ihren heldenmütigen Fürsten Alexander in der Nacht überfielen und mit Schimpfworten, Drohungen und vorgehaltenen Revolvern zur Abdankung zwangen. In Serbien morden Offiziere unter den scheußlichsten Nebenumständen ihren König, ihre Königin und diesen Nahestehende. Kein Mensch denkt daran, sie zu bestrafen. Im Gegenteil! Sie erhalten ausgezeichnete Stellungen.

Von solchen Gesichtspunkten aus muß man auch den von Skobelew versuchten Staatsstreich beurteilen, der im Auslande niemals in seinem vollen Umfange öffentlich bekannt geworden ist.

Durch die Begeisterung, die er in der Armee fand, wurde Skobelew sicher in seinen Plänen. Natürlich dachte er nicht daran, auf eigene Faust mit einer zusammengewürfelten Schar in Österreich einzubrechen. Aber er wollte seinen Kaiser zum Kriege zwingen und wäre schlimmstenfalls entschlossen gewesen, ihn zu stürzen. Um seinen Zweck zu erreichen, war ihm jedes Mittel recht.

Zunächst versuchte er durch aufreizende Reden die damals ohnehin ungünstigen Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland zu verschlechtern.

Am 24. Januar 1882, dem Jahrestage der Erstürmung von Geok-Tepe, wurde ihm in Petersburg ein Festmahl gegeben, dem zahlreiche Persönlichkeiten aller Stände, namentlich Offiziere und Allslawisten beiwohnten. Hierbei hielt er eine geradeswegs zum Kriege auffordernde Rede. Nachdem er es als russische Pflicht bezeichnet, den bedrängten Brüdern in Bosnien beizustehen, wandte er sich in den heftigsten Ausdrücken gegen Deutschland, dem er den Fehdehandschuh hinwarf. Auf den gegen die Tekinzen errungenen Erfolg hinweisend, schloß er: „Ja, meine Herren! Solange es in den Reihen der russischen Armee solche Offiziere geben wird, können wir jeder noch so hochwissenschaftlichen feindlichen Organisation kühn ins Antlitz blicken."

Man bedenke, daß es ein Generaladjutant des Zaren und Korpsbefehlshaber war, der solche Worte Rußland befreundeten Mächten gegenüber brauchte!

Deutschland wie Österreich-Ungarn waren klug genug, die Unverschämtheit vornehm zu übersehen. Der Minister des Auswärtigen, Herr von Giers, verleugnete jedoch den kriegslustigen Ge-

neral diesen Mächten gegenüber. Alexander III. war sehr ungehalten über die Rede, wollte jedoch den volkstümlichen Führer nicht verletzen, bestrafte ihn nicht, verlangte aber von ihm, daß er Urlaub ins Ausland nehmen solle.

Skobelew ging, wie zu erwarten, nach Paris.

Kaum dort angekommen, hielt er eine weit stärkere Brandrede an die serbischen Studenten, in welcher er ein Bündnis aller slawischen Staaten mit Frankreich forderte, um Deutschland niederzuwerfen. Die französische Presse jubelte.

Alexander III. befahl Skobelew nunmehr, sofort wieder nach Rußland zurückzukommen, wobei dieser sich aber nicht sehr beeilte. Er verweilte mehrere Tage in Warschau und hielt dort an zahlreiche russische Offiziere eine mit Jubel aufgenommene Rede gegen Deutschland, in welcher er offen mitteilte, auf Befehl des Kaisers zurückberufen zu sein. Hinzufügend, daß dies durch Deutschland veranlaßt sei, schloß er: „Und so erblicken Sie darin eine neue Demütigung von der Seite eines Mannes, der durch Blut und Eisen ein Reich gegründet, das nur durch russisches Blut und Eisen zertrümmert werden kann und muß!"

Ungeheuer war die diesen Worten folgende Begeisterung.

Dann begab sich Skobelew in eine der ersten polnischen Wirtschaften, verbrüderte sich mit den dort anwesenden Polen, bezeichnete Deutschland als Polens ärgsten Feind und ließ Polen leben.

In Petersburg war man geradezu starr ob dieser Unbotmäßigkeit des Generals gegen seinen Kaiser.

Während sich die Allslawisten aller Stände zu einem glänzenden Empfang ihres erkorenen Heerführers rüsteten, verurteilte man diesen in den Hofkreisen und der höheren Beamtenwelt auf das schärfste und hoffte, der Kaiser würde ihn streng bestrafen. In den vornehmen Garderegimentern hatte man noch weniger für ihn übrig als früher, wenngleich er auch dort manche heimliche Anhänger hatte. Bezeichnend für die damalige Stimmung gegen Skobelew ist, daß der Kommandeur des Preobrashenskischen Leibgarde-Regiments das Offizierkorps versammelte, die Vergehungen des Generals andeutete und die Hoffnung aussprach, keiner der Offiziere möge ihm Gelegenheit geben, die Räume des Offizierkorps zu betreten.

Der Bruder des Kaisers, Großfürst Ssergei, Bataillonskommandeur im Regiment, sprach sich besonders entrüstet aus, meinend, die einzige Entschuldigung für den General wäre die, daß er plötzlich verrückt geworden sei.

Sofort nach seiner Ankunft wurde Skobelew zum Kaiser befohlen. Was dort unter vier Augen verhandelt worden ist, haben wohl nur ganz Eingeweihte genau erfahren. Jedenfalls reiste er sofort nach Wilna ab, dem Sitz seines Generalkommandos, und widmete sich, wie auch zuvor, eifrig der Ausbildung seines Armeekorps. Die von ihm über so ziemlich alle Dienstzweige erlassenen Befehle sind mustergültig. Wesentlich von ihm rühren auch die Versuche im Übersetzen größerer Reiterverbände über breite Wasserflächen her unter Anwendung verschiedenster Mittel. Auch beteiligte er sich persönlich hieran.

Nach einigen Monaten kam er aber nach Petersburg zurück, und hier unternahm er ein zum Glück rechtzeitig verhindertes Wagestück, durch welches er sicher hoffte es zum Zerwürfnis mit Deutschland zu bringen, da inzwischen die Verhältnisse durch alle diese Vorkommnisse schon recht gespannt waren. Das Nähere über diesen Vorgang ist bisher nur ungenau in die Öffentlichkeit gekommen.

Skobelew war im Mai 1882 in Gatschino beim Offizierkorps des Garde-Kürassierregiments der Kaiserin zu Tisch geladen. Der Regimentskommandeur, General Lermontow, nahm, Krankheit vorschützend, an der Tafel nicht teil. Es ging hoch her, und Skobelew wußte durch Reden und Unterhaltungen die Offiziere zu glühender Begeisterung für den Krieg gegen das verhaßte Deutschland zu bringen. Endlich schlug er vor, den folgenden Morgen, einem Sonntage, geschlossen unter seiner Führung nach Petersburg zu reiten, um dort vor der deutschen Botschaft eine feindselige Kundgebung zu veranstalten.

Jubelnd stimmten alle älteren wie jungen Offiziere ein. Der Morgen war nicht mehr fern; die herrlichen nordrussischen Mainächte sind ja bekannt, und man bereitete sich vor, den Ritt anzutreten.

Doch ein Einziger hatte Bedenken, und dies war der Regiments-Adjutant. Er eilte zu seinem Kommandeur, ließ diesen wecken und teilte ihm alles mit. Sofort befahl General Lermontow, kein Offizier dürfe den Standort verlassen, und er wünsche das Offizierkorps in zwei Stunden zu sprechen.

So war der nichtswürdige Plan vereitelt.

Die Folgen hätten sehr ernste sein können, und wer vermag zu sagen, ob nicht Skobelew sein geplantes Ziel endlich erreicht hätte. Sicher wäre es ihm auch gelungen in Petersburg die Volksmenge zu Feindseligkeiten gegen die deutsche Botschaft zu veranlassen, und dann wären die Folgen unabsehbar gewesen.

Das Ereignis war bald in militärischen Kreisen und in der höheren Gesellschaft bekannt; doch wurde das Schweigen gut gewahrt.

Von einer Bestrafung Skobelews wurde nichts bekannt.

Da erfolgte plötzlich, und zwar in widerlichster Weise, das Ende des jugendlichen Generals, der sich von einem hervorragenden Kriegsführer seines Zaren zum aufrührerischen Feldherrn des Allslawismus erniedrigt hatte.

In der Nacht zum 7. Juli 1882 fand man, in einem der berüchtigtsten Häuser Moskaus, die kaum bekleidete Leiche eines unbekannten Mannes. Zwei weibliche Personen hatten soeben das Zimmer verlassen, in welchem, nach der Zahl der ausgetrunkenen Flaschen und der sonstigen Unordnungen zu urteilen, ein wüstes Gelage stattgefunden hatte. Der herbeigeeilte Arzt stellte Schlagfluß fest. Die Polizei vermochte zunächst nicht zu ermitteln, wer der Tote sei, bis zufällig ein Schutzmann eintrat, der den Krieg gegen die Türkei bei der 16. Division mitgemacht hatte.

Als er die Leiche erblickte, zeigte sein Gesicht den Ausdruck des höchsten Schreckens.

Dann bekreuzigte er sich und kniete weinend vor ihr nieder.

Er hatte in dem Toten seinen bewunderten und geliebten Führer an so schimpflichem Orte wiedererkannt.

Der so völlig unerwartete Tod machte in ganz Rußland und weit über dieses hinaus, einen ungeheuren Eindruck. In der Armee herrschte die tiefste Trauer. Der Allslawismus ließ seine Hoffnungen sinken; denn wer sollte den Unersetzbaren ersetzen?

Bald wurden auch die häßlichen Umstände bekannt, unter denen dieser Tod erfolgt, schwächten aber den Eindruck nicht ab. Im Gegenteil! Die allslawische Presse nutzte diese zu neuen Hetzereien gegen Deutschland aus.

Da die beiden sittlich heruntergekommenen weiblichen Persönlichkeiten, welche zuletzt mit Skobelew zusammen gewesen, leider deutsche waren, so deuteten allslawische, auch französische Zeitungen, unverhohlen darauf hin, daß Handlanger von Bismarck dieses, nach russischer Auffassung für Deutschland so erfreuliche Ereignis veranlaßt hätten.

Als vier Jahre später König Ludwig von Bayern einen so erschütternden Tod fand, erblickte man in verschiedenen Straßen Petersburgs Gruppen von vier Lichtbildern, Gambetta, Chanzy, Skobelew und König Ludwig darstellend mit der Überschrift: „Die Opfer Bismarcks.“ Natürlich wurden diese Bilder schleunigst durch die Polizei entfernt.

Für die Ruhe Rußlands, namentlich aber für das russische Kaiserhaus, war der Tod Skobelews ein großes Glück und wurde seitens des letzteren auch als solches empfunden.

Man kann sagen, daß von dem Tage an, an welchem der einst so ruhmreiche General als Feldherr des Allslawismus ein so ruhmloses Ende fand, die starke, echt russische Staatskunst Alexanders III. begann, die zu so ausgezeichneten Erfolgen führte.

Wenige Wochen zuvor war auch Ignatjew verabschiedet worden.

Am Beerdigungstage Skobelews, der auf einem seiner Güter beigesetzt wurde, war die kaiserliche Familie in Peterhof zu einer Seelenmesse vereinigt. Alexander III. hatte dies angeordnet, um, das Letztgeschehene vergessend, den Verdiensten, die der Verstorbene unzweifelhaft für sein Vaterland gehabt, vor ganz Rußland gerecht zu werden.

Am Nachmittag desselbigen Tages waren mehrere Mitglieder der kaiserlichen Familie, einer Einladung des Großfürsten Ssergei folgend, im Garten unseres Regiments im Lager von Krasnoje Sselo. Eine der älteren Großfürstinnen redete mich auf das Ereignis an. Ich erinnerte an die ausgezeichneten Kriegsverdienste des Verstorbenen, sprach aber offen aus, daß ich ihn, nach den Erfahrungen der letzten Zeit, als eine große Gefahr für das Haus Romanow angesehen hätte.

„Sie haben vollkommen recht,“ sagte die Großfürstin. „Ich habe darum heute in der Seelenmesse nicht für ihn beten können.“

Das war das Urteil des Kaiserhauses über den Allslawenführer und zugleich die härteste und richtigste Verurteilung des Allslawismus.

5. Kapitel.

Selbstherrschaft oder Verfassung? — Erste Truppenschau unter Alexander III. — „Eigener Konvoi des Kaisers.“ — Die Selbstherrschaft gesichert. — Beurteilung des kaiserlichen Erlasses. — Verabschiedung vieler hoher Staatswürdenträger. — Die „Dynastie“ Adlerberg. — Befohlenes, aber nicht durchgeführtes Gerichtsverfahren wegen der Unterschleife im Kriege. — Uniformen russischen Schnitts.

Gleich nach der Beisetzung Kaiser Alexanders II. war mit großer Bestimmtheit das Gerücht aufgetaucht, derselbe habe eine Verfassung hinterlassen und seinen Nachfolger verpflichtet, diese zu beschwören.

Wenngleich über die ja geschichtliche Tatsache, die damals amtlich nur wenigen Eingeweihten bekannt war, das strengste Geheimnis bewahrt wurde, so gelangte doch nach und nach verschiedenes in die Öffentlichkeit. Ja man erzählte sich bereits, daß namentlich der unter Alexander II. allmächtige Minister des Innern Graf Loris Melikow und einer der vertrautesten Freunde des gemordeten Kaisers, der Kriegsminister Graf Miljutin, der ihm in dieser Stellung 21 Jahre zur Seite gestanden, diesen Schritt geraten hätten.

Allgemein war die Spannung, wie Alexander III. sich zu dieser Frage stellen würde, die für Rußlands Zukunft von so unberechenbarer Wichtigkeit war.

Wie man in seiner nächsten Umgebung, auch in der Garde, den bisherigen Thronfolger kannte, glaubte man nicht, daß er auf die Selbstherrschaft verzichten würde.

Einige Wochen vergingen, ohne daß man etwas von einer Verfassung hörte. Jedoch blieben Loris Melikow und Miljutin, die, nach russischen Begriffen, für Freidenker galten, in ihren Stellungen.

Da ward, acht Wochen nach dem Tode Alexanders II., eine Truppenschau der Garde auf dem Marsfelde in Petersburg angesetzt. Mit Spannung sah man dieser entgegen; aber auch mit großer Besorgnis. Es war das bestimmte Gerücht verbreitet, daß die Nihilisten ein Verbrechen gegen den Kaiser geplant hätten, um sich für die Hinrichtung der Kaisermörder zu rächen. Sie würden hierzu, so hieß es, die erste Gelegenheit ergreifen, bei der sich der Kaiser öffentlich zeige. Die umfassendsten Sicherheitsmaßregeln waren getroffen; ja das Marsfeld sogar auf Minen untersucht.

Zum Glück waren die Besorgnisse umsonst. Immerhin ist aber diese Truppenschau allen, die an ihr teilgenommen, in denkwürdiger Erinnerung.

Nach den trüben, seit dem Kaisermord verflossenen Wochen, die Alexander III., fern von der Hauptstadt, in dem düsteren Gatschino zugebracht, war es das erstemal, daß er als Kaiser Heerschau über seine Garden abhielt. Es war ein prächtiger Anblick, diese auf verhältnismäßig kleinem Raum vereinigt zu sehen, in ihren glänzenden Uniformen, wehenden Helmbüschen, roter Brustbedeckung, wie bei den preußischen Ulanen. Am meisten in die Augen fiel aber der auf dem rechten Flügel haltende „Eigene Konvoi Seiner Majestät“, ein Gemisch der malerischsten Trachten

lange vergangener Zeiten, ein fast märchenhafter Anblick.

Die Offiziere, meist tscherkessische Fürsten, in prächtigen gold- und silbergestickten dunkelroten Samtgewändern oder in goldgewirkten Rüstungen mit Waffen ältester Art. Die Mannschaften ergänzten sich teils aus den tscherkessischen Bergvölkern, die vor kaum einem halben Jahrhundert in blutigem Kriege mit Rußland gestanden, teils aus Kosaken des Don, jener Heimat aller Kosaken, die in den eroberten Gebieten der Flüsse Kuban und Terek angesiedelt wurden und nun, unter strenger Festhaltung des Russentums, doch den kaukasischen Geist angenommen hatten. In ihren langen, scharlachroten Röcken mit hohen, spitzen Lammfellmützen sahen sie für den, ihres Anblicks nicht Gewohnten abenteuerlich genug aus.

Doch verschwanden sie gegen die andere Schwadron des Konvois, in der nur eingeborene Tscherkessen dienten, aus den besten Familien des Landes, die wiederum ihre schönsten Söhne dorthin schickten. Da waren die Grusinier in karminfarbenem Samt, reich mit Pelz verbrämt, der mit goldener Stickerei besetzt war. Sie waren eine der wildesten Völkerschaften des Kaukasus, ergaben sich niemals und machten auch niemals Gefangene. In der Schlacht bei Lowtscha, wo sie Skobelew unterstellt waren, standen sie ihren Stammesgenossen, den türkischen Tscherkessen gegenüber, von denen sie sich in der Tracht nur dadurch unterschieden, daß an der Mütze statt des Halbmondes ein Kreuz befestigt war. Mit den Gardekosaken wüteten sie in den türkischen Reihen. An tausend türkisch-tscherkessische Reiter lagen auf dem Schlachtfeld; auch nicht einer kam mit dem Leben davon.

Dann waren im Konvoi die Gorzen, in ähnlicher Kleidung wie die Grusinier, und endlich die Lesghinier. Diese Völkerschaft, aus der der berühmte Held Shamil seine Leibwache gebildet hatte, war die letzte, welche sich Rußland unterwarf. Sie trugen hellroten Samt und Stahlhelme mit Schuppenvisier, welche das Gesicht fast ganz verhüllten. Die Helme hatten die Form, wie wir sie auf den Bildern der Kreuzritter kennen. Ein Schuppenpanzer bedeckte die Brust. Alle die Vorgenannten waren Christen. In dem einen Zuge des Konvois durften jedoch nur Muselmänner, Offiziere wie Mannschaften, dienen. Ihre Kleidung war weißer Samt, mit goldener Stickerei und mit Pelz verbrämt.

Im Offizierkorps der Garde flüsterte man sich zu, es sei das letztemal, daß man die jetzige Uniform trage, bald werde eine andere, einfachere eingeführt werden; welcher Art wußte man noch nicht; es gingen die verschiedensten Gerüchte. Wir werden gleich sehen, daß die besprochene Neuerung auf Wahrheit beruhte.

Doch nicht nur für die, welche der Truppenschau beigewohnt, bleibt der 11. Mai 1881 in dauernder Erinnerung, sondern für ganz Rußland. Denn er brachte Klarheit über die vielumstrittene Frage, ob weiter Selbstherrschaft oder ein Verfassungsstaat.

Zur festgesetzten Zeit nahte der Kaiser auf einem Apfelschimmel von hervorragender Schönheit, und es ertönten die lange nicht gehörten kriegerischen Klänge bei der Ehrenbezeigung der Truppen, untermischt mit denen der Kaiserhymne: „Gott schütze den Zaren!“

Alexander III. sah sehr ernst aus; man merkte ihm an, welche tiefe Bewegung in seinem Innern vor sich ging, als er sich zum erstenmal als Kaiser an der Spitze seiner Garden sah. Es fiel auf, daß er vor den Truppen nicht die Sicherheit zeigte, nicht das Entschiedene beim Zurufen des Grußes, was ihm später so eigen war. Das Gefolge bot noch das alte, gewohnte Bild wie unter Alexander II. Noch folgten der Kriegsminister Graf Miljutin, der Hausminister Graf Adlerberg, der Befehlshaber des Hauptstabes Graf Heyden; auch Großfürst Constantin, als Großadmiral und Oberbefehlshaber der Flotte. Wie bald sollten andere Persönlichkeiten an deren Stelle treten!

Die Kaiserin, ihren Gatten zur Seite im offenen Wagen begleitend, in tiefster Trauer, entzückte alle durch ihren Gruß, das liebenswürdige Neigen des Hauptes und den durch freundliches Lächeln begleiteten Blick, nach dem jeder glaubte, sie habe ihn besonders begrüßt. Ihr zur Seite die Großfürstin Maria Pawlowna, Gemahlin des Großfürsten Wladimir, ältesten Bruders des Kaisers, eine mecklenburgische Fürstin, in der vollsten Blüte ihrer, eigenartigerweise, mehr slawischen als deutschen Schönheit. Ihr Gatte, der seinem kaiserlichen Bruder im Oberbefehl der Garde und des Militärbezirks Petersburg gefolgt war, befehligte die Truppenschau, in deren Front die meisten erwachsenen Großfürsten standen, zum erstenmal als Diener des Zaren, ihres Bruders oder Vetters.

Die Truppenschau verlief wie jede andere. Aber wenige Stunden später war in ganz Petersburg der Erlaß des Kaisers bekannt, nach welchem er den festen Entschluß kundgab, die Selbstherrschaft ohne jede Einschränkung aufrecht zu erhalten. Dessen wichtigsten Worte lauten: „In unserer großen Betrübnis befiehlt uns Gottes Stimme, fest die Zügel der Regierung zu halten, in der Zuversicht auf die göttliche Vorsehung und in dem Glauben an die Kraft und die Wahrheit der selbstherrlichen Gewalt, welche wir berufen sind zu befestigen und zu bewahren vor jeder Anfechtung zum Wohle des Volkes.“

Es ist zweifellos, daß dieser denkwürdige Erlaß nicht aus der Feder Alexanders III. herrührt, sondern von seinem einstigen geistlichen Erzieher, dem einflußreichen Oberprokurator des „Heiligsten“ Synods Pobjedonoßzew, verfaßt ist. Aber sein Inhalt, namentlich jene vorerwähnten Worte, geben ganz den Geist und die innersten Gedanken des neuen Herrschers wieder.

Der Erlaß erregte im ganzen mehr Enttäuschung als Freude. Rußland ist durchaus nicht das selbstherrscherlich gesinnte Land, für das man es fälschlicherweise hält, und namentlich in den gebildeten Klassen weht ein recht freigeistiger Wind. Selbst im Offizierkorps der Garde wurde ganz offen ausgesprochen, daß eine Verfassung im konservativen Geiste dem Lande dienlich gewesen wäre. Der einzige Stand, der durchweg

befriedigt war, daß alles beim alten blieb, war der russische Kaufmannsstand, die am meisten monarchisch gesinnte Klasse der Bevölkerung. Hat man doch unter den Nihilisten, in denen so ziemlich alle Stände vertreten, niemals Kaufleute gefunden. Den Bauern war es ziemlich gleichgültig. Diese wollten nur die Verstärkung ihrer ohnehin kräftigen Selbstverwaltung.

Die nächste Folge des Erlasses war der Rücktritt zahlreicher hoher Staatsbeamter, von denen ich nur die bekanntesten Namen nenne. So wurde der unter Alexander II. so allmächtige Minister des Innern Graf Loris Melikow durch Graf Ignatjew ersetzt, der, wie wir im vorigen Kapitel gesehen, nach kaum Jahresfrist seiner allslawischen Ränke wegen verabschiedet ward. Der Finanzminister Abaza, ein freigeistiger armenischer Landsmann Loris Melikows, von diesem auf seinen wichtigen Posten gebracht, wurde durch den konservativen Bureaukraten Bunge ersetzt. An Stelle des langjährigen liberalen Kriegsministers Graf Miljutin trat, sehr zum Vorteil des russischen Heeres, General Wannowski, der Generalstabschef Alexanders III. aus dem türkischen Feldzug. Die unter Alexander II. so begünstigten Gebrüder Graf Adlerberg, der Hausminister und der Generalgouverneur von Finland traten zurück und wurden durch den Jugendfreund des Kaisers, Graf Woronzow-Daschkow, wie durch den bisherigen Befehlshaber des Hauptstabes Graf Heyden ersetzt.

Teils erfolgten diese Veränderungen aus staatlichen Rücksichten in dem streng konservativen Sinne Alexanders III., teils, wie bei den Adlerbergs, aus dem wenigen Wohlwollen, welches der Kaiser, im Gegensatz zu seinem Vater, diesem emporgekommenen, neuen, kleinen, schwedisch-finischen Adelsgeschlecht gegenüber hegte.

Die „Dynastie" Adlerberg spielte zwar nicht in der russischen Geschichte, aber am russischen Hofe und in der Gesellschaft sechzig bis siebzig Jahre lang eine geradezu ausschlaggebende, einflußreiche, ebenso ehrgeizige wie eigennützige Rolle. An allen europäischen Höfen war ihr Einfluß bekannt, und man bediente sich dessen, wenn es darauf ankam. Ich lernte die drei Geschlechter dieser Familie, den aufgegangenen, den strahlenden und den erblassenden Stern kennen.

Der erstgenannte war, als ich ihm in Petersburg vorgestellt wurde, 94 bis 95 Jahre alt; der Sohn eines Geistlichen, welcher Lehrer Alexanders I. gewesen. Er hatte die Schlacht bei Austerlitz schon als Hauptmann mitgemacht, bei Borodino gekämpft, am Rückzug durch das brennende Moskau und später an der Verfolgung der Franzosen teilgenommen. In den Freiheitskriegen war er diensttuender General der Suite Alexanders I. Der alte Herr hatte eine ganz erstaunliche Geistesfrische, und es erschien einem wie ein geschichtlicher Traum längstvergangener Zeiten, ihn mit einer Lebhaftigkeit sprechen zu hören, wie jetzt etwa ein Mitkämpfer von 1866 oder 1870/71.

Durch seine Stellung im Stabe des Kaisers hatte er auch alle damals hervortretenden europäischen Persönlichkeiten kennen gelernt, namentlich die preußischen. Von Blücher, Gneisenau, Yorck, Stein, Hardenberg, von Bernadotte, Schwarzenberg, Metternich usw. sprach er wie von ganz guten Bekannten. König Friedrich Wilhelm III. wollte ihm sehr wohl. In dem Wohnzimmer des alten Herrn war dessen ihm geschenktes Ölbild in Lebensgröße, wie viele sonstige Erinnerungen an den König.

Graf Adlerberg I. wurde später der Freund Kaiser Nikolaus' I. und dessen vielvermögender Hausminister. Er hatte das große Geschick, außer für die eigene Laufbahn auch für die seiner Söhne zu sorgen, die schnell in Amt und Würden stiegen. Der älteste Sohn wurde der beste Freund Alexanders II., was er bis an dessen Lebensende blieb, und löste den Vater als Hausminister ab. Der zweite war zu jener Zeit, wie erwähnt, Generalgouverneur von Finland. Bereits war dafür Sorge getragen, daß der Sohn des zweiten Hausministers dieselbe Laufbahn mache wie Vater und Großvater. Er wurde mit dem Thronfolger Nikolaus erzogen und lebte mit diesem in engster Freundschaft. Doch machte der Tod des Thronfolgers der Rechnung ein Ende, wenngleich der jüngste Graf Adlerberg weiter durch Alexander II. begünstigt ward, dessen Flügeladjutant er wurde.

Alexander III. hatte jedoch für die Adlerbergs im allgemeinen und für den letztgenannten im besonderen nicht ohne Grund wenig übrig. Dem geradedenkenden Fürsten sagte es nicht zu, daß das Geschlecht der Adlerberg doch der kaiserlichen Kasse recht viel gekostet und zuviel an sich selbst gedacht hatte. Der älteste Graf war inzwischen gestorben. Dem bisherigen Hausminister erwies der Kaiser bis an dessen Lebensende aus Dankbarkeit für die seinem Vater geleisteten Dienste großes Wohlwollen. Der zum Hausminister bestimmte Sohn wurde jedoch als Generalmajor verabschiedet und zog sich auf seine Güter zurück.

Wie bereits kurz erwähnt, war eine der ersten Regierungshandlungen Alexanders III. eine strenge Untersuchung wegen der Unterschleife in der Truppenverpflegung während des türkischen Krieges. Die Anklage richtete sich zunächst gegen die Verpflegungsgesellschaft, welche auf dem Kriegsschauplatz allgemein das „Drei-Juden-Kollegium" hieß, weil die Namen Horwitz, Gregor, Cohan an der Spitze standen.

Der geradezu unglaubliche Vertrag, welcher mit dieser Gesellschaft abgeschlossen wurde, bestand in der Hauptsache darin, daß diese die Lebens- und Verpflegungsmittel aufkaufte und die Preise festsetzte. Die russische Kriegsverwaltung war verpflichtet, von ihr zu kaufen, und zwar mit 10 Prozent Zuschlag! Es ist hier nicht an der Stelle zu schildern, welche ungeheuren Summen die Gesellschaft gewann. So fiel denn auch die vom Kaiser angeordnete Untersuchung wie ein Donnerschlag in jene Kreise. Viele Mitglieder und Angestellte der Gesellschaft verließen Rußland, um voraussichtlichen Verfolgungen zu entgehen und um ihren Raub in Sicherheit zu bringen.

Am eigenartigsten verschwand einer der Hauptgauner, den plötzlich das Gewissen drückte, weil er ihm von der russischen Verwaltung bereits teilweise bezahlte Soldatenpelze zu Tausenden an

die Türken verkauft hatte. Auch sonstwie war er an den größten Betrügereien beteiligt. Er lebte nach dem Kriege als hochangesehener, reicher Mann in Rostow am Don, wo man nichts von seinen Vergehungen wußte. Als nun aber unerwarteterweise die Untersuchung drohte, beschloß er, dieser zu entgehen, und zwar — durch den Tod. Seine Freunde erfuhren, daß er nach kurzer, schwerer Krankheit gestorben sei. Seelenmessen wurden an seinem Sarge gelesen, und man beerdigte ihn feierlich mit großem Pomp. Sein Schwiegersohn wurde der Erbe.

Aber der Behörde erschien irgend etwas an der ganzen Sache nicht geheuer. Man forschte näher nach und erfuhr, daß der vermeintlich Tote mit dem größten Teil seines Vermögens ins Ausland geflüchtet und an seiner Stelle ein ihm sprechend ähnlicher, alter Soldat beerdigt war, dessen Leiche sich der Schwiegersohn zu verschaffen gewußt hatte. Letzterer wollte nur anstandshalber die „Trauerzeit" abwarten, um gleichfalls ins Ausland zu reisen, wurde jedoch rechtzeitig gefänglich eingezogen.

Von allen Angestellten der Gesellschaft behielten nur die Herren Horwitz, Gregor und Cohan ihre Ruhe bei und ließen ohne jegliche Aufregung die Voruntersuchung über sich ergehen. Letztere muß wohl recht eigentümliche Ergebnisse geliefert haben. Denn plötzlich wurde die Untersuchung niedergeschlagen, und die Gesellschaft erhielt sogar noch einige Millionen nachgezahlt, allerdings nicht so viele, wie sie beanspruchte.

Eine, wenn auch nur äußerliche, aber dennoch überaus wichtige und sachgemäße Verfügung war die Neuuniformierung des Heeres. Der Entschluß hierzu ist ausschließlich Alexander III. persönlich zuzuschreiben.

Statt der bisherigen, der preußischen nachgebildeten Uniform wurde eine solche echt russischen Schnittes gewählt. An Stelle des preußischen Helms und des höchst unbequemen Waffenrocks preußischen Schnitts mit den unpraktischen blanken Knöpfen, die der Russe nicht zu putzen liebte, traten die gewohnte Pelzmütze und ein Rock, ungefähr im Schnitt dem Bauernrock ähnelnd. Dieselben weiten Pluderhosen, wie sie der russische Bauer trägt, am Knie über die langschäftigen Stiefeln fallend.

Es ist wohl sehr gut und zweckmäßig, wenn der Rekrut oder der nach langer Zeit wieder zum Dienst eingezogene alte Soldat eine ihm nicht völlig ungewohnte, oder ungewohnt gewordene Tracht anzieht. Er fühlt sich dann in dem Ehrenkleide sofort heimisch.

Die bisher aus Husaren, Ulanen, Dragonern zusammengesetzte Linienreiterei bekam eine einheitliche Dragoneruniform neuen Schnitts. Dies erregte in vielen Regimentern große Mißstimmung. Man war stolz auf seine schöne Uniform, die in so vielen Schlachten mit Auszeichnung getragen war. Bei manchen Regimentern kam es sogar zu schweren Ausschreitungen. Das Pawlograzkische Husarenregiment, das vornehmste der Linienreiterei, begrub feierlich seine schönen Pelze und ließ über diesen durch den Regimentsgeistlichen eine Seelenmesse für Alexander II. lesen, der alle Offiziere und Mannschaften beiwohnten. Der Kommandeur und mehrere Offiziere wurden verabschiedet.

Die Garde-Reiterei verblieb in ihrer bisherigen Zusammensetzung und behielt ihre Trachten bei. Der kaukasische Konvoi des Kaisers wurde durch Gardekosaken ersetzt, was man im kaukasischen Adel sehr schmerzlich empfand. Mit Freuden wurde es begrüßt, daß der Vollbart getragen werden durfte, was ja gleichfalls der russischen Gewohnheit entspricht.

Dämmerlicht.

Ich kenn' eine stille Gasse
Und drin ein stilles Haus.
Erinnerung, die blasse,
Die geht dort ein und aus.

Noch immer schweben die Schwalben
Zum Boden aus und ein.
Den füllt mit seinem falben
Schleier der Dämmerschein.

Und sie auch nur verstohlen,
Daß ja kein Weh erwach'! —
Noch immer lärmen die Dohlen
Ums alte Kirchendach.

Und wenn im Abendglimmen
Errötet das graue Dach,
Dann horcht ein Herz den Stimmen
Versunkner Jugend nach.

Das alte Haus, die Gasse
In Duft und Dämmerschein —
Was ich im Herzen nicht lasse,
Bleibt mein!

Maurice von Stern.

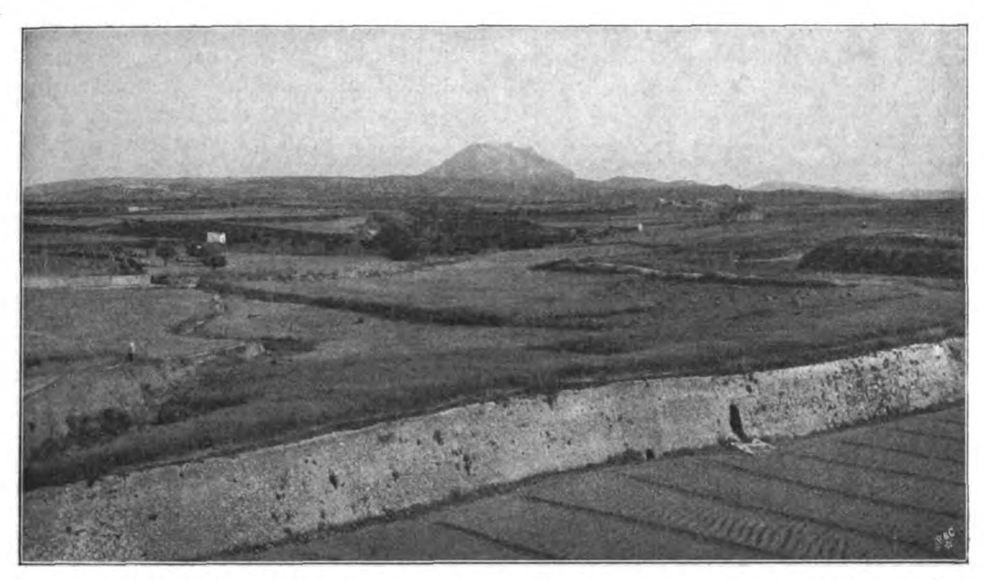


Abb. 1. Die Ebene zwischen Kandia und Knossos. Im Hintergrunde der Juktaberg. Nach Photographie des deutschen Archäol. Instituts in Athen.

Aus dem Reiche des Minos.

Von R. Zahn.

Die Bilder von Knossos sind in den großen Berichten, die Dr. A. J. Evans im Annual of the British School at Athens von Band VI an erscheinen läßt, veröffentlicht. Für freundliche Überlassung der Vorlagen bin ich Herrn Evans zu herzlichem Danke verpflichtet. Die Bilder aus Phaistos und Hagia Triada sind fast alle den Monumenti antichi XII und XIII entnommen.

Seit dem Altertum ist die Geschichte Kretas eine fast ununterbrochene Leidenszeit. Die Hoffnung derer, die sich von der Einrichtung der neuen Regierung das Ende der Wirren versprochen haben, scheint auch jetzt wieder zu Schanden zu werden. Oder bedeuten die neuen Unruhen nur das letzte Grollen des abziehenden Gewitters? Wir wollen einmal nicht nach vorwärts schauen, sondern über viele Jahrhunderte hinweg unsere Blicke in die uralte Vorzeit schweifen lassen. Nicht mehr als die graue dürfen wir sie bezeichnen. Ein schimmernder Glanz liegt über ihr. Dieses glückliche, goldene Zeitalter der Insel verkörperte sich für die Späteren in der Gestalt des Königs Minos, des Sohnes des Zeus, der von diesem in vertrautem Umgang seine berühmten Gesetze empfing, des gewaltigen Herrschers, der sein Reich weit über seine Heimat hinaus ausdehnte und als hochgemuter Sieger den Athenern den grausamen jährlichen Tribut von sieben Jünglingen und sieben Jungfrauen auferlegte. Die Sagen von seiner Herrlichkeit haben nicht übertrieben. Ja, unsere kühnsten Erwartungen sind durch die Grabungen weit übertroffen. Was man schon früher geahnt hat, daß die ganz eigenartige Kultur, die uns zuerst Schliemann in Mykenae und Tiryns kennen gelehrt, in enger Beziehung zu Kreta stehe, ist jetzt bewiesen. Hier hatte sie ihre glänzendste Blüte, ihre eigentliche Heimat.

In Knossos, dem Herrschersitz des Minos selbst, mußte der Spaten eingesetzt werden. Schon Schliemann hatte die Absicht, hier zu graben, aber sein Plan scheiterte teils durch die Forderungen der Grundbesitzer, teils durch die Ungunst der politischen Verhältnisse. Erst die durch die Mächte hergestellte Ruhe erlaubte dem englischen Gelehrten Arthur Evans, die große Aufgabe nach langer Vorbereitung glänzend zu lösen. In einer Reihe von Campagnen, die mit 1900 begann, wurde der Palast fast ganz aufgedeckt.

Knossos liegt nicht weit von der heutigen Hafenstadt Candia an der Nordseite der Insel. Durch lachende Felder, Weingärten und Olivenpflanzungen führt der Weg landeinwärts. Die Gegend ist hügelig, wie ein mächtiger Wegweiser ragt vor uns in der Ferne der Juktaberg schroff empor (Abb. 1). Nach etwa zweistündiger Wanderung ist die Stätte des uralten Palastes erreicht. Er liegt nicht auf schroffer Höhe, wie die sagenberühmten Burgen Griechenlands. Nur wenige Schritte abseits der heutigen Straße, die kaum viel höher liegt, als der Boden der alten Zeit, führen uns ganz eben zu den Ruinen. Das Gelände senkt sich sanft nach Osten zu gegen einen Bach, den alten Kairatos, der gegen Norden fließt und östlich von Candia mündet. Ein kleiner Wasserlauf trifft ihn in fast rechtem Winkel von Westen her. Die Ufer bilden zwar niedrige Steilabfälle, aber die Lage des Palastes ist darum doch nicht von Natur fest zu nennen (Abb. 2). Um so mehr fällt uns das Fehlen künstlicher Befestigungen auf. Offenbar haben sich die Bewohner ganz sicher gefühlt.

Die Räume des Palastes liegen nicht in einer Ebene, sie bauen sich in Terrassen auf. Dem natürlichen Abfall des Bodens wurde durch Abgrabungen und Aufschüttungen, verbunden mit starken Stützmauern, nachgeholfen. Die Mitte der ganzen Anlage stellt ein 60 Meter langer, 29 Meter breiter gepflasterter Hof dar, der von Süden nach Norden sich erstreckt. Die Mitte der Nordseite war von einem Tor durchbrochen, durch das man in einen langen Korridor und weiterhin ins Freie gelangte. Den Haupteingang dürfen wir an der Südseite annehmen, doch ist gerade dieser Teil der Anlage zu sehr zerstört. An den Langseiten hin liegen größere und kleinere Gemächer. Unsere Aufmerksamkeit fesselt zuerst ein Zimmer mit Vorraum, der sich durch vier Türen auf die Westseite des Hofes öffnete (Abb. 3). An den Wänden ziehen sich niedere, aus Platten harten, kristallinischen Gipses hergestellte Bänke hin. In der Mitte der Nordseite des eigentlichen Zimmers wird die Bank durch einen aus demselben Stein gearbeiteten Thron unterbrochen. Seine Lehne gleicht etwa einem Eichenblatte, der Sitz, ein nach oben sich verjüngender

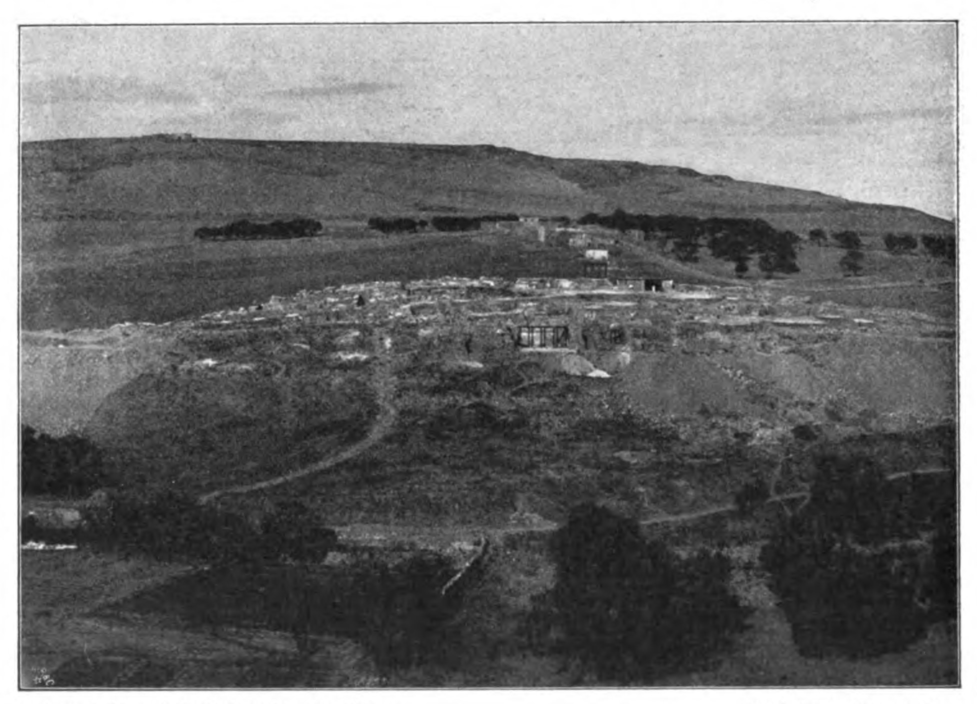


Abb. 2. Blick auf die Ruinen des Knossischen Palastes von der Höhe östlich des Kairatosbaches. Nach Aufnahme von Professor Dr. Noack in Kiel.

Ebene von Messara. Blick auf die Höhe von Phaistos und den Ida dahinter.

Nach Photographie des deutschen Archäol. Institutes in Athen.

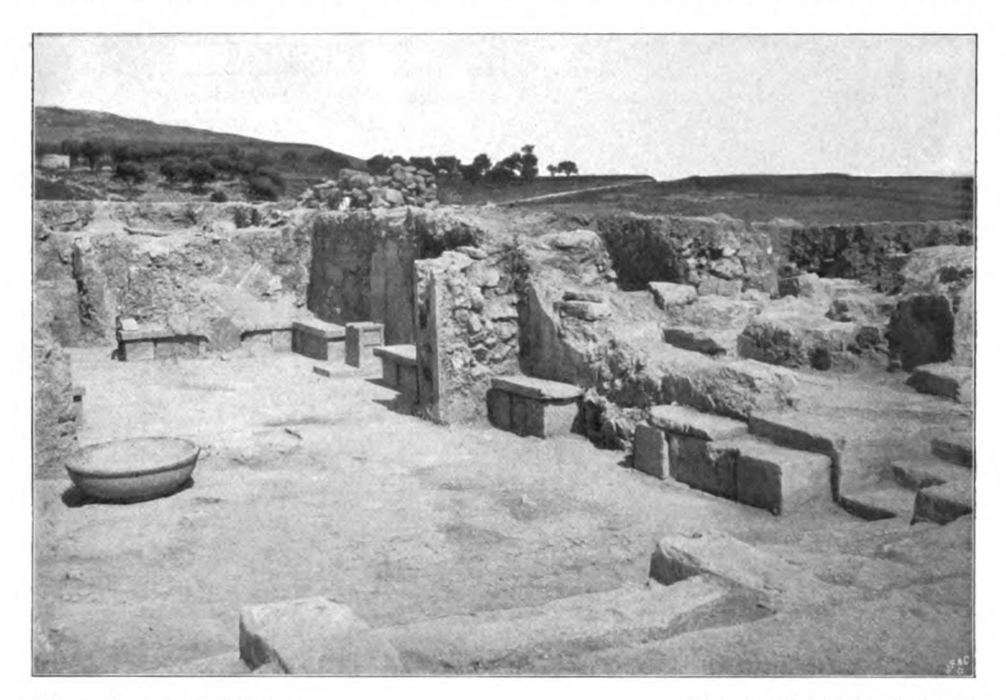


Abb. 3. Thronraum in Knossos. Blick von Osten aus dem Centralhof.

Block, zeigt im Relief das Rahmenwerk eines Holzstuhles nachgeahmt. Besondere Freude aber erregt bei jedem Besucher die Sitzfläche, die wie bei den amerikanischen Schreibstühlen entsprechend den Körperformen ausgehöhlt ist! An der dem Throne gegenüberliegenden Seite ist ein kleines Wasserbecken angebracht, zu dem einige Stufen hinunterführen. Seine Brüstung ist die Bank, in deren Deckplatten große runde Löcher eingeschnitten sind, Kohlen von Zypressenholz, die in ihnen gefunden wurden, sind die Reste von Holzsäulen, die das Dach des Zimmers trugen. Das Becken selbst lag unter freiem Himmel. War also der Raum etwa ein Bad? Seine Anlage macht dies unwahrscheinlich. Hier traf sich der Herrscher mit seinen Räten. Auch die reiche Ausschmückung weist auf ein Staatsgemach hin. Greife, ja eine ganze Flußlandschaft waren auf den Stuck der Wand gemalt. Aus Plättchen von Bergkristall und anderen kostbaren Stoffen, die auf dem Boden gefunden wurden, waren wohl einst Muster an der Decke gebildet.

Die bedeutendsten Prachträume lagen östlich von dem großen Hofe. Die meisten waren von ihm abgewendet und öffneten sich nach Osten zu einer etwa acht Meter tiefer gelegenen Terrasse. Das größte Gemach, nach den in die Quadern seiner Wände eingehauenen Bildern des Doppelbeiles, wohl Steinmetzzeichen, von den englischen Gelehrten „Saal der Doppelbeile" genannt, war im Süden und Osten von einer breiten Säulenhalle umgeben, die Wände bestanden mit Ausnahme der geschlossenen Nordwand nur aus starken Pfeilern. Die zwischen diesen bleibenden Öffnungen wurden wohl nach Bedarf durch hölzerne Türen geschlossen. Die steinernen Basen der Säulen und der Pfeiler sind noch in ihrer ehemaligen Lage erhalten (Abb. 4). Nach rückwärts, d. h. nach Westen war der Pfeilerwand wieder eine breite Halle vorgelegt, die sich zu einem großen Lichtschachte öffnete (Abb. 5). Ihre verkohlten Holzsäulen wurden bei der Aufdeckung noch in zweidrittel der Höhe aufrechtstehend gefunden. Die ganze Anlage war eben für ein Land geschaffen, in dem man sich weniger gegen Winterkälte schützen mußte, als schattige, kühle Räume für den Sommer brauchte.

War dieser Saal wohl für die Männer bestimmt, so war der südlich neben ihm liegende, kleinere Raum mit seinen anstoßenden Zimmern wohl der Aufenthaltsort der

Königin und ihrer Frauen (Abb. 6). Zum Teil wohlerhaltene Treppen und die durch sorgfältige Grabung von oben her noch in ihrer alten Lage festgestellten Pfeilerbasen und Türschwellen beweisen, daß über allen diesen Räumen ein Obergeschoß vorhanden war.

Durch Kanalisierung unterhalb des Pflasters war für den Ablauf des Regenwassers, das durch die verschiedenen Lichtschachte herein kam, gesorgt. Einen hohen Begriff von der Sorge für die Hygiene geben wohlerhaltene Abortanlagen mit Wasserspülung!

in vier Absätzen zum Zentralhof hinaufführt und so die eigentliche Verbindung zwischen diesem und dem ganzen unteren Komplexe bildet. Die steinernen Stufen waren zum größten Teile noch so wohlerhalten, daß das Ganze wieder hergestellt werden konnte. Gegen jenen Lichthof war das Treppenhaus in seinem oberen Teile nicht durch eine feste Wand abgeschlossen, sondern Holzsäulen, deren runde Einlaßlöcher auf den Quadern der stufenförmig ansteigenden Treppenwangen erhalten sind, trugen das Dach. Für diesen

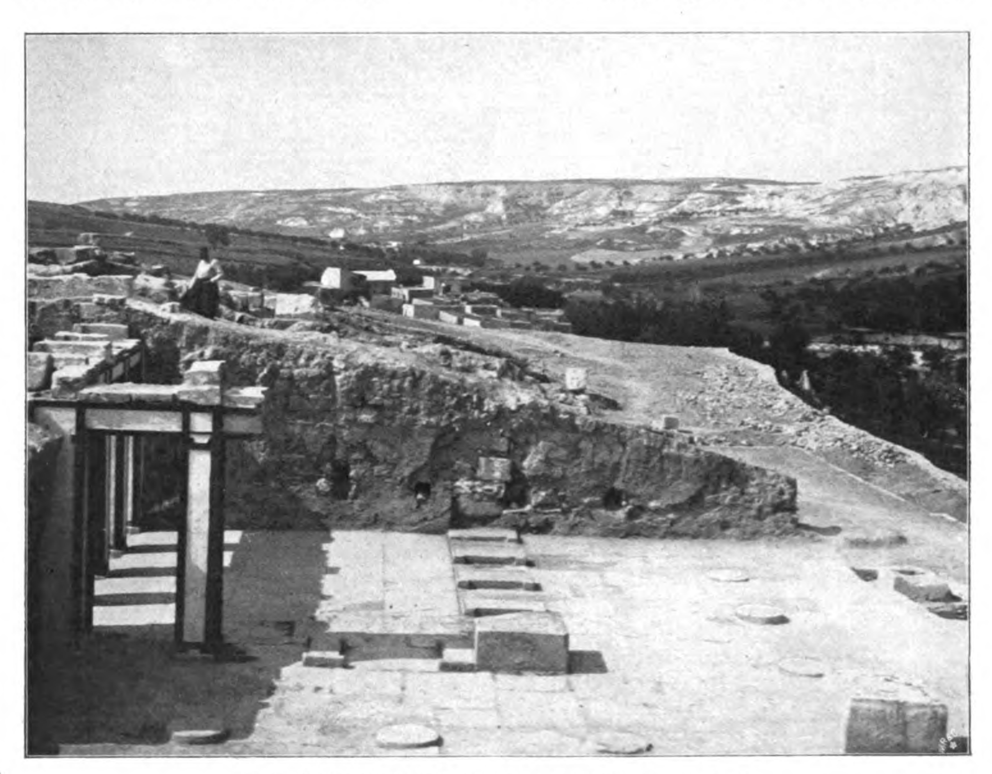


Abb. 4. Knossos. Saal der Doppelbeile mit einigen jetzt wieder aufgebauten Pfeilern. Blick nach Norden. Rechts Abfall zum Kairatos.

Längs der Nordseite des „Saales der Doppelbeile", mit ihm durch eine Türe verbunden, läuft ein Gang, dem ein anderer im oberen Stockwerke entspricht. Er führt gegen Westen zunächst zu einem hinter jenem Saale gelegenen Hofe, der durch große Fenster den anliegenden Räumen Licht spendete und auf zwei Seiten von einer doppelgeschossigen Halle umzogen war (Einschaltbild zw. S. 296 u. S. 297). An ihn schließt sich ein sehr stattliches Treppenhaus an (Abb. 7 und Einschaltbild zw. S. 296 u. S. 297), das

prächtigen Aufbau bietet uns die antike Baugeschichte keine Parallele, wohl aber mögen wir uns eine Vorstellung bilden nach den Höfen der Renaissancepaläste, auf die schon Evans treffend hingewiesen hat.

Längs der westlichen Außenmauer läuft innen, in gewissem Abstande von ihr ein Korridor. Auf ihn münden lange, schmale Kammern, deren Rückwand eben die Außenmauer bildet. Es sind die Vorratsräume. Noch heute stehen in ihnen die großen, mit kräftigen plastischen Ornamenten geschmückten

Tonfässer, die nicht nur Flüssigkeiten, sondern auch trockene Früchte bargen. Reste von Getreide waren in einigen erhalten (Abb. 8).

Eine sehr merkwürdige Einrichtung kam unter dem Fußboden des Korridores und der Kammern zum Vorscheine. In langen Reihen waren Kasten aus großen, auf das sorgsamste zusammengefügten Steintafeln in den Boden eingelassen (Abb. 9). Sie waren durch die Platten des Pflasters abgedeckt, also für gewöhnlich gar nicht sichtbar. Der Gedanke an Verstecke für Wertgegenstände lag nahe genug. Er wurde noch bestärkt durch die Beobachtung, daß vielfach unter dem Boden einer Kiste eine zweite angebracht war, die nur nach Zerstörung der oberen geöffnet werden konnte. Leider wurden keine Schätze in diesen Behältern gefunden, die Bewohner des Palastes hatten also, ehe der Feind hereinbrach, und der stolze Bau in Flammen aufging, Zeit gehabt, ihre kostbarste Habe anderswohin zu retten, oder das Verderben kam so plötzlich über sie, daß sie ihre geheimen Kasten gar nicht mehr benützen konnten.

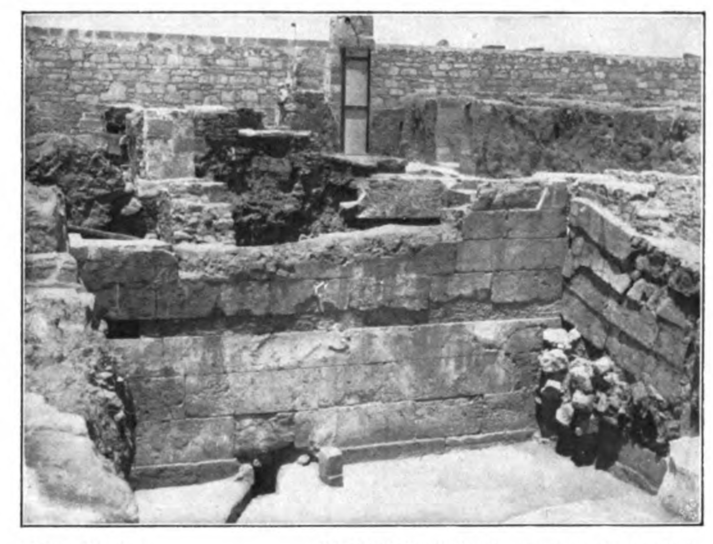


Abb. 5. Knossos. Lichtschacht im Westen des Saales der Doppelbeile.

An die westliche Außenseite des Palastes stößt ein großer, gepflasterter Platz. Etwas weiterhin sind stattliche Privathäuser zum Vorschein gekommen. An den Sitz des Herrschers schloß sich also fast unmittelbar eine bürgerliche Niederlassung an. Ein ganzes altkretisches Städtchen mit einer Hauptstraße, mehreren Quergäßchen und zahlreichen Häusern ist von den Engländern im Osten der Insel bei Paläkastro ausgegraben worden. Wir dürfen in jenem Platze die Agora, den Marktplatz, sehen, den Ort, wo das Volk sich bei Festen und anderen Gelegenheiten versammelte, wo der Fürst mit seinen Untertanen verkehrte. Auf ihn öffnete sich ein stattliches Torgebäude, das an der Südwestseite des Palastes angebaut war und mit dessen Innerem durch einen langen Korridor in Verbindung stand. Die Bedeutung dieses Ganges

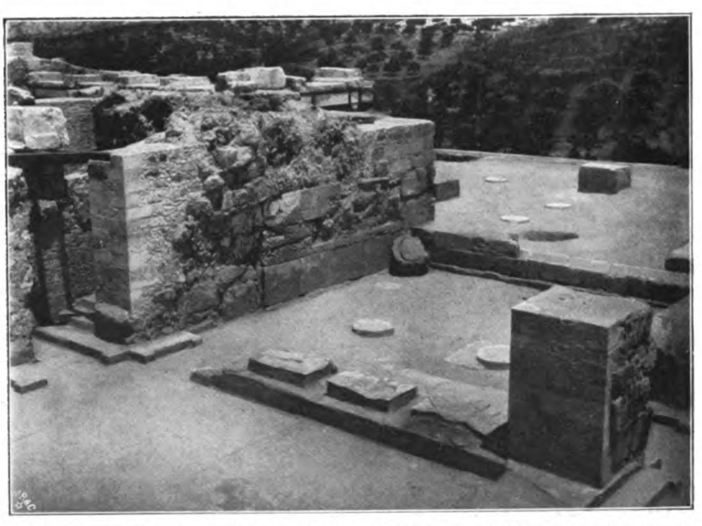
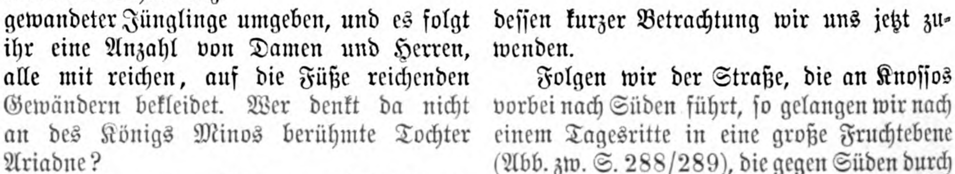


Abb. 6. Knossos. Saal der Königin neben dem Saal der Doppelbeile. Blick nach Osten.


Abb. 7. Knossos. Lichthof und oberer Teil des Treppenhauses. Blick nach Westen.

erhellt aus den Resten des Wandfrieses, eines in fast lebensgroßen Figuren gemalten feierlichen Aufzuges. Auf eine ganze Strecke hin läßt sich der Verlauf aus den am unteren Ende der Wand noch erhaltenen Unterteilen der Personen verfolgen. Unter diesen ist eine Frau — kenntlich an der hellen Fleischfarbe, während die Männer braun sind — besonders ausgezeichnet. Sie ist von einer Schar kurzgewandeter Jünglinge umgeben, und es folgt ihr eine Anzahl von Damen und Herren, alle mit reichen, auf die Füße reichenden


Gewändern bekleidet. Wer denkt da nicht an des Königs Minos berühmte Tochter Ariadne?

Von dem Torgebäude aus führt schräg über den Platz ein durch sorgfältigen Plattenbelag in dem unregelmäßigen Pflaster hervorgehobener Pfad. Seine Bedeutung lernten wir zuerst bei einem anderen Palaste kennen, dessen kurzer Betrachtung wir uns jetzt zuwenden.

Folgen wir der Straße, die an Knossos vorbei nach Süden führt, so gelangen wir nach einem Tagesritte in eine große Fruchtebene (Abb. zw. S. 288/289), die gegen Süden durch den an der Küste hinziehenden Höhenzug begrenzt ist. Sie heißt jetzt nach dem Hauptorte Messara. Im Altertum war hier die gebietende Stadt Gortyn, die Rivalin von Knossos. Von Ost nach West durchströmt die Ebene der alte Lethaios. Kurz vor seiner Mündung in den Busen von Messara tritt ein kleiner Hügelzug an sein Ufer heran. Er bezeichnet die Lage der alten Stadt Phaistos, die auch von Minos gegründet sein sollte und die bei Homer genannt wird. Schroff steigt der Hügel über die Ebene auf; wer auf ihm festsaß, beherrschte einen großen Teil des fruchtbaren Landes. Wir begreifen die Eifersucht zwischen Gortyn und Phaistos, die schließlich am Ende des II. Jahrhunderts v. Chr. zur Zerstörung


Abb. 8. Knossos. Einer der Magazinräume mit den Tonfässern. Im Boden die Öffnungen der eingelassenen Behälter.

des letzteren führte. Zur Zeit, als der Palast von Knossos noch aufrecht stand, krönte auch diesen Hügel ein stolzer Herrschersitz. Seine Bloßlegung verdanken wir Halbherr, dem hochverdienten italienischen Forscher, und seinen jüngeren Genossen, besonders Luigi Pernier.

Die ganz überraschende Übereinstimmung der Gesamtanlage dieses Palastes mit der des knossischen zeigt, daß die alten Architekten bei Ausarbeitung ihrer Pläne an eine feste Tradition sich hielten. Wieder bildet ein großer Hof (46 Meter lang, 22 Meter breit), von Süden nach Norden sich erstreckend, die Mitte (Abb. 10 u. 11). Die Langseiten waren von Hallen eingefaßt, hinter ihnen lagen größere und kleinere Gemächer. An der südlichen Schmalseite ist leider der Boden mit den Mauern abgerutscht, wir können also, wie in Knossos, auch hier einen prächtigen Zugang vermuten, aber nicht sicher feststellen. Die Mitte der Nordseite nimmt ein monumentales Tor ein (Abb. 11, rechts). Durch dieses gelangen wir in einen Korridor, an den mehrere Zimmer stoßen, und schließlich zu einem feinen, einst mit Säulen geschmückten Saale, dessen Vorplatz von einer niederen Bank umzogen ist (Abb. 12). Nördlich davon liegt ein größerer Raum, dessen Grundriß sehr an den „Saal der Doppelbeile" in Knossos erinnert. Eine Treppe führt zu der höchsten Terrasse hinauf, auf der sich Reste von Hallen gefunden haben. Von einer balkonartigen Bastion, einem Belvedere, genießen wir einen wundervollen Blick über die große Ebene hin auf das südliche Küstengebirge und auf den grandiosen Abfall und die Schneegipfel des Ida.



Abb. 9. Knossos. Magazinraum mit bloßgelegten Behältern im Boden.

An die westliche Außenseite schließt, wie in Knossos, ein gepflasterter Platz an, zu dem auch einst ein Torgebäude den Zugang aus dem Palaste heraus gewährte. Ein erhöhter Pfad führt von dem Tore aus quer über den Platz und zwar zu einer an dessen Nordseite angelegten breiten Treppe, die sich an eine Stützmauer anlehnt (Abb. 13). Auch auf den Stufen ist die Fortsetzung des Pfades durch Erhöhung angegeben. Die Treppe kann nicht zu einem Gebäude geführt haben, sie entspricht vielmehr dem Stufenbau des griechischen Theaters und diente wohl als Zuschauerplatz bei Spielen und religiösen Festen, die auf dem Platze gefeiert wurden. Der besonders ausgezeichnete Pfad bezeichnet natürlich den Weg, auf dem der Herrscher wandelte, um zu seinem auf dem Stufenbau aufgestellten Ehrensitz zu gelangen.

Diese Entdeckung war nun auch für Knossos von besonderer Wichtigkeit. Hatte man dort den Königspfad gefunden, mußte man auch ein Theater suchen. Und wirklich kam es in einiger Entfernung von der Nordseite des Palastes heraus, eine weit stattlichere Anlage, als die von Phaistos (Abb. zw. S. 296 und 297). Die Ausgrabung von Knossos hat uns ferner einen Fund geschenkt, der eine vortreffliche Vorstellung einer solchen Festversammlung vermitteln kann, nämlich die Reste eines auf Stuck gemalten Frieses, der en miniature und in einer Ausführung die man fast illusionistisch nennen möchte, mit größter Lebendigkeit Szenen aus dem Leben der alten Kreter schilderte. Da sehen wir noch die Belagerung einer Stadt, Frauen und Kinder in einem Garten und endlich auch eine große Versammlung von Frauen und Männern. Die Frauen sitzen in der vorderen Reihe auf niederem Sitze,

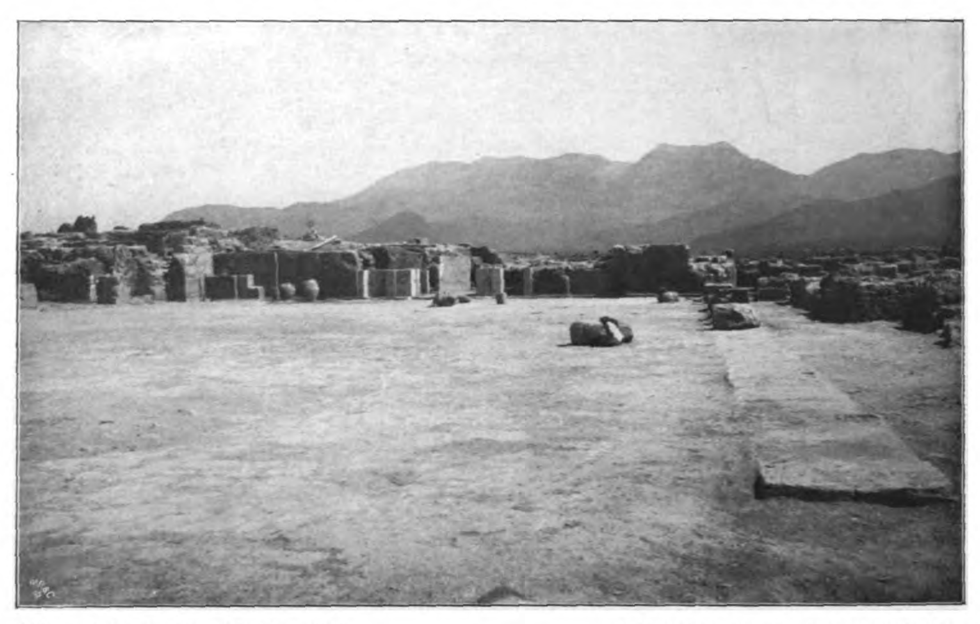


Abb. 10. Phaistos. Der große Centralhof. Blick nach Norden. Im Hintergrund der Ida.

mit gekreuzten Beinen wie die Orientalinnen. Die Tracht jener Zeit war sehr auf ihre Wirkung berechnet. Von den Hüften ab umschloß eng die Gestalt ein stufenförmig gegliederter Rock von einem Schnitte, der auffallend an die modernen „tailormade"-Kostüme erinnert (Abb. 21 u. 22). Als schön galt auch damals eine sehr enge Taille, deren Schlankheit offenbar durch starkes Anziehen des breiten Gürtels nachgeholfen wurde. Die Reize der kräftig vortretenden Brust blieben ganz unverhüllt, nur den Rücken deckte ein kurzes Jäckchen mit engen Halbärmeln, ein richtiger Bolero. Das Haar wurde sorgfältig angeordnet, es fiel in langen Locken auf Rücken und Schultern, war auf dem Scheitel in einen Schopf zusammengenommen und umrahmte in koketten Löckchen die Stirne. So sitzen also diese Dämchen da, nach der Bewegung der Köpfe und Hände in eifrigem Gespräch begriffen. Daß die Frauen im öffentlichen Leben eine so große Rolle spielen, ist ein sehr auffallender Zug dieser altkretischen Kultur. Die Männer stehen hier hinter den Frauen. Es ist eine dichte Masse von Körpern und Köpfen, über der einzelne heftig gestikulierende Arme sichtbar werden. Daß es sich um ein religiöses Fest handelt, legt eine zu dem Friese gehörende Darstellung eines Kultbaues nahe, wie wir ihn auch aus zahlreichen Bildern auf geschnittenen Steinen und Siegelringen kennen (Abb. 31).



Abb. 11. Phaistos. Nordwestecke des Centralhofes. Nach Photographie des kais. deutschen Archäol. Instituts in Athen.

Kehren wir noch einmal nach Phaistos zurück. Dieser Palast hat für uns dadurch noch einen besonderen wissenschaftlichen

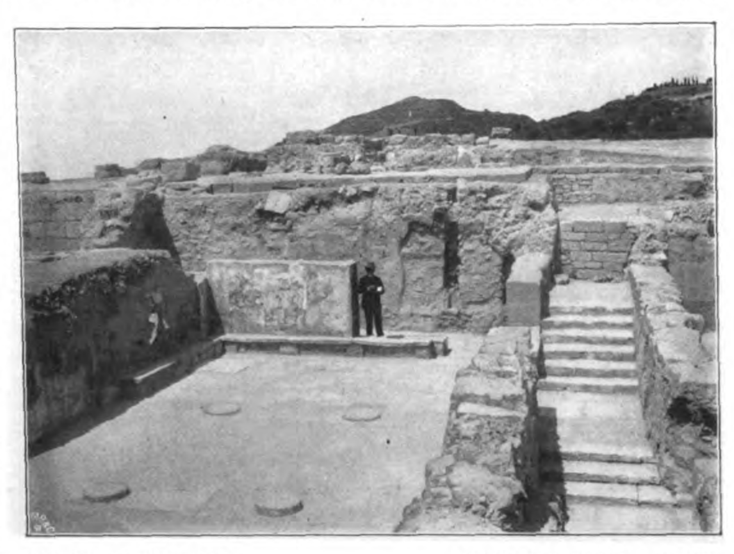
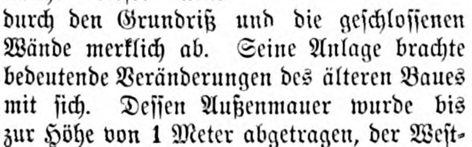


Abb. 12. Phaistos. Saal nördlich des Centralhofes.

Nach Photographie des kais. deutschen Archäol. Instituts in Athen.



Wert, daß in ihm, wie Dörpfeld erkannte, sehr bedeutende Reste einer jüngeren Bauperiode erhalten sind. Ihr gehört vor allem ein großer, nach dem Westplatze gerichteter Saal an, zu dem eine breite Freitreppe hinaufführt (Abb. 13 u. 15). Durch eine Vorhalle gelangte man in einen Raum von rund 10 Meter Tiefe und 13 Meter Breite, dessen Dach durch drei Säulen gestützt war. Von den bisher betrachteten Sälen weicht dieser neue durch den Grundriß und die geschlossenen Wände merklich ab. Seine Anlage brachte bedeutende Veränderungen des älteren Baues mit sich. Dessen Außenmauer wurde bis zur Höhe von 1 Meter abgetragen, der Westplatz um dasselbe Maß durch Aufschüttung erhöht, so daß nun bis an den Fuß der Treppe jenes Saales eine Fläche war. Eine Grabung unter dem Fußboden des Saales hat die alten Magazinkammern erschlossen,



Abb. 13 Phaistos. Westplatz mit „Theater“ und Königsweg. In der Mitte die abgetragene Westmauer des Palastes, hinter ihr die Treppe des jüngeren Saales und die neueren Magazine.

die wie in Knossos sich an die Westmauer des Palastes anlehnten. Als Ersatz für sie wurde im Neubau südlich von dem großen Saale ein breiter, von Osten nach Westen sich erstreckender Gang angelegt, auf den von beiden Seiten her die schmalen Vorratsräume münden (Abb. 11, 13 u. 16). Ein starker, freistehender Pfeiler in der Mitte dieses Ganges stützte die Decke, die zugleich der Fußboden eines Obergeschosses war. Auch in Knossos waren über einigen Teilen des alten Palastes solche jüngere Bauten errichtet worden, aber nur geringe Reste haben die jüngeren Insassen ihn gewiß eifrig durchsucht haben. Wie prächtig diese Herrschersitze einst ausgestattet waren, werden wir unten sehen.

Das Material zu diesen Bauten bot die Insel in reicher Fülle. Für die Stellen, wo ein besonders widerstandsfähiger Stein notwendig war, so für Bänke, Basen, Türschwellen, auch den unteren Teil der Außenmauern, wurde ein harter, kristallinischer Gips verwendet, der sehr sorgfältig zu großen Platten verarbeitet wurde. Vornehmlich aber wurde ein weicherer Kalk-

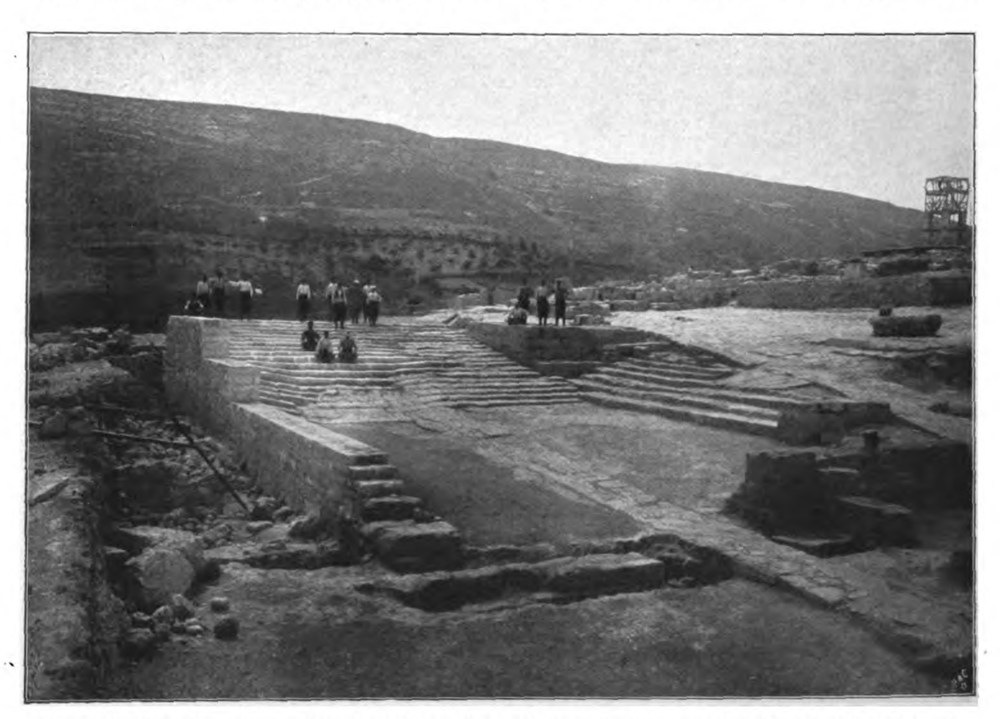
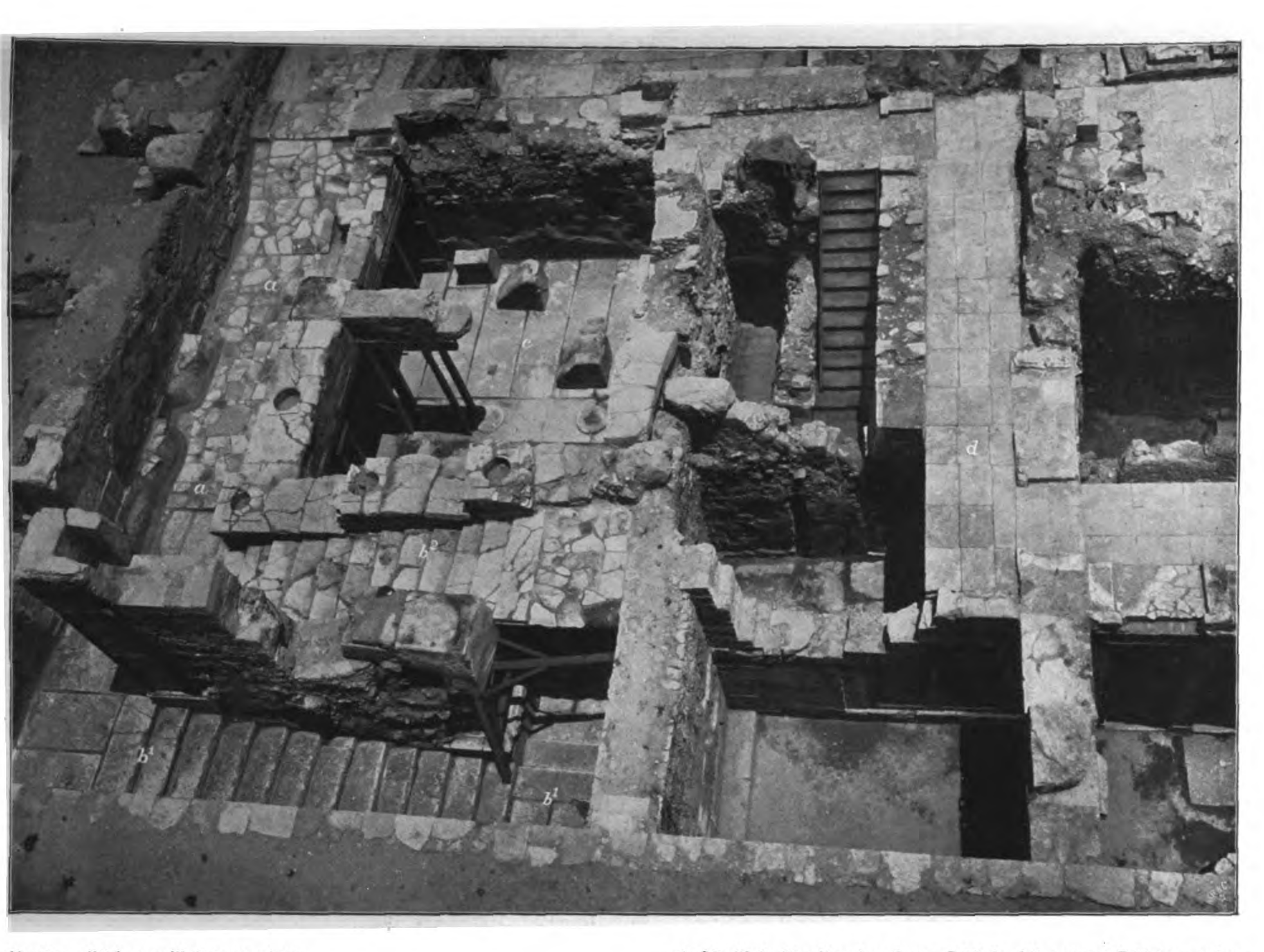


Abb. 14. Knossos. Theaterbau nördlich des Palastes. Blick nach Osten. Im Hintergrund die Hügel jenseits des Kairatos.

sich von ihnen erhalten, sehr zum Vorteile unserer Kenntnis der ursprünglichen Anlage. So ergänzen sich also Phaistos und Knossos in der willkommensten Weise.

Mit der Aufdeckung von Phaistos war die Tätigkeit der italienischen Forscher nicht abgeschlossen. In der Nähe davon, bei einem Kirchlein der heiligen Dreieinigkeit, Hagia Triada, haben sie eine kleinere Anlage ausgegraben. In ihr wurden sehr bedeutende Einzelfunde gemacht, während sie in Phaistos nur spärlich herauskamen, weil der Palast fast bis zum Beginne der geschichtlichen Epoche bewohnt worden ist, und stein gebraucht, und zwar in Form schön zugehauener Quadern und besonders als unregelmäßiger Bruchstein, mit Lehmmörtel verbunden. So waren die Innenmauern und der obere Teil der Außenmauern hergestellt. Das sogenannte kyklopische, aus kaum bearbeiteten großen Blöcken aufgetürmte Mauerwerk, das uns an den Burgen der griechischen Heroenzeit begegnet, findet sich in diesen kretischen Bauten nur gelegentlich bei Fundamenten. Die Baukunst Kretas stand auf viel höherer Stufe. Eine große Rolle spielte das Holz. Aus ihm bestanden das Dach und die Säulen, das Rahmenwerk



Knossos. Blick von Westen aus dem Zentralhofe herab auf das große Treppenhaus und die anliegenden Räume.

a) Ost-West-Korridor im oberen Geschoß. b¹) unterer Teil der großen Treppe. b²) oberer Teil der großen Treppe. c) Lichthof hinter dem Saal der Doppelbeile. d) kleinere Gemächer hinter dem Saale der Königin.

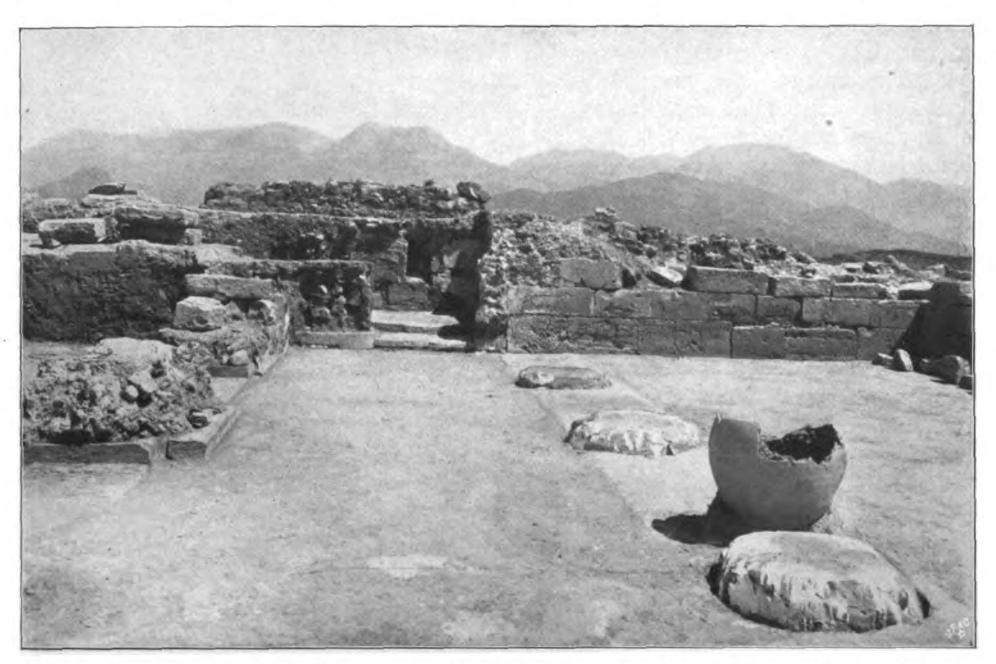


Abb. 15. Phaistos. Inneres des großen jüngeren Saales an der Westseite. Blick nach Norden. Im Hintergrunde der Ida.

der Türen und Fenster, auch die Pfeiler waren gewöhnlich so hergestellt, daß man auf eine steinerne Basis an den Ecken senkrechte Balken einzapfte und den Zwischenraum mit Bruchsteinwerk ausfüllte (rekonstruierte Pfeiler in Abb. 4). Ferner waren die Wände von zahlreichen hölzernen Riegeln durchzogen, deren verkohlte Reste noch da und dort aus den Mauern heraussehen.

Zur Verkleidung dienten mit plastischen

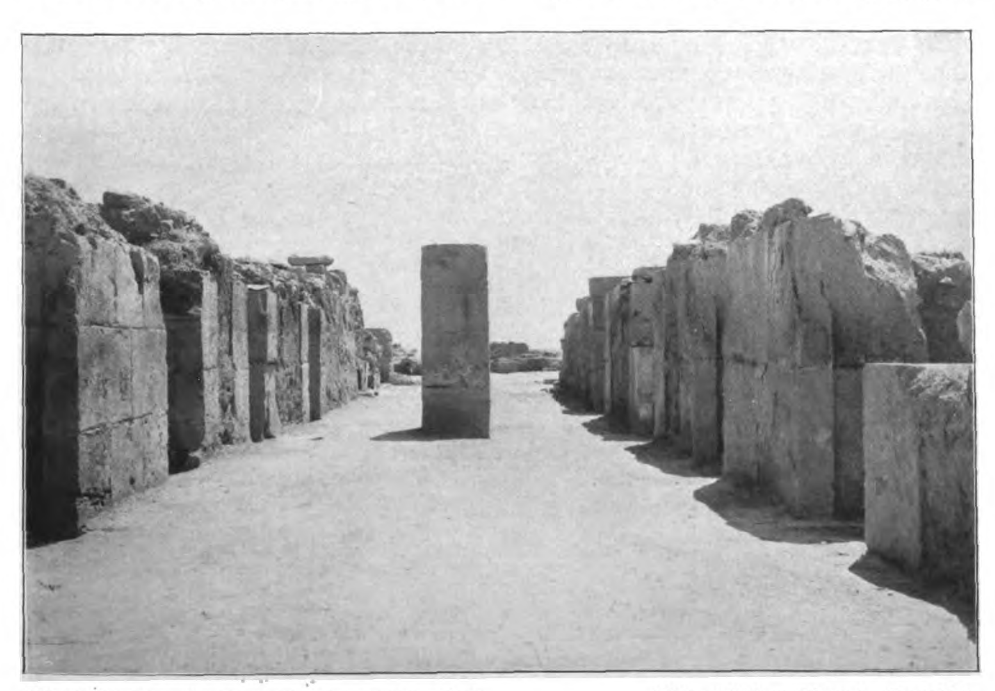


Abb. 16. Phaistos. Korridor mit den jüngeren Magazinen. Blick von Westen. Hinten der Centralhof.

Ornamenten verzierte Platten aus buntem Stein, auch aus Marmorarten, die in Kreta nicht heimisch sind, vor allem aber ein vortrefflich bereiteter Stucküberzug. Er war teils mit bemalten Flachreliefs, teils mit Gemälden al fresco geschmückt. Die erhaltenen Reste geben uns einen sehr hohen Begriff von der altkretischen monumentalen Kunst. Von der oben erwähnten Darstellung eines Aufzuges in dem Palaste von Knossos stammt der Oberteil eines Jünglings, der ein großes, trichterförmiges Gefäß trägt. Er ist mit einem Hüftenschurz bekleidet, der mit reichen, bunten Ornamenten verziert ist. Der Kopf mit dem edlen Profil, mit dem ungemeinen Liebreiz des Ausdruckes erregt unser größtes Staunen. Man muß schon bis in das V. Jahrhundert, bis zur Zeit kurz vor Polygnot und Phidias heruntergehen, um Werke zu finden, deren künstlerische Stufe mit der des kretischen Bildes verglichen werden kann. Kleine Fresken aus dem Palaste von Hagia Triada (Abb. 17) verraten einen ganz überraschenden Sinn für das Landschaftliche, ein Zug, der in der griechischen Kunst so lange ganz zurücktritt. Nicht wie in dieser beherrschen Mensch und Tier die Darstellung, sie sind vielmehr ebenso wie die liebevoll ausgeführten Pflanzen dem als ein Ganzes in größerem Raume aufgefaßten Bilde untergeordnet. Der Vergleich mit der japanischen Kunst drängt sich uns unwillkürlich auf.

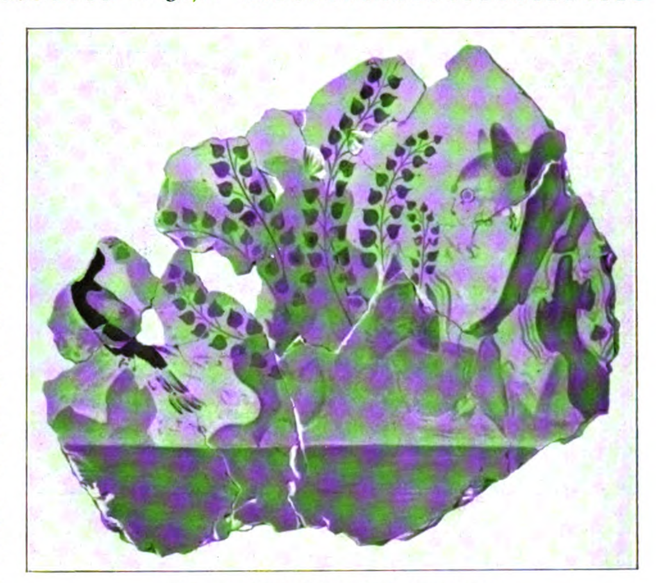


Abb. 17. Hagia Triada. Rest eines Fresko. Wildkatze einen Vogel beschleichend.

Gewiß waren die Räume, die solchen Wandschmuck trugen, auch mit prächtigen Geräten, herrlichen beweglichen Kunstwerken auf das reichste ausgestattet. Das meiste ist leider verloren, doch haben uns die Ausgrabungen noch viele Stücke geschenkt, die unser Entzücken erregen. Aus Knossos stammen Bronzevasen, schön gearbeitete, große und kleine Steingefäße (Abb. 18), die Reste eines etwa 1 Meter langen Spielbrettes, dessen Felder aus Elfenbein mit Goldüberzug und Bergkristall mit einer Unterlage von Silber oder blauem Glasfluß hergestellt waren (Abb. 19). Viele Gegenstände aus Fayence, deren Bereitung die Kreter von den Ägyptern gelernt hatten, fanden sich im Bodenbehälter einer in der Nähe der Magazinräume gelegenen Kammer verpackt: hübsch verzierte Gefäße, bunt bemalte Figuren von fliegenden Fischen, Wasserpflanzen, Schnecken und Muscheln, die vielleicht einst auf einem Holzkästchen angebracht waren. Denselben Zweck hatte das ausgeschnittene Reliefbild einer Wildziege mit Jungen, ein vortreffliches Beispiel für die feine Beobachtung der Tiere (Abb. 23). Rundbilder



Abb. 18. Großes Steingefäß aus Knossos. Höhe 0,69 m.

von Göttinnen, die um den Leib, in den Händen und um die eigentümliche Kopfbedeckung Schlangen tragen, können uns die oben geschilderte Frauentracht vortrefflich vergegenwärtigen (Abb. 21 u. 22). Sehr merkwürdig sind die mitgefundenen, auch aus Fayence hergestellten Modelle von Kleidern und breiten Gürteln. Offenbar stellen sie Gaben an die Gottheit dar. Mit Recht sieht Evans in diesem ganzen Funde die ehemalige Ausstattung einer Palastkapelle. Auch das mitgefundene Kreuz aus Marmor war ein heiliges Symbol (Abb. 21).

Ein wahres Kleinod ist das aus Speckstein geschnittene, reliefgeschmückte Gefäß, das aus der Grabung bei Hagia Triada stammt (Abb. zw. S. 304/305). Nur die eine Hälfte ist erhalten, glücklicherweise die obere. Es ist ein fröhlicher Erntezug, den wir vor uns sehen. Ihm schreitet eine mit einem fransenbesetzten, wohl heiligen Mantel bekleidete Person voran, einen Stock mit umgebogenem Ende auf der Schulter tragend. Nach anderen Darstellungen neige ich dazu, sie für weiblich, also für eine Priesterin zu erklären. Ihr folgen mit fröhlichen Gesichtern in hüpfendem Schritte Knaben, die nur einen sehr knappen Hüftschurz und eng anliegende Kappen tragen. Sie führen Gabeln, die deutlich aus mehreren Stücken zusammengebunden sind und durchaus den hölzernen Geräten entsprechen, die noch heute an verschiedenen Orten, besonders im Süden, zum Aufnehmen der Garben und des Heues gebraucht werden. Auch für die Männer war offenbar eine übermäßig enge Taille das Schönheitsideal. Von diesem weicht der Mann bedeutend ab, der auf die Abteilung der Knaben folgt und eine Klapper schwingt. Er zeigt ziemliche Leibesfülle. Sein Schurzgewand ist von dem der Knaben nach Größe und Schnitt verschieden, sein Haar ist kurz geschnitten und unbedeckt. Bei allen Figuren war der Künstler bemüht, der Anatomie des Körpers gerecht zu werden. Die Angabe der Muskeln und des Knochengerüstes beruht natürlich nicht auf eingehendem Studium und ist darum auch recht fehlerhaft, aber sie verrät doch eine wohl bemerkenswerte glückliche Beobachtung der äußeren Formen und des Spieles der Muskeln. Ein besonders feiner Zug ist gerade bei dem Klapperträger hervorzuheben. Sein Mund ist zum Singen weit geöffnet. Daß durch die Anstrengung der Stimme auch die Muskulatur des Halses stärker angespannt wird, ist dem Künstler nicht entgangen. Es folgen im Zuge drei Personen, die anscheinend ganz in Gewänder gehüllt sind, auch sie singen. Den Schluß bildet dann wieder eine Schar Knaben. Die Gefahr der Eintönigkeit, in die der Bildner eines solchen Zuges leicht verfallen kann, ist durch Abwechslung in der Beinstellung und durch verschiedene Drehung der Oberkörper glücklich vermieden. Dieselbe Wirkung übt auch die Darstellung eines kleinen Zwischenfalles am Ende des Zuges. Ein Teilnehmer ist gestrauchelt oder er hat sich in mutwilliger Absicht geduckt und hat seinen Vordermann belästigt. Erregt fährt dieser mit dem Kopfe nach ihm herum, eine scheltende Zurechtweisung entfährt dem weit geöffneten Munde.



Abb. 19. Knossos. Spielbrett. Die fehlenden Stücke in Zeichnung ergänzt. Höhe 0,95. Breite 0,55.

Das Instrument jenes beleibten Mannes ist das bekannte ägyptische Kultgerät, das Sistrum. Aber auch seine ganze Körperbeschaffenheit und seine Tracht verraten sofort den echten Ägypter wie auch den Entdeckern des kleinen Kunstwerkes nicht entgangen ist. Also ein Ägypter nimmt an einem kretischen Feste teil! Ist es ein kriegsgefangener Sklave, der nur als untergeordneter Musikant verwendet wurde, oder ein Freier, der die Kreter in die Kultgebräuche seiner Heimat einführte? Wir können darauf noch keine Antwort geben.





Abb. 20. Plättchen aus Fayence, Häuser in Fachwerkbau darstellend. — Aus Knossos.

Ein Verkehr zwischen Ägypten und den Stätten, wo die kretische Kultur blühte, ist uns auch sonst bezeugt. Die Länder tauschten die Erzeugnisse ihres Gewerbes gegeneinander aus, wie uns die Funde lehren. Mindestens im ganzen östlichen Mittelmeerbecken müssen die Kreter mit ihren Schiffen herumgekommen sein. Die ägyptischen Inschriften nennen sie die Leute von Kefti, das ist das Kaphthor des Alten Testamentes. Aus ihm waren die Philister nach ihren späteren Sitzen ausgezogen, und der Name Kretim, d. h. die Kreter, hatte sich bei ihnen erhalten. Besonders wichtig sind Wandmalereien in ägyptischen Gräbern, so in dem des Rechmere, eines hohen Beamten des Königs Thutmosis III., der um die Mitte des II. Jahrtausends herrschte. Auf ihnen erscheinen die Keftileute in der Tracht der Jünglinge des im knossischen Palaste gemalten Aufzuges. Sie bringen die Erzeugnisse ihres Landes, schöne Gefäße aus edlem Metall, dem Pharao zum Geschenke dar.

Diese ägyptischen Denkmäler geben uns auch einen Anhalt für die zeitliche Ansetzung der kretischen Kultur. Ihre Blüte, die sich uns durch die kretischen Paläste und ihre Funde darstellt, fällt demnach in die Mitte des II. Jahrtausends, und zwar wohl eher einige Zeit vor diesen Punkt als nachher. Die zweite Hälfte dieses Jahrtausends bezeichnet den Verfall, die Anfänge der Kultur reichen hoch in das III. Jahrtausend hinauf.

Daß die Kreter durch ihren Verkehr mit den Ägyptern vieles gelernt haben müssen, ist selbstverständlich. Oben haben wir schon auf die nach Kreta verpflanzte Fayencetechnik



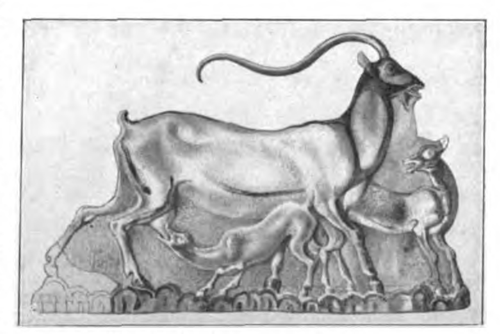
Abb. 21. Knossos. Ausstattung einer Kapelle des Palastes, in hypothetischer Anordnung.


Abb. 22. Knossos. Fayencefigur einer Göttin. Vgl. Abb. 21. Höhe 0,34 m.

hingewiesen. Aber die Kreter waren nicht nur die Empfangenden, jene Bilder lehren uns, daß auch ihre Arbeiten in Ägypten geschätzt waren. Ja wir wissen sogar, daß die kretischen Erzeugnisse wieder auf das ägyptische Kunstgewerbe gewirkt haben.

Jedenfalls trägt die Tatsache des ägyptischen Einflusses nicht zu viel zum Verständnis der Entstehung der kretischen Kunst bei. Mag diese auch viele technische Errungenschaften und sogar manche Motive der Fremde verdanken, sie hat doch einen ganz selbständigen Charakter, der sich besonders in der gänzlichen Freiheit von jedem Schematismus in der Darstellung, in der unbefangenen Beobachtung der Natur offenbart. Das Geheimnis dieser Kunst liegt in der eigenartigen, überaus glücklichen Begabung des kretischen Volkes.

Wie diese Begabung auch im einfachen Handwerke sich äußerte, lehren uns die ungeheuer zahlreichen Reste der Töpferwaren. In Kreta erhob sich die Keramik zuerst über die Stufe einer nur dem Bedarfe der engern Heimat dienenden Industrie hinaus. Der aufs sorgfältigste gereinigte, schön hellgelbe Ton, der auf der Scheibe bis zu erstaunlicher Dünne ausgearbeitet werden konnte, die mannigfaltigen und gefälligen Formen der Gefäße, die aufgetragene glänzende, schwarzbraune oder braunrote Farbe, der vollendete Brand machte die kretische Ware überall sehr begehrt. Im ganzen Gebiete des Mittelmeeres finden sich ihre Scherben, in Griechenland war die einheimische Industrie für lange Zeit fast ganz von ihr zurückgedrängt, Rhodos, Cypern und auch Ägypten waren reiche Absatzgebiete. Es würde zu weit führen, wollten wir die über fast anderthalb Jahrtausende sich erstreckende Entwicklung verfolgen. Nur wenige Beispiele aus der Blütezeit mögen uns einen Begriff geben. Eine feine Trinkschale aus Knossos (Abb. 24) ahmt augenscheinlich ein Vorbild aus Bronze mit Einlagen in Gold und Silber nach, also die Technik der berühmten, verzierten Dolchklingen aus den Königsgräbern von Mykenae. die natürlich auch Werke kretischer Kunstfertigkeit sind. Bei andern Gefäßen steht die Verzierung in dunkler, glänzender Farbe auf dem warmgelben Tongrund (Abb. 25). Die Motive sind mit Vorliebe dem Pflanzenreich und der niederen Tierwelt des Meeres entnommen. In ganz naturalistischer Bildung sehen wir da Muscheln, Schnecken, Korallen, Seesterne über die Oberfläche hingestreut oder Blattpflanzen an der Wandung emporranken. Diese Dekorationsweise, die so ganz von dem Prinzipe der griechischen Gefäßverzierung abweicht, erinnert uns in


Abb. 23. Knossos. Fayencerelief. Ziege mit Jungen. Breite 0,205, Höhe 0,124 m.

ihrer Freiheit, die jedoch nichts weniger als Stillosigkeit bedeutet, wiederum an die japanische Kunst und kommt zugleich auch unserem modernen Geschmack sehr entgegen.

Eine neue, besonders überraschende Seite der kretischen Kultur enthüllten die vielen Schrifttäfelchen, die in verschiedenen Räumen des knossischen Palastes gefunden wurden. Sie waren ehedem in Holzkisten geordnet, denn sie lagen mitunter noch zusammengepackt von Holzkohlen umgeben. Dabei fanden sich Tonklümpchen mit Siegelabdrücken, die, wie unsere Plomben, an der Umschnürung der Kiste angebracht, unbefugtes Öffnen verhinderten. Viele Täfelchen waren indessen bei der Zerstörung der Räume überall herum zerstreut worden.

Der schriftartige Gebrauch von Bildern und Zeichen war uns von kretischen Siegelsteinen, Gefäßmarken und dergl. schon früher bekannt. Evans hat sie in einer grundlegenden Arbeit vor vielen Jahren zusammengestellt. Es sind Abbilder von Gegenständen, Pflanzen, menschlichen und tierischen Körpern und besonders von ihren Teilen, wie die Hieroglyphen der Ägypter, aber nicht etwa diesen entnommen (Abb. 26). Ich möchte jene noch nicht für eigentliche Buchstaben, sondern eher für Symbole halten, die in ihrer Zusammenstellung den Eingeweihten einen wohl meist religiösen Inhalt angaben, gerade wie die in katholischen Gegenden häufigen Darstellungen des bloßen Kreuzes mit den Marterwerkzeugen uns die ganze Passion Christi vergegenwärtigen. Auch die Bilderreihen der nordamerikanischen Indianer können wohl als Parallele herangezogen werden.

Nach diesen wenigen Denkmälern konnte niemand ahnen, welch ausgiebigen Gebrauch die Kreter von der Schrift gemacht haben. Es ist eine seltene Gerechtigkeit des Zufalles, daß gerade dem Forscher, der sich so eingehend schon früher mit dieser Frage beschäftigt hatte, auch dieser neue große Fund zufiel. In größere und kleinere Täfelchen aus getrocknetem Tone, der durch die Feuersbrunst nachträglich fester geworden und so vor dem Zerfallen bewahrt worden ist, wurden mit spitzem Griffel unter sorgfältiger Einhaltung der vorgezogenen Linien kalligraphisch die Inschriften eingeritzt, und zwar nicht in jenen naturalistisch ausgeführten Bildern, sondern in einer wirklichen linearen Schrift (Abb. 26). Der Vorrat der Zeichen ist sehr groß. Daß auch sie von Bildern abgeleitet sind, läßt sich bei einigen noch deutlich zeigen, aber es ist anzunehmen, daß sie nun Buchstaben mit bestimmtem Lautwerte geworden sind, also denselben Gang der Entwicklung durchgemacht haben, der auch zur Entstehung der anderen Alphabete geführt hat. Neben diesen Zeichen nimmt aber der kretische Schreiber doch auch noch zum Bilde seine Zuflucht, um kurz einen ganzen Begriff auszudrücken. So sehen wir auf manchen Täfelchen Gefäße, auf anderen Pferdeköpfe und Wagen gezeichnet (Abb. 28). Wenn nun mit diesen Bildern zusammen offenbare Zahlen vorkommen, so ist es klar, daß es sich um Verzeichnisse der Schätze, der Wagen und ihrer Bespannung handelt. Andere größere, nur mit Buchstaben beschriebene Stücke mögen Urkunden, Verträge, auch Korrespondenzen enthalten. Wir sehen also, der kretische Staat hatte eine wohlgeordnetes, ausgebildetes Verwaltungs- und Kanzleisystem, er stand auch in dieser Hinsicht nicht hinter den alten Kulturländern am Nil und Euphrat zurück.

Welch wichtige Aufschlüsse könnten uns diese Täfelchen geben, wenn sie gelesen wären! Aber den Bemühungen, sie zu entziffern, stellt sich eine doppelte Schwierigkeit entgegen. Zur unbekannten Schrift kommt noch die unbekannte Sprache. Ist sie denn nicht griechisch? Kreta war kein alter Sitz des griechischen Volkes. Noch der Dichter der Odyssee (Buch XIX, 178 ff.) kennt neben den Achaiern und Doriern mehrere fremdsprechende Stämme auf der Insel. Die Reste der vorgriechischen Bevölkerung, die Eteokreter, saßen in historischer Zeit im Osten der Insel, die Stadt Praisos war ihr Mittelpunkt. Sie redeten ihre eigene Sprache, von der einige in griechischer Schrift geschriebene, für uns einstweilen unverständliche Inschriften Kunde geben.

Dieser alte Stamm war Schöpfer und Träger der hohen Kultur. Ihre Verbreitung weit über die Grenzen ihrer Heimat hinaus läßt uns den historischen Kern in der Sage von dem großen Machtbereiche des Königs Minos erkennen. Eifrige Abnehmer kretischer Erzeugnisse wurden die griechischen Fürsten, so besonders die Herrscher in der Argolis, die Könige der Minyer im böotischen Orchomenos, kretische Künstler waren wohl selbst an Ort und Stelle für sie

tätig. Das Leben der kretischen Großen wurde für die griechischen das Vorbild, und der Einfluß Kretas blieb gewiß nicht nur auf das äußere Leben der griechischen Höfe beschränkt.


Abb. 24. Knossos. Tongefäß.

Der Glanz und der Reichtum dieser Insel mußte aber auch die Lüsternheit von Eroberern reizen. So erfolgten die feindlichen Einbrüche, deren Folge die Zerstörung der herrlichen Paläste und ein merkliches Sinken der Kunst war. Diese Eindringlinge waren wohl die Griechen. Unter den jüngeren Einbauten des Palastes von Phaistos fiel uns besonders der große Saal auf, dessen ganze Anlage für ein rauheres Klima als das kretische erdacht zu sein schien. Er wiederholt den Grundriß der Haupträume in den Burgen von Troja, Tiryns und Mykenae, der alten, einfachen nordisch-griechischen Fürstenwohnung, die außer der Vorhalle einen einzigen, geschlossenen Raum mit dem Herd als Mittelpunkt hatte. Diese Anlage brachten also die Einwanderer nach Kreta, an ihr hielten ihre Führer fest, als sie sich auf den Sitzen der alten Herrscher des Landes niederließen.


Abb. 25. Tongefäß aus dem Osten Kretas.

Wie kam es, daß die Kreter offenbar so rasch dem Ansturme erlagen? Wir werden uns darüber nicht so sehr wundern, wenn wir einen allgemeinen Blick auf das Kulturbild werfen, wie es uns aus den Funden entgegentritt. Die alte Kriegstüchtigkeit, die in der Sage von Minos' Herrschaft vorausgesetzt ist, mußte durch die Wirkung der raffiniert hohen Kultur nachgelassen haben. Das Volk war zu einer ungesunden Überreife gelangt. Unter den zahlreichen Resten bildlicher Darstellungen fehlen kriegerische Szenen fast ganz, eine um so größere Rolle spielen kultliche Feiern, repräsentative Aufzüge und belustigende Schauspiele. Wir denken unwillkürlich an die Schilderung der Phäaken in der Odyssee. Und wie der Dichter diesen den reckenhaften, aber auch rauhen Odysseus in so wirkungsvoller Weise gegenüberstellt, so mögen wir uns die Stellung des urwüchsigen, jugendfrischen Griechenvolkes zu den verfeinerten, weichlichen Genüssen hingegebenen Kretern ausmalen. Einer krankhaften Sucht nach Nervenkitzel entsprang die aus den Darstellungen sich genügend kundtuende Leidenschaft für die Stierhetzen, bei denen Jünglinge und auch Mädchen ihre gefährlichen Gaukelkünste zwischen den großen Hörnern der erregten Tiere ausführen mußten.

Daß die hohe äußere Kultur aber auch eine bedeutende Verfeinerung der gesellschaftlichen Sitte hervorgebracht hatte, wie sie uns auch wieder in der Schilderung der Phäaken auffällt, darauf deutet schon die freie Stellung der Frau hin. Mit den feineren Sitten paart sich bei den Phäaken ein hochgemuter Sinn, ja ein gewisser Übermut. Besondere


Abb. 26. Knossos. Beschriebenes Tontäfelchen. 1/2

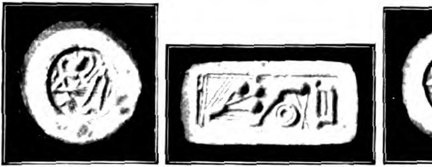




Abb. 27 Gipsabdrücke von Siegeln mit bildlichen Symbolen. 1:1. Originale aus Kreta, jetzt im Berliner Museum.

Bedeutung bekommt, wenn wir den Vergleich weiterführen, dann wohl auch ein Zug in der Schilderung des Minos, den ein Dichter des V. Jahrhunderts, Bakchylides, in seiner Ode Theseus gegeben hat: Der junge attische Held war mit den als Tribut geschickten Jünglingen und Jungfrauen an den Hof von Knossos gekommen. Minos, dessen Herz der Aphrodite süße Gabe stachelte, konnte sich nicht enthalten, die Hand liebkosend nach der Wange eines Mädchens auszustrecken. Es ist, als ob in den so verschiedenen Zügen in dem Sagenbilde dieses Herrschers das Wesen des kretischen Volkes selbst sich äußerte.

Von hervorragender Bedeutung für die Betrachtung des Geisteslebens eines Volkes ist die Kenntnis seiner Religion. Hier fällt in das sonst so heitere Bild der kretischen Kultur ein düsterer Schatten durch die Erzählung von jenem Menschentribute, der zum Fraße des stierköpfigen Ungeheuers, des Minotauros, geliefert werden mußte. Daß sich in dieser Sage die Erinnerung an Menschenopfer barg, wußte man schon lange. Durch die Grabungen sind wir dem Wesen dieses Minotauros näher gekommen. Mehrere Darstellungen zeigen uns eine Gestalt, die von den Hüften abwärts menschlich, aufwärts als Stier gebildet ist (Abb. 29). Wir wissen ferner, daß dieser Unhold der durch die Sage erhaltene Vertreter einer ganzen Gattung von halbtierischen Dämonen war. Wir kennen noch solche mit dem Oberkörper des Hirsches, Steinbockes, Löwen, Hundes, Adlers. Die bizarrsten Bildungen, die an ausschweifender Phantasie den Gestalten mittelalterlicher Höllengemälde, den greulichen altmexikanischen Darstellungen nichts nachgeben, erscheinen auf Siegelabdrücken, die im äußersten Osten der Insel gefunden wurden. Eine andere Art von Dämonen zeigt volle Löwengestalt, aber doch aufrechten Gang. Sie galten wohl als große Jäger, denn stets hängt ihnen die Haut eines Tieres auf dem Rücken, mitunter tragen sie auch ein erlegtes Tier auf der Schulter. Als Regenspender und Förderer des Wachstums bezeichnen sie vielleicht die zierlichen Kannen, die sie gelegentlich halten (Abb. 30). Besonders merkwürdig ist aber die Darstellung eines Jünglings, der diese Dämonen an den Ohren gefaßt hält. Ist es ein höherer Gott, dem sie untertan, oder ein Mensch, der durch Zauber sie seinem Willen unterwirft? Hier vermissen wir schmerzlich den Mangel schriftlicher Überlieferung.

Abb. 28. Knossos. Beschriebenes Tontäfelchen mit Zeichnung von Wagen und Pferdekopf. 1:2.

Natürlich stand über diesen Dämonen eine höhere Götterwelt. Kreta war ja als die Geburtsstätte des Götterkönigs, der zum Zeus der Griechen wurde, anerkannt. Hochheilig waren die Höhlen des Ida und des in der Mitte der Osthälfte der Insel gelegenen Diktegebirges, in die beide die Sage den Schauplatz der Geburt und Kindheit des Gottes verlegte. Und auf der Höhe des Juktaberges (Abb. 1) war sein Grab, eine merkwürdige Vorstellung, über die schon die Alten sich ihre Gedanken machten. Bildlos wurde der Gott verehrt, man dachte sich ihn wohl in der Tiefe der Höhle waltend, auch merkwürdig geformten Steinen innewohnend. Die Diktehöhle enthält als Allerheiligstes eine Stalaktitengrotte. In die Löcher dieser merkwürdigen Gebilde pflegten die Gläubigen seit uralter Zeit ihre Weihgaben niederzulegen, besonders kleine eherne Doppelbeile, das Attribut des Gottes.

Auch in einem Baume konnte die



Abb. 29. Alt. Siegelabdruck in Ton, aus d. Osten Kretas. 1:1. Kauernder Stierdämon „Minotauros“.



Abb. 30. Geschnittener Stein im Athen. Nationalmuseum. Zwei Löwendämonen mit Kannen, zwischen ihnen das „Hörnersymbol“ mit Zweigen. Nach dem Gipsabdruck. 1:1



Reliefgefäß aus Speckstein geschnitten, gefunden bei Hagia Triada. Höhe 0,10.

Nach dem Gipsabguß von drei Seiten aufgenommen.

Gottheit walten, öfter sehen wir auf Darstellungen vor solchen heiligen Bäumen Kulthandlungen vorgenommen (Abb. 33). Schon einen Schritt zur Herstellung von Götterbildern bedeutet der von Menschenhand gehauene Pfeiler aus Stein oder Holz. Die Deutung solcher kretischen Funde und der Darstellungen auf Denkmälern dieses Kulturkreises ergibt sich aus der vergleichenden Betrachtung der Formen der Gottesvorstellung bei anderen Völkern. In merkwürdiger Übereinstimmung haben sie sich mitunter an den verschiedensten Orten offenbar nach einer dem Menschen innewohnenden gleichen Richtung des religiösen Denkens entwickelt. Wirkliche Kultbilder menschlicher Gestalt haben wir oben in den Statuetten der Schlangengöttin schon kennen gelernt. Ein anderes sehen wir auf einem Siegelbilde, das die neuen Kreter nun stolz auf ihre Briefmarken gesetzt haben. Ein Mann betet mit erhobenen Händen vor einer mit Lanze bewehrten Göttin, die auf einem Felsen steht, zu dessen Seiten wie als Wächter die Figuren zweier Löwen angebracht sind (Abb. 32).



Abb. 31. Geschnittener Stein im athen. Nationalmuseum. Gott in langem Gewande mit Greif. Nach dem Gipsabdruck. 1:1



Abb. 32. Knossos. Alter Tonabdruck eines Siegelringes. Kultbild einer bewehrten Göttin auf Felsen, zu dessen Seiten Löwen stehen. Links Kapelle mit „Hörnersymbolen", rechts anbetender Mann. $1^1/_2$:1.

Auch sonst fehlen Darstellungen der großen Götter nicht. Die Gestalt in langem, feierlichem Gewande, begleitet von dem Greifen, dem königlichen Tiere, die auf einem geschnittenen Steine erscheint, ist wohl der Götterkönig selbst (Abb. 31). Und der Frau, die bald schießend, bald wilde Tiere fassend dargestellt ist, möchten wir den aus der Literatur bekannten altkretischen Namen Britomarnis geben, den Namen der Jagdgöttin, die später in der griechischen Artemis aufgegangen ist. Seine Bedeutung wußten noch die Alten, er ist zusammengesetzt aus den Wörtern britý = süß und marná = Jungfrau.

Große Tempelbauten, wie sie das historische Griechenland hatte, gab es im alten Kreta offenbar nicht, wohl aber finden sich auf den Bildern häufig kleine Kapellen, die nach der Wiedergabe auf dem früher beschriebenen Miniaturgemälde aus ganz leichtem Fachwerk errichtet waren und in reichem Farbenschmuck prangten (vgl. a. Abb. 32). Im Inneren und auf dem Dache dieser Bauten sehen wir gewöhnlich in der Mehrzahl ein eigentümliches Geräte angebracht, das sogenannte Hörnersymbol. Es hat die Form zweier aufgerichteter untereinander verbundener Spitzkegel oder auch Kolben. So häufig es sich auch in Kultdarstellungen findet, so ist seine Bedeutung doch noch dunkel.

Unter den Kultformen fallen uns erregte Tänze auf, wie wir sie auf einigen in Mykenae gefundenen Goldringen kretischer Arbeit Männer und Frauen unter heiligen Bäumen ausführen sehen (Abb. 33). Dieses orgiastische Element muß in der kretischen Religion einen breiten Raum eingenommen haben, noch in historischer Zeit spielte es eine Rolle. Wir erinnern uns auch der alteinheimischen Sage von den Kureten, die gerüstet um das Zeuskind tanzten und durch den Lärm der Waffen das Schreien des Säuglings übertönten und ihn vor dem Schicksal, durch seinen Vater Kronos verschlungen zu werden, retteten.

Leider ist es nur das Äußere der kretischen Religion, das sich uns so in einzelnen Bildern enthüllt, in ihren Inhalt, ihr Wesen können wir ohne Texte nicht eindringen, dazu reichen auch die als kretisches Gut uns bekannten Bestandteile in griechischer Religion und Sage nicht aus. Aber das lehren sie uns, daß auch in der Religion wie in den anderen Zweigen der Kultur gar viele Fäden vom alten Kreta nach dem historischen Griechenland sich hinüberspinnen.



Abb. 33. Goldring kretischer Arbeit, aus Mykenae, jetzt im athen. Nationalmuseum. Ein Mann und zwei Frauen bei orgiastischer Feier. Rechts Kapelle und Baum, links wohl Opfertisch, über den sich die eine Frau mit gekreuzten Armen beugt. 2:1.



Lionardo da Vinci.

Rotgolden fällt der Sonne letzter Schein
Ins stille Refektorium hinein,
Noch weilt der Meister an der Arbeitsstätte.
Um ihn ward's leer, die Schüler gingen fort,
Ihr Abschiedsgruß blieb ohne Dankeswort,
Er handhabt schweigend Pinsel und Palette.

Schaut nur und malt, von allem unberührt,
Dann sinkt die Rechte, die den Pinsel führt,
Als sei die Kraft erlahmt in dieser Stille.
Die Blicke schweifen in das Bild hinein, —
Ist's nicht, als ob im letzten Abendschein
Lebendig werde die Gestaltenfülle?

Da knarrt die Tür, ein Schatten trifft die Wand,
Ein Bruder im schneeweißen Mönchsgewand
Tritt langsam näher an des Malers Seite.
„Nun, Meister Lionardo, gönnt Euch Ruh',
Bald deckt die Nacht das Werk der Hände zu,
Kommt noch ein wenig mit hinaus ins Weite!"

Der Meister seufzt. „Der heut'ge Tag war schlecht;
Seht hier den Kopf des Herrn, und gebt mir recht!
Das wird kein Heiland, wie ich mich auch quäle.
Wohl kann ich meistern jeder Linie Zug,
Nur ist die edle Form noch nicht genug, —
Ich zwinge nicht die göttlich hohe Seele!"

Der andre in dem weißen Ordenskleid
Steht stumm und schaut. Er fühlt des Künstlers Leid:
Der Kopf war gestern besser fast als heute.
Des ganzen Tages Mühen schaffte nichts;
Noch zeigt kein Stempel dieses Angesichts,
Daß mehr es als die andern rings bedeute.

Die Jünger, ja! die sitzen lebensfrisch —
Ein Meisterwerk ist jeder! — um den Tisch,
Man meint, sie müßten reden, sich erheben.
Wie Petri Hand das große Messer greift,
Der Blick des Thomas scheu den Judas streift,
In dessen Kopf unheimlich fast das Leben!

Und Lionardo lacht: „Der Bösewicht
Geriet mir besser, frommer Pater, — nicht?
Hier freilich hat der Haß mich auch begeistert!
Zu diesem Antlitz lieh ich Zug für Zug
Vom Feind, der mir die schwerste Wunde schlug,
Den Durst nach Rache hab' ich so bemeistert!"

Der Bruder mit dem weichen Schwärmerblick
Tritt leise, scheu fast, einen Schritt zurück,
Vom Judas schaut zum Herrn er in der Mitte.
Dann blickt er auf den wunderbaren Mann,
Den Florentiner, der so Großes kann,
Und endlich wagt er zögernd seine Bitte:

„Herr, ob der Kopf auch noch so meisterhaft,
Vielleicht das Beste, das Ihr je geschafft,
Ihr müßt ihn tilgen, einen andern malen!
Sonst wahrlich, großer Lionardo, glaubt,
Gelingt Euch nimmermehr des Heilands Haupt!
Ihr müßt den Preis dafür mit jenem zahlen.

Bezwingt Ihr aber Eure Rachelust,
So wächst das heil'ge Können in der Brust!
Bringt dieses Opfer, hört! Laßt Euch beschwören!
Jetzt lass' ich Euch! Es wird ein heißer Streit,
Ich weiß es wohl, da braucht Ihr Einsamkeit,
Die Stimmen Eures Innersten zu hören!"

Er hebt die Hand zum Kreuzeszeichen auf,
Ein: „Pax vobiscum!" murmelt er darauf
Und wendet sich, um aus dem Raum zu schreiten.—
Die Dämm'rung schleicht auf leisem Fuß heran,
Umspinnt mit ihrem Netz den stillen Mann
Und läßt es langsam auf die Wände gleiten.

Da reckt sich hoch die mächtige Gestalt,
Das schöne Antlitz, weich vom Haar umwallt,
Durchzuckt von Zeit zu Zeit ein heftig Beben.
Die großen Augen heiß und brennend glühn,
Es bricht hervor ein zornig Blitzesprühn, —
Dann sänftigt endlich sich das wilde Leben.

Fast Nacht ist's schon, da fährt die Künstlerhand
Noch einmal mit dem Pinsel an die Wand, —
Ein starker Zug, — noch einer, — dann — ein Stöhnen?
Nein, von sich werfend nur das Arbeitskleid,
Holt tief er Atem, wie vom Alp befreit,
Und aus den Zügen spricht ein mild Versöhnen.

— Die Schüler kommen morgens, — o des Schrecks! —
Judas Ischarioths Haupt ein Farbenklecks?
Wer hat's getan? — Des Meisters Stolz vernichtet!
Wie trägt er's nur? — Scheu blickt auf ihn die Schar;
Er malt am Heilandskopf und wunderbar
Hat sich sein düstres Angesicht gelichtet.

Adelheid Stier.



Meine Freundin von nebenan.

Novellette von J. K. S.



Die Straße, in der ich wohne, steigt etwas steil an. Die Droschken haben — besonders im Winter — ordentlich Mühe, bis zur halben Höhe hinaufzuklettern, und die Automobile, die sie wegen ihrer für Berlin ganz unerhörten Steigung zu Probefahrten wählen, verlieren dort gewöhnlich ihren Atem und müssen von der schnell sich ansammelnden Jugend unter Hallo und Hurra bis über die höchste Stelle hinaus geschoben werden. Abgesehen von dem Lärm dieser alltäglichen Sensation ist es recht still in dem Gäßchen, das in seinem oberen, nur an der linken Seite bebauten Teil einen hübschen, mit allerlei künstlichen Schluchten, Wasserfällen und Denkmälern reichlich ausgestatteten Park begrenzt. Auch die Anzahl der Häuser ist nicht groß, rechts gibt es deren sechs, gegenüber achtzehn oder neunzehn, die letzten davon vornehme, durch ummauerte Gärten abgeschlossene Villen.

Die Leute kennen sich alle, mindestens durch Vermittelung der drei, vier kleinen Verkaufsläden, die im unteren Teil der Straße sich befinden — oder vielmehr sie erfahren genug voneinander, auch ohne irgendwie in persönliche Berührung zu treten, ja, manchmal ohne zu wissen, wie die Herrschaften aussehen, deren Lebenslauf und Verhältnisse ihnen bis in die intimsten Einzelheiten bekannt sind.

In diesem Gäßchen wohne ich schon seit einigen Jahren. Es ist mir angenehm, fast immer denselben Gesichtern zu begegnen, wenn ich gegen vier Uhr nachmittags aus meinem Bureau komme und gemächlich die Straße emporsteige; es berührt mich wohltuend, in der Dämmerung, wenn ich behaglich rauchend im Fenster meiner kleinen Junggesellenwohnung liege, dieselben alten Leute den Park verlassen zu sehen. Und es heimelt mich an, wenn morgens irgendwo in der Nachbarschaft ein Hahn kräht.

Ich hab' es gern, wenn alles so hübsch beim alten bleibt, ruhig, gleichmäßig, ohne jede Aufregung. Hiervon habe ich bis zum Feierabend genug, und ich verstehe die Menschen nicht, die sich von der Hast ihrer Tagesarbeit ohne Pause in die Unrast des Großstadtlebens stürzen können. Freilich, ich selbst wäre nicht mehr jung genug dazu . . . fast siebenundvierzig . . .

Eines Tages — war es im März oder April? — tauchte in meiner Straße ein neues Gesicht auf, d. h. ein Gesicht, das mir gefiel, trotzdem es mir neu war. Um aufrichtig zu sein: es gefiel mir nicht auf den ersten Blick, nicht gleich das erstemal, sondern nach und nach . . . Und von Tag zu Tage mehr . . . Je öfter ich es sah. Und ich sah es täglich gegen vier Uhr, wenn ich unseren Berg emporklomm, nur mit dem Gedanken an den Nachmittagskaffee beschäftigt, den ich mir auf meiner Wiener Maschine eigenhändig bereite und dessen Duft ich schon unterwegs zu riechen glaube, und an die darauf folgende Zigarette, die zweite von den dreien, die ich mir im Laufe eines Tages leiste.

Nein, es war im April . . . jetzt erinnere ich mich . . . In der ersten Hälfte des April. Denn im Parke begann es bereits zu grünen, und wenn man die Straße heraufkam, gewahrte man schon ganz deutlich einen zarten, goldig-getönten Schimmer über Sträuchern und Blumen. Und sie . . . das junge Mädchen, von dem ich spreche, trug unter dem kurzen, offenen Jäckchen eine helle Bluse mit einem Fichu, einem Wasserfall oder einer Krawatte (ich weiß wirklich nicht, wie so ein Ding heißt) aus brennend roter Seide.

Es muß also zu Beginn des Frühlings

gewesen sein, als ich das neue Gesicht sah, das mir gefiel.

Aber wie ich sagte: nicht auf den ersten Blick, denn es war durchaus nicht so berückend schön, daß man sofort hingerissen sein konnte — ich meine, daß man hätte stehenbleiben müssen, um ihm nachzustarren. Es war nur was Frisches, Keckes, Flinkes in ihm. Wie soll ich das doch gleich ausdrücken? Etwas, das plauderte und lachte und sich vor Schalkhaftigkeit nicht lassen konnte ... etwas, das mit den Augen sprach, wirklich, ganz deutlich sprach:

„Guten Tag, mein Herr ... Wohnen Sie auch hier? ... Es ist nett da ... O ja, wirklich ganz nett ... Diese Bäume ... diese Luft ... Höhenluft ... was? ... Großartig ... Na, was gucken Sie mich an? ... Hahaha ... Es ist zu komisch, wie Sie mich angucken!... Aber für heute... adieu, mein Herr ..."

Weg war sie ... an mir vorbei, den Berg hinunter, fast im Laufschritt.

Ich will nicht leugnen, daß ich mich wandte, um ihr nachzusehn.

Sie war sehr zierlich und geschmeidig, wie sie sich rasch dahinbewegte, der breiten Hauptstraße zu, um dort in einen elektrischen Tramwagen zu springen. Eins, zwei, drei... oben war sie.

Das war so mein erster Eindruck von dem neuen Gesicht, das in unserem stillen Gäßchen auftauchte: etwas schmale aber frische Wangen, ein wenig nach aufwärts gerichtete, sogenannte „Stupsnase", roter, nicht allzu kleiner Mund, sanftes Kinn, schwarzes, unter einem Bolerohut sich hervordrängendes Wuschelhaar und diese flinken, braunen Augen, die sprechen konnten und lachen und die Leute zum besten haben ...

O, sprechen ... das war ja Unsinn. Das hatte ich mir nur eingebildet, weil die neue Erscheinung mich überraschte ... Zwischen dem Hause Nummer 17 und jenem, wo ich wohne, pflege ich sonst nur die Gemüsehändlerin zu sehn, die in ihrer ganzen, sehr respektabeln Breite in der Tür ihres Ladens sitzt und an einem mächtigen Strumpf strickt ... Und da war mir nun diese kleine Hexe begegnet ... Ach, wer weiß, ob sie nicht ganz zufällig auf den Berg geraten war ... ob sie nicht im Park bei einem der zahlreichen Denkmäler ein Stelldichein gehabt hatte und nun in vergnügter Laune, siegesbewußt, strahlend vor Glück, nach Hause eilte ...

Ja, was ging es mich denn an, ob die Augen dieses mir wildfremden Geschöpfes sprechen konnten und lachen oder nicht? Ich würde sie doch nie wiedersehn ...

Aber ich sah sie ... am nächsten Tage schon, fast an der gleichen Stelle und genau zur selben Zeit. Sie kam mir von oben entgegen, in Eile, wie gestern, und als mich ihr Blick traf, war das Lachende und Sprechende wieder in ihm.

„Ah ... sieh mal an ... Ich hatte also doch recht ... Sie wohnen hier, mein Herr ... Ganz gewiß ... in dieser Straße hier ... Na, da werden wir uns wohl öfter mal treffen ... Aber Sie sollten mich wirklich nicht so angucken ... so komisch ... Ich bin doch kein Wundertier ... adieu ... adieu ..."

Und wie gestern drehte ich mich um und sah ihr nach. Bis an die Ecke. Dort wandte sie sich selbst zurück, und aus ihren Augen nickte mir der Schalk zu:

„O ... Sie! ... Ist das nun hübsch von Ihnen, mich zu ertappen? ... Aber Sie selbst sind ja noch viel neugieriger als ich, viel neugieriger ... Schämen Sie sich, mein Herr ... Ich werde Ihnen schon mal meine Meinung sagen ... wenn ich mehr Zeit habe ... Jetzt muß ich ins Geschäft zurück ... Adieu ..."

Im nächsten Augenblick war sie im Straßenbahnwagen.

Ins Geschäft zurück ... Ganz richtig, so schien es mir jetzt. Die Kleine war gewiß Verkäuferin in einem Warenhause, oder Kontoristin oder Direktrice in einem Putzladen, und ihre Mittagszeit war gerade zu Ende, wenn ich nach Hause kam. So mußte es wohl sein. Sie sah wirklich nicht aus, als dächte sie um diese Stunde an ein Stelldichein im Park. Ganz und gar nicht. Im übrigen gingen mich die Angelegenheiten dieser jungen Dame nicht im geringsten an, und nachdem ich in der freundlichen Einsamkeit meines Zimmers meine Zigarette ausgeraucht hatte, dachte ich nicht mehr an sie.

Erst als ich am folgenden Nachmittag den Berg hinaufging ...

Hm, wäre sie mir wie gestern und vorgestern zwischen Nummer 17 und meinem Hause begegnet, so hätte ich das sicher nicht

mehr für etwas besonders Auffälliges gehalten, durchaus nicht, aber die Sache war die, daß sie nicht erschien und ich hatte schon beim Einbiegen in unser Gäßchen scharf hinaufgelugt, um zu erfahren, aus welchem Hause sie heraustreten werde. Am Ende wohnten wir gar unter einem Dache ... Das war ja nicht ausgeschlossen.

Sie begegnete mir eben nicht, und deshalb mußte ich an sie denken. Nicht daß sie mir irgendwo fehlte. O nein! So sehr war ich an das neue Gesicht denn doch noch nicht gewöhnt.

Von Nummer 17 an ging ich ganz, ganz langsam. Nicht etwa, weil ich annahm, sie hätte sich verspätet und könnte noch kommen, sondern ... nun ja ... weil ich heute keine solche Sehnsucht nach meinem Kaffee empfand. Am Ende schmeckte er mir besser, wenn ich ihn mir einmal fünf Minuten später braute als sonst ... Also immer bedächtig, immer langsam den Berg hinauf ... Gerade stand ich vor meinem Heim still, um ein wenig Atem zu schöpfen, als die Kleine aus dem Tor des Nebenhauses herausflitzte. Plötzlich, wie eine Überraschung ... Und in der nächsten Sekunde hätte es einen tüchtigen Zusammenstoß gegeben, wäre ich nicht rechtzeitig zwei Schritte zurückgewichen und sie selbst nicht unmittelbar vor mir stehen geblieben. Einen ... einen einzigen Augenblick lang.

„O ... o ...“ stieß sie hervor und begann zu lachen, während ich nicht ohne Verlegenheit den Hut lüftete.

Dann raffte sie hastig ihr Kleid auf und sah mich dabei schalkhaft an. Und ihre Augen sprachen:

„Nein ... so ein Graukopf sind Sie ... Hätt' ich gar nicht gedacht ... So taubengrau ... Na, wenigstens haben Sie keine Glatze, mein Herr ...“

Dann begann sie zu laufen, um nach einigen Sekunden wieder stehen zu bleiben und nach mir zurückzusehn.

„Na, hören Sie mal ... Sie ... Entweder geht meine Uhr nach ... oder Sie gehn vor ... Ja, ja, Sie! ... Und ich verlasse mich noch darauf, daß Sie pünktlich sind, und richte mich nach Ihrem Kommen ... Verstehn Sie mich? ...“

Als ob ich ihre Gedanken erraten hätte, zog sie ihr Ührchen aus der Bluse, zuckte die Achseln, raffte noch einmal, diesmal energischer, ihr Kleid zusammen und nun ging's wirklich im Laufschritt bergab.

Das merkte ich in der Folge wohl, daß sie mich als eine Art Uhr betrachtete. Kam sie schon herunter, wenn ich unsere Gasse betrat, dann ging sie langsam, war ich jedoch schon über Nummer 17 hinaus, dann fing sie an, schnelle Schritte zu machen — stets aber zog sie ihre Uhr hervor, um meine Pünktlichkeit zu kontrollieren und mir dann einen freundlichen oder einen halb unwilligen, halb komisch entsetzten Blick zuzuwerfen.

„Ja, was ist denn heute mit Ihnen los, mein Herr? ... Ist das eine Art, ein armes Mädchen, das ins Geschäft muß, zu täuschen? ... Ich bitte mir aus, daß das anders wird ...“

So entspann sich zwischen uns — wie soll ich doch sagen? — eine Art Freundschaft. Nicht etwa Liebe, o nein ... Ich dachte zwar manchmal, ob von meiner Seite wenigstens etwas dergleichen sich einmischte in dieses Verhältnis mit meiner Freundin von nebenan. Denn so nannte ich sie: „meine Freundin von nebenan“ ... Ihren Namen kannte ich nicht und forschte nicht danach, obwohl ich nur meine Aufwärterin zu fragen brauchte, die einfach alles wußte, was in unserer kleinen Straße vorging. Liebe ... nein! Ich hatte sie so gern wie ... wie etwa meinen Kanarienvogel oder meine Goldfische ... Ich nahm Anteil an ihr und ihr Anblick machte mir Freude, und es gefiel mir, daß ihre Augen sprechen konnten.

Wenn ich mir das möglicherweise auch nur einbildete ...

Sie war vielleicht neunzehn, vielleicht zweiundzwanzig ... Und ich ... nein, daran war wirklich nicht zu denken. Es war alles ganz hübsch so, wie es war.

— — — — — — — — — — — —

Eines Tages fiel mir, als ich meine Gasse betrat, ein junger Mann auf, der auf dem Bürgersteig, den ich zu gehen pflegte, stand und, den Hügel hinaufspähend, jemand zu erwarten schien. Er sah aus wie hundert andere junge Kaufleute im Alter von vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Jahren mit seinem blonden, bis über die Nasenmitte emporgezogenen, gleichsam an die Wangen geklebten Schnurrbart.

An dem Manne wäre noch lange nichts

Auffälliges gewesen, nicht das geringste. Als aber meine Freundin an mir vorüberhuschte — es war diesmal wirklich noch drei Häuser vor Nummer 17 — da schwante mir etwas. Kaum daß sie den Blick hob ... als wollte sie mich nicht bemerken ... oder als hätte sie mich nicht erkannt ... oder als wäre ihr Interesse für mich völlig erloschen. Und ich brauchte mich nur ein wenig umzudrehen — was ich auch tat — um zu wissen, daß der junge Mann dort unten und sie ...

O, wie sie sich die Hände schüttelten! Er brauchte gleich beide dazu ...

Nun sah sie auch zurück nach mir, unwillig, fast zornig ...

„Sie ... Sie ... was geht es Sie eigentlich an, was ich treibe ... Nichts ... verstehen Sie mich? ... Nicht das geringste ... N ... n ... nichts ...“

An diesem Tage schmeckte mir mein Kaffee gar nicht, und ich mußte zwei Zigaretten rauchen, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen.

Während der ganzen nächsten Woche war der junge Mann nicht da. Meine Freundin von nebenan wurde wieder freundlicher, wenn wir uns trafen, aber das merkwürdige Leuchten ihrer Augen wollte mir nicht gefallen. Ich hatte die ganz deutliche Empfindung, als sprächen sie nicht mehr von ihr und mir, sondern nur noch von ihr und dem anderen ... von ihr und ihm ...

„O Sie ... gucken Sie nur ... gucken Sie ... Haben Sie denn überhaupt eine Ahnung, wie das ist, wenn man so recht von Herzen verliebt ist? ... Verliebt ... verliebt ... o wie verliebt ... Sie mit ihren kalten, bösen Fischaugen und ihrem taubengrauen Haar ... Nicht die leiseste Ahnung haben Sie ... Sonst wären Sie doch kein alter Hagestolz geblieben ... hahaha ... Sie alter Herr, Sie ...“

Sie trug nicht mehr das Jäckchen, denn es war wärmer und lenzhafter geworden, der Park stand in frischem Grün, und sie selbst, meine Freundin von nebenan, sah in ihrer hellgrün und dunkelblau karrierten Seidenbluse und dem roten Fichu, in dem jetzt eine kleine Brillantnadel steckte, noch viel hübscher aus als sonst. Als blühte sie mit dem Frühling auf. Sie putzte sich ordentlich heraus.

„Jawohl, Sie möchten natürlich zu gern wissen, wo er steckt, wenn ich da runterlaufe ... Nicht wahr? ... Das sehe ich Ihnen an Ihrer werten Nasenspitze an, mein Herr ... Aber ich sag' es Ihnen nicht ... justament ...“

Und jedesmal, wenn wir uns so begegneten, zog sie wieder ihr Ührchen aus der Bluse und lachte in sich hinein.

Dabei hatte ich's schon heraus, daß der schneidige junge Herr um diese Zeit immer an der Ecke der nächsten Querstraße stand und meine Freundin erwartete.

— — — — — — — — — — —

Eines Nachts kam ich von einer kleinen Feier — einer meiner Kollegen aus dem Bankgeschäft, in dem ich angestellt bin, hatte sein Jubiläum begangen — nach Hause. Es war gegen zwei Uhr, und wie ich, den Hut in der Hand, den Berg hinanging, fuhr auch — an mir vorbei — eine Droschke hinauf. Ein Pärchen saß darin: meine Freundin und der junge Mann. Er hatte seinen Arm um sie gelegt, während sie sich an ihn schmiegte, und sie lachten übermütig wie zwei Kinder. Es hörte sich an wie Zwiegesang, ihre helle und seine tiefe Stimme ... in dieser schönen, stillen Frühlingsnacht ...

Mich hatten sie offenbar gar nicht bemerkt. Als die Droschke vor Nummer 17 Halt machte, weil sie nicht weiter konnte, und die beiden ausstiegen, blieb ich im Schatten eines Haustors stehen, denn es war mir peinlich, meine Freundin zu überraschen. Das Gefährt wendete und fuhr zurück, sie aber gingen Arm in Arm ganz, ganz langsam weiter. Jetzt folgte ich ihnen und stand in demselben Moment vor meinem Hause, als die beiden sich vor dem nebenan zum Abschied umarmten und küßten.

„Adieu Liebster! ...“ „Adieu Schatz, Katz, Mausi! ...“ „Auf morgen! ...“ „Nein ... auf heute ...“

Und jedesmal begannen sie sich von neuem zu umarmen.

Inzwischen suchte ich nach meinem Hausschlüssel, und es mag wohl sein, daß das Geräusch die beiden erschreckte, denn ich hörte meine Freundin leise aufkreischen. Im nächsten Augenblick war sie im Tor ihres Hauses verschwunden. Der junge Mann ging, ohne mich zu beachten, den Berg hinunter.

Noch im Einschlafen fühlte ich ganz deutlich, daß ich lächelte. Ich dachte, was wird sie dir morgen zu sagen haben, deine Freundin ... Aber daß sie so falsch ist ... so falsch ...

Aber sie hatte es nicht nötig, mir viel zu erzählen. Als wir uns trafen, streckte sie, wie unabsichtlich, ihre linke Hand vor, die heute ohne Handschuhe war. Daran blinkte etwas ... ein schmaler, goldener Reifen ...

In ihren braunen Augen war ein sinnend heiteres Leuchten.

„Verstehn Sie wohl, mein Herr ... Haben Sie gesehn? ... Ich bin jetzt Braut ... jawohl, wirkliche Braut ... Und Sie brauchen gar nicht so böse Augen zu machen wegen heute nacht ... Wenn man Braut ist ... nicht wahr? ..."

Wenn ich mich des Abends zum Fenster hinauslehnte, sah ich sie jetzt öfter mit ihm ganz ehrbar dem Park zugehn ... gewöhnlich vergnügt, manchmal aber auch in erregtem, unfrohem Gespräch, als zankten sie sich.

Wir begegneten uns immer noch gegen vier Uhr nachmittags. Sie ging in ihr Geschäft, und ich strebte meiner Wohnung zu. Darin war durchaus keine Änderung eingetreten, aber ich verstand zuweilen nicht mehr, was ihre Augen mir sagen wollten.

Aber einmal verstand ich sie wieder ... ganz deutlich. Meine Freundin sah mich ernst, ja traurig an. Es war etwas Schweres in ihrem Blick:

„Ja ... ja ... ja ... ja ..."

Es schien mir, als nickte sie dazu, einmal ... zweimal ... dreimal ... In demselben Augenblick bemerkte ich, daß der goldene Ring an ihrer linken Hand fehlte.

— — — — — — — — — — —

Im Laufe der nächsten Wochen nahm ich oft wahr, daß meine Freundin geweint haben mußte. Manchmal ging sie an mir vorbei, ohne mich anzusehn, wenn sie es aber tat, dann hörte ich immer nur das eine:

„Ja ... ja ... ja ... ja ..."

Dann wurde es doch wieder so, wie es gewesen, ehe der junge Mann aufgetaucht war. Wenn auch mit einem Zug ins Wehmütige, als wäre die Kleine vom Ernst des Daseins berührt worden, als hätte sie noch an einem Leid zu tragen.

„O, Sie ... Sie hätten das nicht getan ... nicht wahr? ... Sie nicht ... Sie sehen treu aus und gut ... Aber der andere ... der andere ..."

Später schien sie sich ein wenig getröstet zu haben, wenigstens war der Schmerz aus ihren Augen verschwunden.

„Ob wir uns vertragen könnten? ... Sie und ich? ... Wir zwei beide, die wir doch sitzen geblieben sind? ... Aber freilich, Sie haben schon längst verzichtet ... Sie mit ihren grauen Haaren ... Doch ich ... doch ich ..."

Dann fing sie wieder an, ihr Ührchen zu ziehen, wenn wir uns trafen, und in sich hineinzulachen.

Im Sommer war meine Freundin eine Zeitlang verschwunden. Ich dachte schon, sie wäre fortgezogen, bis sie eines Tages wieder da war. Braun gebrannt von der Sonne, daß es eine ordentliche Freude war, sie in ihrer köstlichen Gesundheit und fröhlichen Frische anzusehen und von ihrem leuchtenden Blick gestreift zu werden.

„Guten Tag, Sie ... Sie sollten auch mal raus ... an die See ... Und sich so in den Sand strecken ... und zum blauen Himmel hinaufgucken ... Das würde Ihnen gut tun, mein Herr ..."

Als sie die Uhr hervorzog, bemerkte ich, daß der goldene Ring wieder da war.

„Nun können Sie mir aber wirklich gratulieren ... jawohl, mein Herr ... diesmal ist's ernst ..."

Es wurde wirklich ernst. Aber es war nicht der junge, hübsche Mensch mit dem blonden Schnurrbart, sondern ein gesetzterer, solider Mann mit glattrasiertem, gutmütigem Gesicht, der sie manchmal erwartete.

Dann sah ich sie nicht mehr, meine Freundin von nebenan, und mein kleiner Roman war zu Ende.

‚Schade, schade,' dachte ich. Ich hatte mich an ihr Gesicht so gewöhnt; es fehlte mir etwas, wenn ich gegen vier Uhr langsam den Berg hinaufstieg. Ich fühlte mich ordentlich einsam.

— — — — — — — — — — —

Zwei oder drei Monate später sollte ich sie wiedersehen, aber es war nicht in unserem Gäßchen, sondern in der Leipziger Straße, mitten im Gedränge.

Sie ging mit dem bartlosen Herrn Arm in Arm, ehrbar, nicht ohne frauliche Würde. Als unsere Blicke sich mit einiger Über-

raschung begegneten, bemerkte ich, wie sie ihren Mann anstieß. Der machte sich von ihr los und zog, mich sehr freundlich ansehend, den breitkrempigen Hut.

Ich tat, ordentlich erstaunt, das gleiche.

Die junge Frau neigte lebhaft den Kopf und lächelte. Und es war eine freudige Herzlichkeit in diesem Lächeln ...

„Guten Tag, Sie ... guten Tag ... Und wie geht es Ihnen? ... Und unserem Gäßchen auf dem Berge? ... Wissen Sie noch? ... Wie Sie in mich verliebt waren ... Es war doch schön ...“

Ich sah dem Paare nach, das sich nach einer kurzen Weile umwandte. Und richtig, meine Freundin machte eine Bewegung, als wollte sie ihre Uhr hervorholen, und nickte schalkhaft.

Jetzt lächelte auch der Mann.

Und auch er nickte mir zu.

Ich glaube, ich selbst habe ein wenig gelächelt.



Was Bayard klagte, als er starb.

Ballade von Börries Freiherr von Münchhausen.

Die Wellen der Sessia weinen wie Tränen ins Land,
Und das Tal von Aosta hat seine Echos vergessen,
Daß jeder Ruf nur noch Seufzer als Widerhall fand,
Nur Seufzer als Echo der Felsen und ihrer Zypressen.

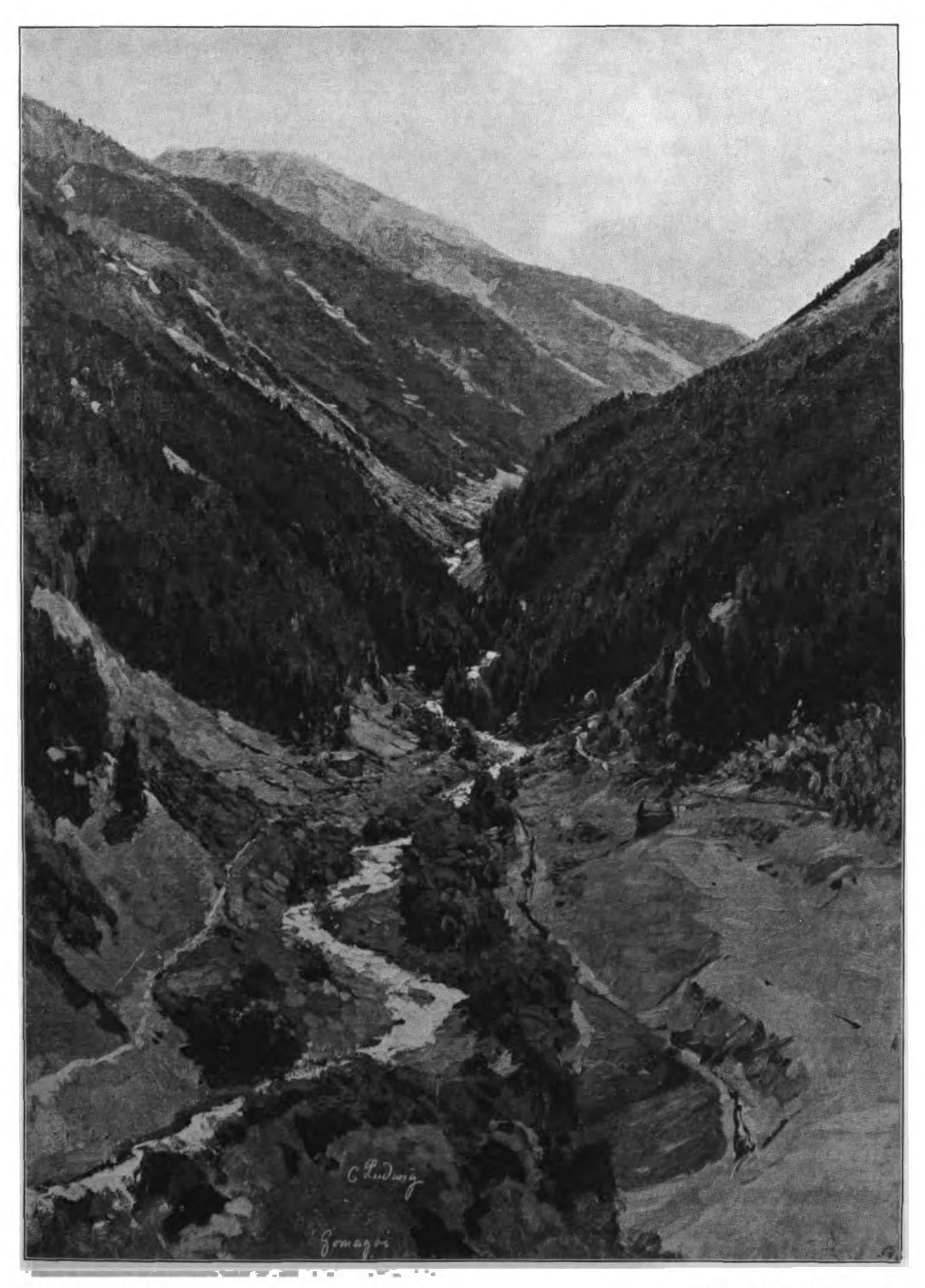
Der Edelen edelsten traf eine Kugel von Blei,
Und traf ihn im Rücken, den niemals die Feinde gesehen,
Und er lehnte am Baume, und fern ging die Schlacht vorbei,
Und er sah sie, wie fern die Geliebte vorübergehen.

Da klagte Bayard: „Nicht will ich heut klagen um mich,
Denn edeles Blut soll für Könige Frankreichs verfließen.
Verfallende Ritterschaft, heute beweine ich Dich,
Dein Stahl ward zum Spott, seit das Blei sie begannen zu gießen!

Seit der ehrlose Knecht, der feig sich verdrückt ins Versteck
Mit der Kugel erreicht, was kaum seine Wünsche erreichen,
Seitdem wird Dein Wappen im Kampf Dir zu schweres Gepäck,
Wertlos wird Dein Schild und des Schildes Farben verbleichen.

Verfallende Ritterschaft, bringe Dein Schwert ins Bett,
Im stählernen Schwertbette laß es verträumen die Jahre,
Was Schwert noch und Mut! Von hinten durchbohrt Dein Kollet
Die plebejische Kugel, die falsche, die unsichtbare!“

So klagte Bayard, und sein Blut verströmte im Zorn,
Nur der Regen kam und weinte in fließendem Leide,
Und er starb und war einsam ganz, wie der Hagedorn,
Der einsam stirbt in der regendurchrauschten Heide.



Gomagoi im Vintschgau. — Ölstudie von Carl Ludwig.

Verborgene Schönheiten der Natur.

Von Dr. M. Wilhelm Meyer.

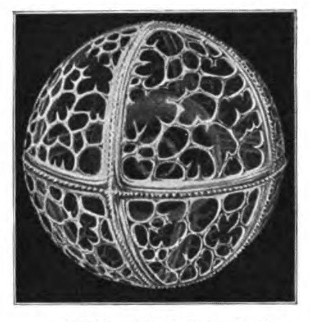


Abb. 1. Trissocyclus sphäridium. Ringelstrahling.

Ist die Schönheit nicht ein Wunder? Dichter und Philosophen haben sich gefragt, wo die reine Schönheit zu finden sei, wo sie entsprang, jene Schönheit, von der alles, was unsere Künstler schaffen, nur ein matter Abglanz ist, wechselnd mit den Zeiten und den schwankenden Schicksalen der Menschheit.

Alle Vorbilder der Schönheit schuf die Natur. Sie war die Lehrmeisterin aller Künstler und keine Phantasie vermöchte aus sich heraus so Schönes zu schaffen, wie es die Natur spielend hervorbrachte.

Gibt es etwas Wunderbareres und Eindrucksvolleres als den gestirnten Himmel in seiner unendlichen Einfachheit und Größe? Es ist nicht notwendig, daß wir an seinen Anblick all die Gedanken knüpfen, die erst ein tieferes Studium einflößt, auch der Naivste ist ergriffen von dem stillen Zauber einer Sternennacht. Wir können ihre Schönheit nicht in ihre Elemente zerlegen, indem wir uns fragen, weshalb dies so schön ist. Der gestirnte Himmel ist wohl die einfachste Schönheit, welche die Natur geschaffen hat: Eine große Wölbung und Lichter darin, unregelmäßig verteilt. Unregelmäßig. Ist das nicht ein Mangel an Schönheit? Sollte nicht das vollkommen Gleichmäßige auch das Schönste sein? Keineswegs! Das vollkommen Gleichmäßige wäre die geometrische Figur. Sie drückt ein Prinzip aus, aber das Prinzip bleibt darin leer, unkörperlich, wesenlos. Das Himmelsgewölbe ist diese geometrische Figur, die leere Form. Sie ist mit Sternen ausgefüllt, und dies mußte, wenigstens scheinbar, unregelmäßig geschehen. Wie häßlich sind zum Beispiel viele herkömmliche Theaterhimmel, wo die Sterne in gleichmäßigen Abständen verteilt sind! Ich habe mich während meiner Uraniazeit viel mit der Erzeugung von „Himmeln" abzugeben gehabt und erfahren, daß beliebig unregelmäßige Verteilung der Sterne nicht einen so vollkommen schönen Eindruck macht — auch auf den gänzlich kenntnislosen Beschauer — als ein ganz genau der Natur nachgeahmter Himmel. Hier liegt noch in den Tiefen unserer Empfindung ein großes Geheimnis verborgen. Die Natur hat überall nur ungefähr geometrische Formen geschaffen, und gar merkwürdig ist es zu sehen, wie sie die geometrische Figur, welche durch die harmonischen Wirkungen der Naturkräfte ohne weiteres geschaffen wird, mehr und mehr auflöst und scheinbar regellos zergliedert, sobald sie der Vielartigkeit des Lebens immer neue Formen darzubieten hatte.

Ein Tropfen Wasser, sich selbst überlassen, oder ein Weltkörper bildet eine vollkommene Kugel, die einfachste geometrische Gestalt. Sie ist schön; aber schöner, meine ich, ist die abgeplattete Kugel, jene Form, die alle Weltkörper annehmen, sobald sie in lebendig umschwingende Bewegung geraten, eine Bewegung, die nach der herrschenden Ansicht den ersten Anstoß gibt zu einem neuen Schöpfungsakt. Es löst sich vom umschwingenden Äquator ein Ring: die schönste unter den regelmäßigen Weltkörperformen ist geschaffen; nur einmal sehen wir sie am Himmel vollkommen verwirklicht, im Saturn. Der Ring ist gewissermaßen das Hochzeitskleid der Weltkörper. Die Milchstraße ist auch solch ein Ring, der das ganze Universum in unserer Kenntnis umfängt. Aber er ist bereits in



Abb. 2. Acanthodes miacorona. Ringelstrahling.

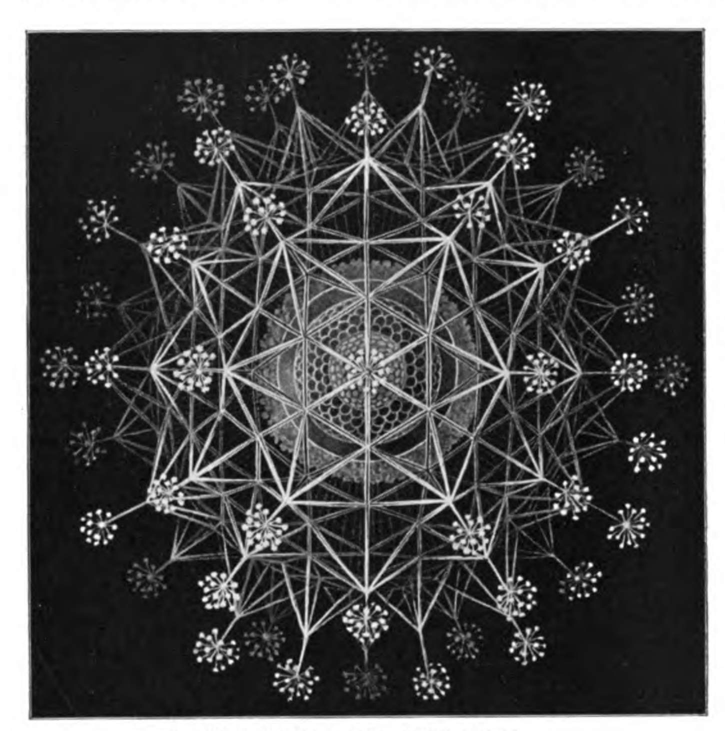


Abb. 3. Phaeosphaeria. Rohrstrahling.

Myriaden Welten zerfallen, die aus ihm entsprangen. Alle Sterne des Himmels gehören dazu. Die vollkommene Regelmäßigkeit ist, höheren, ausgestaltenderen Zielen folgend, aufgelöst, und gerade diese Auflösung, in der die große Harmonie des Ganzen nachklingt, stellt sich uns als die höhere Schönheit dar.

Und nun steigt der Mond empor, der wechselnde Mond. Hier haben wir zunächst wieder die vollkommene geometrische Form, die kreisrunde Scheibe. Die Natur spielt mit dieser Form in den Mondphasen, und wenn man alles nur auf das Schönheitsprinzip beziehen wollte, so dürfte man meinen, daß es nur geschah, um in allen Variationen dieser Form ihre Schönheit auszugestalten, von der feinen Sichel, die aus dem Äther des Abendhimmels hervorleuchtet wie das Diadem einer Göttin, über die Gestalt des scharf und gradlinig abgeschnittenen Viertels hinweg durch alle Abstufungen der Krümmung an der Lichtgrenze bis zur vollkommenen Scheibe. Sie sind alle schön, diese Formen, aber ihre Abwechslung macht sie alle im besonderen schön.

Und wenn wir nun hinabsteigen zur Erde, um dort der Formenschönheit der Natur nachzuspüren, so begegnen wir in der leblosen Natur zunächst den Kristallen. Nach strengen Gesetzen sind sie aufgebaut. Flächen und Kanten stehen bei gleichen Stoffen in unabänderlich festen Verhältnissen. Da fehlt bei den Winkeln keine Bogenminute; es ist, als ob alles aus dem Atelier eines Feinmechanikers käme. Und doch, welche unendliche Mannigfaltigkeit innerhalb dieser starren Regeln! Hier steht ein Steinsalzblock. Die Kristalle sind ursprünglich vollkommene Würfel. Aber durch Aneinanderreihen, Verwachsen, Schiefstellen dieser einfachsten unter den Formen mit

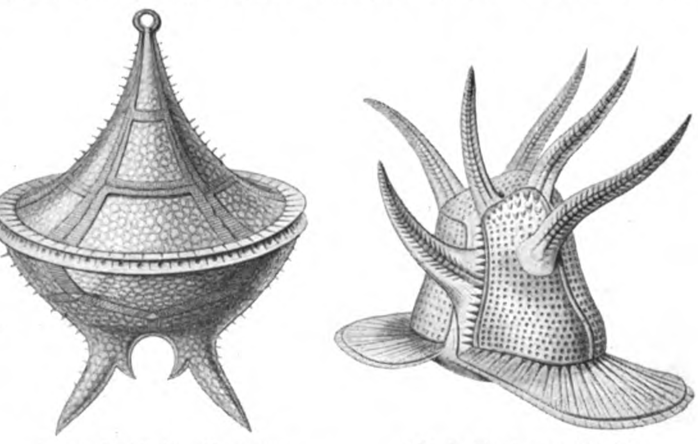


Abb. 4. Peridinium divergens. Abb. 5. Ceratocorys horrida.
Geißelhütchen.

ebenen Flächen ist eine Mannigfaltigkeit entstanden. Man sieht auch hier schon das Bestreben der Natur, aus einfachsten Prinzipien heraus durch Variation in gegebenen Grenzen die größtmögliche Vielseitigkeit zu erzeugen. Und diese geregelte, nicht ins Ungezügelte auswachsende Vielseitigkeit ist unbedingt schöner als die allzu regelmäßige Einfachheit. In der lebendigen Natur tritt dies noch viel deutlicher hervor. Wir brauchen nur an die Blumen zu denken. Die meisten sind noch ziemlich einfache geometrische Figuren. Aber es gibt keine zwei vollkommen gleiche Blüten, wie millionenfach sie die Natur auch nach demselben Muster schafft. Jede hat irgendeine kleine Unregelmäßigkeit. Die Natur ist nicht schablonenhaft, wie oft der Mensch in der Beschränktheit seiner Mittel.





Abb. 6. Auliscus elegans. Abb. 7. Amphithetras elegans. Schachtelling.



Abb. 8. Odontella aurita. Schachtelinge.

Weshalb nun machte wohl die Natur alles so schön? Als der Mensch sich noch im Mittelpunkte der Schöpfung glaubte, da meinte er, die Schönheit sei gekommen, damit er daran sich ergötze.

Aber der Mensch ist entthront worden. Ein unendliches Universum dehnt sich ringsum voller harmonischer Schönheit, und er ist darin mit der ganzen wundervollen Natur seines Planeten nicht mehr wie eine lebendige Zelle, die im Weltmeer schwebt.

Und in die Tiefen dieses Weltmeers wieder regnet es herab von Myriaden kleinster Wesen, die den ewig finstern, eisig kalten Boden der Ozeane meterhoch als weißgelber Schlamm bedecken. Diese Wesen, oder vielmehr nur die Skelette, aus denen die verwesten Leiber längst verschwunden sind, lagern dort unten, wo sie niemand sehen kann. Heraufbefördert durch den Menschen aus einer Tiefe von Tausenden von Metern sind sie erst unter dem Mikroskop zu erkennen, und doch das Schönste, was die Natur je geschaffen hat. Dort unten birgt ewige Finsternis das große Mysterium der Schönheit.

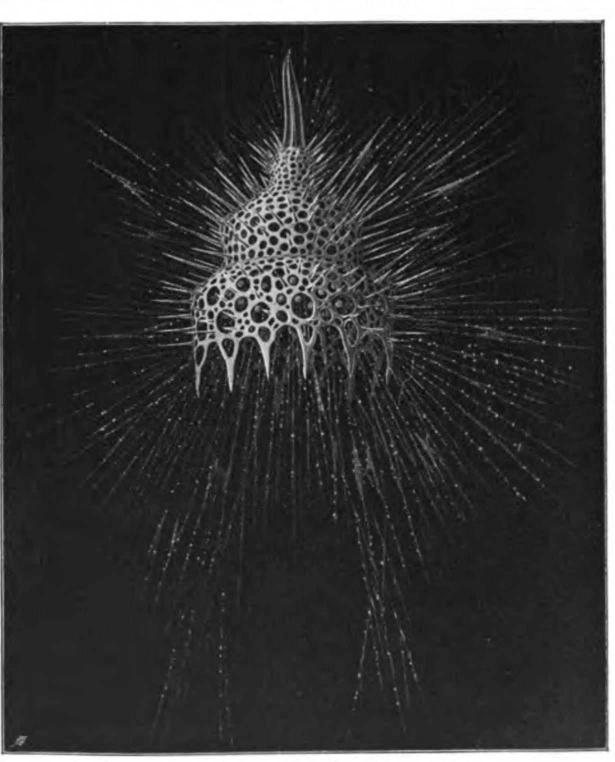


Abb. 9. Calocylas monumentum. Flaschenstrahling.

An der Hand des wundervollen Werkes von Ernst Haeckel „Kunstformen der Natur" (Leipzig, Bibliographisches Institut), das auf 100 meisterhaft hergestellten Tafeln von allem Schönen das Schönste enthält, was die lebendige Natur je hervorbrachte, wollen wir dieser geheimnisvollen Schönheit des Meeresgrundes näher treten.

Man sehe sich diese reizende Hohlkugel an, mit der zierlichen Filigranarbeit (Abb. 1). Drei senkrecht aufeinander stehende Ringe, kunstvoll zusammengefügt und verziert, teilen die Kugel in acht Quadranten. Es kann nichts geometrisch Vollkommeneres geben. Die Quadranten aber sind ausgefüllt von zarten Arabesken, die nun wieder die streng geometrische Schönheit durch einen scheinbar frei erfundenen Zierat unterbrechen. In dem Schmuckkästchen schwebt das eigentliche Tier, nur aus einer einfachen Zelle bestehend, ohne alle Organe. Es streckt zwischen den Maschen des Filigrangewebes hindurch, hier auf dem Bilde zwar nicht sichtbar, feine gallertartige Ausläufer, Scheinfüße, aus, mit denen dieses Urtierchen sich fortbewegt, Nahrung aufnimmt und überhaupt alles verrichtet, was es zum Leben nötig hat. Und nun muß man sich vorstellen, daß das Ganze nur wie ein Sandkörnchen ist und nur unter dem Mikroskop all diese Schönheit zeigt. Wenn, so viel größer, wie das Naturkunstwerk hier vor uns steht, es von Menschenhand geschaffen werden sollte, wie viel Zeit würde wohl die kunstfertige Hand gebrauchen? Wie wertvoll würde es sein? Dort im Grunde des Meeres liegen Myriaden solcher Kunstwerke.

Das Tier in dieser wundervollen Kapsel ist ein Eiweißklümpchen mit einem Kern. Es ist also ganz weich. Es mußte sich zu seinem Schutze einen Panzer schaffen, den es aus festem Kiesel herstellte. Warum so schön? Die Schönheit wie die ganze Schöpfung ist ein Selbstzweck. Die Natur hat nicht mehr Arbeit an dieser schönen Ausgestaltung ihrer Wesen. Schönheit ist Ebenmaß und Ordnung, ist Einheit. Die große Einheit aller Kräfte der Natur prägt sich aus in dieser Schönheit des einzelnen. Die Natur kann nicht anders als schön sein.

Die Urtiere, welche diese wunderbaren Kiesel- und Kalkgehäuse bauen, stehen an der untersten Grenze der lebendigen Natur. Der Stein, der sich im Kristall am schönsten formt, belebte sich, von geheimnisvollem Aufwärtstriebe beseelt. Und da die Natur nun Formen schaffen mußte für diese ersten Wesen, so hielt sie sich zunächst an die der Kristalle oder einfachster geometrischer Figuren, wie hier die Kugel. Aber ebenso, wie die lebendige Natur so unendlich vielseitiger sich entwickelte wie die leblose, so überwucherte nun die ursprünglichen geometrischen Figuren eine immer üppigere Ausgestaltung; einem phantasiereichen Künstler gleich, erfand die Natur unendlich viele Variationen über das einfache geometrische Thema.

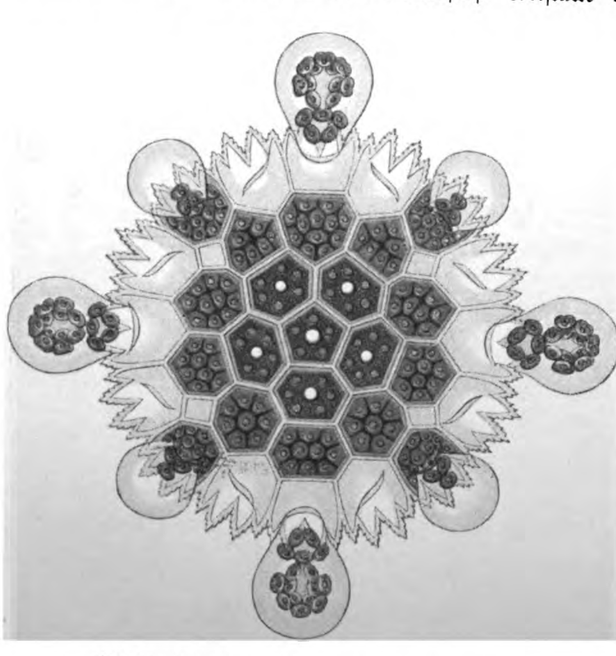


Abb. 10. Pediastrum elegans. Gesellige Algette.

So konnte z. B. aus jener Kugel hier die zierliche Krone werden. Die vier Meridiane sind noch da, sie stoßen aber nicht mehr im rechten Winkel zusammen, der Äquator ist herabgerutscht. Das Filigrannetz ist nur noch unvollkommen ausgebildet (Abb. 2).

Eine förmliche geometrische Orgie feierte die Natur



Abb. 11. Thamnostylus dinema. Blumenqualle.

in diesem „Strahling“ (Radiolarie Abb. 3). Die Kugel, an sich die einfachste geometrische Figur, blüht aus in ein wunderbares Gefüge von Stäbchen und Röhrchen, alle mikroskopisch fein, die auf das kunstvollste zu Dreiecken, Sechsecken, Pyramiden verbunden, dem Skelette eines herrlichen Kristalls gleichen, und auf jeder Spitze der Pyramiden steht ein kleines Bäumchen von Stacheln. Kann man sich etwas Schöneres, Ebenmäßigeres denken?

Hier wieder eine andere, schon von der Kristallähnlichkeit abweichende Form (Abb. 9). Sie erinnert an eine Tiara. Aus ihr sehen wir die Scheinfüße strahlen. An einen mittelalterlichen Helm erinnert dieses „Geißelhütchen“ (Abb. 5), und wenn das Kunstgewerbe noch eine elegante Form für eine Zuckerdose gebraucht, so stellt sie die Natur in diesem verschwindend kleinen Kieselpanzer (Abb. 4) zur Verfügung. Tausende und Abertausende von phantastischen Formen hat die Natur in solchen winzigen Panzern der Radiolarien erfunden und die am vollkommensten schönen Formen gerade hier an der Grenze zwischen dem Toten und Lebendigen hergestellt.

Alle die Wesen, welche in diesen zierlichen Gehäusen lebten, rechnet man unter die Tiere. Ohne weiteres ist aber in diesen untersten Stufen des Lebendigen ein Unterschied zwischen Pflanze und Tier nicht zu erkennen. Die grundlegende Verschiedenheit zwischen beiden ist, daß die Pflanzen allein imstande sind, aus der toten Materie lebendigen Stoff zu erzeugen, insbesondere Eiweiß, während dagegen die Tiere dies nicht vermögen und nur aus diesem durch die Pflanzen schon vorbereiteten lebendigen Stoff.



Abb. 12. Cribraria intrieata. Pilztier.

das Plasma, ihren Leib aufbauen können; die Pflanzen sind Plasmaerzeuger, die Tiere Plasmafresser.

Zu den Urpflanzen gehören die Diatomeen, von deren Kieselschalen hier einige abgebildet sind (Abb. 6 und 7). Es sind die Deckel von richtigen Schachteln, wieder von allerkleinsten Dimensionen, in denen sich das einzellige Wesen einschließt. Durch die Poren der Deckel saugt es das Wasser ein, aus dessen mineralischen Beimengungen es seine Nahrung erzeugt. Dieses Urwesen — man kann sich nicht entschließen, es eine Pflanze zu nennen — kommt sowohl im Meer wie auch im Süßwasser myriadenweise vor, doch nur in Schichten, bis zu denen das Tageslicht noch gelangen kann, denn zu der Wundertat, das tote Erdreich lebendig zu machen in seinem einfachsten Plasmaleibe, gebraucht es wie jede andere Pflanze notwendig des Lichtes, des allbelebenden Prinzips in der Natur. Hier schweben diese mikroskopischen Einzellpflanzen frei umher, oft sogar durch Wimperhaare scheinbar aus ihrem freien Willen heraus beweglich, und unterscheiden sich sonst in keiner Weise von jenen Urtieren, die mit ihnen diese Wasserschichten bevölkern. Gemeinsam mit jenen und den andern im Wasser treibenden mikroskopischen Lebewesen bezeichnet man sie als „Plankton", und dieses spielt eine außerordentlich wichtige Rolle im gesamten Meeresleben. In der ewigen Finsternis der Tiefsee könnte kein lebendes Wesen existieren ohne jenes Plankton. Die am Lichte keimenden und wachsenden Urpflanzen sinken absterbend in Schichten, wo sie noch Tieren zur Nahrung dienen können, die ohne sie zugrunde gehen müßten. Von da ab bis in die größten Meerestiefen können sich dann die Tiere weiter durch sich selbst ernähren, indem sie sich gegenseitig auffressen. Wir sehen also, daß dieses Plankton, jene Myriaden von unsichtbar im Meereswasser schwimmenden regelmäßigsten und schönsten Kunstwerke der Natur, der eigentliche Ernährer der ganzen ungeheuren Meeresbecken ist und zu allen Zeiten war.

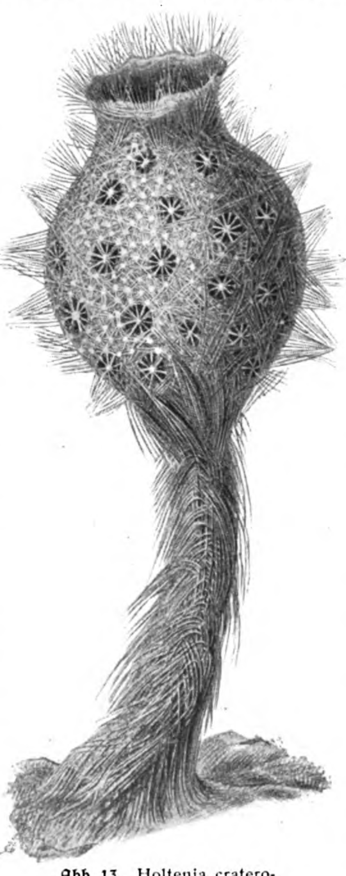


Abb. 13. Holtenia crateromorpha. Glasschwamm.

Gewisse Arten dieser einzelligen Pflanzen beginnen sich nun schon zu vergesellschaften, sie bilden Kolonien, deren einzelne „Personen" zwar noch in keinerlei innerem Zusammenhange stehen, aber doch auch schon durch die bloße Aneinanderreihung den ersten bedeutungsvollen Schritt zu einer Organisation getan haben. Hier in Abb. 8 sehen wir eine Anzahl solcher zierlicher Schachteln zu einer reizenden Kette aneinandergereiht, die das schönste Modell zu einem antiken Halsbande gibt. In diesem Sinne der Vergesellschaftung zusammengefügt, bilden in der hierneben abgebildeten Algette (Abb. 10) die grünen Pflanzenzellen zierlich gemusterte Scheibchen, Vorbilder zu Tellern oder Rosetten. Wie

entzückend schön machen sich die roten Körnchen in der grünen Grundmasse! In den sechs inneren Sechseckzellen zu fünf geometrisch um einen weißen Zentralkern geordnet, haben sich die Kerne in dem äußeren Zellenkranze vermehrt und sind unregelmäßig verteilt. Es haben sich Membrane um die Kerne gebildet: Jede Zelle ist in eine Anzahl kleinerer Zellen zerfallen, die nun weiterwachsen, so daß es ihnen in der Mutterzelle zu eng wird. Sie dehnt sich zu einem Bläschen aus, wie wir solche am Rande der Scheibe hervorragen sehen. Die Kerne werden in dieses Bläschen hinausgedrängt und zersprengen es endlich, so daß die jungen Individuen frei herausschwimmen können in ein neues selbständiges Leben. Zwischen den Bläschen sehen wir offene, ausgefranste Zellen, die noch den Spalt erkennen lassen, durch welchen der Geburtsakt sich vollzog. Haben wir hier nicht in den allertiefsten Regionen der lebendigen Welt Vorgänge, welche sich bis in die höchsten Stufen hinauf in einer merkwürdig ähnlichen Weise vollziehen? Die Natur ist unendlich vielseitig nur in der Ausgestaltung, wunderbar einheitlich dagegen in ihren Grundprinzipien.



Abb. 14. Tubuletta splendida. Röhrenpolyp.

Nun hier wieder eine andere wunderbare Form! Ein elegantes Likörglas, freilich hier mehr als hundertmal vergrößert, das oben wieder durch ein zierliches Filigrannetz zur Kugel abgeschlossen ist (Abb. 12). Man hatte diesen kleinen Wesen, die sich auf Pflanzenresten festsetzten, früher zu den Pilzen gerechnet, jetzt nennt man sie Pilztiere. Zu bestimmten Zeiten schwärmen nämlich aus diesen Gefäßen Tausende von einzelligen Tierchen aus, die mit Hilfe ihrer Wimperhärchen lustig im Wasser umherschwirren, bis sie sich am Grunde des Meeres wieder zur Ruhe begeben, nur noch träge kriechen als zunächst formlose Plasmaklumpen; dann aber nehmen sie nach und nach wieder solche Formen an wie dieses Gläschen, nur daß es ganz gefüllt ist mit lebendiger Masse, die abermals in Schwärmsporen zerfällt. Zwischen den Maschen hindurch drängen dann plötzlich letztere ins Freie, sobald sie reif sind. Bei dem Individuum auf unserer Abbildung ist dies bereits geschehen.

Hier haben wir aus dem allertiefsten Meeresgrunde eine prachtvolle Vase heraufgeholt, aus Glasfäden fest gesponnen, diesmal groß, größer als es hier abgebildet ist. Es ist ein Glasschwamm (Abb. 13); die schöne Zeichnung seiner Außenseite entsteht durch die kunstvolle Zusammenfügung von Tausenden einzelner Individuen, die sich nun zu einer Arbeitsteilung, zu einem Organismus verbunden haben. Durch alle die größeren und kleineren so zierlich geordneten Poren seiner Oberfläche saugt das Geschöpf das Wasser und damit seine Nahrung in sich auf. Die innere Höhlung des Gefäßes hat man als einen primitiven Magen, und wenn man will, zugleich auch als Lunge zu bezeichnen. Durch die obere weite Öffnung wird das Wasser wieder ausgeatmet und mit ihm das Unbrauchbare.

Noch eine Stufe weiter im Tierreich emporsteigend, gelangen wir zu den Polypen, scheinbar zierliche Pflänzchen, die aber doch sehr bald ihren wahren Charakter durch die lebhaft bewegten Fangarme kundgeben. Haeckel vergleicht dieses von ihm — wie auch die meisten anderen hier dargestellten — entdeckte etwa in natürlicher Größe wiedergegebene Geschöpf mit einer Fruchtschale, aus der Trauben niederhängen.

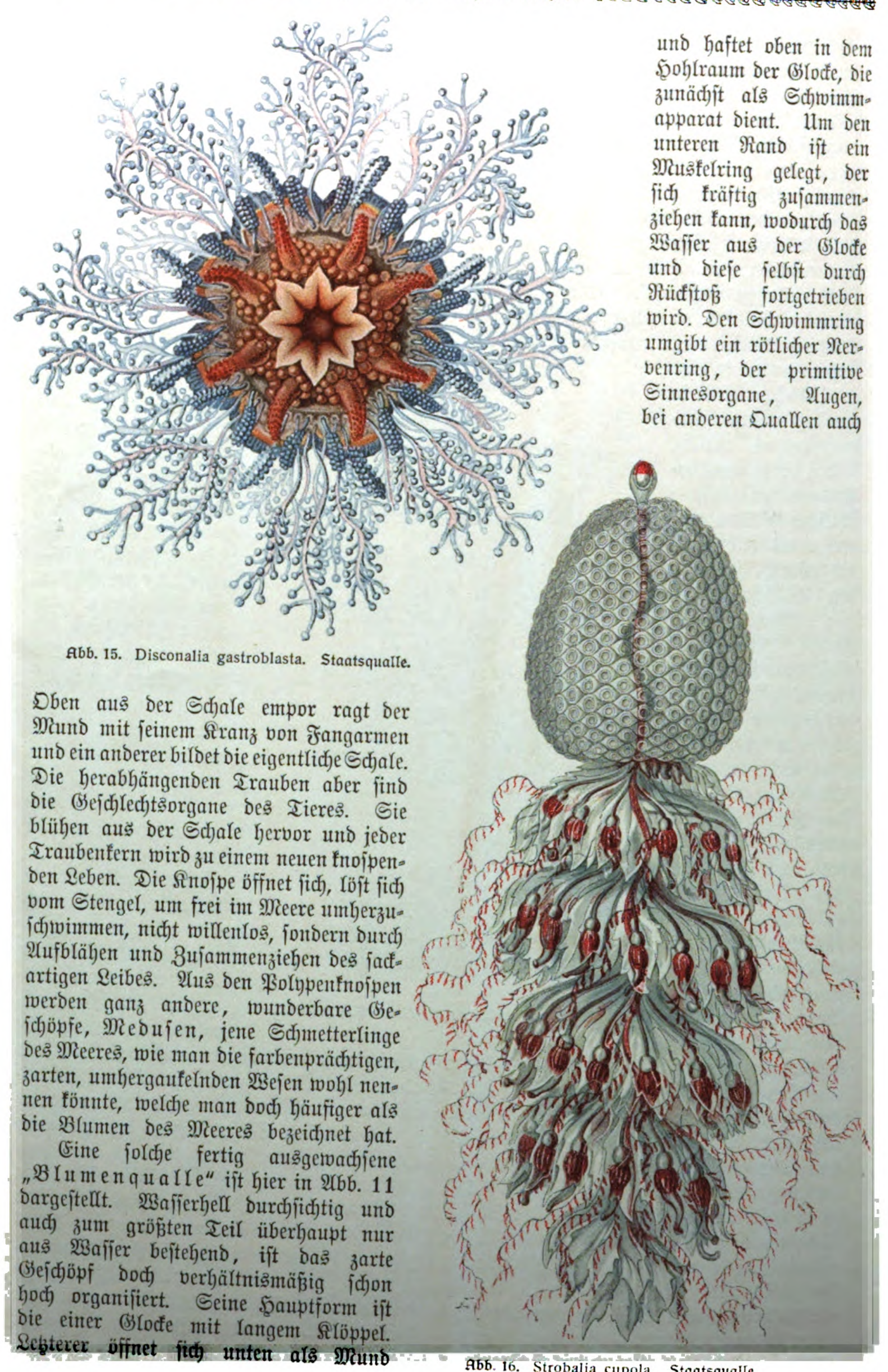


Abb. 15. Disconalia gastroblasta. Staatsqualle.

Abb. 16. Strobalia cupola. Staatsqualle.

und haftet oben in dem Hohlraum der Glocke, die zunächst als Schwimmapparat dient. Um den unteren Rand ist ein Muskelring gelegt, der sich kräftig zusammenziehen kann, wodurch das Wasser aus der Glocke und diese selbst durch Rückstoß fortgetrieben wird. Den Schwimmring umgibt ein rötlicher Nervenring, der primitive Sinnesorgane, Augen, bei anderen Quallen auch

Oben aus der Schale empor ragt der Mund mit seinem Kranz von Fangarmen und ein anderer bildet die eigentliche Schale. Die herabhängenden Trauben aber sind die Geschlechtsorgane des Tieres. Sie blühen aus der Schale hervor und jeder Traubenkern wird zu einem neuen knospenden Leben. Die Knospe öffnet sich, löst sich vom Stengel, um frei im Meere umherzuschwimmen, nicht willenlos, sondern durch Aufblähen und Zusammenziehen des sackartigen Leibes. Aus den Polypenknospen werden ganz andere, wunderbare Geschöpfe, Medusen, jene Schmetterlinge des Meeres, wie man die farbenprächtigen, zarten, umhergaukelnden Wesen wohl nennen könnte, welche man doch häufiger als die Blumen des Meeres bezeichnet hat.

Eine solche fertig ausgewachsene „Blumenqualle" ist hier in Abb. 11 dargestellt. Wasserhell durchsichtig und auch zum größten Teil überhaupt nur aus Wasser bestehend, ist das zarte Geschöpf doch verhältnismäßig schon hoch organisiert. Seine Hauptform ist die einer Glocke mit langem Klöppel. Letzterer öffnet sich unten als Mund

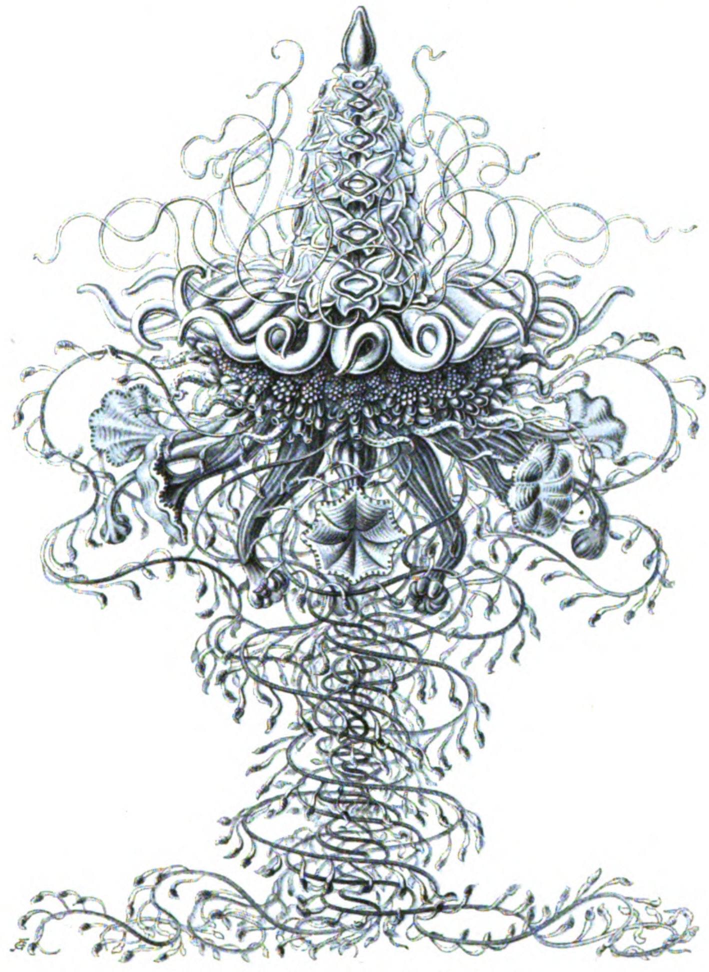


Abb. 17. Discolabe quadrigata. Staatsqualle.

Ohren oder „Gehörbläschen“ in großer Zahl enthält. Das Schirminnere birgt den Magen und die Geschlechtsorgane, die bei den Medusen schon getrennt als männliche und weibliche in verschiedenen Individuen auftreten. Vier sich vielfach verästelnde Arme gehen von dem oberen Ende des Mundschlauches aus, und an der Spitze jedes Ästchens befindet sich eine Nesselwarze, auch die ganze Glocke oben ist von solchen Organen besetzt. Diese Warzen sondern bei der Berührung ein auf der Haut brennendes Gift aus, dessen Wirkung mancher Badende empfindlich kennen gelernt hat. Von entgegengesetzten Punkten des Glockenrandes gehen noch zwei sehr lange Arme aus, die mit ganzen Nesselbatterien besetzt sind. Wehe den kleineren Tieren, die sich in diese Schlangenarme verwickeln!

Ein so vielseitig ausgestattetes Geschöpf ist aus der Polypenknospe geworden! Aus den befruchteten Eiern der Meduse aber werden wieder einfache Polypen, die am Meeresboden festhaften. Aus ihnen blühen dann abermals die Medusen hervor. Wir haben hier einen Generationswechsel, wie der zwischen Raupen und Schmetterlingen. Freilich nicht alle Medusen sind demselben unterworfen. Nicht minder mannigfaltig wie den Formen- und Farbenreichtum jener Segler der Lüfte gestaltete die Natur diese Meeresfalter aus. Diese prachtvolle Rosette ist die Unteransicht einer anderen Meduse. Der achtblätterige Blütenkelch in der Mitte ist die Mundöffnung (Abb. 15). Manche dieser

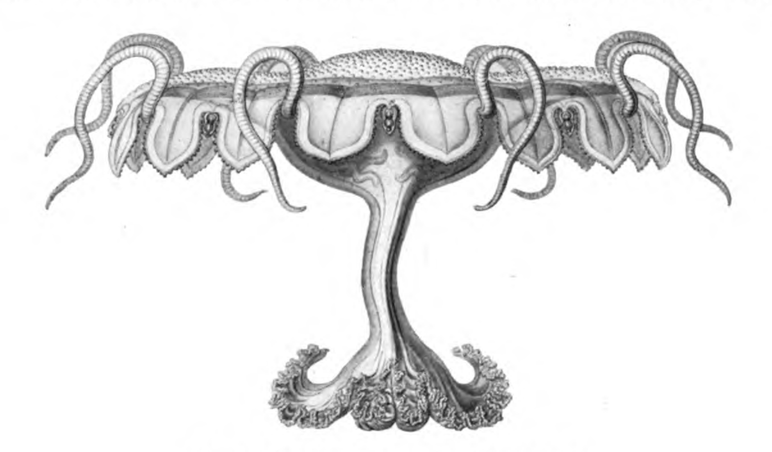


Abb. 18. Palephyra primigenia. Scheibenqualle

unendlich zarten Wesen haben die Fähigkeit, mit ihresgleichen sich so zu vergesellschaften, daß sie wieder wie nur eine vielgestaltige Meduse aussehen. Diese Staats- oder Prachtquallen (Abb. 16 bis 17) „gehören zu den schönsten und wundervollsten Erscheinungen des Meereslebens; sie gleichen schwimmenden Blumenstücken, deren Körper, aus buntem Glase angefertigt, mit zierlichen Blättern, Blüten und Früchten bedeckt ist, dabei sind sie in hohem Grade empfindlich und beweglich". (Haeckel.)

Hier wieder eine andere Form! Kann es einen schöneren Tafelaufsatz geben? (Abb. 18.)

Und hier haben wir einen Kronleuchter, reich besetzt mit durchsichtig schimmernden Prismen (Abb. 20).

Abbildung 19 ist abermals die Unteransicht einer Meduse. Wir sehen den grünlich

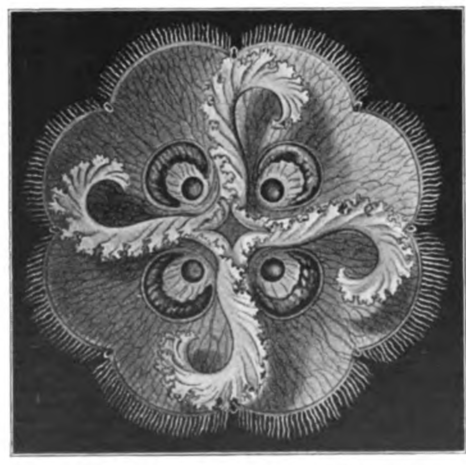


Abb. 19. Aurelia insulinda. Scheibenqualle.

durchschimmernden Schirm, der am Rande mit kleinen „Tentakeln" wie ausgefasert ist. Am Munde in der Mitte hängen vier rosafarbene „Fahnen" und zwischen ihnen vier sichelförmige Geschlechtsdrüsen. Kann es etwas Entzückenderes in Form und Farbenzusammenstellung geben?

Aber allem setzt doch an geradezu üppiger Schönheit die Krone auf diese Wunderblume des Meeres, hier noch in ihrer natürlichen Größe etwas verkleinert (Abb. 21). Haeckel fand sie an der südafrikanischen Küste und nannte sie Desmonema Anasethe, der Name „vereinigt," so schreibt Haeckel, „die Erinnerung an Anna Sethe, die hochbegabte feinsinnige Frau, welcher der Verfasser dieses Tafelwerkes die glücklichsten Jahre seines Lebens verdankt".

Glücklich in Wahrheit muß ein Mann sein, der so wie Haeckel bis über sein siebzigstes Lebensjahr hinaus noch mit voller Begeisterung in soviel Schönheit forschend schwelgen kann, wie sie dies monumentale Werk der „Kunstformen der Natur" enthält.

Es gibt Proben der Schönheit aus allen Reichen der Lebensentfaltung. Jene Medusen und noch mehr die Polypen, aus denen sie hervorgingen, haben in ihren Formen noch wenig Ähnlichkeit mit denen, die wir für die Tierwelt als typisch betrachten, weil wir diese von den uns umgebenden höheren Tieren ableiten. Wir verlangen landläufig von einem Tier eine Gliederung in Kopf, Rumpf und Extremitäten. Am Kopf sollen Augen, Ohren, Nase, Mund sein. Das alles sehen wir bei diesen niederen Tieren noch nicht, und doch ist

alles das schon in seinen Anfängen vorhanden, nur ordnet sich's in ganz anderer Weise. Denn diese Tiere sind nach einer anderen Grundform aufgebaut als die höheren.

Diese Grundformen bedingen auch die besondere Schönheit dieser verschiedenen Typen. Haeckel hat dafür sehr durchsichtige Normen aufgestellt. Er redet von einer einfachen Schönheit, die sich z. B. ausdrückt in einer „Holzkugel im Gegensatz zu einem formlosen Holzstück" oder einem „Kristall gegenüber einem Stein". Eine höhere Stufe stellt dann die rhythmische Schönheit dar, die durch eine Aneinanderreihung einfach schöner Formen entsteht. Wir haben sie kennen gelernt in der Kette von Diatomeen auf Seite 315. Dann folgt die aktinale Schönheit, welche wir in dem angenehmen Eindruck einer strahlenförmigen Anordnung entdecken. Nach diesem Prinzip sind noch die meisten niederen Tiere aufgebaut, insbesondere die Medusen, Seesterne usw. Endlich kommt die symmetrische Schönheit, die in den höheren Tieren verwirklicht ist. Sie sind zweiseitig, die eine Körperhälfte ist das Spiegelbild der anderen. „Wenn man ein Stück Papier," sagt Haeckel, „über einem beliebigen unregelmäßigen Tintenfleck so faltet, daß er sich auf beiden Hälften der Falte gleichmäßig abdrückt, so entsteht eine symmetrische Figur, die unsern natürlichen Raumsinn oder Gleichgewichtssinn befriedigt."

Je mehr wir nun in der Stufenfolge der Schönheit der Lebensformen und gleichzeitig der der Lebensentwickelung emporsteigen, desto mehr wird unser ästhetischer Genuß durch Gedankenverbindungen und die Erkenntnis innerer Zusammenhänge ausgelöst. Ein indirektes Schönheitsprinzip tritt an die Stelle des bloß an den äußeren Formen hängenden. Man erkennt auch hier ein wunderbares Prinzip der Entwickelung. Mit den immer vielseitigeren Aufgaben der höheren Tiere, mit der wertvolleren Herausbildung innerer Eigenschaften mußte die rein äußere, geometrische Schönheit mehr und mehr schwinden. Ein schönes Pferd ist z. B. nicht in so einfachem Sinne wirklich schön wie eine jener entzückenden Radiolarienschalen, und selbst die edle Gestalt des Menschen könnte sich in diesem Sinne damit nicht messen. Aber wie viel rein ästhetisch befriedigende Gedanken löst der Anblick von Goethes Antlitz aus in demjenigen, der den Geist kennt, dessen äußerer Formausdruck dieses Antlitz ist!

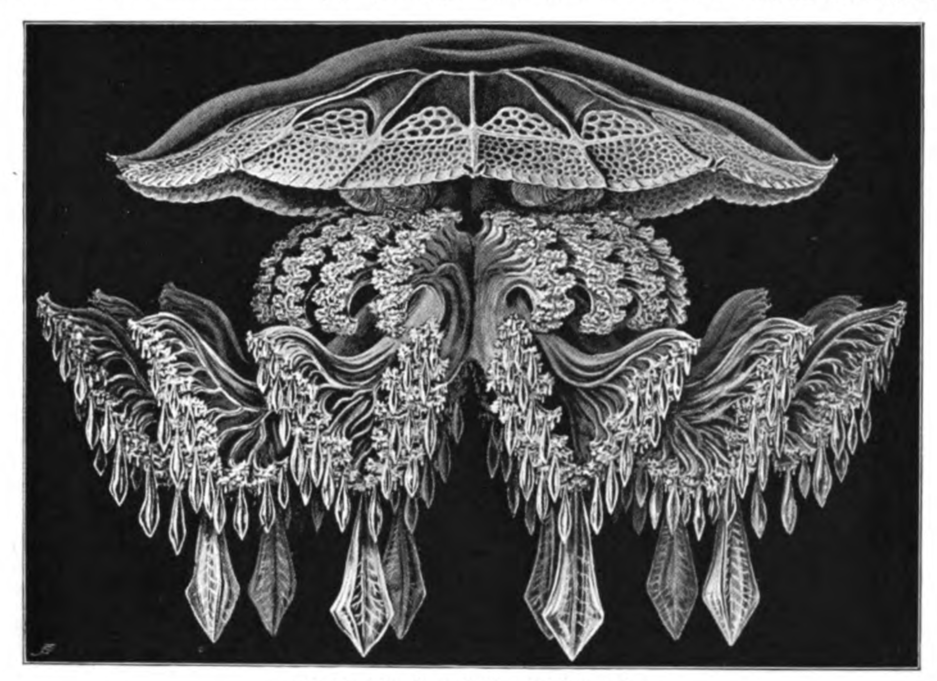


Abb. 20. Rhopilema Frida. Scheibenqualle.

Jenes **indirekte** Schönheitsprinzip löst nach und nach durch unsere associierenden Gedanken das symmetrische Prinzip völlig auf. Am deutlichsten tritt dies bei dem ästhetischen Genuß hervor, den uns der Anblick einer Landschaft erweckt. Hier wirkt absolute Symmetrie direkt langweilig, unschön, freilich doch noch nicht für das weniger fein entwickelte Empfinden. Unsere „Kunst"-Gärtner bleiben auch heute noch unermüdlich in der Erfindung von ganz genau abgezirkelten Blumenbeeten, worin die Blumen nach Teppichmustern zusammengestellt sind, oder sie beschneiden die Hecken, daß sie wie lange eintönige Wände aussehen, und die Akazien- oder Orangenbäume zur unnatürlichen Kugelform. Eine gewisse Berechtigung kann dies unter Umständen haben, wenn die Gartenanlage gewissermaßen als Fortsetzung sich der Architektur angliedern soll, beispielsweise als Vorplatz zu einer Villa, weil die architektonische Schönheit der Symmetrie nicht entbehren kann. Aber wie viel schöner wirkt doch ein englischer Garten mit seinen freien Baumgruppen als solch ein Ziergarten aus der gekünstelten Rokokozeit! Und dennoch will man auch in der ganz freien Natur etwas von einer verborgenen Symmetrie und Ordnung empfinden. Der Horizont, Himmel und Erde abteilend, in einer an sich völlig geometrischen nur vielfach durch Berge usw. unterbrochenen Linie, ist der Grundzug dieser „aufgelösten" Symmetrie der Landschaft.

Aber wir müssen hier diese Betrachtungen abbrechen, die sich in der Hauptsache nur im Bereiche der durchsichtigeren unmittelbaren Schönheit der niederen Tiere bewegen konnten.

Ich hoffe dem Leser einen nicht gewöhnlichen Genuß bereitet zu haben, indem ich an der Hand Ernst Haeckels einige Proben dieser meist verborgenen Schönheiten der Natur ihm bildlich vorführte.

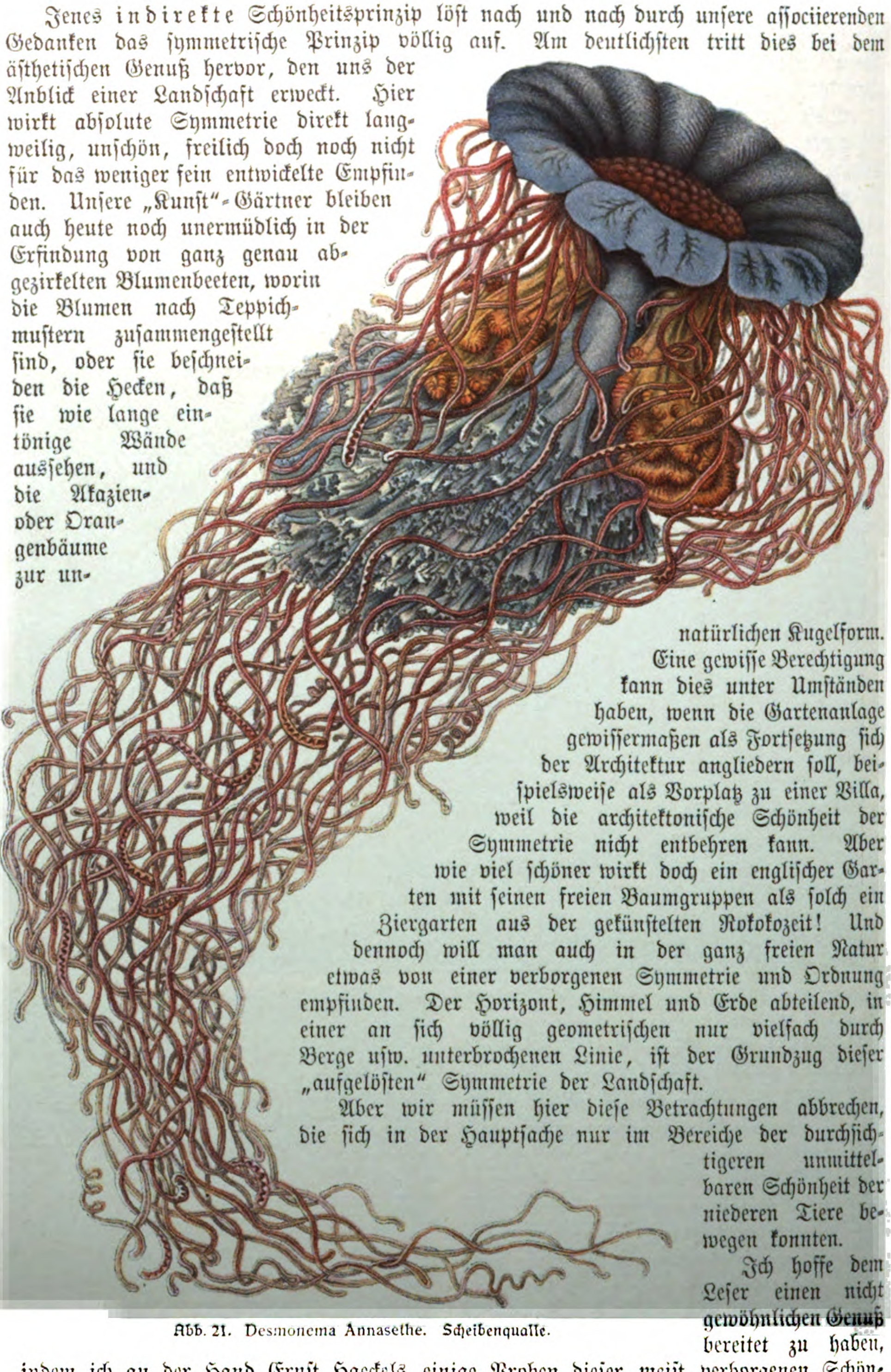


Abb. 21. Desmonema Annasethe. Scheibenqualle.



Mettes Kinder.

Eine mögliche Geschichte.

Von Marianne Mewis.



(Schluß.)

Mette kehrte sich wortlos ab und trat mit ihrer Jüngsten zu einer Porträtbüste, die bereits in Marmor ausgeführt war und der letzten feinen Nachhilfe wartete.

Zieten wechselte einen schnellen Blick mit Isolde und bedeckte den ‚Sterbenden‘ wieder. Und erst jetzt erwachten Tine und Flore mit einem tiefen Seufzer aus ihrer Versunkenheit. Isolde wandte sich an Tine, um ihr Urteil zu hören.

Zieten sagte zu Flore: „Hat Ihnen gefallen, gnädiges Fräulein?“

Flore hing es noch wie ein Schleier an den Wimpern. Sie strich dieses Hindernis, das in der Tat gar nicht vorhanden war, fort und erwiderte: „Ja. Das war wundervoll. Groß . . . glaube ich . . .“

„Es ist nur eine Figur aus einer Gruppe von zweien. Sehen Sie her: das ist der kleine Entwurf für das Ganze.“ Er führte das junge Mädchen etwas abseits an einen runden Gebildtisch.

„Und wann wird die Frau da fertig?“

„Das weiß ich nicht. Ich habe noch kein Modell dafür. Es ist so schwer, eines, wie ich mir es denke, zu finden.“

Flore sah ihn verdutzt an. Ja so. Ein Modell. Natürlich. Das wußte sie ja. Aber es war ihr vorhin so erschienen, als müßte diese Gestalt dort ohne weitere Beihilfe fix und fertig aus der Phantasie des Künstlers hervorgesprungen sein wie Pallas aus dem Haupte des Zeus.

„Gott,“ sagte sie ganz bestürzt und förmlich unglücklich, „was fangen Sie denn da an? Soll es denn etwas so Besonderes sein?“

„Wie man's nehmen will. Es muß ein blondes Mädchen sein —“

„Ja, das sieht man im Marmor doch gar nicht.“

„Doch. Eine Blonde ist anders gewachsen als eine Dunkle. Und das Haar fällt auch anders. Also eine Blonde mit mächtigem, unverdorbenem Haar soll es sein, eine richtige Germanin. Und sie müßte noch etwas ganz Ursprüngliches haben, so etwas von der angeborenen Erdenschwere, die unseren jungen Damen durch gezierte französische Bonnen, Tanzstunden, tägliche Dressur schon vom sechsten Jahre oder früher abgewöhnt wird. Und sie, meine Germanin, soll doch keine plumpe Magd, sondern eine stolze Freigeborene sein. Nur unverfälschte Natur müßte sie besitzen. Ich drücke mich wohl dunkel aus?“

„O, ich verstehe,“ murmelte Flore.

„Wenn Sie nun zufällig ein solches Mädchen wüßten, mein gnädiges Fräulein, was würden Sie tun?“

Flore errötete wieder, aber sie sah Zieten fest in die Augen. „Ich würde ihr zureden, Ihnen zu helfen, damit das wunderschöne Kunstwerk nicht unvollendet bliebe.“

Er schaute sie mit freudestrahlenden Blicken an, ergriff ihre Hand und drückte sie ihr. „Ich danke Ihnen!“ sagte er warm. „Übrigens habe ich nichts anderes von Ihnen erwartet. — Aber die Mama —?“

„Die erlaubt es nicht!“ sagte Flore ebenso betrübt als bestimmt. „Und gar Vater! Er äußerte heute beim Kaffee, er ginge ja gern mal ins Kleine Theater. Aber er er fürchtete sich, plötzlich und ohne daß er's ahnte, seine Töchter auf der Bühne erscheinen zu sehen.“

„Und Sie würden nicht — — ohne Erlaubnis —“ fragte er etwas verlegen und stotternd.

„Nie!“

So zeigte sich also vorläufig wenig Aussicht. Da nun Mette sich näherte, beschloß er noch einen Versuch zu wagen. Er zeigte ihr ebenfalls das kleine Modell und klagte, daß er kein Vorbild für seine Germanin fände.

„Ich vermag mir überhaupt nicht vorzustellen, wie sich jemand für solche Dienste hergeben kann,“ erwiderte die kunstsinnige Dame steif. „Gestatten Sie, daß ich Ihnen, auch in meiner Töchter Namen, unsern verbindlichen Dank für das Opfer Ihrer Zeit

ausspreche. Kinder, verabschiedet Euch. Wir sehen uns wohl schwerlich mehr."

„O doch!" entgegnete Zieten vergnügt. „Das hoffe ich zuversichtlich, meine gnädigste Frau."

9.

Langsam, langsam rückte der Frühling der russischen Grenze zu und schob seine Vorposten bereits nach Ostpreußen hinein, wo noch die Nachhut des Winters zögernd wich. Es reifte in den Nächten tüchtig; und die zerweichten Wege schienen morgens aus Kautschuk zu bestehen, so elastisch und trocken waren sie. Aber der Himmel leuchtete am Tage in warmem Blau, und die Sonne leckte mit heißen goldenen Zungen selbst in Busch und Schlucht die letzten Schneereste fort. Lehnert ließ die Baulichkeiten in Klein-Krippen ausbessern und sorgte, daß der Hof blitzblank aussah; und weil er Geld hatte, ließ er auch das Wohnhaus außen streichen, innen tapezieren, schadhafte Öfen umsetzen und eine neue Holzveranda an Stelle der alten zerfallenden nach der Gartenseite zu aufstellen.

„Ons' jung Herrke well sek verännern," sagte die Hofemutter. Und für Lehnert war es ein süßes Bewußtsein, alles bereit zu haben, als ob der Fall wirklich in kürzester Frist eintreten könnte. Denn er vermochte sich durchaus nicht vorzustellen, daß Barnuth den Wünschen seiner Lieblingstochter lange widerstreben, und sein, Lehnerts, und Dores Los einmal nicht gemeinschaftlich fallen sollte. Inmitten von seinen Gedanken über die Feldbestellung und den übrigen ländlichen Frühjahrsorgen war es ihm eine reizende Erholung: Wird diese bläuliche Tapete Dores Beifall haben? Es müßten naturfarbene Möbel in dem Zimmer stehen. Da es nach dem Garten geht, sollte alles leicht und hell darin sein. Und er stellte sich Dore selber lachend, errötend, in ihrer ganzen jugendlichen Heiterkeit und fraulichen Anmut in diesem hübschen Raume vor. Die Sonne schien herein, die Fenster standen weit offen; die weißen Mullvorhänge blähten sich in der warm hereinstreichenden Luft; und Dore sprang von ihrem Fensterplatze auf und lief ihm entgegen, wie er eben die Tür öffnete . . . Ein heißes Glücksgefühl überlief ihn bei der Vorstellung. Dann aber fiel ihm ein: Herr des Himmels, sie ist so jung und nun da in Berlin unter wer weiß wieviel geschniegelten, schönredenden, erstaunlich witzigen Herrchen. Die machen ihr auf Leben und Tod den Hof und blenden das einfache Landkind mit ihrer Gewandtheit und Mundfertigkeit und ihren verzwickten Manieren. Es ist natürlich rein nichts dahinter und pure Windbeutelei; aber sie versteht das ja nicht richtig zu taxieren; und die Mama — das ist auch solch eine Unschuld. Der Alte aber schaut nach einer glänzenden Partie aus . . . Er rannte aus dem Hause in den Hof hinaus und schrie ein paar düngerfahrende Knechte an: Ob sie nicht ordentlich laden könnten?! Und ob sie ganz Klein-Krippen in einen schmuddeligen Kätnerhof verwandeln wollten?! —

Dieser Sprung in die platteste Wirklichkeit hinein ernüchterte und beruhigte ihn für eine Weile. Wenn er dann aber über die Felder geritten war und einen Streifzug bis nach Selderhof zum Lottgenspring hinunter unternahm, wo die Sonne zwischen den noch blätterlosen Erlen und Haseln warm im huscheligen Grase brütete, schon der Huflattich trieb, das Milzkraut sich wie fette gelbe Eierkuchen am Bach ausbreitete, weiße Windröschen, buntes Lungenkraut, zarter rötlicher Lerchensporn und blaue Leberblümchen am Abhange die ersten Blüten erschlossen, dann kam mit der Sehnsucht die Einbildung doppelt stark über ihn. Hier in der Gegend kannte er ja, was an Heiratskandidaten in Betracht zu ziehen war, und wußte, wie Dore über jeden einzelnen dachte, und daß er sich sicher fühlen durfte! Aber Berlin! — Und schließlich zwickte und bohrte die Sorge in ihm, daß es ihm in allen Gliedern zuckte vor Ungeduld, und er zu dem Schlusse gelangte: Ach was, fährst einfach einmal über Sonntag hin und überzeugst Dich, ob Dore die Gleiche geblieben ist! Denn am Ende bedeuten diese moralischen Neuralgien doch nichts weiter als die eifersüchtigen Grillen eines Verliebten. —

Hero blieb sich stets voller Erkenntlichkeit bewußt, was sie der Mutter verdankte: eine nach dem Urteile beider Frauen den Verhältnissen angepaßte Erziehung, die aus den Töchtern machte, was sich irgend machen ließ; gute, wirkungsvolle Einführung in die Gesellschaft; eine glänzende Lebenshaltung als Frau und einen Gatten, mit dem vor-

züglich auszukommen war. Sie bemühte sich deshalb auch ihrerseits bei jeder Gelegenheit, die Pläne der Mutter zu fördern. Als ihr Isolde also sagte: „Hero, eine Abendgesellschaft steht eigentlich nicht mehr auf meinem Budget; die Zeit dafür ist ja auch vorüber, und ich brauchte nicht darauf zu rechnen. Und doch brächte ich die Barnuths gern noch einmal in einen größeren Kreis. Es ist mir, da ich mich Mariette gewissermaßen in dieser Richtung verbindlich machte, Ehrensache, den Mädeln nun auch wirklich zu Geltung zu verhelfen. Und es bereitet mir auch Spaß, diesen dickköpfigen Barnuth einmal ins Unrecht zu setzen. Wenn Du wüßtest, mit welch spöttischem Mitleid er mich zu betrachten pflegte, als Großvater in Gumbinnen röstete! Die Ilse Seldern! Häßlich und ein bißchen rappelig obendrein. Und all die Kleinstädter dachten ebenso."

„Mama, Du übertreibst."

„Nein, Kind. Alles, was man in Berlin anerkannte, meinen Geschmack, meine Kunst, mich zu geben und zu kleiden, das nannten sie dort Verdrehtheit. Ein niedliches Frätzchen galt alles. Glaubst Du, ich hab's nicht gemerkt, wie diese kleine Dore am ersten Nachmittag bei mir so satt und selbstzufrieden dasaß. ‚Ach, Tante, ich kann gar nichts!' — mit dem Nebengedanken: ‚Ich brauch' ja auch nichts zu können. Es genügt, daß ich da bin.' — Ich sage Dir: ich habe meine Bitterkeiten geschluckt, gerade, als mir wie jedem jungen Ding am Süßen gelegen war. Und ich habe alles getan, um Euch ähnliches zu ersparen."

Hero gab ihr einen Kuß. Sie wußte gut genug, daß auch sie nur ‚a made beauty', das Produkt sorgsamster Pflege und Berechnung war. „Laß mich die Sache bei uns abmachen, Mama," sagte sie. „Ich bitte nur die nächsten Bekannten und hauptsächlich Jugend. Ist es warm, so können wir die Türen vom Wintergarten nach draußen öffnen. Und nach dem Essen wird ein Tänzchen improvisiert. Ist's Dir so recht? Und paßt Dir Sonntag?"

„Sehr schön, mein gutes Kind. Tu schon ein bißchen was für die armen Dinger. Es scheint sich ja alles ganz nett anzulassen — unberufen! Liebster Himmel, die brave ‚Mette'! So wachsen sich solche verflogene Idealistinnen öfters aus!" —

Am Sonntagmittag sprach Hero nochmals bei ihrer Mutter vor, um Einzelheiten, die Tischordnung zum Beispiel, mit ihr zu bereden. Da wurde eine Karte hereingebracht.

„Ich gehe!" sagte die Tochter. „Ich habe noch allerlei anzuordnen."

„Nein, bleib noch. Es ist der Lehnert von Donat. Du kennst ihn ja wohl von den Besuchen in Selderhof. Dores Sweetheart, weißt Du. — Ich lasse Herrn von Donat bitten — hierher."

Lehnert erzählte, daß er nur über Sonntag gekommen sei und mit dem letzten Zuge wieder fort müsse, um morgens zur Stelle zu sein.

„Sie sahen Barnuths schon?" fragte Isolde.

„Noch nicht. Sie seien sämtlich in den Dom gegangen und würden zu Tische nicht zurückerwartet, sagte mir die Dame Bottermund."

„Haben Sie Ihre Karte dagelassen?"

„Nein!" erwiderte Lehnert errötend. „Ich — ich wollte —"

„Sie wollten Ihren Freunden eine Überraschung bereiten," vollendete Hero. „Ich habe leider gehört, daß die ganze Familie gleich von der Kirche aus nach Potsdam fährt. Wer kann also wissen, wann Sie sie treffen würden. Aber meine Verwandten bringen den Abend bei uns zu. Es würde mir und sicherlich auch meinem Manne eine Freude sein, wenn Sie, ohne weitere Förmlichkeiten, ebenfalls kämen. Wir sehen einen kleinen Freundeskreis bei uns. Um acht Uhr. Wir sind ja alte gute Bekannte und haben uns in Selderhof während herrlicher Sommerferien so manchen freundschaftlichen Puff versetzt," fügte sie lachend hinzu und reichte ihm die Hand.

Er küßte sie ihr und errötete von neuem: er hatte als Knabe die kleine kecke Berlinerin nicht ausstehen können und ihr das unverblümt zu Gemüte geführt. Nun sammelte sie feurige Kohlen auf sein Haupt.

„Herzlichen Dank, gnädige Frau! Doch — zufällig traf ich meinen besten Freund von der Akademie her. Er arbeitet im Ministerium, ist jung verheiratet und verlangte gebieterisch, daß ich seine Häuslichkeit kennen lernte. Ich dachte den Tag mit der Familie Barnuth zu verleben, versprach also ein paar Stunden abends. Es

wäre nun möglich, daß ich mich sehr verspätete —"

„Tut nichts. Wir essen zuerst und tanzen dann vielleicht ein wenig. Sie treffen es ja schlecht. Aber machen Sie Ihr Bestes daraus."

Er bedankte sich nochmals und dachte im Fortgehen: ‚Wenn ich Dore nur eine Stunde sehe — nur eine halbe! Es genügt vollkommen.' —

Als die Barnuths bei Hero erschienen — ziemlich spät, denn die müden Eltern hatten noch etwas geschlafen — fanden die Mädchen ihre alten Bekannten: Zuylen und den Bremenser. Aber auch der Bildhauer war anwesend.

Schon als sie alle miteinander, Flore und Tine wieder unter Isoldes Aufsicht, höchst wirkungsvoll „hergerichtet", wie die Rätin sagte, „hingerichtet", wie der Vater verbesserte, Mile sehr einfach und elegant, Dore wieder in irgendeinem weißen Fähnchen von zu Hause, eintraten, wurde gefragt: „Wer ist das?"

„Das sind die interessanten Barnuths," erzählte der Bremenser jedem, der es hören wollte; „die beiden Ältesten sehr talentvoll, und zwar in höchst eigenartiger Weise, die dritte die schneidigste Reiterin, die man sich denken kann."

„Und die Kleine, die so unter Mutters Fittiche duckt?"

„Ach, über die weiß ich nichts zu berichten. Den Schwestern gar nicht ähnlich."

Und es dauerte keine halbe Stunde, so waren die vier Barnuths etikettiert und von allen Anwesenden in das richtige Fach getan: Tine, die so stilvoll aussah und wunderbar deklamierte — „herb, einfach, groß, wissen Sie! Die Poppe könnte von ihr lernen" —

Flore, die Labbaschtänzerin, „von einem mystischen Reiz, den man eben auf sich einwirken lassen muß wie das Mondlicht oder sonst eine Naturerscheinung. Beschreiben läßt er sich nicht." — „So ein bißchen Eysold — Salome?" — „Bewahre! Auch nicht Duncan oder Magdaleine. Durchaus eigenartig." — „Nun, und der Labbasch?" — „Ja, die Litauerinnen rc." — „Wie interessant!" —

Mile — „ja, englisch ist nicht das Richtige. Es steckt in diesem ruhigen und so wunderbar korrekten Wesen doch solch ein bißchen furor teutonicus. Und der äußert sich beim Reiten. Zuylen sagt: Hochachtung!" — „Der Tausend!" —

Dore — „ein Gänschen, von dem sich nichts sagen läßt."

Isolde amüsierte sich königlich. „O diese Männer!" erging sie sich leise zu Hero. „Sieh mal, wie sie sich um ‚Tine' und ‚Flore' sammeln und vor ‚Mile' dienern! Man darf ihnen nur sagen. ‚Bello, da nimm! Nimm, das ist was Gut's. Nimm's sonst frißt's der Caro!' — und sie reißen sich um einen Haselstock in Stücke." — Mutter und Tochter sahen sich lachend in die Augen.

Beim Essen waren die vier Schwestern so gesetzt, daß man die Absicht nicht zu sehr merkte, Isoldes Pläne aber doch gefördert wurden. Nur Zuylen, der offen zeigte, daß er Mile über alle anwesenden Damen stellte und einzig mit ihr das Sprechen der Mühe wert fand, führte sie auch zu Tische. Der Bildhauer saß Flore gegenüber und konnte sie nach Belieben studieren; und den Bremenser hatte Tine zur Rechten. Er fand, daß sie sich ungebührlich viel mit ihrem Tischherrn unterhielt und wartete mit immer steigender Ungeduld darauf, daß sie sich ihm wieder einmal für ein paar Minuten zuwenden sollte. Seine eigene Tischdame, die jüngste Schwester des Hausherrn, die bereits heimlich mit einem Leutnant verlobt war, vernachlässigte er sträflich, woraus sie sich nichts machte. Diesem Leutnant hatte Hero die „kleine" Barnuth anvertraut. Er zeigte sich abwechselnd geistesabwesend und, wenn er seine Zerstreutheit gewahr wurde, von beängstigendem Unterhaltungseifer. Dore befand sich an seiner Seite recht unbehaglich und aß mehr Nußeis, als ihr zuträglich sein konnte. Er bekümmerte sich, nachdem die Tafel ziemlich zeitig aufgehoben war, auch nicht mehr im mindesten um seine Nachbarin.

Lübeking machte sich gleich an Tine heran. „Ich habe Ihre Gedichte, die Sie mir neulich brachten, nochmals durchgelesen und entdecke immer mehr Schönes darin," sagte sie; und was sie sagte, meinte sie auch. Der Bremenser gefiel ihr, dem gänzlich unverwöhnten Mädchen. Er pflegte die gleichen Neigungen, wie sie selber; und da sie etwas Gutes in seinen Versen suchte, fand sie's auch.

Der verlorene Sohn.

Gemälde von Prof. A. Oberländer.

Er errötete vor Vergnügen. „Ich weiß ja — die Kritik hat's mir unverhohlen gesagt — das ist alles der pure Dilettantismus. Aber da ich niemand damit schade und weil es mir nun einmal Vergnügen macht — warum soll ich nicht mal ein Bändchen mit Goldschnitt auf meine Kosten drucken lassen? — Andere in meiner Lebenslage halten sich Rennpferde oder jagen Eisbären. Ich drechsle Verse. Wenigstens bilde ich meinen Geschmack dabei. Ich — ich übernehme, sobald ich mich einmal seßhaft mache, meines Vaters Landgut. Das Geschäft führt mein älterer Bruder, der Neigung zum Kaufmannsberuf besitzt, später weiter. Ich werde auf Geestkamp außer Jagen und Segeln wenig zu tun haben. Da dachte ich mir — es liegt so nahe der Stadt, und ich habe auch hier viel Verbindungen mit Dichtern und Künstlern — ich wollte dort eine gehobene Geselligkeit pflegen, Künstlern Aufträge geben, manchem ringenden Talent in schwerer Zeit eine Freistatt gewähren — es muß ja nicht jeder erwerben. Auch auf der Verwendung des Erworbenen ruht wohl Segen . . . das klingt alles so anmaßend . . . Sie halten mich vielleicht für einen rechten Protzen ...“

„Nein,“ erwiderte Tine mit glänzenden Augen, „unser Onkel Donat daheim — das heißt er ist nur Vaters Freund — denkt ähnlich. Er sagt, er zündete ein Licht an und hätte genug getan, wenn er darauf achtete, daß es nicht ausginge. Er wäre Leuchtturmwächter. Möchten andere auf Handel und Fischfang ausziehen!“

„Ich lernte ihn gern kennen,“ sagte Lübeking.

„Dann müßten Sie uns besuchen!“ rief Tine und wurde gleich darauf dunkelrot.

„Würde es Sie freuen?“

„Ja.“ —

Hero kam, um Tine zu bitten: Die Schwestern sollten sich wieder „produzieren“. Aber beide weigerten sich. Und schließlich flüsterte Isolde ihrer Tochter zu: „Laß! Wozu die Kritik herausfordern, die beim zweiten Male nicht zu schweigen pflegt.“

Es fand sich also „ganz zufällig“ ein bescheidenes, älteres Fräulein, das ausgezeichnet Tänze spielte. Und das scheinbar Unvorbereitete belebte die schon stark erloschene Tanzlust der Herren. Es wollte jeder mit Flore tanzen. Der reiche Bremenser brachte Tine in Aufnahme. Und daß sich Zuylen herabließ, einmal mit Mile gravitätisch zu walzen, erregte solches Aufsehen, daß es ihm jeder der Herren nachzutun wünschte. Die ungeschminkte Freude der Barnuths an dem Vergnügen, der gänzliche Mangel an Blasiertheit machte den Großstädtern viel Spaß. Sie gaben sich alle Mühe, diesen Provinzmädchen zu zeigen, wie man sich in der Hauptstadt amüsierte. Kaum daß Zieten sich Flore für einen Tanz erobern konnte. Aber er, der eigentlich nie mehr tanzte, gab ihr damit solch ein Relief, daß sie die Meistumworbene von den Schwestern blieb.

Mette sah mit blankem Staunen ihre drei häßlichen Töchter sich in strahlende, heitere und gesprächige Ballköniginnen verwandeln!

Dore saß viel still und blaß im Hintergrunde neben der Mutter. Hin und wieder wurde sie hervorgeholt, knickste, drehte sich ernsthaft wie eine Tanzstundenschülerin dreimal um den kleinen, hübschen Saal herum, knickste nochmals und setzte sich wieder neben die Mama. Als sie einmal längere Zeit ganz unbehelligt blieb und nach einem trübseligen Spiele mit ihrem Fächer endlich wieder aufblickte, sah sie gerade sich gegenüber in der Tür einen Herrn stehen: Lehnert!

Er sprach eben mit Hero und dem Hausherrn, und sie wußte nicht, ob er sie schon entdeckt hatte. Sonderbarerweise freute sie sein überraschendes Erscheinen nicht im geringsten. Ein Schrecken durchfuhr sie. Lehnert hier! Sie hätte vor Scham in den Boden sinken mögen. Was mußte er sich denken, wenn er sie so unbeachtet sitzen sah? Wahrscheinlich würde ihm seine ländliche Urteilslosigkeit schnell zur Erkenntnis kommen. Und wenn er wieder abreiste, dächte er sich jedenfalls: Diese kleine, kümmerliche Dore! Was hab' ich nur an ihr gefunden?! Solch ein Bähschäfchen! —

Ganz unbeachtet stand sie auf. Nur die Mutter fragte: „Wo willst Du denn hin, Dore?“

„Ich möchte mir ein Glas Wasser ausbitten.“

„Du bist doch nicht krank, Kind?“

„Ach bewahre, Mutterchen,“ wehrte sie, legte aber beim Fortgehen die Hand an die Schläfe.

Sie schlich sich, immer die Augen auf Lehnert gerichtet, in den Wintergarten und glaubte unbemerkt entschlüpft zu sein. Aber Donat hatte sie mit seinen scharfen Jägeraugen längst herausgefunden und, um sich vor Hero nicht zu verraten, verstohlen beobachtet. Sobald er sich losmachen konnte, folgte er ihr.

Er fand sie endlich nach längerem Suchen ganz versteckt hinter großen Farnwedeln in einem Korblehnstuhle sitzen und bemerkte sofort, daß sie etwas gerötete Augenlider hatte. „Dore!" rief er erschreckt, „ist Dir nicht wohl?"

„Sie vergessen wieder, daß Sie mich nicht ‚Du' nennen dürfen," entgegnete sie steif und verlegen, „und nun gar hier! Wenn es jemand hörte! — Mir ist nicht ganz wohl. Ich habe heftige Kopfschmerzen." Die Lüge trieb ihr einen Augenblick das Blut in die Wangen.

‚Was ist das?' dachte Lehnert. ‚Sie scheint so befangen. Und ich meinte sicher, sie hätte mich vorhin gesehen. Wollte sie sich vor mir verstecken? Komm ich ungelegen?' — Die Eifersucht, die in der Wiedersehensfreude ganz untergegangen war, regte sich von neuem und machte nun auch ihn hölzern.

„Ich störe doch nicht?" fragte er gekränkt.

„Keineswegs. Holen Sie sich nur einen Stuhl — oder besser noch: Kommen Sie mit mir zu Mama. Sie beunruhigt sich sonst über mein Fortbleiben." Und sie stand auf und ging davon.

Als er nun Frau von Barnuth, seine mütterliche Freundin, begrüßte, fand er auch sie verändert. O, er hatte wohl sehr zur Unzeit seiner Sehnsucht nachgegeben. Er war hier entschieden überflüssig! — Eine Weile unterhielt er sich möglichst gleichmütig mit der Mama. Dann bat er die Tochter um einen Tanz. Aber Dore dachte: ‚Aus Mitleid fordert er mich auf, weil sonst niemand kommt!' — und sagte, halb zu ihrer Mutter gewendet: „Ich möchte nicht mehr tanzen. Mutterchen, ich habe doch Kopfweh. Danke, Lehnert. Ein andermal."

„Kind, ich fahre mit Dir nach Hause!" sprach Mette besorgt. „Ich hab's Dir schon angemerkt, daß Du Dich elend fühlst. Papa kommt mit den anderen nach. Sie haben ja Tante Isolde hier. — Lehnert, möchten Sie meinem Manne und meiner Cousine bestellen, daß ich mit Dore fortgegangen bin? Ebenso den Wirten? Wir wollen nicht stören. Und auch meine Töchter benachrichtigen Sie wohl? Sehen wir uns morgen?"

„Nein. Ich muß gleich heute wieder fort. Morgens war ich bei Ihnen."

„Das tut mir leid. Vielleicht besorgen Sie uns einen Wagen? Wir holen indes unsere Mäntel."

So genoß Lehnert nur noch das bescheidene Vergnügen, Dore in den Wagen zu heben. Nachher suchte er Barnuth auf und richtete seinen Auftrag aus. Barnuth war, im Gegensatze zu seinen Damen, sehr freundlich. „Ja, unsere kleine Dore!" sagte er. „Berlin bekommt ihr nicht. Es ist auch eine recht verkehrte Welt. Unser Nestküchel gefällt mir längst nicht mehr. Wird blaß und still und lacht nicht. Hoffentlich macht Selderhof die Alte aus ihr."

Dieses „unsere" tröstete Lehnert wenig. Er tanzte noch einmal mit jeder von Dores Schwestern, über deren Aussehen und Lebhaftigkeit er sich baß verwunderte, und fuhr endlich betrübt und stark beunruhigt nach Hause. Im rüttelnden Eisenbahnwagen zermarterte er sich den Kopf darüber: ‚Kann Dores Neigung durch gelegentliche Kopfschmerzen so verdunkelt werden? Und was macht das heitere Kind traurig und still? Glaubt sie sich an mich gebunden, und reut sie das jetzt? Andernfalls, wenn sie nur die Sehnsucht kopfhängerisch macht, hätte sie mein Kommen doch erfreuen müssen.' — Durch die Reise hatte er sich einen Dorn aus dem Gemüt ziehen wollen. Nun merkte er, daß ein ganzes Distelfeld aufwuchs. Da blieb nichts übrig, als sich tagsüber todmüde zu arbeiten und abends halb schlafend ins Bett zu taumeln. Das Mittel wollte Lehnert anwenden, um die Stacheln nicht zu fühlen. —

10.

Mile ritt mit dem Holländer weit außerhalb der Stadt in ganz ländlicher Gegend auf einem weichen, sandigen Feldwege dahin; und der Papa folgte mit seinem Major, den er bereits als Freund betrachtete und für die aufgehende Jagd im Herbst nach Selderhof eingeladen hatte.

Es war ein stiller, warmer Frühlingstag:

verdeckter Himmel, Wintersaat, die gegen das Grau dunkelgrün abstach, und frische Weiden. Ringsum ein heimliches Treiben und Wachsen und jene süßermattende Luft, die den Menschen wünschen läßt, daß er auch wie ein Kraut, und wäre es Wegerich oder Gänseblume, im Boden steckte und nichts zu tun hätte, als zu ‚existieren'. Auch die Pferde schienen diese Neigung zum Pflanzendasein in sich zu spüren und trotteten gemütlich dahin.

Zuylen und Mile sprachen nur selten ein Wort. Sie verstanden einander schon so gut, daß sie sich gegenseitig viertelstundenlang aufs behaglichste und ohne die geringste Verlegenheit anschweigen konnten.

Beiden war dabei ‚bodenwohl'. Sie tauschten lachend eine Bemerkung über ein Milchfuhrwerk, das sie nicht einmal einholten. Die Frau, die es lenkte, mochte müde von ihrer Morgenfahrt heimkehren. Sie schlief offenbar; und ihr Pferd schlief vielleicht auch und trödelte gewohnheitsmäßig weiter.

In einiger Entfernung wurde der Weg von dem Gleis einer Zweigbahn geschnitten. „Halt, wenn Barriere geschlossen!" rief Zuylen.

„Aber es ist keine Barriere da," bemerkte Mile, die Augen wie ein Falke besaß.

Im gleichen Augenblick ertönte seitlich der gellende Eisenbahnpfiff, und man hörte die Räder heranrollen. Die Rosinante vor dem Milchkarren mochte zusammengefahren sein. Sie senkte den Kopf, riß den lose hängenden Zügel herab und verfiel urplötzlich in Galopp. Die Frau erwachte und kreischte wie am Speer.

Zuylen und Mile hatten nicht einmal mehr Zeit, einen Blick zu wechseln. Wie auf ein Signal ließen sie ihre Pferde ausgreifen; und fünf Schritte vor dem Bahnplanum hatten Zuylen seine Linke und Mile die kräftige Rechte wie mit einem Griff am Zügel dicht unter dem Maule des jungen unartigen und heftig bockenden Karrengauls, während ihre geschulten Pferde wie die Mauern standen und mit glänzenden Augen und zitternden Nüstern auf das vorüberbrausende Ungetüm starrten.

Auch die drei Menschen regten sich nicht, bis der Zug vorbei war. Dann brach die Milchfrau in Schluchzen aus und sammelte, wie ein Schloßhund heulend, ihre Pferdeleine auf. Ihre Retter aber machten schleunigst kehrt, um den Dankesbezeugungen zu entrinnen.

Als sie ein Stückchen zurückgeritten waren, beugte sich Zuylen zu Mile hinüber. „Fräulein von Barnuth," sagte er ruhig, „glauben Sie nicht, daß wir ein Paar gute Kameraden abgeben würden — auch fürs Leben?"

Mile erblaßte, legte aber ohne Zögern ihre Hand in seine ausgestreckte Rechte, und, ruhig wie er, sprach sie: „Ja!"

Indes kamen die beiden älteren Herren, erschreckt und schon von weitem rufend und fragend, was denn eigentlich vorgefallen sei, heran.

Zuylen lächelte und nahm den Hut ab. „Ihre gütige Zustimmung vorausgesetzt, Herr von Barnuth, gestatte ich mir die ergebenste Mitteilung, daß ich mich soeben mit Ihrem Fräulein Tochter verlobt habe."

„Wa — waas? Ich denke, Sie beide retteten vor etwa drei Minuten in höchst leichtsinniger Gefährdung des eigenen Lebens einen Milchkarren! Und nun behaupten Sie so etwas?"

„Die Ereignisse folgten schnell aufeinander. Übrigens braucht man nur einen Augenblick, um zu fühlen, daß man mit dem anderen einig ist."

Der Major hatte sich eher gefaßt, als der Vater. Er gratulierte dem Paare umständlich und geräuschvoll und gab dadurch dem Freunde Zeit, sich in die Sachlage zu finden.

„Ja, Kinder," meinte Barnuth schließlich, „ich für meine Person bin ja einverstanden. Aber Mama muß doch auch gefragt werden. Laßt die Gäule ausgreifen, und wir bleiben zusammen in geschlossenem Trupp." Beinah hätte er hinzugesetzt: ‚Damit mir so etwas nicht noch einmal passiert!' —

Bei Mette saß Isolde, als der Vater mit dem jungen Paare anlangte. Die anderen Mädchen waren allein ins Gewerbemuseum abgezogen. Daß sie dort den Bremenser treffen würden, der eine Leidenschaft für vieux Saxe heuchelte, ahnten sie nur dunkel, die Mutter gar nicht, Isolde ziemlich deutlich.

Mette war über die Maßen gerührt und umarmte die Brautleute, den Vater und Isolde unter stürzenden Tränen. Dann

wollte Mile sich umkleiden, ehe die Schwestern heimkehrten. Sie sehnte sich nach einer Viertelstunde Ruhe, nun, da Zuylen sich verabschiedete. Er bat, nachmittags wiederkommen zu dürfen.

„Beste Isolde," sagte Barnuth und setzte sich ganz zerschlagen in einen Stuhl, „eigentlich kenne ich den jungen Mann, mit dem ich plötzlich auf dem Duzfuße stehe, ja gar nicht. Vertrauenswürdig ist er. Das sah ich auf den ersten Blick. Aber was weiß ich denn sonst von ihm? Sein Vater besitzt Fabriken, die er jetzt in die Hände einer Aktiengesellschaft übergehen läßt; und dieser schweigsame Kentaur, mein Schwiegersohn, wird in absehbarer Zeit in einem Aufsichtsrate den Ehrenplatz als Hauptaktionär einnehmen."

„Denkt nicht, daß er dazu unfähig sei. Mein Mann hat den niederländischen Gesandten gefragt; und Langermann, sein hiesiger Bankier, weiß auch Bescheid: dieser Herr van Zuylen soll ebenso kaltblütig und überlegt ein Millionengeschäft abschließen, wie er seinen Engländer regiert."

„Millionengeschäft!" wiederholte Mette mit leichtem Grauen. „Isolde, daß es auch gerade Mile sein muß! Sie ist doch die wenigst Hübsche von meinen Töchtern."

Die Rätin schürzte nur mit spöttischem Lächeln die Lippe. „Du wirst Leona auch nicht behalten."

„Waas?" rief Barnuth entsetzt. „Doch nicht etwa dieser Verseschmied — —?"

„Er bat mich, anzufragen, ob euch ein Bürgerlicher nicht unerwünscht sei. Freilich, er hat Senatoren und Bürgermeister in seiner Sippe gehabt und hat sie noch."

„Ach, das ist es ja nicht. Mit den van Zuylens wird es auch so so sein. Für ganz rückständig hältst Du mich doch wohl nicht! Aber ein Gigerl und Haselant —"

„Ich versichere Euch: er ist der schlichteste, zuverlässigste Charakter, — so einfach und wahr, als Leona selber. Fragt sie nur! — Ich kenne ihn genügend. Er geriet hier in einen Kreis junger Schöngeister, die natürlich auch alle über kurz oder lang ganz verständige Staatsbürger und Familienväter werden. Da sind ihm ein paar Äußerlichkeiten angeklebt. Die reiben sich schon wieder ab. Im übrigen würde Leona als Frau Lüdeking das Los nicht hart fallen..."

„Nun, ich müßte ja eigentlich Gott danken," brummte Barnuth.

„Also darf er kommen?"

„Meinetwegen. Aber die Nachbarn daheim werden sagen, ich hätte in Berlin meine häßlichen Töchter im Ramsch fortgegeben."

Mette weinte bereits wieder sehr, fiel Isolde um den Hals und küßte und drückte sie. Das wurde der Rätin, die für Rührung nur ein unvollkommen ausgebildetes Organ besaß und einen nagelneuen hauchzarten ‚Stolakragen' aus weißer Seide und Spitzen trug, zuviel. Sie ging also nach Hause, ließ sich aber vorher versprechen, daß die Familie den nächsten Abend bei ihr zubringen wollte, um die ‚Verlobungen' — sie nahm an, der Bremenser würde im Gewerbemuseum mit Tine ins reine gekommen sein — zu feiern. — — —

Der Bildhauer hatte inzwischen viele Pläne mit Isolde geschmiedet, und alle wurden auf ein Ziel gerichtet: das Modell für die Germanin; aber keiner traf es. Mit dem leidenschaftlichen Künstlerstarrsinn, der so nahe an die fixe Idee eines Geisteskranken zu grenzen scheint und sich mit einer den ganzen Menschen zwingenden und beherrschenden Macht an das einmal Ergriffene klammert, sagte sich Zieten jedesmal, wenn er vor seinem Entwurfe stand: Florence Barnuth muß es sein und keine andere!

„Er kommt mir vor wie eine von den großen Ameisen, die man in manchen heißen Ländern zum Zusammenheften von Wundrändern brauchen soll, indem man nach dem Einbeißen die Köpfe mit den Zangen abschneidet: Er ließe sich auch köpfen, eh' er hergibt, was er halten will," sagte Isolde zu ihrem Manne.

Und den eigensinnigen Künstler fragte sie: „Was auf der Welt kann ich denn noch für Sie tun? Ich bin mit meiner Weisheit am Ende."

„Schaffen Sie mir den Vater in mein Atelier. Er ist ein Mann und wird sich doch schämen, eine gänzlich grundlose Prüderie zu entfalten, von der selbst die junge Dame, die ich nach jeder Wiederbegegnung höher, — ja, wirklich sehr hoch schätze, nichts weiß."

„Aber er gibt nicht einmal vor, Kunstsinn zu besitzen, während meine Cousine immerhin —"

„Huijeh!“

Isolde lachte. „Nun, ich will's versuchen. Aber ich wette, es nutzt nichts.“

„Ich halte die Wette.“

Sie steckte sich hinter Tine. Und Tine, die sich richtig zwischen den Glaskästen im Museum verlobt hatte, sachte in ihrem Bräutigam den Wunsch an, gleich am nächsten Tage Zietens Atelier mit ihr gemeinschaftlich zu besehen. Da die Mutter an dem einen Besuch genug hatte, mußte Barnuth den Elefanten vorstellen. Flore wäre sehr gern mitgegangen, wurde indes auf eine Besorgung ausgeschickt und erwirkte sich nur bei dem arglosen Papa die Erlaubnis, die Gesellschaft abholen zu dürfen, wenn sie zeitig genug mit ihrem Auftrage fertig werden könnte.

Zieten hatte in einem hübsch ausgestatteten Nebenraume, in den er die strenge Hüterin seiner Germanin gar nicht zu locken wagte, ein kleines, höchst feines Frühstück aufstellen lassen. Er bat, zuerst mit den Besuchern auf das Wohl des Brautpaares trinken zu dürfen. Das ließ sich nicht gut ablehnen. Nach einer äußerst gemütlichen Sitzung in dem Künstlerstübchen begab sich die kleine Gesellschaft in das Atelier. Barnuth machte in heiterster Laune seine Bemerkungen, die sich aber stets auf das Gegenständliche und nie auf die künstlerischen Qualitäten des betreffenden Bildwerks bezogen.

So erkundigte er sich genau nach der Art von Waffe, mit welcher der Barbar den Todesstoß empfangen haben könnte. Zieten führte ihn nochmals in den kleineren Raum zurück und zeigte ihm ein echtes kurzes römisches Schwert.

„Hören Sie,“ sagte Barnuth, „wenn der Bursche das zwischen die Rippen gekriegt hat, jammert die Marjell nicht grundlos. Arbeiten Sie übrigens schon an ihr? Sie haben sie wohl vor uns versteckt?“ Und er schritt mit verschmitztem Lächeln zu einem Vorhange, der einen Wandschrank verdeckte, und lüftete ihn.

„Setzen wir uns noch ein wenig und lassen wir die Liebesleute allein weiter ansehen,“ schlug der Bildhauer vor.

Das war Barnuth gerade recht. Er hatte hinreichend Kunst genossen. „Meine Frau band mir zwar auf die Seele, mich an die Fersen der Jugend zu heften,“ brummte er zwischen das Anzünden einer Zigarre hinein, „aber ich bin kein Unmensch.“

„Das hoffe ich!“ versetzte Zieten. „Nämlich meine Germanin, nach der Sie fragten, — — nein, ich arbeite noch nicht an ihr, denn das Fräulein, das ich mir als Vorbild wünsche, darf mir nicht stehen.“

„Na, warum denn nicht? — danke. Einen schlechten Tropfen führen Sie keineswegs. — Also, weshalb darf sie nicht, Ihre Germanin? Die Mama ist wohl ein bißchen etepetete?“

„Leider. Und dem Papa — ich hab' ihn noch nicht gefragt — ist auch nicht recht zu trauen.“

„I was, machen Sie sich nur dreist an den Alten. Die kleine Person selber —“

„Es ist eine Dame.“

„Na ja, Dame. Die also zeigt sich willig?“

„Freilich, die ist höchst verständig, kann sich in die Seele eines Künstlers hineinversetzen und möchte dem Kunstwerke gern zur Vollendung verhelfen.“

„Nun, da wird der Papa auch kein Frosch sein. Diese Mäderchens pflegen ihren armen Vätern gegenüber stets ihr Stück durchzusetzen. Was will man schließlich anfangen?!“

„Es freut mich lebhaft, daß Sie so mild denken, Herr von Barnuth. Die Dame, von der wir reden, ist nämlich Ihr Fräulein Tochter.“

Barnuth warf die Zigarre hin, stand auf, stützte die Hände auf den Tisch und sah, den Körper vornübergeneigt, den Bildhauer mit Blicken an, die nichts Gutes verkündeten. „Meine — meine Tochter? Welche Tochter?“

„Die zweite, Fräulein Florence, meine ich,“ erwiderte Zieten und erhob sich ebenfalls.

Wenn etwas dazu beitragen konnte, Barnuths Entrüstung noch zu steigern, so war es die ‚Verballhornisierung‘ von Flores Namen, den der arglose Zieten so anwandte, wie er ihn von der Rätin zuerst gehört hatte.

„Mein Herr von Zieten,“ sprach Barnuth zwischen den Zähnen, indem er sich kerzengerade richtete und in seinen ehemaligen Leutnantston verfiel, „ich nehme an, Sie reden im Scherz, in einem deplacierten Scherz allerdings —“

„Es ist mir voller Ernst, Herr von Barnuth. Sie sagten doch vorhin selbst, daß der Vater der jungen Dame ein — sehr kaltherzig sein müßte, wenn er seine Einwilligung verweigerte.“

„Aber es ist von meiner Tochter die Rede!“

„Ich habe stets nur das gnädige Fräulein im Auge gehabt.“

„So! — Nun, da will ich Sie doch etwas fragen.“ — Barnuth sprach jetzt langsam in eisigem Hohne. — „Denken Sie sich gefälligst einmal, daß es sich um Ihre Tochter, Schwester, Frau oder Braut handelte; und ich käme zu Ihnen mit dem Ansinnen die Dame als etwas derartiges — Porträtkopf natürlich ausgeschlossen; das ginge ja — auszuhauen? Nun?“

„Ich würde mich nicht im geringsten wundern und, Ihre Künstlerschaft vorausgesetzt, — gern einwilligen.“

Barnuth lachte nur über die Maßen spöttisch und griff nach seinem Hute.

Dem Bildhauer stieg das Blut in die Stirn. „Herr von Barnuth,“ sagte er sehr ernst, „darf ich noch um eine Minute Gehör ersuchen?“

Barnuth, schon der Tür zugekehrt, blieb stehen und sah ihn über die Achsel mit geflissentlich erstaunten Blicken an.

„Das, was ich jetzt sagen will,“ sprach Zieten mit immer steigender Wärme, „beabsichtigte ich zu verschieben, bis Ihr Fräulein Tochter ausgiebige Gelegenheit gefunden hätte, mich auch als Mensch kennen zu lernen. Ich gedenke nämlich demnächst einer Einladung von Herrn von Donat auf Groß-Krippen zu folgen. Für mich bedarf es solch eines Kennenlernens nicht mehr. Ihre Fräulein Töchter besitzen den immer seltener werdenden Schatz eines kristallklaren und reinen Gemüts, dem man schnell auf den Grund sieht. Leute wie ich, denen das Leben in vielerlei Gestalt nahetritt, wissen das zu schätzen. Da Sie mir nun andeuten, daß ich einer Dame, die in meiner Achtung besonders hoch steht, ja, die mir sehr lieb ist, mit meinem ‚Ansinnen‘ von vorhin fern bleiben würde, muß ich schon jetzt meinem innigen Wunsche Ausdruck geben: Herr von Barnuth,“ — er verbeugte sich — „ich bitte Sie hiermit recht herzlich um die Hand Ihrer zweiten Tochter.“

Um Barnuth drehte sich das Zimmer. Seine Entrüstung war wie weggeblasen. Er entsann sich nicht einmal der Ursache. Sein einziger Gedanke war: Barmherziger! Nun auch noch Flore? — Er mußte sich setzen, zog sein Taschentuch und fuhr sich über die Stirn. Was wurde aus seinem heiteren, töchterreichen Hause, wenn die Mädchen ihm alle miteinander davonflogen wie die flüggen Schwalben?! — „Entschuldigen Sie!“ sagte er und trank noch einen Schluck Portwein. „Mir wurde ein wenig schwindlig. Dieses ist nämlich, wie Sie vielleicht wissen, der dritte Heiratsantrag, den ich binnen drei Tagen bekomme. Und so etwas geht auf die Nerven. Es sind doch meine lieben guten Marjellen; und wenn sie samt und sonders die alten Eltern verlassen . . .“ Er wurde weich, gab sich aber einen gewaltsamen Ruck und tröstete sich mit der Annahme: ‚Ach was, Flore denkt ja gar nicht an diesen Lehmkneter, von dem die Weiber allerdings groß Wesens machen, und der vom praktischen Standpunkte betrachtet ja auch nicht zu verwerfen sein soll.‘ „Herr von Zieten,“ sprach er, „Ihr Antrag ehrt mich natürlich. Ein bedeutender Künstler — — ich verstehe allerdings nicht viel von Kunst —“

„O!“ wehrte Zieten. „Jedenfalls besitzt Ihr Fräulein Tochter echtes künstlerisches Empfinden; und darauf kommt es mir besonders bei meiner zukünftigen Gattin an. Sie soll mich in meinem Wirken und Wollen, das meine ganze Seele füllt, verstehen können, — wenigstens verstehen lernen. Sie soll in meiner Seele heimisch werden.“

„Hm. Jawohl. Ganz recht. Meine Tochter — dahin zielte ich eben. Es ist mir nämlich durchaus fraglich, ob meiner Tochter Wünsche mit den Ihren übereinstimmen. Und ich werde mein Kind selbstverständlich in keiner Weise beeinflussen. Ich will nichts, als daß meine Töchter glücklich werden.“

Zieten hatte geraume Zeit nur mit einem Ohre auf Barnuth gehört. Mit dem anderen lauschte er den Stimmen im Atelier. Jetzt ging er zur Tür, öffnete sie und spähte hinaus. Darauf verschwand er; und wenige Augenblicke später stand Flore vor ihrem Vater. Sie lächelte ihn ahnungslos an und sagte: „Nun, Vaterchen, da bin ich. Herr von Zieten bestellt mir eben, Du wolltest mich was fragen.“

Barnuth wünschte alle Weiterungen zu vermeiden, sonst würde er die Schicksalsfrage wohl bis nach einer Rücksprache mit der Mutter verschoben haben. Er hatte seine Fassung vollkommen wiedererlangt und freute sich, dem Bildhauer kurz und bündig sagen zu können: ‚Mein Lieber, verzichten Sie auch auf Ihren zweiten Wunsch. Meine Tochter dankt bestens!‘ — Flores Unbefangenheit bestärkte ihn in seiner Meinung. Er war seiner Sache ganz sicher.

„Setz Dich, mein Kind!" sagte er lächelnd; und als Flore gehorchte, fuhr er in leichtem Tone fort: „Es handelt sich um eine Angelegenheit, derentwegen Du Dich gar nicht aufzuregen brauchst. Sag nur ruhig, was Du denkst. Dann ist die Geschichte endgültig aus; und wir gehn sofort nach Hause. — Herr von Zieten hat nämlich sonderbarerweise eben um Deine Hand angehalten. Also: Was soll ich antworten?"

Flore sah ihren Vater eine Weile mit Augen an, die immer größer und glänzender wurden. Dann sprang sie voll ungewöhnlicher Lebhaftigkeit auf, fiel ihm um den Hals und schluchzte: „O Vater, sag, daß ich unbeschreiblich glücklich bin!" —

11.

Barnuth drang auf die Rückkehr nach Selderhof. Es wurde ihm bange. Ihm „graute vor der Götter Neide". Vor allem aber verließ ihn die heimliche Besorgnis nicht: Wenn Du nun Dore, Dein Herzblatt, auch an einen Fremdhergelaufenen abgeben müßtest und er sie nach Gott weiß welcher Windrichtung entführte?! —

Wenige Tage nach Flores überraschendem Entschluß saß also trotz aller Bitten der Neuverlobten und nach vielen umständlichen Verabredungen für ein baldiges Wiedersehen und auch weiterschauenden Plänen die ganze Familie im D-Zuge und fuhr der Heimat zu.

Die drei älteren Mädchen waren sehr liebevoll gegeneinander und gegen ihre Angehörigen gestimmt und suchten diese Gesinnung durch große Freundlichkeit, Aufmerksamkeit, Bescheidenheit und eine angeregte Unterhaltung an den Tag zu legen. Sie versanken aber immer wieder in hoffnungsgrüne Träumereien und vergaßen ihren löblichen Vorsatz im besonderen und ihre gegenwärtige Umwelt im allgemeinen vollständig.

Dore wollte sich zärtlich und anteilsvoll zeigen, schien indes ganz von wehmütiger Selbstverleugnung durchtränkt, so daß dem Vater das Herz in der Brust groß wurde.

„Dore," sagte er, „möchtest Du nicht eine Tasse Schokolade?"

Ja, Dore mochte und war dem guten Vaterchen höchst dankbar.

Er ging also mit ihr in den Speisewagen, bestellte sich einen Eiergrog, denn das launische Aprilwetter sandte Graupelschauer nieder, und beobachtete seine Tochter. Sie löffelte langsam ihre Schokolade und machte dazu ein Gesicht, als ob sie eigentlich mit allen Süßigkeiten dieser Welt abgeschlossen hätte.

„Dore, mein Katzchen," fing Barnuth diplomatisch an, „Du hast Dich in Berlin wohl nicht besonders unterhalten?"

„O doch, Vaterchen."

„Leugne nur nicht. Es fand niemand recht Zeit für Dich."

„Mutterchen —"

„Die Mama dachte im stillen fortwährend an ihre übrigen leichtsinnigen Töchter. Da möchte ich wetten. Tante Isolde hatte nur für Tine und Flore Interesse. Und ich bin mit Mile spazieren geritten, statt mit Dir in — zu — Schultze und ins Panoptikum zu gehen. Du bist schlecht behandelt worden, mein Marjellchen. — Na, nun besinn Dich aber mal: Hast einen Wunsch dafür frei. Kommt mir gar nicht drauf an. Er kann sogar ganz groß sein. Nun, Dore? — Solch einen richtigen, riesenmäßigen Herzenswunsch!"

Dore hing den Kopf wie ein krankes Hühnchen und piepte: „Danke, Vaterchen. Ich hab' ja alles. — Aber ich will mich besinnen," setzte sie gefällig hinzu.

„Na, dann besinn' Dich!" sagte Barnuth, der sich ärgerte, seine Gebelaune und seine vortrefflichen Absichten so wenig gewürdigt zu sehen, und vergrub sich hinter der Kreuzzeitung.

Dore saß noch ein Weilchen, stand dann leise auf und schlich zu den übrigen zurück.

Später sprach Barnuth mit seiner Frau. „Erbarm Dich, Mette, was ist das mit Dore? Ich bin ja nicht abgeneigt, in bezug auf Lehnert nachzugeben und hab' ihr das, meine ich, verständlich genug angedeutet. Aber sie stellt sich taub auf beiden Ohren.

Auf Klein-Krippen behielten wir sie doch jedenfalls in unmittelbarer Nachbarschaft. Und jetzt, da die anderen so glänzend versorgt sind — nur mit Flore scheint mir die Sache trotz Isoldes gegenteiliger Behauptung zweifelhaft; solch ein Künstler bleibt immer ein Windflügel! — da also könnten wir wohl für die Kleine ein übriges tun. Vielleicht läßt es sich später einrichten, daß Lehnert Selderhof zu Klein-Krippen übernimmt. Weißt Du, sieh einmal zu, daß Du herausbekommst, was Dore eigentlich hat. Du bist doch die Mutter. Sie kann ja unmöglich neidisch auf die glänzenden Partien ihrer Schwestern sein."

„Nein, Otto, das ist sie sicher nicht. Aber von einer Verlobung mit Lehnert scheint sie nichts mehr wissen zu wollen. Ich kann sie nicht geradezu um den Grund fragen. Sie ist wie ein rohes Ei . . ."

„Das hat sie von Dir. Ich bin glücklicherweise hartgesotten, sonst wäre ich bei dieser unruhigen Frauenzimmerwirtschaft schon längst in Stücke gegangen."

„So. Ich glaubte, Dore sei Deine Tochter."

„Äußerlich. Im Innersten ist sie Dir doch ähnlicher, als ich dachte." —

Dore befand sich in der übelsten Lage. Sie konnte den alten Ton Lehnert gegenüber durchaus nicht wiederfinden. Er war glücklich, sie wieder sicher daheim zu wissen, und jetzt sehr bereitwillig, den kühlen Berliner Empfang wirklich einem körperlichen Unbehagen zuzuschreiben. Angesichts der drei Bräute jagte ihm der Gedanke an die „Gefahr", in der sie sich befunden hatte, noch immer einen Schauder über die Haut. Er begegnete ihr mit der alten Herzlichkeit, um so mehr, als er aus des Vaters Benehmen ihm gegenüber schließen zu dürfen glaubte, daß Barnuth seine Gründe gegen eine Verbindung der beiden Jugendgespielen hatte fallen lassen, und daß er, Lehnert, deshalb auch keine Zurückhaltung mehr beobachten müsse.

Aber Dore zog sich offensichtlich zurück. Sie vermied jedes Zusammensein unter vier Augen, von einer Aussprache ganz zu schweigen. Je entgegenkommender Lehnert sich gab, desto mehr vereiste sie. ‚Natürlich denkt er zu anständig, um jetzt zurückzutreten,' sagte sie sich. ‚Und er will mir nicht zeigen, was er innerlich empfindet, deshalb entwickelt er diese übertriebene Liebenswürdigkeit. Er ist von einer geradezu beleidigenden Rücksichtnahme. Und das gegen ein Gänschen, nach dem in Berlin kein Hahn gekräht hat! — Er weiß das gut genug, denn er mußte ja gerade dazukommen, als ich wie die zur Kröte verwunschene Prinzessin dasaß. Nur daß ich nie eine Prinzessin gewesen bin und keine werden konnte. Diese kluge Tante Isolde — die sah auf den ersten Blick, was an mir ist, und bemühte sich deshalb auch weiter gar nicht um mich.

Und der Papa hat sich ebenfalls davon überzeugt, wie sehr er mich überschätzte. Ehe wir abreisten, war ihm Lehnert längst nicht gut genug für mich. Jetzt empfängt er ihn bei jedem Besuche mit offenen Armen, daß mir die Schamröte ins Gesicht schlägt. Es fehlte nur noch, daß er mich ihm auf dem Präsentierteller anböte: „Bitte, lieber Lehnert, dieses ist meine übriggebliebene Tochter. Ich gebe sie billig. Sie ist nicht recht ausgebacken — etwas mißraten; und ich fürchte, sie verschimmelt mir. Also, wenn Sie noch Lust haben —" Nein, lieber Lehnert! Du sollst nicht mit dem schäbigen Rest vorlieb nehmen. Für Dich ist das Beste gerade gut genug.' —

Lehnert fühlte sich natürlich aufs schmerzlichste verletzt, als er erkennen mußte, daß all seine Annäherungsversuche geflissentlich zurückgewiesen wurden. Dore erschien ihm wie eine Blüte, auf die nachts der Frost gefallen ist. Sie bleibt geschlossen und vermag nicht, sich wieder zu entfalten. Er zerbrach sich immer von neuem den Kopf: Was konnte dem liebenswürdigen, offenen und schmiegsamen Geschöpf geschehen sein? Hatte in Berlin sich doch irgendeine lebhaftere Neigung in ihr entwickelt, von der die alte Kinderfreundschaft, die so sanft in Liebe übergegangen war, verzehrt wurde? — Und war diese heißere Leidenschaft unerwidert geblieben? Oder glaubte Dore aus Pflichtgefühl sie unterdrücken zu müssen? — Nun, aufdrängen wollte er sich selbstverständlich nicht. Er war ja überhaupt im Vergleich zu diesem Herrn van Zuylen und dem schwerreichen Hanseaten ein erbärmlich armer Schlucker. Und ‚der Genius hatte sicher nicht seine Stirn geküßt!' War es Dore zu verdenken, wenn sie Vergleiche anstellte? — Jetzt bekam er ebenfalls Nerven,



Am Neckar. Gemälde von Curt Agthe.

begann sich zurückzuziehen und überlegte schwermütig: ‚Ob ich die Kate mit dem bißchen Kartoffelland verkaufe, den Reserveleutnant aus dem Kasten nehme und mich für Afrika melde? Und wenn der Rummel dort zu Ende geht und ich bin nicht erschossen, gepfählt, verdurstet oder am Typhus gestorben — immerhin eine hoffnungsvolle Reihe von Möglichkeiten — so gibt es daselbst eine Fülle von Platz für einen Mann, der sein verpfuschtes Dasein wenigstens einigermaßen ehrenvoll als Kulturkämpfer beschließen möchte.‘

Er lieh sich also eines Tages in Dores Gegenwart von Barnuth ein Buch über Westafrika und führte ein langes Gespräch über den Bodenwert und die Güterverkaufsaussichten in Ostpreußen.

Dore hörte eine Weile schweigend zu. Dann verließ sie das Zimmer und flüchtete weit in den grünenden Park hinein, wo sie sich in Verachtung eines drohenden Schnupfens zwischen Himmelschlüsseln und Grassternen niedersetzte und die bittersten Tränen ihres jungen Daseins vergoß. Denn auch den wundervollen Frühling empfand ihr wundes Herz als eine Kränkung und eine Rücksichtslosigkeit der Natur.

‚Nun will er gar bis ans andere Weltende gehen, um von dem Selderhoffschen Gänschen auf gute Manier loszukommen,‘ dachte sie. ‚O wäre ich doch tot!‘ —

Aber glücklicherweise tötet Liebeskummer selten ohne tatkräftige Nachhilfe. Und ein Gut verkauft sich gewöhnlich durchaus nicht, wenn dem Besitzer gerade die Grille kommt, den Staub seiner ererbten Scholle von den Füßen zu schütteln. —

12.

Wenn Emmo von Donat im Frühling heimkehrte, nachdem er die kalten und kühlen Monate im Süden zugebracht hatte, empfand er immer zunächst ein Gefühl der Leere und Einsamkeit. Er kam meist aus Orten und Gegenden, wo die Fremden zusammenströmten und die Einheimischen ein öffentliches Straßenleben führten. Er traf, wo er auch weilen mochte, Bekannte und lebte vom Morgen bis zum Abend in geselligen Kreisen, während er auf Groß-Krippen wie ein einsamer Aar horstete. Er war zu sehr Gesellschaftsmensch und großer Herr, um mit der Natur in einem so recht innigen Verhältnis zu stehen. Die intimen Reize des deutschen Frühlings entgingen ihm meist oder hinterließen ihm doch keinen tieferen Eindruck. Er freute sich wohl über die Baummassen des Parkes mit ihrem flaumigen Grün und über die leuchtenden Rasenplätze. Aber über die Veilchen und Anemonen sah sein durch die üppige Blumenpracht des Südens verwöhntes Auge fort. Es wirkte nur die aufregende und zugleich erschlaffende Frühlingsluft beunruhigend auf seine empfindlichen Nerven und weckte eine unbestimmte Sehnsucht in ihm, die Barnuth, dem er einmal und nicht wieder davon sprach, Langeweile nannte.

Seit er Groß-Krippen nach dem Tode seines steinalten und sehr wunderlichen Vaters als unabhängiger Herr besaß, hatte er sich über den Zustand des Unbefriedigtseins immer durch eine eifrige Bau- und Verschönerungstätigkeit fortgeholfen. Dieses Jahr wurde der kleine Tempel samt seiner Umgebung in Angriff genommen. Aber es dauerte doch geraume Zeit, ehe man wirklich etwas sah. Wenn die Fundamente gelegt und zugleich die gärtnerischen Anlagen erkennbar waren, wollte Zieten sich den Ort ansehen, wo seine Statue stehen sollte. Er hatte dem Besteller geschrieben, er habe eine neue Idee, die er für eine deutsche Naturumgebung geeigneter halte, als die erste, und die er wahrscheinlich ausführen würde. Er bringe eine Skizze mit.

Donat, ungeduldig wie alle phantastisch veranlagten Leute, befand sich also wieder in der quälenden Lage, auf die Ausführung eines seiner Pläne warten zu müssen. Künstler und Handwerker arbeiteten ihm nie schnell genug. Er besaß ein ähnliches Temperament wie König Ludwig II.: er hätte die Verkörperung seiner Wünsche einfach aus dem Boden stampfen mögen.

Er ging und ritt spazieren, aber die Landwirtschaft flößte ihm wenig Interesse ein, und er betrachtete ein Kornfeld eigentlich nur auf seinen malerischen Reiz hin; und die sauber geeggten und kleine, unscheinbare, bräunliche Keime treibenden Saatfelder kamen ihm nicht eben berauschend schön vor. Lehnert lebte und webte für diese öden Äcker und konnte sich solch einen kümmerlich kahlen Sommerroggenschlag betrachten, als wenn es eine römische Mosaik wäre. Der Onkel sah da überhaupt nichts

und schenkte den Berichten seines Gutsverwalters über den Saatenstand blindlings Glauben. Und Herr Endruleit pflegte sich kurz zu fassen, wofür ihm der Baron, wie er wußte, dankbar war.

Natürlich fuhr Emmo auch öfters nach Selderhof hinüber; und die Barnuths kamen zu ihm. Daß sich Flore mit Zieten verlobt hatte, machte ihm starken Eindruck. Überhaupt beschäftigten ihn in seinem müßigen Lebenswandel die Veränderungen im Hause des Freundes wesentlich. Er besaß außerdem stets Interesse am lieben Nächsten, denn nirgends floriert ja der Klatsch großen Stils üppiger, als in der eleganten Welt, die sich immer wieder an bestimmten Plätzen trifft. Dagegen können Krähwinkel und Posemuckel gar nicht aufkommen. Er stellte eingehende Betrachtungen über die Töchter seines Freundes an. Diese Barnuthschen Mädchen waren doch eben nicht von Stroh! — Er hatte das eigentlich immer gefunden, besonders in bezug auf Dore — Dore, die für den Geschmack von jedermann allerdings um eine Nummer zu fein geraten war.

Gewiß, Tine, deren dunkle Augen jetzt wie ein Paar Sterne strahlten, und aus deren großgeschnittenem Gesicht der Zug von Mißmut ganz verschwunden war — Tine hatte Rasse und Temperament. Und Flores Gestalt besaß wunderbaren Linienfluß und ihr verträumtes Wesen geheimnisvollen Reiz. Mile aber saß prachtvoll zu Pferde, eine nicht zu unterschätzende Eigenschaft für eine große Dame. Nun, da diese drei nicht mehr unterdrückt und beiseite geschoben wurden, entwickelten sie auch sämtlich Eigenart und Charakter.

Aber um die achtzehnjährige Dore floß für Donat ein rührender, poetischer Zauber. Dazu verklärte sie jetzt noch ein leiser, wehmütiger Zug, dessen Ursache unbekannt schien. Und vor allem — sie schmiegte sich dem Onkel Emmo mit ganz besonderer Innigkeit an, war jederzeit bereit, in Groß-Krippen zu frühstücken und zu dinieren und die einsamen Mahlzeiten Donats mit ihrem niedlichen Mädchengeplauder zu erheitern. Sie fuhr und ging mit ihm, bewunderte all seine Pläne und Neuerwerbungen, machte von ihrem schwer errungenen Kunstverständnis vorsichtig Gebrauch und wurde ihm gerade in dieser fatalen Übergangszeit, wo sich auch die Gäste noch spärlich einfanden, die lieber im Sommer und Herbst aufs Land gingen, die angenehmste Gefährtin.

Er hätte leicht bemerken können, wie kindlich unreif sich ihr Urteil gab und wie ihr ganzes Verständnis darin gipfelte, daß sie zu allen seinen Behauptungen bereitwillig ja sagte. Aber es war ihm gerade um Anteilnahme zu tun, und er ließ sie sich gern gefallen, wie sie geboten wurde.

Dore aber sagte sich: Dem Onkel Emmo darfst Du trauen. Er weiß von Deinen Mißgeschicken nichts. Er ist der alte gute Freund ohne jeden Nebengedanken. — Für diese Wohltat, die er ihr unbewußt erwies, war sie ihm mit dem ganzen Überschwang eines jugendlichen Gemüts dankbar und brachte ihre Erkenntlichkeit in sehr einschmeichelnder Art zum Ausdruck.

Es konnte nicht wunder nehmen, daß der ahnungslose Donat solches Entgegenkommen mißverstand. —

Von der Verlobung der Barnuthschen Töchter war nur einigen Freunden, zum Beispiel den Donats, Mitteilung gemacht worden. Die Anzeigen sollten zu Pfingsten versandt werden, und für die Feiertage erwartete man die Schwiegersöhne in Selderhof. Baron Emmo hatte eine Einladung zum Festessen am Pfingstsonntage erhalten. Er verlor das Blatt und fuhr deshalb zur gewohnten Zeit. Aber das Essen war um eine Stunde später angesetzt.

Donat fand das Haus voller Freude und Heiterkeit. Nur Mette verfiel immer wieder in Rührung. Barnuth hatte alle Zweifel aus dem Felde geschlagen und dachte einzig daran, die ostpreußische Gastlichkeit so glänzend als möglich zu entfalten. Donat begrüßte sich mit Zieten nnd machte die Bekanntschaft der beiden anderen Herren. Dann mußte die ganze Gesellschaft sich zurückziehen, um sich umzukleiden. Nur Dore, die nicht mit den übrigen in der Kirche gewesen war, hatte schon Zeit gefunden, in ihr weißes Kleid zu schlüpfen.

„Binde noch die Tafelsträußchen, Kind,“ sagte Mette. „Vielleicht geht Onkel Donat mit Dir.“

Emmo wanderte also neben Dore durch Garten und Park. Endlich setzten sie sich auf eine Bank, die am Rande des kleinen Gehölzes stand, das Park genannt wurde. Von diesem Platz aus genoß man einen

hübschen Blick über Wiesen, durch die sich der Lottgenspring, nachdem er den Erlengrund verlassen, in recht unbegreiflichen Schlangenwindungen zog. Weit jenseits der Wiesen, die von goldgelbem Löwenzahn prangten, hoben sich die geballten Wipfelmassen eines Waldes vom hellen Frühlingshimmel ab. Sie zeigten nicht das kräftige Blau späterer Sommertage, sondern eine zarte, unbestimmte Färbung, die ein flimmernder Dunst noch zu dämpfen schien. Es war aber nur das Spiel der Sonnenstrahlen anf den hellen, jungen, saftglänzenden Blättern.

Dore hatte Blumen und frische Zweige in ein Körbchen gesammelt und band mit farbigem Bast kleine Sträuße zusammen. Sie betrieb das Geschäft höchst ernsthaft und mit viel Anmut.

Donat sah ihr zu, wie sie mit den kleinen, weißen, runden Händen in den Blumen wühlte. Dabei grübelte er über das Glück und den Jubel drüben im Hause. Ihm war ganz sonderbar dabei geworden. Da er zu den Menschen gehörte, die sich die meisten Wünsche gewähren können, dachte er leicht, wenn er andere etwas Gutes genießen sah: Verschaff Dir das auch. — Dore machte ebenfalls solch ein merkwürdiges Gesicht und hatte eine kleine senkrechte Falte auf der Stirn. Warum sollten eigentlich sie beide draußen stehen, wenn all die anderen in der goldenen Halle der Freude Feste feierten?! — Der Bildhauer war schließlich auch ein weltläufiger, vielerfahrener, urteilsfähiger Mann und schien doch vollauf befriedigt zu sein. Konnte er, Emmo, es nicht auch einmal versuchen, auf diesem Wege das Gefühl der Leere, das ihn zuweilen und gerade jetzt wieder plagte, zu beseitigen? — Es war ihm zumute, als ob er einen Sprung von einer Brücke ins Wasser tun sollte. Aber er redete sich selber wie der kleine Klaus dem großen zu: Nur vorwärts! Dort unten gibt es erstaunliche Reichtümer.

„Dore,“ fragte er, „bist Du fertig?“

„Ja, Onkel Emmo.“

„Nun, dann sieh mich einmal an. Ich habe Dir etwas zu sagen.“ (Ganz plötzlich fiel ihm ein: Würdest Du wohl der Gräfin Sanreale gegenüber, die Dir letzten Herbst so gut gefiel, in dieser Weise mit einer Liebeserklärung begonnen haben? — Aber er schob den Gedanken ärgerlich beiseite.)

Dore sperrte ob der feierlichen Einleitung die Augen groß und verwundert auf. Donat wurde etwas beklommen, war aber schon über das Geländer geturnt und wollte nicht zurück.

Er hätte gewünscht, daß sie ein wenig hellsehender gewesen wäre, ihm sein Vorhaben erleichtert und die zu erwartenden Schätze von fern gezeigt hätte. Aber das war eben nicht. Also drückte er die kritischen Augen seiner fünfzigjährigen Lebenserfahrung zu und sprang.

„Meine teure Dora, Du hast wohl schon lange bemerkt, wie lieb Du mir geworden bist, so lieb, daß ich Dich nun immer gern um mich haben möchte —“

„Aber — aber die Eltern —“

„Ja, die Eltern würden Dich natürlich nur unter einer Bedingung hergeben, der nämlich, daß Du meine Frau würdest. Nun, liebe Dora, was meinst Du? Könntest Du Dich dazu entschließen?“

Der Sprung war getan, und das Wasser — ernüchternd kalt. Man erzählt von Ertrinkenden, daß ihnen in wenigen Sekunden lange Bilderreihen an den Augen vorüberziehen. So ging es Donat. Blitzartig zuckte seine Vergangenheit vor ihm auf, sein ganzes langes, ungebundenes Junggesellenleben. Er hatte nie einen unedlen Gebrauch davon gemacht. Davor bewahrte ihn sein Ästhetentum. Aber er konnte doch jeden Augenblick gehen, wohin er wollte, und sei es ans andere Ende der Erde. Er konnte sich in der Gesellschaft geistvoller Weltmänner nach Belieben tummeln, durfte die leichten goldenen Fesseln irgendeiner schönen Dame oder eines reizenden Kindes aus dem Volke tragen und wieder abstreifen; und es waren ihm berückende Geschöpfe voller Liebreiz, Verstand und Witz begegnet. Er konnte wochen- und monatelang Jagdausflüge mit Männern, die seine Geschmacksrichtungen teilten, machen, brauchte nicht ‚nach Hause zu schreiben‘ und war nicht auch noch anderen für sein Leben verantwortlich. Oder er unternahm mit seinem ebenso treuen als gewandten Diener, der sechs Sprachen radebrechte und noch mehr verstand, einsame Streifzüge in naturschöne, merkwürdige Gegenden.

Und nun brachte ihn dieser unerlaubt

sentimentale deutsche Frühling dazu, sich mit einem lieben, aber doch herzlich einfachen Landkinde, entschieden der unbedeutendsten von den vier Barnuthschen Schwestern, ein Gewicht an den Fuß zu binden, das ihn hinfort auf Schritt und Tritt an der gewohnten freien Bewegung hindern würde.

Mein Himmel, wenn er sich Dore in der internationalen Gesellschaft von Nizza oder Rom vorstellte, die ihm doch so viel Vergnügen bereitete, und in der er sich wie der Fisch im frischen Wasser fühlte. Dore sprach gewiß nicht einmal geläufig französisch, von englisch ganz zu schweigen. Und italienisch müßte sie unbedingt lernen. Wer weiß, ob es ihr nicht sehr schwer wurde. — Dore in einem Pariser Salon! — Dore auf einem Münchner Künstlerfeste! — Dore an einem Hofe! — Es erfaßte ihn eine wahre Todesangst. Das Wasser ging ihm über die Ohren, daß sie brausten!

Dore ihrerseits war furchtbar erschrocken. Sie hätte nicht mehr entsetzt sein können, wenn vor ihren Augen wirklich jemand unter ungeheurem Platsch von einer Brücke gesprungen wäre, um sich zu ertränken. Niemals war sie mit einem einzigen Gedanken darauf verfallen, daß ihr Emmo andere als durchaus onkelhafte Gefühle und Gesinnungen entgegenbringen könnte. Sie rückte unwillkürlich ein wenig von ihm ab. Mit einemmal empfand sie es unangenehm, daß ein anderer als Lehnert sich um sie bewarb. Sie gehörte ja doch Lehnert! Das Bewußtsein stand ihr plötzlich unerschütterlich fest. Und an Lehnert und sich selbst dachte sie zuerst.

Dann aber fragte sie sich: Gott, mein Gott, was antwortest Du jetzt dem Onkel Emmo? Solch eine schrecklich peinliche Lage! — Sie wagte einen scheuen Blick in sein Gesicht. Er sah sie mit einem merkwürdig gespannten Ausdruck, der sie noch mehr verwirrte, an, so daß sie sofort die Augen wieder niederschlug. Und dann fiel ihr schwer aufs Herz: Dieser kluge, hochangesehene Mann in glänzender Lebensstellung bietet Dir seine Hand. Er hat es stets so besonders gut mit Dir gemeint und Dir das bewiesen. Du kannst ihm doch unmöglich einen Korb geben. Nein, das geht nun schon ganz und gar nicht. Am liebsten wäre sie in Tränen ausgebrochen. Aber sie nahm sich zusammen. Hier war der Augenblick zu zeigen, daß man sie doch fälschlich für ein ganz albernes Gänschen hielt. Das Pulver hatte sie allerdings nicht erfunden. Aber ihre weibliche Schlauheit half ihr über das Schlimmste fort.

Sie fing plötzlich, über und über erglühend, zu lachen an, obwohl ihr die Augen voller Tränen standen. „O, Du klügster Onkel unter der Sonne!“ rief sie. „Du hast also doch gemerkt, wie es zwischen Lehnert und mir steht! Und Du möchtest mich zwingen, Farbe zu bekennen! Nun ja, Lehnert hat bei Papa um mich angehalten und einen Korb von ihm bekommen. Und jetzt weiß keins von uns, wie es sich benehmen soll. Ich glaube gar, Lehnert will nach Afrika gehen.“ — Damit war wirklich der Anlaß zu einem reichlichen Tränenerguß gegeben, den Dore gründlich ausnutzte, indem sie ihr Gesicht in das Taschentuch vergrub und schluchzend ihrem geängstigten Herzen Erleichterung verschaffte.

Donat sah ihr eine Weile sehr verblüfft zu. Da stand er nun wieder auf dem Trockenen, aber naß und mit hängenden Ohren wie ein begossener Pudel! Angenehm war der Zustand auch nicht. Er fühlte sich aus einer drohenden Gefahr gerettet. Aber er ärgerte sich doch auch weidlich. Er, Emmo von Donat, hatte einen hübsch verblümten Korb wie den da mit den Sträußchen bekommen! Und von wem? Von dieser kleinen unbedeutenden Dora.

Dore weinte immer ruhig weiter, weil sie ahnte, daß dieses das beste Mittel sei, seinen Zorn von ihr abzuwenden.

Nach einer Weile sagte er denn auch: „Dora! — Aber beste Dora, beruhige Dich doch! — Wenn ich hätte vermuten können, daß Du Dich so aufregtest, so wäre der Scherz unterblieben. — Dora, sei doch vernünftig, hörst Du, meine Kleine!“ Er klopfte sie beschwichtigend auf den Rücken und streichelte ihr endlich auch das Haar. „Kind, erzähle mir doch: Warum will der Papa von Lehnert nichts wissen?“

„Weil — Klein-Krippen — eine miserable — Klitsche ist und Lehnert — kein — Geld hat.“

„So so. Na, jetzt nimm Dich aber zusammen. Hör mal: da schlagen sie schon an den Gong. Weißt Du was? Lauf voran und hinten herum ins Haus und

wasche Dir die Augen, ehe Du zu Tische kommst.“

Dore gehorchte erstaunlich schnell und rannte davon, daß die weißen Röcke wehten.

Donat sah ihr, die Hände in den Taschen, nach, bis sie zwischen den hellgrünen Büschen verschwunden war. Dann griff er an seine Ohren und dachte: ‚Äußerlich läßt sich wenigstens nichts bemerken . . .‘

13.

Während des Mittagessens beobachtete Baron Emmo Dore scharf. Er ängstigte sich etwas, daß jemand von ihren Angehörigen ihr die Bewegung anmerken und sie ausfragen könnte. Ihre braunen Augen schimmerten wie ein Paar betaute Aurikeln, und ihr zartes Gesicht war lebhafter gefärbt als gewöhnlich.

Aber alle Anwesenden befanden sich in gehobener Stimmung. Die Frauen hatten samt und sonders rosige Wangen. Sogar Mette blühte noch einmal auf. Dores Erregung ging also mit in die allgemeine Rechnung. Sie saß neben Lehnert. Das hatte Barnuth so eingerichtet. Er wünschte sehnlichst, auch seine Jüngste zufrieden zu sehen.

Lehnert hatte ihr seinen Arm gereicht mit einer Miene, die eben so gut für eine Geschworenensitzung, ein Leichenbegängnis, eine Meldung beim Obersten oder sonst einen ernsthaften und feierlichen Anlaß paßte. Aber Dore lachte ihn mit den schalkhaftesten Augen an und fragte: „Lehnert, was gibt's denn? — Ist Klein-Krippen abgebrannt? Ich wollte mir gerade morgen Ihre Verschönerungen ansehen, weil ich doch sozusagen einigen Anteil daran nehme . . .“ Sie wurde dunkelrot, hielt aber seinen erst verwunderten und dann entzückten Blick tapfer aus. Mit einemmal war die Furcht, daß sie zu entgegenkommend sein und Lehnert sie nicht hoch genug schätzen oder auch überschätzen könnte, je nachdem, wie weggeblasen.

Nach und nach geriet sie in eine beinah ausgelassene Heiterkeit. Und als Barnuth beim Sekt das Familienlied anstimmte, das von allen Anwesenden mit Ernst und Andacht gesungen wurde, hörte man ihren hellen Sopran über all die anderen Stimmen hinwegklingen:

„Mein Glück blüht in aller Welt,
Wie der Weizen im grünen Feld!“ —

Es wurde auf das Wohl der Brauteltern getrunken, und die Gesellschaft wanderte um den Tisch herum, um mit ihnen anzustoßen. Und als Dore zufällig fast zugleich mit Lehnert, ihr Glas an das des Papas klingen ließ, sagte Barnuth halb vorwurfsvoll, halb auffordernd: „Nun, Ihr beiden Kinder?“

Lehnert sah Dore durchdringend an, wagte aber kein entscheidendes Wort. Da hob sie ihr Glas, stieß an das seine und sprach dazu: „Du, Lehnert, auf unser beider Wohlergehen!“

„Meine Herrschaften!“ rief Barnuth und schlug an seinen Kelch, „ich bitte um einen Augenblick Gehör: Ich habe noch ein Hoch auszubringen.“ —

Nach Tische zogen sich die Herren für kurze Zeit in Barnuths Arbeitszimmer zurück, um eine Zigarre zu rauchen. Zuylen hatte morgens mit Mile die Ställe angesehen und redete nun bedachtsam und voller hoher Weisheit über die Selderhofschen Pferde. Die übrigen Männer ‚hingen an seinen Lippen‘.

„Höre, Emmo,“ rief der Hausherr seinem Freunde zu, „Du müßtest Zuylen einmal Deinen neuen Goldfuchs zeigen. Ich gebe etwas darum, seine Meinung zu hören. Solch ein wundervolles Geschöpf, Willelm, und —“

„Schweig mir von dem Gaule!“ entgegnete Donat gereizt. „Er sieht keinen Schein mehr.“

„Jetzt schon? Davon möchte ich mich doch selbst überzeugen. Erlaubst Du, daß wir hinüberreiten und das Malör betrachten? Vielleicht ist dem armen Tiere noch zu helfen.“

„Glaube ich nicht. Ich habe einen Tierarzt, Autorität, aus Königsberg dagehabt. Aber kommt ja! Kommt doch übermorgen alle und frühstückt bei mir. Ich wollte ohnehin darum bitten. Wer nicht zu Rosse steigen mag, fährt. Ich werde nachher mit Deiner Frau sprechen. Es paßt ihr hoffentlich. — Lehnert, Dich erwarte ich ebenfalls!“ setzte er ziemlich befehlerisch hinzu. Er betrachtete den siegreichen Neffen noch mit gemischten Gefühlen. „Herr von Zieten wird sich doch ohnehin den Bauplatz neben dem Teiche ansehen.“

„Neben dem Teiche!“ wiederholte Zieten lachend. „Eigentlich müßte eine Venus, die

eben aus dem Schaume geboren wird, im Wasser stehen."

Donat machte ein nachdenkliches Gesicht. Das war eine Idee! Aber sie würde alles schon Geschaffene und Geplante umwerfen. Nun, das tat nichts! —

Als die Sachverständigen, unter ihnen Mile, sich am Dienstagmorgen im Hofe versammelt hatten und das Pferd vorführen ließen, zeigte sich allerdings, daß das herrliche Tier vollkommen erblindet war.

„Weißt Du, Emmo," schlug Barnuth vor, „laß doch einmal Deinen Herrn Endruleit herkommen. Du sagst, Du habest das Pferd vor zirka acht Wochen gekauft. Zuylen meint — und Lehnert und ich sind der gleichen Ansicht — daß schon damals zu erkennen gewesen sein müsse, wie es mit den Augen stand. Hat Endruleit nichts bemerkt, so ist er vielleicht nicht genügend sachverständig ... Man könnte in Romgallen anfragen, ob sie das Tier dort bereits des Fehlers halber, den sie gewiß nicht verschwiegen, verkauften. Dann wäre Mendel Falck haftbar."

Donat runzelte die Stirn. Es behagte ihm nicht, daß die Gelegenheit aufgebauscht wurde. Barnuth und sein Neffe waren die richtigen pfennigfuchsenden Agrarier! Er mochte sich um eines Verlustes willen, wie er von Zeit zu Zeit unvermeidlich war, nicht noch Scherereien aufladen. Falck verklagen, Gerichtssitzungen, Weitläufigkeiten jeder Art — er dankte! Indes schickte er doch nach Endruleit.

Der Stallknecht, der den Auftrag bekam, zögerte einen Augenblick, ging aber dann schweigend davon. Er kam bald wieder und meldete: „Der Herr Verwalter ist noch nicht von seiner Reise zurück." Das hatte er natürlich bereits gewußt.

„Ich hatte Herrn Endruleit Urlaub nach Berlin für die beiden Pfingsttage gegeben," sagte Donat. „Er wird sich mit der Rückkehr verspäten."

„Freilich, das kann vorkommen. Gestern abend wird mehr als einer auf den überfüllten Bahnhöfen sitzen geblieben sein," bemerkte Zieten. „Deshalb reisen wir auch erst morgen."

Die Gesellschaft wollte sich nun nach dem Parke begeben, wo Zieten sich den Geburtsort für seine Venus auswählen sollte. Da kugelte ein Einspännerchen in den Hof. Sein Insasse war Mendel Falck.

Er war noch nicht abgestiegen, als ihm Barnuth auch schon mit Fragen scharf zu Leibe ging. Aber er ließ sich nicht verblüffen. „Gott, Du Gerechter, Herr von Barnuth," schrie er aufgeregt, „ist ein blindes Pferd billig genug verkauft für nichts?"

„Wie für nichts?" fragte Donat ärgerlich.

„Nun, weil ich hab' noch gar kein Geld vom Herrn Verwalter, und weil ich vom Herrn Baron keins werd' kriegen, weil doch das Pferd soll plezlich geworden sein blind, und der Herr Endruleit hat gemacht 'ne Reise ins Rußland."

„Sie irren. Herr Endruleit ist in Berlin."

„Verzeihen Herr Baron. Hab' ich ihn doch steigen sehen mit eignen Augen am Sonnabend in Kenigsberg in den D-Zug, Richtung nerdlich. Und hab' ich doch nicht herfahren kennen, um zu heren die Ursach wegen dem Schabbes."

„So," entgegnete Donat ruhig. „Dann wird er seine Reisepläne geändert haben."

„Will ich dem Herrn Baron was sagen," sprudelte Falck, dem alle Fassung abhanden kam, „mein Wägelche ist angespannt. Fahr ich von hier augenblicks nach der Stadt zum Herrn Polizeianwalt, der kann feststellen die Reisepläne vom Herrn Endruleit!" —

Was war das? Barnuth und Lehnert sahen sich an. Und Lehnert sprach ganz bescheiden: „Onkel, man traut hier in der Gegend dem Herrn Endruleit längst nicht recht. Ich wollte Dich warnen. Aber Du verbatest Dir jede Einmischung entschieden. Und gerade für mich —" er stockte.

Donat sagte ruhig: „Falck, tun Sie, was Sie für richtig halten. Wir" — er wandte sich an seine Gäste und zog die Uhr — „frühstücken wohl zuvörderst. Die Damen werden gleich anlangen."

Er ließ sich während des ganzen Frühstücks nicht merken, wie ihn der Vertrauensbruch eines Mannes, den er sehr gut gestellt hatte, kränkte. Als sich die Gäste empfahlen, behielt er Lehnert zurück. Barnuth erbot sich freiwillig zu bleiben. Die drei Herren gingen in das Schreibzimmer des Rechnungsführers, der, des Besuches gewärtig, bleich und zitternd vor seinem Pulte stand und die Blätter in den

aufgeschlagenen Büchern mit unsicherer Hand zwecklos umwandte.

„Herr Baron können sich überzeugen," sagte er unter bitterem Lachen. „Die Bücher sind in Ordnung. Aber die Belege fehlen. Die hob der Herr Verwalter ja selber auf! — Ich hab's ja geahnt und hab' ja reden wollen, obgleich ich meine Stellung riskierte. Aber der Herr Baron wollten ja nichts wissen von Denunzianten!" — Der Mann heulte vor Wut und wurde für jede Auskunft fürs erste unfähig.

Donat mußte nun doch durch Lehnert Anzeige von den Diebstählen machen lassen.

Die gefürchteten ‚Weiterungen' blieben nicht aus. Es langten Sachverständige an, die die Bücher prüften. Gerichtspersonen stellten endlose Verhöre an. Die Bestände wurden bis auf das letzte Korn aufgenommen, Forderungen von allen Seiten angemeldet, „als wenn Groß-Krippen zur Subhastation stünde", wie sein Besitzer mehrfach entrüstet bemerkte. Schließlich kam zutage, daß Endruleit mit einem kleinen Vermögen spurlos im großen Zarenreiche verschwunden war.

„Hoffentlich stecken sie ihn irgendwo als verdächtigen Ausländer in Numero Sicher und verwerten seine ökonomischen Talente in Sibirien," sagte Lehnert.

„O, bewahre!" meinte Barnuth. „Der hat dort erst seinen richtigen Nährboden gefunden und sich hier nur das Betriebskapital zusammengescharrt."

Donat zeigte sich im höchsten Grade ‚degoutiert'. Er ließ die geplanten Arbeiten im Parke einstellen. Zieten schien ohnehin vorerst nur an die ‚Barbarin' zu denken. Der Herr von Groß-Krippen erklärte, daß er wieder einmal von seinem Landsitze genug habe. Er ging für Monate mit einer Jagdgesellschaft nach Grönland, um da Eisbären zu schießen. Vorher aber traf er ein Abkommen mit dem Neffen. Lehnert übernahm die Verwaltung von Groß-Krippen zusammen mit seinem eigenen Gute und verpflichtete sich, dem Onkel die bisherigen Einkünfte abzuliefern. Was er weiter herauswirtschaftete, floß in seine eigene Kasse; und er hoffte, bei emsigem Fleiße sich nicht schlecht zu stehen.

„Sieh zu," sagte ihm Donat, der Ältere, „daß Du Groß-Krippen nicht zu sehr ausquetschest —"

„Aber Onkel!"

„Es möchte Dich dereinst reuen." — —

Mette fährt alljährlich bald nach Holland, bald nach Bremen und stets über Berlin. Jedesmal hat sich ihr Kunstverständnis vergrößert. Sie erzählt dann ihrem Manne: „Tine — oder Flore — oder Mile — ist in ihrem Kreise höchst beliebt und angesehen. Und Du wirst Dich wundern, wenn sie herkommt: Sie hat sich wirklich zu einer Schönheit herausgemustert."

Barnuth lächelt ungläubig und erwidert phlegmatisch: „Möglich — aber nicht wahrscheinlich!" —

An Eine!

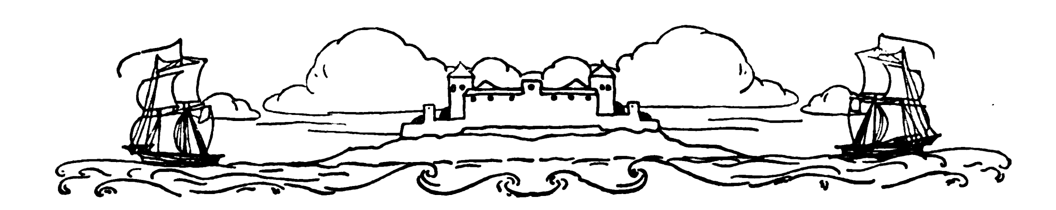
Du junge Seele im heißen Ringen
Mit dem suchenden Blicke ins Weithinaus,
Ich möchte dir leise, leise singen:
Ruh aus, in dir selber ruh glücklich aus!

In rührendem Streben und Mühegeben
Spannst du die zarten Flügel an;
Und bist doch selber das Höchste im Leben,
Wonach eine Seele sich sehnen kann!

Du bist Eins mit dem schimmernden Glanze der Fernen,
Bist Eins mit der schneereinen Blüten Schwall,
Bist Eins mit den Bronnen, bist Eins mit den Sternen,
Mit allem Reinen im Weltenall!

Du bist andern das Glück, du bist andern ein Singen,
Du bist andern die Helle im engen Tal.
Du Licht, ich möchte dir Ruhe bringen,
Ruh aus in dir selber, du reiner Strahl!

Frida Schanz.



Der Seekrieg zwischen Rußland und Japan.

Von M. Foß, Kapitän zur See a. D.

Mit Spannung hat alle Welt den Verlauf des mörderischen Ringens zwischen Rußland und Japan verfolgt; am lebhaftesten interessiert waren aber die Seeoffiziere aller Seemächte. Handelte es sich diesmal doch um einen Krieg großen Stils, in welchem bei der geographischen Lage der in Betracht kommenden Länder den beiderseitigen Seestreitkräften eine Rolle von Ausschlag gebender Bedeutung zufallen mußte. Endlich schien die Zeit gekommen, welche eine Entscheidung darüber in Aussicht stellte, ob man sich auf dem rechten Wege befand, ob die mit einem unendlichen Aufwand von Scharfsinn geschaffenen Mittel des Seekrieges sich bewähren, ob die auf Grund theoretischer Erwägungen aufgestellten und bisher nur in Manövern erprobten Grundsätze für ihre Verwendung die Probe im Schlachtengewitter bestehen würden!

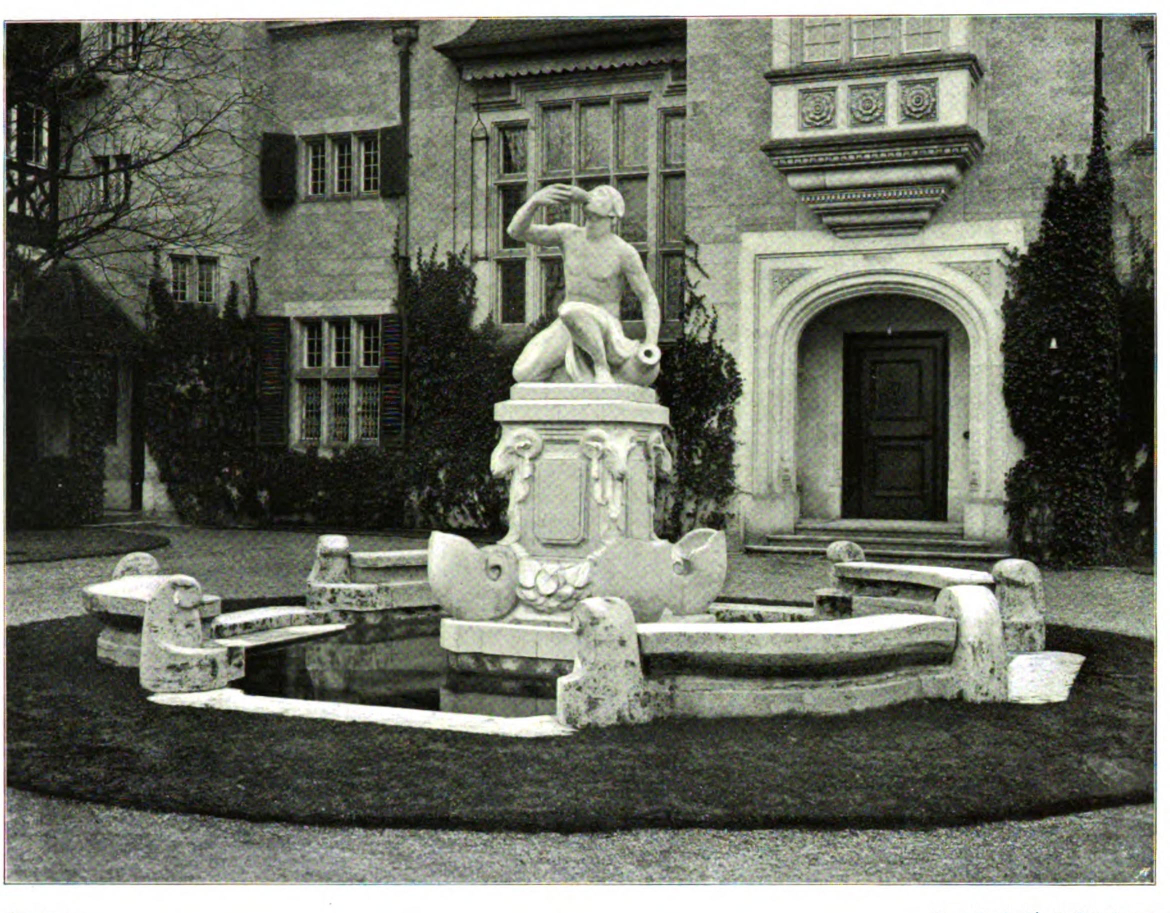
Seit Großbritannien 1805 Frankreichs Machtstellung auf dem Meere endgültig gebrochen hatte, waren große Seekriege nicht mehr geschlagen worden. Dagegen war seit jenen Kämpfen, die mit Trafalgar ihr Ende fanden, in der Beschaffenheit der Kriegsschiffe und ihrer Bewaffnung eine völlige Umwälzung eingetreten. Die hochragenden Takelagen mit ihren schneeigen Segeln hatten qualmenden Schornsteinen und blinkenden Dampfmaschinen weichen müssen; die malerischen hölzernen Rumpfe waren allmählich zu stählernen Forts geworden. Die Vollkugeln schießenden Kanonen wurden zu Vernichtungsinstrumenten, die zehnmal so schwere Sprenggeschosse auf eine zehnmal so große Entfernung schleuderten. Statt in Batterien, welche sich in mehreren Stockwerken über die ganze Länge der Orlogschiffe hinzogen, hat man diese Geschütze jetzt in gepanzerte Türme und Kasematten gestellt. Ein System von hunderten wasserdichter Zellen, Panzerdecks und Stahlplatten von hoher Widerstandsfähigkeit in der Wasserlinie sollen die Schiffe gegen die unendlich gesteigerte Wirkung der modernen Waffen schützen. Zu diesen ist außer der Ramme der Torpedo getreten. Diese Revolution im Material mußte auch eine solche in seiner Verwendung nach sich ziehen. Aber welche?

Die Seegefechte in Südamerika, die Kämpfe vor Sebastopol und in den Gewässern der Sezessionsstaaten waren ebensowenig geeignet, Klarheit über die strategischen und taktischen Fragen zu bringen, welche uns zurzeit beschäftigen, wie die von 1866 bis 1899 gelieferten Schlachten, in denen Kriegsschiffe Verwendung fanden.

Allerdings sind aus der Seeschlacht von Lissa Lehren abgeleitet worden; doch geschah es vielfach insofern in wenig glücklicher Weise, als gewisse Umstände nicht genügend in Rechnung gezogen wurden, die in diesem Kampfe eine schwer ins Gewicht fallende Rolle gespielt haben. Irrtümlicherweise wurde meist in Tegetthoffs überlegener Taktik die Ursache des Sieges erblickt, während es vielmehr dessen rücksichtsloses Draufgehen, die Entschlossenheit zu allem auf österreichischer Seite gegenüber der Minderwertigkeit der schwächlichen italienischen Führer und einer durch zweitägige erfolglose — aber nicht verlustlose — Gefechte gegen die Befestigungen der Insel Lissa herabgesetzte Leistungsfähigkeit der italienischen Flotte war, welche diese kampfesmüde werden und sie die gar nicht bis zum Ende durchgefochtene Schlacht abbrechen ließ.

Dann kam der spanisch-amerikanische Krieg, der zwei Seeschlachten — die von Cavite und Santiago de Cuba — brachte. Die Kriegsflotte des ehemals meerbeherrschenden Königreichs beider Kastilien befand sich bei Ausbruch der Feindseligkeiten in kläglichster Verfassung. Abgesehen von den Fahrzeugen ohne militärische Bedeutung waren in der Heimat nur 4 Panzerkreuzer und 3 Torpedoboote verwendungsbereit. Vor Manila lagen 7 veraltete kleine Kreuzer und 3 Kanonenboote, denen gegenüber das in Ostasien stationierte Geschwader der Vereinigten Staaten unter Dewey eine schlagfertige Macht von erdrückender Überlegenheit darstellte. Die 4 geschützten und 2 ungeschützten amerikanischen Kreuzer hatten denn auch leichtes Spiel und vernichteten am 1. Mai 1898 die spanischen Schiffe, ohne selbst einen Mann zu verlieren. Zu lernen war aus dieser „Schlacht" für den Fachmann nichts; es war nur deutlich geworden, daß die Amerikaner artilleristisch herzlich schlecht ausgebildet, ihren Gegnern aber auch in dieser Hinsicht noch immer überlegen waren.

Inzwischen hatte man — unbegreiflicherweise — sich in Madrid dazu entschlossen, die oben erwähnten fertigen 4 Panzerkreuzer und 3 Torpedoboote nach Westindien zu entsenden. Diese Schiffe waren moderne Fahrzeuge von geringer Defensivstärke aber großer Probefahrtsgeschwindigkeit. Einem von ihnen fehlten die schweren Geschütze. Die Besatzungen waren unausgebildet. Im Hafen von Santiago de Cuba wurden sie nach einer Argonautenfahrt durch die aus 3 Linienschiffen, 3 Panzerkreuzern und 2 Hilfsdampfern bestehenden Vereinigten Staaten-Flotte blockiert. Eine aus Amerika herangeholte Landungsarmee be-



Brunnen. Von Prof. Adolf Hildebrand.

drängte im Verein mit kubanischen Insurgentenbanden die Stadt von der Landseite. So von allen Seiten bedroht brach das spanische Geschwader am 3. Juli vormittags aus, unterlag aber nach kurzer Jagd dem Feuer der amerikanischen Armada. Die Panzerkreuzer wurden in Brand geschossen und auf den Strand gejagt, die beim Geschwader befindlichen beiden Torpedoboote*) in den Grund gebohrt. Dieser große militärische Erfolg wurde von den Amerikanern mit dem Verlust von einem Toten und einem Verwundeten erkauft. Auch den Laien werden die geringen Treffresultate auf spanischer Seite nicht in Erstaunen setzen, wenn er hört, daß die spanischen schweren Geschütze vor der Schlacht zur Übung nur zwei, die mittelschweren und leichten Geschütze nicht einen Schuß abgegeben hatten. Aber auch die Leistungen des spanischen Maschinenpersonals waren kläglich: Statt der 20 Knoten, welche die Panzerkreuzer bei den Probefahrten gemacht hatten, erreichte der schnellste von ihnen — Cristobal Colon — im Gefecht nur eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 13,5 Knoten. Amerikanische Autoritäten**) berechneten, daß die Treffresultate auch auf amerikanischer Seite sehr unbefriedigend waren, obgleich hauptsächlich auf mittlere Distanzen, bei wenig wechselnder Schußentfernung und Seitenrichtung gefochten worden war, so daß die den Artilleristen gestellte Aufgabe als eine relativ leichte bezeichnet werden muß. Auf der der Spanier waren aber die Leistungen in beiden Schlachten so überaus kläglich, daß man von Cavite ebenso wie von Santiago de Cuba sagen kann: „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen." Das bildete das Material, welches die neuere Seekriegsgeschichte vor dem russisch-japanischen Kriege lieferte, auf das die Marinen der Seemächte angewiesen waren, um sich über die Art des von ihnen zu schaffenden Materials und dessen Verwendung schlüssig zu werden.

Es erscheint unter diesen Umständen erklärlich, wenn man mit höchster Erwartung die Blicke nach Ostasien wandte, als sich dort düsteres Gewölk am politischen Himmel zusammenzog. Stand doch dort ein Waffengang zwischen zwei Gegnern in Aussicht, über deren Mannhaftigkeit kein Zweifel am Platz schien und von deren Material und der Ausbildung des Personals man ebenfalls eine hohe Meinung hegte. Auch das Stärkeverhältnis war nicht so verschieden, daß der Ausgang der zu erwartenden Kämpfe von vornherein zu mutmaßen gewesen wäre. Die Geschehnisse ließen allerdings bald erkennen, wie sehr man irrte; denn die russischen Führer bewiesen einen Mangel an kriegerischer Initiative, ihre Besatzungen zeigten sich so minderwertig in der Handhabung der ihnen anvertrauten Waffen, daß niemand sich dem Eindruck verschließen konnte, man habe die Leistungsfähigkeit der russischen Personen weit überschätzt.

Es wird zunächst nötig sein, daß wir uns kurz die Vorgeschichte dieses Krieges ins Gedächtnis zurückrufen. Nach Beendigung des chinesischen Krieges 1895 sah sich Japan durch das Eingreifen Deutschlands, Frankreichs und Rußlands zum großen Teil um die Früchte seiner Siege gebracht. Mit richtigem Blick erkannte es letztgenannte Macht als seinen schärfsten Gegner um die Vorherrschaft in Ostasien und begann deshalb alsbald energisch zu Wasser und zu Lande gegen das Zarenreich zu rüsten. Die Russen ihrerseits hatten, um den Japanern die Lust zu einem Appell an die Waffen zu benehmen, ebenfalls militärische Maßregeln getroffen. In der Mandschurei waren Truppen zusammengezogen worden, Port Arthur wurde stark befestigt und mit seinem Ausbau als Flottenstützpunkt begonnen. Anfang 1903 stand dort aber erst ein Trockendock zur Verfügung, welches für die größten auf der Station befindlichen Schiffe nicht ausreichte. Was an modernen Schiffen bereit war oder fertig wurde, schlug den Weg nach Ostasien ein, wo sich nach und nach die Blüte der russischen Marine sammelte. Ende 1902 waren diese Seestreitkräfte — abgesehen von minderwertigen Fahrzeugen — auf 7 Linienschiffe, 4 Panzerkreuzer, 7 geschützte Kreuzer und 38 große Torpedoboote gebracht.

Die japanische Flotte bestand kurz nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten aus 6 modernen, 2 veralteten Linienschiffen, 8 Panzerkreuzern, 20 geschützten Kreuzern und 108 Torpedobooten. Damit war die japanische der russischen Flotte in Ostasien, so weit das Material in Frage kam, bedeutend überlegen; denn die japanischen neuen Linienschiffe stellten einen wesentlich größeren Wert dar als ihn die russischen besaßen.

Der deutsche Geh. Admiralitätsrat Kretschmer hat eine Formel entwickelt, auf Grund deren er den theoretischen Wert von Kriegsschiffen verschiedener Typen berechnete und durch eine Zahl kennzeichnete. Danach repräsentierte das stärkste russische Linienschiff des pacifischen Geschwaders „Cessarewitsch" die Wertziffer 11,23, das Linienschiff „Retwisan" 9,16, dagegen die Japaner „Mikasa" 15,23, „Shikishimu" 14,15, der russische Panzerkreuzer „Gromoboi" 2,98, der „Bogatyr" 1,89, der japanische Panzerkreuzer „Asama" dagegen 4,92.*)

Der praktische Wert von Kriegsschiffen ist

*) Eins war nach Jamaica abgesprengt.
**) Professor Alger USN.

*) Es dürfte nicht ohne Interesse sein, dies Verzeichnis durch die Wertziffern einiger Schiffe anderer Nationen zu ergänzen:

brit.	Linienschiff	Formidable	12,77
franz.	„	Suffren	11,70
brit.	„	Duncan	11,46
deutsch.	„	Kais. Friedrich III.	7,38
franz.	„	Charlemagne	6,15
ital.	„	Am. d. S. Bon	5,23
amerik.	„	Alabama	5,23
„	„	Maine	4,24
deutsch.	„	Wörth	2,24
brit.	Panzerkreuzer	Cressy	5,15
deutsch.	„	Bismarck	4,79
franz.	„	Jeanne d'Arc	3,76
„	„	Montculm	3,26
deutsch.	„	Prinz Heinrich	2,88
brit.	„	Diadem	2,48
ital.	„	Garibaldi	2,45
amerik.	„	Brooklyn	1,88
„	„	New York	1,39

unberechenbar; denn dieser ist abhängig von dem Geiste und dem Ausbildungsgrade der Besatzung. Diese stellt ein Imponderabile dar, welches von höchster Bedeutung ist; durch sie erst erhält die tote Masse Leben, und mit Recht ist gesagt worden: „Nicht Schiffe, sondern Menschen fechten."

Aber auch in dieser Hinsicht war die Überlegenheit auf japanischer Seite. Die großen Schiffe der Flotte des Inselreichs waren seit dem Spätsommer 1902 im Dienst. Durch systematische, mit unermüdlicher Sorgfalt durchgeführte Übungen aller Art war die Ausbildung ihrer Besatzungen auf eine dem Ideal sehr nahe Stufe gebracht. Die eigentliche Mobilmachung brauchte sich lediglich auf die kleinen Kreuzer, Torpedoboote, ältere Schiffe, Troßdampfer und sonstiges Beiwerk aller Art zu erstrecken.

Dem gegenüber waren die russischen Seeleute nicht in gleicher Weise für den Krieg geschult. Die fleißige Friedensarbeit, welche allein eine hochwertige Leistung für den Ernstfall gewährleistet, liegt dem leichtherzigen Slawen nicht. Offenbar hat man auf russischer Seite bis zuletzt auch nicht ernstlich damit gerechnet, daß es zum Schlagen kommen werde.

Daß bei der geographischen Lage der Tätigkeit der Flotten eine geradezu entscheidende Rolle zufallen mußte, wurde schon erwähnt. Die Japaner konnten den Endzweck des Krieges nur erreichen, wenn sie die Russen in der Mandschurei entscheidend schlugen. Dazu mußten ihre Heere von ihren Inseln nach dem Festlande übergeführt und dort dauernd mit allem versehen werden, dessen sie zur Lösung ihrer Aufgaben bedurften. Dazu gehören: Ersatzmannschaften, Waffen, Munition, Proviant, Material für Krankenpflege und vieles andere mehr.

Das war nur möglich, solange sie das Meer beherrschten, über das die Transporte ihren Weg zu nehmen hatten. Gelang es den Russen, diese Verkehrsader zu unterbinden, so mußten die auf dem Festlande fechtenden japanischen Heere schließlich aus Mangel an allem unterliegen.

Die Japaner hatten des weiteren mit der Möglichkeit des Eingreifens der russischen Ostseegeschwader zu rechnen. Trafen diese ein, ehe es gelungen war, die in Ostasien befindliche russische Flotte zu vernichten, so stand ein Kampf mit recht zweifelhaftem Ausgang gegen eine Streitkraft von numerischer Überlegenheit in Aussicht. Deshalb die enormen Menschenopfer, um den Flottenstützpunkt Port Arthur möglichst schnell zu Fall und die dort liegende Flotte in ihre Hand zu bringen. Für die russische Flottenleitung standen demnach zwei Wege offen: Sie konnte die Schlacht wählen, um zu versuchen, die japanischen Seestreitkräfte, wenn nicht zu vernichten, so doch so weit zu schwächen, daß die Ostseeflotte bei ihrem Eintreffen auf dem Kriegsschauplatz nur noch mit einer Macht zu tun bekam, der sie überlegen war. Oder das pacifische Geschwader konnte einem Zusammenstoß auszuweichen suchen, um mit dem Ostseegeschwader vereint den alsdann weit schwächeren Feind zu erdrücken. Man hat sich unbegreiflicherweise für letzteres entschieden, obgleich man doch wissen mußte, in wie weiter Ferne die Zeit lag, zu welcher auf das Eingreifen der baltischen Flotte zu rechnen war. Vielleicht erklärt es sich damit, daß man fest davon überzeugt gewesen ist, es werde der russischen Armee gelingen, die gelandeten Japaner gründlich zu schlagen und damit jede Gefahr von Port Arthur, mit dem diese Strategie stand und fiel, abzuwenden.

In nachstehendem soll eine kurze Skizze der Ereignisse gegeben werden, so weit sie zum Seekrieg in Beziehung stehen:

Am 6. Februar 1904 brach Japan die diplomatischen Verhandlungen ab. Um diese Zeit waren die russischen Seestreitkräfte an den verschiedensten Punkten verzettelt. Der große Kreuzer Warjag, ein Kanonenboot und ein Transportdampfer lagen in Chemulpo; drei Panzerkreuzer, ein großer Kreuzer, ein Hilfskreuzer, einige Torpedoboote und kleinere Fahrzeuge in Wladiwostok; einige ältere Kanonenboote in verschiedenen chinesischen Häfen; die Hauptmacht — sieben Linienschiffe, ein Panzerkreuzer, fünf Kreuzer, einige Kanonenboote, Minendampfer und die Mehrzahl der Torpedoboote — vor Port Arthur.

Die japanische Flotte lag geschlossen in Sassebo, das sie am 7. Februar mit Kurs auf Port Arthur verließ. Eine Division wurde nach Chemulpo entsandt, wo ein Gefecht am 9. Februar zur Vernichtung der dort liegenden Russen führte. Zwanzig der Hauptmacht beigegebenen Torpedoboote griffen in der Nacht vom 8./9. Februar die sorglos vor Port Arthur liegenden Russen an. Die beiden besten von deren Linienschiffen, Cessarewitsch und Retwisan, sowie der große Kreuzer Pallada wurden so schwer beschädigt, daß auf ihre kriegerische Verwendung auf Monate hinaus nicht zu rechnen, weil eine schnelle Ausbesserung infolge des Fehlens hinreichend großer Docks ausgeschlossen war. — Diese Überfälle ohne Kriegserklärung stehen in der Geschichte nicht etwa vereinzelt da: Von 1700—1870 sind 106 Kriege geführt wurden. Nur in zehn Fällen ist die Kriegserklärung der Eröffnung der Feindseligkeiten vorangegangen.*)

Von da ab war die japanische Flotte unaufhörlich bemüht, die russische zu schädigen und in Port Arthur einzuschließen. Diese verhielt sich passiv und setzte nicht einmal ihre Torpedoboote zum Angriff auf die japanischen großen Schiffe an, obgleich sich dazu mehrfach günstige Gelegenheit geboten hat. Nur als Wachtboote fanden sie Verwendung. Beide Parteien legten in großartigstem Maßstabe Minen aus. Eine große Anzahl von Schiffen aller Art ist ihnen zum Opfer gefallen oder durch sie beschädigt worden. Die Russen verloren so Petropawlowsk, die Japaner die Linienschiffe Hatsuse und Jashima.

Die Untätigkeit der russischen Flotte erlaubet den Japanern große Armeen nach dem Festlande zu werfen. Die wenigen und kurzen Kreuzfahrten der in Wladiwostok stationierten Schiffe, die ebenfalls zu blockieren die Japaner zu schwach waren, hatten auf die Operationen der Japaner keinen Einfluß; dazu war der von ihnen angerichtete Schaden zu unbedeutend. Eine japanische Armee belagerte dann Port Arthur, und als ihr Feuer

---

*) Näheres in des Verfassers Buch: Der Seekrieg.

die im Hafen liegenden Schiffe bedrohte, beschloß man, die Flotte nach Wladiwostok in Sicherheit zu bringen. Die Reparaturen an den geschädigten Schiffen waren inzwischen so weit gefördert, daß am 10. August 1904 die russische Armada mit sechs Linienschiffen, vier Kreuzern und fünfzehn Torpedobooten in See gehen konnte. Nur der durch eine Mine beschädigte Panzerkreuzer Bajan mußte zurückbleiben. Aber schon gegen Mittag sah sie sich von Togo mit fünf Linienschiffen, vier Panzerkreuzern, acht Kreuzern, siebzehn Torpedobooten angegriffen und nach etwa siebenstündigem Kampfe zersprengt. Cessarewitsch mit mehreren Torpedobooten gelangte nach Tsingtau, Askold nach Shanghai, Diana nach Saigon, Nowik bis Korsakow Bay, wo er nach einem Gefecht gegen zwei japanische Kreuzer auf den Strand gesetzt und unbrauchbar gemacht wurde. Weitere Torpedoboote sind nach Weihaiwei gegangen. Alle diese Schiffe waren für die Dauer des Krieges hors de concours; denn sie wurden — so weit sie in neutralen Häfen lagen — desarmiert. Die übrigen fünf Linienschiffe und Pallada kehrten nach Port Arthur zurück, wo sie während der Beschießung durch die japanische Belagerungsartillerie zu ihrem Schutze versenkt wurden und beim Fall der Festung in diesem Zustande übergeben wurden. Sie sind zurzeit größtenteils bereits gehoben und werden eine wertvolle Verstärkung der japanischen Flotte bilden.

Am 14. August gelang es vier japanischen Panzerkreuzern die drei aus Wladiwostok ausgelaufenen Panzerkreuzer in der Koreastraße zum Gefecht zu zwingen. Rjurik wurde zum Sinken gebracht, Gromoboi und Rossija entkamen schwer verletzt nach Wladiwostok, in dessen Dock der im Nebel aufgelaufene Bogatyr mit aufgerissenem Boden lag. — Das von Rojestwenski geführte baltische Geschwader lief erst acht Monate nach dem Beginn der Feindseligkeiten aus und kam am 27. Mai 1905 in die Koreastraße. Dort wurde es von Togo mit seiner gesamten Flotte angegriffen und vernichtend geschlagen. Von den acht Linienschiffen wurden sechs versenkt, zwei genommen; von drei Küstenverteidigern einer versenkt, zwei genommen; drei Panzerkreuzer wurden vernichtet; von sechs Kreuzern entkamen vier, zwei sind von den Japanern, resp. der eigenen Besatzung zerstört worden. Von dreizehn Torpedobooten gelangten zwei nach Wladiwostok, eins nach Shanghai. Die übrigen sanken oder fielen in Feindes Hand. Von den Hilfs- und Troßdampfern fand ein Teil den Untergang oder wurde genommen, einige entkamen in chinesische Häfen. Und diesen großartigsten Sieg, den die Seekriegsgeschichte kennt, erkauften die Japaner mit drei Torpedobooten, mit 115 Toten und 101 schwer Verwundeten! Damit fand das Ringen um die Seeherrschaft ein Ende; denn die russische Flotte hat auf dem Weltmeer als beachtenswerter Faktor zu existieren aufgehört.

Was lehren nun die Ereignisse, welche hier kurz skizziert wurden?

Wie schwer sich die mangelhafte Ausbildung auf seiten der Russen rächte, welch reiche Frucht die Japaner aus der Saat fleißiger Friedensarbeit ernteten, ist schon erwähnt worden. Mit bewundernswertem Scharfblick hat Togo seine Überlegenheit in dieser Richtung zu verwerten gewußt: Er focht stets auf große Entfernung; denn im Ferngefecht kam die treffliche Schießkunst seiner Geschützführer zu voller Geltung. Schon 1902 habe ich im „Seekrieg“ gesagt: „Zunächst ist ohne weiteres einleuchtend, daß, wenn eine Flotte weittragende Geschütze und gut ausgebildete Kanoniere besitzt, ... sie bei rationeller Schießmethode und sparsamem Umgehen mit Munition im Ferngefecht vorteilhaft fechten wird. Nimmt sie wahr, daß der Gegner durch ihr überlegenes Feuer gelitten hat, so kann sie durch ein Herangehen auf mittlere Entfernung die Wirkung ihrer Artillerie steigern.“ Buchstäblich so handelten die Japaner bei Tsushima. Im „Seekrieg“ heißt es dann weiter: „Läßt dagegen die Leistungsfähigkeit der eigenen Artillerie auf weite Entfernung zu wünschen, so wird möglichst bald der Nahkampf anzustreben sein, ... weil die überlegene feindliche Schießkunst zum Teil dadurch ausgeglichen wird, daß sich auf kurze Distanz für den schlechteren Schützen die Treffwahrscheinlichkeit wesentlich erhöht.“ Weder am 10. noch am 14. August 1904 ist ein dahin gehendes Streben in die Erscheinung getreten. Ich spreche nur von einem „Streben“, denn es ist anzunehmen, daß sich Togo am 10. August auf einen Nahkampf nicht eingelassen hätte. Im „Seekrieg“ (S. 192) lautet ein dahin gehender Passus: „Ob eine Flotte aber imstande ist, den Gegner nach Belieben zum Nah- oder Ferngefecht zu zwingen, ist von ihrer relativen Geschwindigkeit abhängig.“ Die russischen Linienschiffe waren am 10. August weit langsamer als die japanischen. Am 14. August aber hatten die russischen Schiffe die größere Geschwindigkeit für sich; denn nur dank dieser gelang es zweien von ihnen, sich zu retten.

Es erscheint erklärlich, daß die Russen in beiden Schlachten zuerst versuchten, ein Gefecht zu vermeiden, um sich bis zum Eintreffen des baltischen Geschwaders intakt zu halten. Als es sich aber herausstellte, daß das unmöglich war, mußten sie einen Entscheidungskampf bis zum letzten bitteren Ende durchkämpfen, um dem Feinde Schiffsverluste beizubringen, welche die Japaner nicht ersetzen konnten. Von einem Ferngefecht waren nur Beschädigungen zu erwarten, welche die Japaner auf ihren nahen leistungsfähigen Werften in aller Sicherheit beseitigen konnten, während die weniger leistungsfähige Werft in Port Arthur, der einzige Stützpunkt, welcher der russischen Hauptmacht zur Verfügung stand, im Schußbereich der feindlichen Geschütze lag.

Sehr lehrreich ist auch, wie Togo seine leichten Schiffe ausnutzte. Er bildete — wie das auch schon in der Seeschlacht am Yalu geschehen war — einzelne Geschwader, welche planmäßig zusammenwirkten, indem sie die feindliche Linie von mehreren Seiten anfielen: Die schweren Schiffe bekämpften die feindliche Hauptmacht; die leichten Geschwader suchten unterdessen Stellungen zu gewinnen, von denen aus sie die russische Schlachtlinie der Länge nach bestreichen konnten. Die von dort aus verfeuerten Geschosse hatten, wenn sie ihr eigentliches Ziel überflogen, noch Aussicht, in der gleichen Richtung, aber weiter

entfernte Schiffe zu erreichen. Man nennt das technisch: „Zufallstreffer erschießen." Ein dahin gehendes Streben tritt schon am 10. August 1904 in die Erscheinung; aber der Erfolg ist noch nicht so in die Augen fallend wie in der Schlacht bei Tsushima. Dort erst feierte diese Taktik den höchsten Triumph. Man kann sagen, daß der 10. August 1904 die Generalprobe zum 27. Mai 1905 gewesen ist. Der Taktik der Russen fehlt jeder große Zug, jedes Verständnis maßgebender Prinzipien. Sowohl am 14. August 1904, wie auch am 27. Mai 1905 erleichterte vielmehr die von den russischen Admiralen gewählte Ordnung ihren Gegnern die höchste Ausnutzung ihrer Artillerie.

Was die Bedeutung der verschiedenen Waffen anlangt, so hat dieser Krieg nur bestätigt, was man erwartete. 1902 schrieb ich im „Seekrieg" (S. 45): „Vergegenwärtigt man sich das in vorstehendem Gesagte, so ist es über jeden Zweifel erhaben, daß die Artillerie als die Hauptwaffe des Schiffes anzusehen ist." Am 10. August sowohl wie am 27. Mai eröffnete Togo auf etwa 6000 m das Gefecht. Nach dreiviertel Stunden war die Seeschlacht von Tsushima lediglich durch Geschützfeuer zu gunsten der Japaner entschieden. Am 14. August 1904 machte die japanische Artillerie auf 11 Kilometer Entfernung den russischen Panzerkreuzer „Rjurik" manövrierunfähig.

In bezug auf den Torpedo war man zunächst enttäuscht, sowohl was die Treffresultate als auch deren Wirkung anbetraf. Aber Tsushima läßt erkennen, daß die Japaner im Laufe des Krieges gelernt hatten. Dem Torpedo verdanken sie, daß ihr Sieg zur völligen Vernichtung der Russen sich auswuchs. Der Überfall von Port Arthur wich infolge der Sorglosigkeit der Russen nicht wesentlich von einem Friedensmanöver ab. Die Ankerplätze der Angegriffenen waren genau bekannt. Die Angreifer erhielten beim Angriff selbst kein Feuer, sondern wurden erst beim Abdampfen wirkungslos beschossen. Wenn unter solchen Umständen 20 attackierende Torpedoboote mit etwa 60 Schuß nur drei Treffer erzielen und nicht ein Schiff zum Sinken bringen, so ist das ein taktisch recht unbefriedigender Erfolg, wenn er auch strategisch hinreichte, um den Russen fürs erste jeden Gedanken an Offensivstöße zu benehmen, welche die japanischen Operationen hätte stören können. Aber auch die wenig ausgedehnte Wirkung der erzielten drei Treffer läßt annehmen, daß die verwendeten Torpedos einem wenig leistungsfähigen Modell angehört haben. Zum Teil erklärt sich die kleine Trefferzahl wohl damit, daß die angreifenden Torpedoboote erst seit kurzem in Dienst gestellt und die Ausbildung ihrer Besatzungen noch nicht auf der Höhe stand. Auch am 10. August haben die japanischen Torpedoboote nichts geleistet. Sie haben die fliehenden Linienschiffe und Kreuzer in der Nacht wiederholentlich ohne jeden Erfolg angegriffen und dabei eine Unzahl Torpedos verschossen. Gegen den lahmen Cessarewitsch allein sind neun Torpedos lanciert worden; keiner hat getroffen. Auch hier also ein Mißerfolg, den man nicht erwartet hatte. Man hatte vielmehr geglaubt, daß gerade nach einer Schlacht der Weizen für die Torpedoboote blühe, weil alsdann ein großer Teil der ungedeckt stehenden Antitorpedoartillerie außer Gefecht gesetzt sein werde. Erst durch den Massenangriff von über 100 Booten in der Nacht vom 27./28. Mai wurde die Reputation des Torpedos zum Teil wieder hergestellt. Navarin, Sissoi, Weliki, Uschakoff, Nachimoff und Wladimir Monomach sind hier getroffen worden. Ja, selbst noch während der Tagschlacht hat Suwaroff durch einen Torpedobootsangriff den Gnadenstoß erhalten.

Die Russen haben ihre Boote so gut wie gar nicht als Torpedofahrzeuge, sondern nur als Wachtboote und Tender benutzt. Nur eines von ihnen hat einen japanischen Kreuzer angegriffen und beschädigt.

Der Sporn hat keine Verwendung gefunden, und das habe ich auch nicht erwartet. Dagegen wurde der japanische Kreuzer Joshino im Nebel von dem japanischen Panzerkreuzer Kasuga niedergerannt.

In bezug auf die Abwehr der Torpedoboote hat sich herausgestellt, daß der 7,5 cm-Kanon nicht wirkungsvoll genug ist, und auch der deutsche 8,8 cm-Kaliber dürfte nicht ausreichen. Man wird die modernen Torpedoboote von 450 ts. und mehr wahrscheinlich nur mit schweren Kalibern wirksam bekämpfen können.

Was den Wert der Schiffsklassen anbetrifft, so hat sich die schon früher bestehende Ansicht befestigt: Das Linienschiff ist der ausschlaggebende Faktor, Kreuzer und Torpedoboote sind unentbehrliches Beiwerk einer Flotte.

Für den Unterwasserschutz wird der Schiffbau größere Sorge tragen müssen, um die Schwimmfähigkeit auch bei ausgedehnten Bodenverletzungen sicher zu stellen. Die Bewaffnung der Linienschiffe wird in der Folge nur aus schweren Panzer brechenden Geschützen und aus Antitorpedoartillerie bestehen.

Der Marsch der Flotte Roschdjestwenskis bestätigt aufs neue die Wichtigkeit von Kohlenstationen und läßt erkennen, wie übel daran derjenige ist, dem sie nicht zur Verfügung stehen.

In engster Verbindung damit steht die Neutralitätsfrage. Englands Schiffe finden überall britische Stützpunkte und sind deshalb auf das Wohlwollen von Neutralen nicht angewiesen. Es ist deshalb erklärlich, wenn Großbritannien seinen Einfluß dahin geltend zu machen sucht, daß Neutrale die den Kriegsschiffen kriegführender Mächte zu gewährende Gastfreundschaft auf ein Minimum einschränken sollten. Ein Zeichen großer Kurzsichtigkeit dagegen ist es, wenn die übrigen Seemächte, welche sich nicht in gleich günstiger Lage befinden, dem Streben der englischen Staatskunst nicht energischen Widerstand leisten.

Schließlich ist von höchster Wichtigkeit, daß eine planmäßige Mobilmachung sicher stellt, daß das vorhandene Schiffsmaterial in kürzester Zeit in den Kampf geführt werden kann.



Auf der Dult in Haidhausen.

Auf dem Münchener Tandelmarkt.

Von Fritz v. Ostini.

Abbildungen nach Originalaufnahmen von E. Grützner.

Die Metropole Bayerns hat sich allgemach zur Halbmillionenstadt ausgewachsen und zeigt im allgemeinen auch ganz die Physiognomie, die zu solcher Einwohnerziffer paßt. Trotzdem hat München aber doch eine ganze Anzahl kleinstädtischer und altväterischer Gewohnheiten behalten, und gerade diese tragen nicht wenig bei zu seinem berechtigten Ruhm als einer gemütlichen Stadt. — Jeder Fremde, der zum ersten Male hierher kommt, wundert sich zum Beispiel über den Viktualienmarkt mit seinen offenen Ständen und Riesenparapluies, wo der Straßenstaub die Eßwaren pudert und die armen Marktfrauen im Winter sich blau frieren; aber auch jeder, der dies Bild zum erstenmal sieht, findet es hübsch. Der Münchener hält sich nun überhaupt einmal gern unter freiem Himmel auf! Und er hat ein ganz besonderes Faible auch für seine Jahrmärkte, die, aus uralter Zeit überkommenen Dulten, und Hoch und Nieder kauft gern in den gebrechlichen Buden aus Latten und Leinwand ein, welche zur Dultzeit die weiten Kirchplätze der Vorstädte Au und Haidhausen bedecken. Der Ausdruck „Hoch und Nieder“ bedeutet durchaus keine Redensart! Die kleinen Leute erhandeln sich da, außer Töpferwaren aller Art, Leinenzeug und Schuhwerk. An diesen Buden (oder „Ständen“, wie es hier heißt) geht der Gebildete nun freilich mit Nichtachtung vorüber, weil er weiß, daß er alle diese Herrlichkeiten billiger und besser in den Geschäften der Stadt bekommt. Er strebt zum — Tandelmarkt, jenem Teil der Dult, in welchem die Tändler und Alteisenhändler ihre Schätze ausbreiten

und so ziemlich alles feilbieten, was der Mensch braucht und verbraucht. Alles, nur nichts Neues! Der Sport, den die Damen und Herren der besseren Kreise — die Damen ganz besonders! — hier betreiben, ist die Antiquitätenjagd. Sie wird mit einer Leidenschaft geübt, die ihr Komisches und ihre psychologisch interessante Seite hat, und es ist sehr wohl der Mühe wert, sich diesen Handel anzusehen zwischen den bauernschlauen Tändlern, von denen fast keiner eine Ahnung von Wert oder Unwert der alten Dinge hat und dem kaufgierigen Publikum, das hier darauf ausgeht, die Verkäufer hineinzulegen. In der Mehrzahl der Fälle fällt aber doch der Käufer herein. Nur ganz selten scharrt einer eine Perle aus dieser ungeheuerlichen Anhäufung von Kulturabfällen: das weitaus Meiste würde man bei einem kundigen Antiquitätenhändler zu gleichem Preise bekommen und noch dazu ganz; dagegen sieht man auf dem Tandelmarkt recht selten ein gut erhaltenes Stück. Man kann Hunderte von Dingen in die Hand nehmen, ohne eins zu finden, das keinen unheilbaren Riß oder Sprung hat. Aber in der Schwierigkeit liegt jeden Sportes Reiz. Eine Zinnkanne, die aus den Vitrinen eines Antiquitätenladens an der Maximilianstraße geholt ist, macht dem Käufer nicht annähernd den Spaß, wie ein gleiches Gefäß, das er zwischen mistduftenden Ladenabfällen und rostigem Eisen auf dem Tandelmarkt herausgezogen, überzeugt, der Händler habe keine Ahnung, was das für ein Juwel sei. In Wahrheit hat der Tändler aber die Kanne mit wohlberechneter Absicht so unter die alten Stiefel und eisernen Häfen gesteckt. Ob die Kanne von guter oder schlechter Form ist, weiß er freilich nicht. Aber er weiß, daß sie ein Loch im Boden hat, das der Kauflustige in seiner Hast, diesen Fund schnell in Sicherheit zu bringen, viel leichter übersieht, als wenn er sich das Stück behaglich vom Tisch herunternehmen und ansehen könnte! Nur der kann da noch hie und da ein Stück billig kaufen, der grundsätzlich an der Erkenntnis festhält, daß ihn der Tändler hereinlegen will, der diesen nicht merken läßt, welches Stück ihm gefällt. Der gewandte Habitué des Tandelmarktes wird am liebsten um eine Sache feilschen, die er gar nicht haben möchte, und nur so en passant nach dem



Die Tändlerin mit von Herrschaften abgelegten Kleidern.



Eine Zufriedene.

Preis des betreffenden Objektes fragen. Man fragt hier übrigens nach allem, nimmt alles in die Hand, und besieht sich's, auch wenn man nichts kaufen will. Dafür wird man nicht leicht ein grobes Wort ernten. Wohl aber kann einem dies passieren, wenn man Preis oder Ware abfällig kritisiert. Denn auf seine „Kunstsachen" ist der Tändler nun einmal stolz, und darum verlangt er manchmal so aberwitzige Preise, daß man hell auflachen muß. Dann aber wird er — oder sie — massiv, wie der Münchener sagt.

Zwischen den Budenreihen des Tandelmarktes sieht man stets die mannigfaltigsten Typen von den oberen, wie von den unteren Zehntausend. Den ersteren ist's fast ausschließlich um Altertümer zu tun, und es ist seltsam zu sehen, mit welcher Kühnheit die elegantesten Damen unter abgelebten Hosen und schlecht parfümierten Bettsachen herumkramen, weder Geruch noch — Insekten fürchtend, ohne Ekel und Angst. Auf dem Tandelmarkt ekelt einem eben nicht, und der Sportseifer hilft über den Anblick der heikelsten Stilleben hinweg. Denn es ist wirklich in der Hauptsache ein Sport, was da die Gemüter angenehm aufregt, der Sammelsport. Wie beim Sammelwesen überhaupt, spielt da ja auch noch ein bißchen menschliche Habgier mit herein, aber der Hauptzweck ist und bleibt, dem vorhandenen Besitz an Kuriositäten und Altertümern ein paar Nummern beizufügen und sie unter dem Marktwert zu bezahlen. Sportmäßig ist die Aufgabe, die paar guten Sachen, die allenfalls vorhanden sind, unter Millionen von Scherben und Lumpen herauszufischen. Für die Tändler sind die Antiquitätenkäufer ja meist nur ganz nebensächliche Kunden. Jene türmen alles auf, was beweglich und transportabel ist, und das alles ist auch verkäuflich. Ein paar, oft recht naiv gewählte Lockvögel für das Publikum hat freilich fast jeder dazwischen stehen, ein paar Zinnteller oder bunte Porzellantassen, geschliffene Gläser oder verräucherte Bilder. Wer überhaupt einen guten Kauf an solchen Dingen zu machen wünscht, tut gut, gerade in die Tiefen jener Buden unterzutauchen, die gar nicht für feine Kundschaft aufgebaut sind. Ich habe einen famosen Bronzeleuchter aus dem XVI. Jahrhundert unter alten Metallabfällen hervorgezogen und mit einer Mark fünfzig bezahlt. Eine Tändlerin, die auf feine Kundschaft spekulierte, verlangte für ein geschliffenes böhmisches Kristallglas das

Siebenfache von dem, was ich in einer Bude nebenan, wo in der Hauptsache alte Wäsche feil war, für ein gleiches bezahlte. So ein Kauf macht dann wohl Spaß. Wer aber derlei Spaß erleben will, muß vorsichtig und unverfroren sein, handeln wie ein Roßtäuscher und sich um Gotteswillen nicht scheuen, das Ding, um das er gefeilscht hat, wieder hinzustellen. Manchmal ist das Handeln an sich schon ein Vergnügen wegen der exorbitanten Überforderungen, die vorkommen. Gar viele der Tändler taxieren auch so noch „geschenkt". Hätte der Mann sonst irgend ein brauchbares Stück in der Bude gehabt, man hätte dies ganz gewiß billig bekommen — wenn man erst um den Specksteingötzen gehandelt und ihn gebührend bewundert hätte.

Zwischen den eigentlichen Tändlerbuden, die freilich in der überwiegenden Mehrheit sind, finden sich einige Stände richtiger Antiquitätenhändler. Größere Firmen aus der Stadt schicken wohl ihren Speicherkram da hinaus und außerdem ist die in Mün-



Bei der Prüfung.

den Wert eines Gegenstandes nach dem — Rock, den der Käufer an hat. Fragt ein Gutgekleideter nach irgend einem Stück bemalter Leinwand, dann mutmaßt der Händler sofort einen Kenner, der einen Raphael entdeckt hat, stellt seinen Preis und läßt sich auch nicht davon abbringen. In diesem Herbst hatte einer unter dem kläglichsten Scherbelkram ein chinesisches Specksteinfigürchen, Dutzendware, wie man es in jedem Orientmagazin für ein paar Mark kaufen kann. Der glückliche Besitzer verlangte nicht weniger als sechzig Mark, überzeugt, es sei chen sehr florierende Gilde der Antiquitätenhändler natürlich fast vollzählig hier vertreten. In jedem Stadtviertel gibt es ein paar kleine Läden der Art, wo man hin und wieder was ganz Hübsches billig haben kann. Ein großer Teil unserer Antiquitätenjäger kauft nun einfach bei jenen Buden ein und für den, der nicht auf den Groschen zu sehen braucht und doch eine Beute heimtragen möchte, mag das ja auch ganz nett sein. „Hohe Jagd" ist's nicht — es erinnert schon fast an den Sonntagsweidmann, der seine Hasen vom Wildbrethändler be-





Auf dem Beobachtungsposten.

ist so ziemlich der begehrteste Artikel des Tandelmarktes. Nun pflegen sie, wie gesagt, die billigeren glatten Teller und Kannen, die an vielen Orten vor zwanzig Jahren noch im Gebrauch waren, mit getriebenen Wappen, Ornamenten oder gar Porträtköpfen und Genreszenen zu verunzieren und schaffen damit eine Dekoration, die schlecht zum Material paßt, ganz abgesehen von der Stillosigkeit der Zeichnungen. Die Alten haben Zinn nur ausnahmsweise getrieben, denn das weiche Metall ist zugleich brüchig und verliert durch die Hammerschläge sehr an Festigkeit. Es läßt sich freilich sehr leicht behandeln und für bescheidene Ansprüche gut „auf den Glanz“ herrichten. Auch gewellte, zopfige Ränder hämmern sie den geringen Tellern an, und der Nichtkundige bezahlt diese dann für gute „Rokokosachen“. Massenhaft werden auf



Vor der Haidhausener Kirche.

zieht! Um da einige Aussicht auf eine glückliche Erwerbung zu haben, muß man entweder sehr früh kommen, wenn die Leute ihre Waren auspacken — für die Tandelmarkthabitués ist das überhaupt die richtige Zeit — oder sehr spät, wenn der Markt schon seinem Ende zuneigt und mancher nach schlechten Geschäften gelegentlich auch denkt: Fort mit Schaden! Geprellt wird man hier noch viel leichter als anderswo. Erstens ist da ein schönes Stück selten fehlerlos, vieles raffiniert geflickt und zusammengesetzt. Seit einigen Jahren herrscht außerdem noch der Unfug, die Zinnsachen widersinnig zu überarbeiten — und Zinn

dem Tandelmarkt gefälschte „alte Möbel" verkauft. Wir haben in München eine Anzahl geschickter Schreiner, die sich trefflich aufs Imitieren verstehen und dazu wird vieles von modernen italienischen Nachahmungen aus tiefdunkel gebeiztem Nußbaum — die Schnitzereien sind natürlich in Wahrheit meist Lindenholz! — importiert. Unter dem Trödelkram einer Tandelmarktbude, wie zufällig hinzugestellt, sieht das Zeug dann merkwürdig echt aus, Schlösser und Beschläge haben alte Formen, eine Ladung Vogeldunst sorgt für die Wurmstiche und verdünnte braune Beize und etwas Staub für den Alterston des Holzes im Innern. Die Formen der „neuen alten Möbel" sind meist vortrefflich und stets auf den Charakter des Ehrwürdigen, Massiven und Soliden berechnet und für den, der weiß, daß es sich um Nachahmungen handelt, sind sie meist durchaus preiswert. Hin und wieder kommt aber ein Dummer — der süddeutsche Ausdruck lautet „eine Wurzen" und der spezifisch münchnerische Volkswitz sagt manchmal „ein Tiroler" — und kauft das Zeug um schweres Geld für alt. Dabei braucht solche wütige Sammler der Händler durchaus nicht zu betrügen. Er verkauft einfach — bezüglich der Echtheit der Antiquitäten lügt sich der Entdecker schon selber an!



„Jedes Buch zwanzig Pfennig!"

Wandelt man zwischen diesen Haufen moderiger Schätze hin, so sieht man Stillleben, vom Zufall zusammengetragen, die Künstlerhand nicht reizvoller zusammenstellen könnte, groteske Gegensätze, prachtvolle Farbeneffekte. In merkwürdig reicher Zahl sind geschnitzte und vergoldete Zierstücke aus barocken Kirchen vorhanden, Heiligenfiguren, Kruzifixe, Altarteile und Bilderrahmen. Im letzten Herbst fanden sich in Unzahl kleine Reliquienschränke, Votivbilder aus Wallfahrtskapellen und jene frommen Arbeiten aus Flitterstickerei, wie sie in Frauenklöstern früher vielfach gefertigt wurden. Offenbar hatte man in den letzten Jahren stark nach diesen Dingen gefragt — wie die findigen Händler, die, nebenbei gesagt, ununterbrochen das flache Land abgrasen, zu dieser Unmasse von geweihten Dingen kommen, ist mir übrigens rein rätselhaft. Auch kirchliche Stickereien blitzen



„Echtes Porzellan!"

dazwischen, Altarleuchter und Rauchfässer, Grabkreuze und Weihbrunnkessel. Für koloristische Wirkungen sorgen die Bauerngewänder, die ebenfalls in Massen verhandelt werden, Goldhauben aller Formen, goldgestickte Mieder und Röcke, Schürzen, Spenser und Busentücher aus buntschillernden, geblümten Seidenstoffen, deren Farben so merkwürdig fein und volltönig zusammenstimmen. Vor wenigen Jahren konnte man sich die prächtigsten Bauernkostüme noch für recht wenig Geld zusammenstellen — heute hat, dank der ungeheuren Nachfrage im Karneval, alles seinen sehr respektablen, oft unverschämten Preis. Hier möchte so ziemlich jede Dame, die im Fasching „was mitmacht“, ihren Oberländleranzug haben und Tausende besitzen ihn auch; die Schwabinger Bauernbälle der jungen Künstlerschaft bringen eine unglaublich reiche Fülle schöner Volkskostüme ans Licht; eine Anzahl von Geschäften verdient im Winter viel Geld nur mit dem Verleihen solcher Kostümstücke; sehr vieles geht nach auswärts, nach den norddeutschen Großstädten, wo es ja auch an „Gebirgsbällen“ nicht mangelt — da begreift man wohl, wenn diese Dinge im Preise steigen. Ferner kann man auf dem Tandelmarkt oft schöne alte Stoffe, Brokate, Stickereien entdecken; eine Spezialität bilden immer noch die persischen Schals, die einst, zur „Riegelhaubenzeit“, in München besonders viel getragen wurden, ja geradezu einen festen Bestandteil der Münchener Frauentracht bildeten. Unsere Damen lassen sich aus den weichen und farbenreichen Geweben gerne Schlafröcke, Theaterkragen oder ähnliches machen, überziehen auch wohl Möbel damit. Heute, in der Zeit der „chemischen Reinigung“, braucht man ja die Berührung mit alten Kleidern nicht



Ein Zweispänner.



Altes Eisen, Bronze- und Messingwaren . . .

mehr zu scheuen und nach ihrer Provenienz nicht zu fragen.

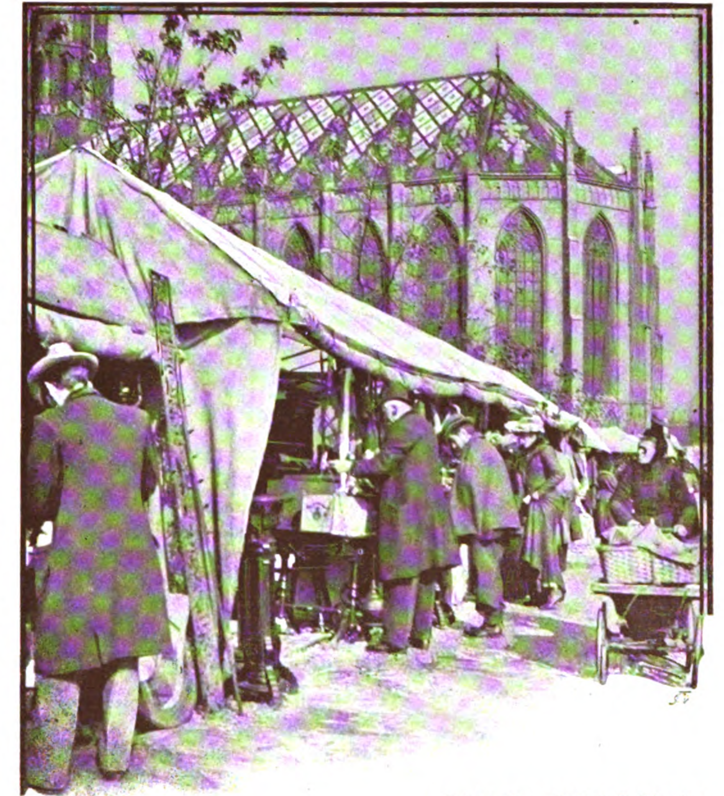
Viel gefahndet wird auf dem Tandelmarkt nach den hübschen, unendlich mannigfaltig bemalten Steingutmaßkrügen des XVIII. Jahrhunderts, die man hier gern sammelt. Sie bilden auf Borden und Schränken auch eine prächtige Zier traulicher Eßstuben, und ihr kindlicher Bilderschmuck gewährt mancherlei Unterhaltung. Da springen Hirsche und Pferde, reiten Soldaten, tänzeln Schäferinnen, zielen grünröckige Jäger auf merkwürdiges Wild, da sieht man Madonnen und Heilige, Landschaft und Wappen aller Art, Sprüche und Blumen und Schnörkelwerk, naiv-empfindsame Symbole und, namentlich auf den Milchglaskrügen aus dem Beginn des XIX. Jahrhunderts, auch oft galante Szenen mit läppisch zweideutigen Unterschriften. Vor zwanzig Jahren konnte man das Stück von diesen Krügen noch zu einem Taler haben — heute kosten sie das Sechs- und Achtfache und die auf dem Tandelmarkt sind nahezu totsicher — lädiert. Gesagt wird es einem nicht. Bemerkt der Käufer den betreffenden Sprung, der das Gefäß natürlich fast wertlos macht, und erlaubt sich, darauf hinzuweisen, so erteilt ihm der Händler mit stoischer Ruhe die stereotype Antwort: „Ja, was glauben's denn? Ganz, wenn er wär', der Krug, tät er ja 's Doppelte kosten!"

Nicht das ganze Publikum übrigens hat den gleichen Widerwillen gegen alles, was Scherben heißt. Im Gegenteil, manche scheinen sie geradezu anzuziehen, was zu den ganz merkwürdigen Dingen in der Naturgeschichte des Tandelmarktes gehört. Namentlich auf eine Kategorie kleinbürgerlicher Hausfrauen übt das eine merkwürdige Anziehungskraft aus, was wegen Zerbrochenheit im Preis herabgesetzt ist. Körbeweise tragen diese trefflichen Hausfrauen auch die Porzellanscherben von der Dult nach Hause. Eine Reihe von Verkäufern führt dort nur den Abfall von Porzellanfabriken, zerbrochene, beim Brennen verbogene oder in der Farbe verunglückte Stücke. Meist sind es Nippes der schrecklichsten Art, Vasen und allenfalls noch Tassen. Und die Porzellanhaufen sind an schönen Nachmittagen belagert von Frauen, die eifrig in diesem klappernden Kulturschutt herumwühlen, um da und dort ein Stückchen zu finden, das noch verhältnismäßig gut ist. Zu Hause wird dann die Beute mit einiger Enttäuschung erst richtig betrachtet, und der Gatte mag wohl auch brummen wegen der Scheußlichkeit der krummen Porzellanfigur und wegen der zwecklosen Ausgabe. Er will nicht verstehen, daß gerade die zwecklose Ausgabe da auch das gehabte Vergnügen bedeutete. Dem Münchener — und den Münchenerinnen! — sitzt eben bei gewissen Gelegenheiten das Geld recht locker in der Tasche. Wo sie lustig sind, kaufen sie auch was! Beim Oktoberfest, beim Salvatorbier, beim Bock, auf den Kellern und bei ähnlicher Gelegenheit findet der albernste bunte Trödel der Hausierer massenhaften Absatz, für den Spaß ist immer Geld vorhanden. Das ist die wirtschaftlich unerfreuliche Kehrseite der Münchener Gemütlichkeit, und darin gleichen die Isarathener gar sehr den lustigen Fischessern von Seldwyla, die Meister Gottfried so köstlich zu schildern wußte.


Geröstete Maronen.

Solideres und vernünftigeres Käufervolk umsteht die Buden der Buchhändler, der Bouquinisten, wie man sie ja in allen Orten kennt. Hier kann einer leicht einen guten Kauf tun, ein seltenes Exemplar entdecken und alte, amüsante Schmöker, von denen er nie gehört. In langen

Reihen liegen die schmierigen Bücher da, je nach Umfang und Wohlerhaltenheit: „jedes Buch zwanzig Pfennige“, „jedes Buch zehn Pfennige“. Es gehört Mut dazu, diesen Moder zu durchwühlen, aber es lohnt sich, selbst für den, der nichts kauft. Diese Bücher erzählen allen von ihren Schicksalen, erzählen durch Randglossen, krause Widmungen und Bibliothekzeichen, erzählen viel mehr als alle die anderen Lebensabfälle in den sechshundert Buden da ringsherum. Denn jedes Buch hat seine Beziehungen zu einzelnen Geistern und zu seiner ganzen Zeit, es spiegelt das Bild des Autors und seines Jahrhunderts, es spiegelt da in seiner Abgegriffenheit und jenen Merkmalen auch die Geister seiner ehemaligen Leser wieder. —



Auf der Auer-Dult zu Haidhausen.

Die Altertumsjäger und andere gebildeten Besucher des Auer Tandelmarktes sind nun freilich nur ein kleiner Teil seines Publikums, aber der Teil, der ihm eine interessante Physiognomie gibt. Der weitaus größte Teil der Menschen, die hier mit emsig spähenden Blicken zwischen den Budenzeilen hinschreiten, sieht praktische, reelle Dinge. Und wer zu suchen weiß, findet alles hier: eine bestimmte Schraube, einen Messingbügel von gewünschter Form, einen Türbeschlag oder einen Schlüssel ebensogut, als einen Pelzmantel, einen Destillierapparat, eine Wurstspritze, einen Gasherd, oder einen Einspännerwagen. Die Trödlerbuden der ganzen Stadt sind hier ausgeleert und dazu kommt eine große Zahl von kleinen Leuten, die allerlei Kram aufsammeln, oder in Kommission nehmen, um auf dem Tandelmarkt einen kleinen Gewinn einzuheimsen. Mit ganz besonderem Interesse habe ich stets eine Art dieser Kunden hier beobachtet: die Bohême, die da gerne ihren dürftigen Hausrat zusammensucht. Schlanke bleiche Herren, an denen drei Dinge fast immer abnorm sind, der Haarschnitt, die Krawatte und der Hut, kommen da mit weiblichen Wesen von eigenartiger Edelfäule, die mit Vorliebe auffallende, aber chiffonierte Stücke von verflossener Mode tragen und kaufen alte Spirituskocher und verbeulte Kasserollen, Töpfe, in denen schon die bedenklichsten Dinge gekocht sein mögen, fragmentarische Waschtischgarnituren und halbblinde Spiegel und was sonst dazu dienen mag, sich in einer kahlen Kammer halbwegs wohnlich einzurichten. Trotz ihres unleugbar artistischen Anstrichs sehen diese Leutchen meist nur auf Billigkeit und nicht auf antiquarischen Wert dieser Gegenstände und ihre Erwerbungen lassen in dem Beobachter ein Bild von zigeunerischem Mansardenelend aufsteigen, das grotesk und traurig ist zu gleicher Zeit. Vielleicht sind die Scherben, die erstanden werden, manchmal der Anfang

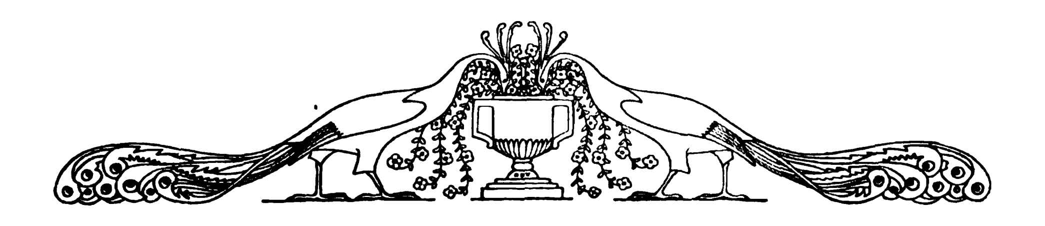

Beim Tandler alter Bilderrahmen.

zu einer Existenz, öfter wohl bedeuten sie Schiffbruch.

Um den Tandelmarkt gruppiert sich die übrige Dult mit ihren an Bedeutung aber immer mehr verlierenden Buden von Spielzeug, Leckereien, Kokosnüssen, von sensationellen Erfindungen für den Haushalt, wunderbarem Kitt und phänomenalen Fleckenwassern, mit Bauernleinwand, Pfälzer Schuhwerk und anderen Dingen. Eine Hirschgeweihbude, wo nicht nur Geweihe aller Art, sondern die verschiedensten Gegenstände aus Hirschhorn feilgehalten werden, fehlt nie, ein Silberarbeiter, der als Spezialität Massen alten silbernen Bauernschmuckes vertreibt, ist ebenfalls regelmäßig zur Stelle. Und ebenso regelmäßig kommen die Glückshafen, die Schieß- und Schaubuden und alle die kleinen fliegenden Stände für Käse und heiße Würsteln, Waffeln und Zuckerstangen, die vor den Augen des hohen Publikums verfertigt werden. Im übrigen ist das Gesicht der Münchener Dulten im allgemeinen so ziemlich das gleiche, wie das jeder kleinstädtischen Messe. — Merkwürdig ist nur der Gegensatz dieser im ganzen recht schäbigen Jahrmarktfeierlichkeit zu den Bauten und dem Verkehr der Großstadt, überhaupt zu unserer ganzen Zeit! Aber wir haben hier nun einmal den Hang für das Altehrwürdige — und altehrwürdig ist die Dult! Sie hat schon im XIII. Jahrhundert bestanden und Dult geheißen, und der Name soll noch weit älter sein. Gemeiniglich liest man, er käme vom lateinischen Indultum, Ablaß, und das klingt recht plausibel, denn, wo bei uns in Bayern noch feierliche „Ablässe“ gehalten werden, fehlt auch die Dult, wenigstens im kleinen Maßstabe, fast nie. Und doch hat das Wort einen anderen Ursprung. Es ist altdeutsch und kommt, wie Jos. Maria Maier in seinem trefflichen „Münchener Stadtbuch“ ausführt, schon in des Ulphilas gotischer Bibelübersetzung vor, also zu Ende des VI. Jahrhunderts. Die Worte „zum Osterfest“ übersetzt Ulphilas mit „at dulth poska“ und ein Sankt Gallener Mönch um 720 verdeutscht die Regel des heiligen Benedikt und setzt für „Fest“ das Wort „tult“. Ebenso hat um den Beginn des XI. Jahrhunderts herum ein anderer Mönch von Sankt Gallen, Notker, den Begriff Festtag mit tuldtag verdeutscht.

Die Auer Herbstdult ist die letzte Gelegenheit im Jahr, welche die Münchener in Scharen unter freiem Himmel sieht. Nur zum „Kripperlmarkt“ werden einige Zeit vor Weihnachten noch ein paar Dutzend Buden aufgeschlagen, und drei Tage vor dem Christfest findet der kleine, aber sehr stark besuchte Christkindl-Markt statt, wo ausschließlich Spielzeug und Christbaumschmuck verkauft werden — für Herz und Auge wohl die gemütlichste und erquicklichste dieser Veranstaltungen, deren wirtschaftlicher Zweck nur schwer einzusehen ist. Unseren Tandelmarkt soll der letztere Vorwurf aber natürlich nicht treffen, der hat seine wirtschaftliche Existenzberechtigung vollauf!





Neues vom Büchertisch.

Von Carl Busse.

Frieda Freiin von Bülow, Irdische Liebe (Dresden 1905, Carl Reißner). — Karl von Perfall, Bittersüß (Berlin 1905, E. Fleischel & Co.). — Timm Kröger, Der Einzige und seine Liebe (Hamburg 1905, A. Janssen). — Lulu von Strauß und Torney, Ihres Vaters Tochter (Berlin 1905, E. Fleischel & Co.).

Herbstsonne ... leises Weh und leises Lächeln. Neben mir schüttelt das Rohr seine braunen Fahnen; über den See ziehn silberschwingig die großen Möwen; weiße Segel, in der Ferne ihnen fast ähnlich, wandern über die blaue Tiefe, als führen sie einer Sehnsucht nach, und die Sehnsucht wohnt hinter den weiten Wäldern, die mit allen Abstufungen ihrer Farben den Horizont begrenzen. Ab und zu rieseln, leicht gerollt, müde Blätter mir ins Haar und fallen vornüber auf den blanken Bogen. Und bläst man sie fort, so kommen bald andere, als dürfte man nicht vergessen, daß die Fülle von Licht und Klarheit ringsum doch nur ein Vorbote ist des großen Sterbens, selber ein Ende und Ausklang. Aber der Ausklang ist voll und schön. Man wird frei und rein, klar und still darin wie die Luft und die Landschaft, über der die Herbstsonne leuchtet ...

In die leuchtende Herbstsonne hinein schreitet zum stillen Ende die Modesta Vanderbeek, die wir mit Hans Jochen von Eibleben lieb hatten, als sie noch das Mockele von Aspern war. Die Schicksale dieser beiden Leute, die zueinander gehören und doch nicht zusammenkommen können, erzählt Frieda Freiin von Bülow in ihrem Roman „Irdische Liebe“ (Dresden 1905, Carl Reißner). Das alte Lied von Lieben und Entsagen — „es klingt so süß, es klingt so weh“. Doch es klingt auch immer neu, wenn es, wie hier, mit Wärme und Wahrhaftigkeit vorgetragen wird.

Von Anfang an spinnt uns der Zauber einer kleinen stillen Residenz ein, die „Atmosphäre der verfallenden Schlösser, der alten Parks, der stehenden Teiche mit Entengrütze darauf“. Wer in solch einem von Hofluft durchwehten Neste gelebt hat, wird die wundervolle Echtheit der Bülowschen Zeichnung in jedem Zuge bestätigen. Einem geringen, eitlen oder verbitterten Erzähler würde die Feder sofort satirisch ausgeglitten sein. Daß Frieda von Bülow niemals in diese Gefahr gerät, stellt der Objektivität ihres Schauens ein schönes Zeugnis aus. Mit ein paar Blutstropfen mag sie sich diesem kleinen Hof- und Landadel, den sie schildert, auch noch verwandt fühlen. Sie weiß so gut wie jeder andere, daß er in mancher Beziehung befangen und zurückgeblieben ist, daß er nicht gerade durch die Produktion geistiger Werte hervorragt, aber sie weiß auch, welch ein tüchtiger Kern, wie viel gute sittliche Kraft in ihm steckt, und sie weiß ferner, daß dieselben Schranken, die hier einengen und den Blick beschränken, dort wieder eine freie Sicherheit und einen festen Halt geben. So kann sie wohl manchmal mit leiser Überlegenheit Anschauungen dieses scharf umrissenen Kreises belächeln, aber sie hat dabei den liebevollen Respekt vor den Persönlichkeiten.

Hans Jochen von Eibleben, der Held des ersten Teiles, hat als Knabe das Unglück gehabt, seiner blonden Spielgefährtin Lena Steinbock, der Pfarrerstochter, durch einen Pfeilschuß das Augenlicht zu zerstören. Er will das dadurch in etwas gut machen, daß er sich und ihr gelobt, sie später zu heiraten. Aber als er herangewachsen ist, überfällt ihn allgewaltig die Liebe zu seiner Cousine „Mockele“, der Modesta. Nur in ein paar Szenen lernen wir das köstliche Mädel kennen, doch in ihrer leuchtenden Jugend, ihrer hellen Natürlichkeit tritt sie uns so nahe, daß uns das Herz fast ebenso warm wird wie dem Hans Jochen. Und nun könnt' es ein Liebesidyll geben mit der Aussicht auf eine glückliche Ehe, denn ob der lange Eibleben auch nicht der Mann dazu ist, ein Weib auf alle Gipfel heißer Seligkeit zu tragen, so würde er doch das einmal Errungene in festen, treuen und starken Händen halten. Aber das Mockele hat andere Ideale: ihr scheint der Vetter zu gut, zu sanft, zu unentschlossen, und sie will einen, der eigenwillig und kühn und hart und stolz ist. In einem von allen Traditionen freien Amerikaner Geraldin Vanderbeek glaubt sie dieses Ideal gefunden zu haben. Ihm folgt sie als Weib — und Hans Jochen muß sein zitterndes Herz fest in beide Hände nehmen.

Das zweite Buch des Romans heißt „Modesta“. Aber was uns lieb und vertraut war, ist uns fremd geworden. Denn wir erleben gerade die entscheidenden Jahre nicht mit, die aus dem Backfisch, aus dem harmlos-lustigen Freifräulein das Weib, die ernste gefestete Persönlichkeit machen. Wir ziehen nicht mit ihr aus der kleinen Residenz nach Amerika, sehen und hören nichts von den Kämpfen und Zusammenstößen, die zwischen Tradition und Traditionslosigkeit erfolgen müssen, sind nicht Zeuge von den Schmer-

zen und Qualen, die das Modele erduldet, als sie mit Grauen erkennt, daß der stählerne Wille, den sie an ihrem Gatten so geliebt hat, ihm den Weg über Leichen bahnen muß, stehen nicht mit ihr am Totenbett ihres einzigen Kindes, ringen nicht mit ihr um den Entschluß, ihrem Manne fortzulaufen — kurz, die ganze Entwicklung, die aus der deutschen kleinstaatlichen Baroneß eine amerikanische Dozentin macht, wird uns unterschlagen. Und als dann das einstige Modele in der Heimat wieder auftaucht, ist sie, wie gesagt, uns und Hans Jochen eine Fremde. Hans Jochen hat inzwischen seine Lena geheiratet, ist Kammerherr und Regierungsrat geworden, wie einst sein Vater, und hat sein freundliches Glück. Im intimen Verkehr mit der Heimgekehrten leuchtet wohl ein Rest der alten Liebe auf, aber Hans Jochen weiß, daß ein Glück ohne sein Weib, ohne seine Kinder doch kein Glück mehr wäre. Nun aber glüht das Modele, die Frau Vanderbeek, für denselben Vetter, den sie einst nicht gemocht hat, in allen Schmiedefeuern der Liebe, in einer Heißglut, die sie, als es ihr nicht gelingt, ihn an sich zu reißen, zurücktreibt nach Amerika, wo das wilde Herz bald für immer Ruhe finden dürfte...

Aus der Nacherzählung ist schon klar geworden, wo der schwache Punkt des Romans liegt. Die eigentliche psychologische Entwicklung Hans Jochens sowohl wie Modeles fällt gerade in den Zeitraum, der übersprungen wird. Da klafft eine Lücke, da ist ein scharfer Bruch. Die beiden Teile, die sich so ergeben, haben verschiedene Helden. Es wäre nicht möglich, das Buch nach einem von ihnen zu nennen. In psychologischer und kompositioneller Beziehung lassen sich also gewichtige Einwände erheben; an der Milieudarstellung, der Kunst der Erzählung und der Charakteristik kann man dagegen seine Freude haben. Besonders in ersterer, in der wundervollen Ausschöpfung des Milieus, gipfelt Frieda von Bülows Begabung. Da ist sie Meisterin, der man sich mit gebundenen Händen, in einem Gefühl des Vertrauens, ausliefert, ob sie nun, wie hier, in die kleine Residenz, ob sie in Pfarrhäuser oder in die Schlösser des deutschen Adels führt, ob sie das Treiben in unseren afrikanischen Kolonien oder „italienisches Landleben von heute" vor uns aufrollt. Sie hat einen merkwürdig scharfen Blick weniger noch für den Seelenzustand des einzelnen, als für die Eigentümlichkeiten ganzer Lebenskreise. So kann ich mir wohl denken, daß andere Erzähler die einzelnen Gestalten auch des neuen Buches noch tiefer gefaßt und in allen Wurzeln bloßgelegt hätten, aber ich wüßte nicht, wie sich aus diesen Einzelfiguren und ihrem Zusammenspiel ein besseres und gerechteres Gesamtbild hätte ergeben können.

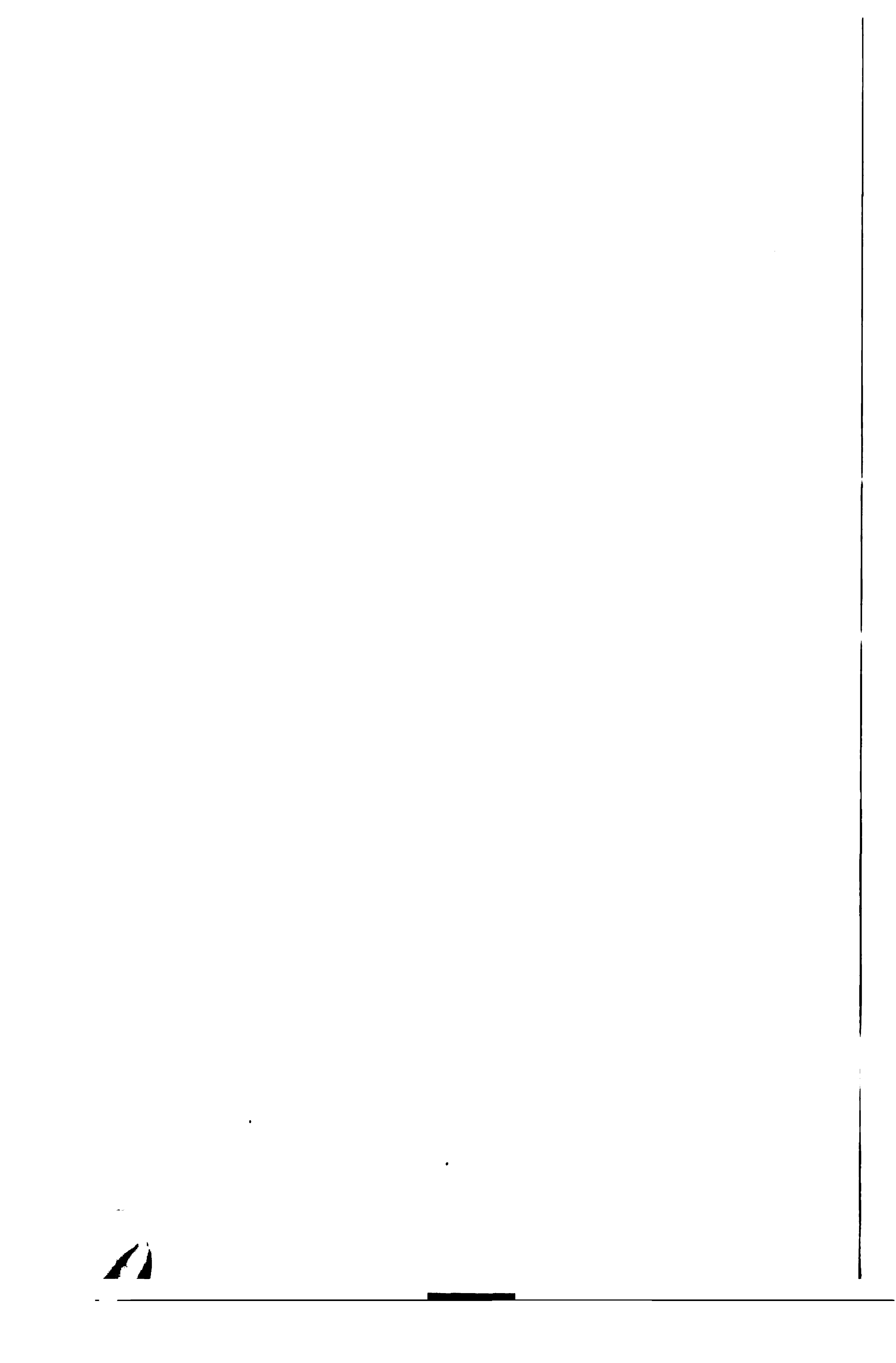
Viel „irdischer" als die „Irdische Liebe" der Bülow ist gewöhnlich jene, die in den Romanen Karl von Perfalls eine Rolle spielt. Bei diesem Erzähler dreht sich bekanntlich jedes Buch, dreht sich die ganze Welt einzig und allein um das erotische Problem, als ob nur dieses die Erde bewegte, und aus den reichen, vieltönigen Lebenschören hört er fein oder grob, zart oder wild nur die Hymnen an Eros heraus. Diese Beschränkung macht das Weltbild leicht einseitig und eng; es kam andererseits dazu, daß die Perfallschen Werke stets an einem inneren Widerspruch krankten. Denn während sie äußerlich einer freieren und höheren Sittlichkeit das Wort zu reden schienen, drängte sich eine ungesunde und unfreie Sinnlichkeit heimlich in ihnen hervor, die den Eindruck erweckte, daß mehr sie, als das gepredigte Ideal in dem Erzähler selbst lebendig sei. Das war an diesen Romanen das Schiefe, Gleißende; es waren gefährliche Lügen, die harmlos-unsichere Gemüter um so leichter verwirren, täuschen, ja vergiften konnten, als sie unter der Etikette eines zu erstrebenden sittlichen Ideals gingen. Und gegen diese heimliche Falschmünzerei, die dem Autor selbst nicht zum Bewußtsein gekommen sein mag, mußte man so kräftig wie möglich protestieren.

Es ist möglich und ist auch von anderer Seite empfunden worden, daß Perfall in aufdämmernder Erkenntnis neuerdings die ethische Idee stärker betont und auch das Mißverhältnis, das zwischen ihr einerseits und Stoff und Darstellung andererseits bestand, aufzuheben oder zu verringern bemüht ist. Ehrlicher Wille kann viel, wenn er auch nicht ganz die Natur zu korrigieren vermag. Ich halte es aber gerade, weil ich im Vorjahr an dieser Stelle ein Perfallsches Buch scharf zurückgewiesen habe, für meine Pflicht, von einem neuen Roman zu reden, in dem der gleiche Erzähler sich — weniger als Künstler, denn als Persönlichkeit — von einer erfreulicheren Seite zeigt. Er sagt ja fast dasselbe, was er früher gesagt hat, aber er sagt es doch in etwas anderem Geiste, und man fühlt ein sorgfältiges Streben nach gerechter Verteilung von Licht und Schatten.

„Bittersüß" nennt sich der neue Roman (Berlin 1905, E. Fleischel & Co.), vermutlich, weil die verschiedensten Individuen bittersüße Erfahrungen mit der lieben Liebe machen. Eine ganze Galerie holder Weiblichkeiten zieht an uns vorbei, jede einen anderen Typus in puncto amoris repräsentierend. Da ist erstens das Idealweib: die Frau des Lehrers, eine glückliche, aufrechte, ihrem Manne auch geistig verbundene Gattin, für die die Mutterschaft und alles, was damit zusammenhängt, heilige Lebenserfüllung ist, die das natürliche Triebleben adelt, die, als sie sich guter Hoffnung fühlt, über das heilige Wunder ihres Zustands in schönen Worten zu den älteren Dorfmädchen spricht und sie vorbereitet auf den höchsten Weibberuf. Denn mit ihrem Gatten — und das glaubt auch Perfall — ist sie der Ansicht, daß man die Menschen vor allem zur Liebe erziehen sollte, zur rechten Liebe zwischen Mann und Weib; alles andere fände sich dann von selbst. Neben ihr, gleichzeitig ihr Gegenstück, steht die üppige, lebenslustige, fesche Gräfin Blattenburg mit den blühenden roten Lippen, „mit raschelnden Seidenröcken, durchbrochenen Strümpfen und über den Scheitel verschlungenen, halbentblößten, weißen, weichen Armen, ein schönes Stück Fleisch," die, als sie im Wochenbett stirbt, ihrem Gatten nichts anderes zu sagen weiß, als: „Wenn ich nur nicht wieder geheiratet hätte!" Numero drei — hier beginnen die Mädchen — ist Baroneß Adelgunde, die junge Gutsherrin von Birkenhof,



Ausfahrender Dampfer. — Gemälde von Ulrich Hübner.



die sich in den hübschen Neffen des Pfarrers verliebt, sich ihm hingibt, weniger aus Leidenschaft, als in der Furcht, ihn sonst zu verlieren, die dann tapfer die Schande trägt, sich wieder frei ringt und einen tüchtigen Mann abbekommt. Der Gegensatz zu ihr wiederum ist die demi-vierge Hedwig von Greiner, die den gleichen Pfarrersneffen auf seiner Studentenbude besucht, aber das Spiel in schlauer Berechnung sich niemals über den Kopf wachsen läßt und sich endlich einen standesgemäßen Gatten einfängt. Schattenhafter bleibt die keusche, stolze Tochter des Gesandten, die untadelige junge Dame. Und am kühnsten erfunden ist die Figur der Klara Federbart, die zu einem scheußlichen Gesicht einen herrlich geformten Körper hat, mit ihren heimlichen Schönheiten Abgötterei treibt und — auf der ganzen Familie lastet ein Fluch — einen schrecklichen Tod findet.

Hab' ich zu viel gesagt, wenn ich von dem Streben nach gerechter Licht- und Schattenverteilung sprach? Gewiß nicht. Denn schon bei der flüchtigen Paradeabnahme wird aufgefallen sein, daß Perfall Individuen von großer Wesensverschiedenheit und in den mannigfachsten Abstufungen des Charakters hier zusammengespannt hat, die sich gemäß ihrer natürlichen und sittlichen Eigenschaften so oder so mit dem erotischen Problem abfinden. Sie sind alle geschickt in den Rahmen des Romans gespannt, und ihr Gegenspiel ist lebendig genug, um die Handlung vorwärtszutreiben und Spannung zu erregen, so daß jedem Unterhaltungsbedürfnis durch das Buch Genüge geschieht. Auch in psychologischer Beziehung gibt es manche hübsche Bemerkung. Man freut sich vor allem an dem Baron Greiner, der die gefallene Baroneß trotz ihres Kindes heiratet. Als sie mit etwas zitternder Stimme sagt: „Sie wollen mich halten wie jede — — andere Frau es zu verlangen das Recht hat?", da entgegnet er nur (und die Antwort ist echt): „Hab' ich Ihnen Anlaß gegeben, mich für einen Schweinehund zu halten?" Wir wissen, das wird eine gute Ehe, ein tüchtiges gemeinsames Schaffen geben, ein Verbundensein, über das die Schatten der Vergangenheit keine Macht mehr haben.

Aber das alte „naturam expellas . . ." behält auch hier seine Geltung. Mag sich Perfall, was wir ihm danken, auch noch so redlich bemühen, die ethische Grundidee fast aufdringlich herauszuarbeiten, so daß sie nicht mehr übersehen und sein neues Buch nicht mehr falsch aufgefaßt werden kann — er zeigt im Gestaltungsvermögen doch deutlich, wohin seine natürlichen Anlagen zielen. Mit all seinem Wollen hat er es nicht erreicht, daß die Repräsentantin des ihm vorschwebenden Eheideals eine lebendige, runde, vollmenschliche Gestalt geworden ist. Der Lehrer sowohl wie seine Frau sind und bleiben nur Sprachrohre für Perfallsche Anschauungen und werden in ihrer Blässe uns so wenig vertraut, daß auch die Ideen, die sie vertreten, mit ihnen selbst wie Schatten an uns vorübergleiten. Hier ist die poetische Schwäche des Erzählers ganz deutlich; er versagt völlig; er läßt das schemenhafte Paar seitenlange Gespräche führen und Thesen entwickeln, die ganz saft- und kraftlos, ganz undichterisch gegeben sind. Und ebenso wie der ideale Mann und die ideale Frau ist auch das ideale junge Mädchen, die Gesandtentochter, blutleer und bleibt ganz im Hintergrund. Ist dies an sich schon charakteristisch genug, so erhält es seine rechte Beleuchtung doch erst durch die viel reichere und sicherere Kunst, die an die minder idealen Gegenspieler gesetzt ist. Die naschlüsterne Hedwig von Greiner, die in Schande geratende Baroneß Adelgunde, die pathologische Klara Federbart, die kokett-üppige Gräfin wirken schon durch die in ihnen lodernde Sinnlichkeit wärmer und menschlicher, und das besondere Können Perfalls, der ja allmählich Spezialist für gewisse Weibnaturen geworden ist, tut das übrige, um ihnen Leben und Atem zu verleihen. Indem sie so aber, als Gestalten, dichterisch viel besser gelungen sind, als die Vertreter der ethischen Idee, geschieht es auf ganz natürliche Weise, wenn auch gegen den Willen des Erzählers, daß diese ethische Idee, so stark sie äußerlich betont wird, doch tatsächlich in den Hintergrund gedrängt wird, da sie nur blaß sich in Worten ausprägt, während ihr Gegensatz in lebendigen Gestalten auftritt. Dem naiven Leser wird das schwerlich klar zum Bewußtsein kommen, aber er wird es im Gefühl haben, als ob bei aller erstrebten Gerechtigkeit doch etwas nicht ganz stimme. Auch hier, wie früher, also der innere Widerspruch, nur viel versteckter: Der Widerspruch zwischen dem nach dieser Seite gerichteten Wollen und einem nach der anderen Seite gravitierenden Können. Es schien mir früher, als ob Karl von Perfall ein reines Weib überhaupt nicht kenne oder verstünde. Frauen, und nicht nur zimperliche, sondern kluge und gefühlssichere, haben das gleichfalls empfunden. In dieser Verallgemeinerung ist die Ansicht trotzdem falsch, wohl aber scheint mir dies richtig, daß die „reinen" Frauen Perfalls diese ihre Reinheit mit einer stolzen Bewußtheit und wie die Lehrerfrau gleichsam im Hinblick auf ihre hohe Aufgabe tragen. Ich entsinne mich aber keiner weiblichen Gestalt aus seinen mir bekannten Romanen, bei der die Reinheit das Unbewußte und Selbstverständliche, Natürliche und Eingeborene wäre. Den Duft der Keuschheit hat eigentlich keine der vielen Weiblichkeiten, die Perfall schon an uns vorübergeführt hat. —

Ein Büchlein, das mit lauterer Poesie anfängt und mit bedenklichem „Theater" endet, schickt der Kieler **Timm Kröger** in die Welt, der nach arbeitsamem Leben die justizrätlichen Akten zusammengepackt hat und nun auf dem Helikon Abendrast hält. Sie scheint ihm gut zu bekommen, denn aus allen Windrichtungen blüht es ihm mit einemmal entgegen, so daß seine Scheuern noch zu Feierabend voll werden. Das wird all denen zu denken geben, die da stets gegen das „Nur-Dichter-sein" predigen. Früher bekannte ich mich selber zu der Ansicht, daß ein bürgerlicher Beruf für den Poeten erstrebenswert sei, da er ihn nicht nur vor den Gefahren des Schreiben-Müssens bewahre, sondern ihn auch in ständiger Berührung mit dem Volke erhalte. Diese beiden Gründe werden ja auch immer Geltung haben. Aber andererseits darf man sich auch der

Erfahrung nicht verschließen, daß die meisten großen Poeten sowohl des Altertums wie der Neuzeit eben doch „Nur-Dichter" gewesen sind, und daß amtliche Würden und Bürden die künstlerische Betätigung stark beschränken und hemmen, ein Einsetzen der vollen Kraft selten oder eigentlich nie erlauben. An allen Künsten, mögen sie heißen wie sie wollen, hängt auch ein gut Stück Handwerk, das erlernt sein will und in dem man nur durch praktische Übung Meister wird. Nun läßt sich gerade an Timm Kröger gut beobachten, wie das mangelhafte technische auch das eigentlich dichterische Vermögen beeinträchtigt. Niemand konnte schon früher daran zweifeln, daß der Kieler Justizrat ein Poet war. Aber er bewegte sich so schwerfällig und unbeholfen, so unsicher und unfrei, daß eine reine und helle Freude an seinen Schöpfungen nicht aufkommen und das Publikum nicht recht mit ihm mitgehn wollte. Es fehlte ihm die aus vollständiger Beherrschung der Form resultierende Kühnheit, und man hatte manch liebes Mal das Gefühl, als wär' ihm das Beste auf dem Umweg über die Feder verloren gegangen und hätte bei der mühseligen Zangengeburt seine ursprüngliche Frische eingebüßt. Da schlug Timm Kröger auf demselben Helikon, dem er sonst nur heimlich von den Akten fort Besuche abgestattet hatte, seine Zelte auf. Er lernte in mehr zusammenhängendem Schaffen die Form sicherer beherrschen, und nun staunt man, welch ein Zuwachs von Freiheit ihm daraus erwuchs. Er wagt sich erst jetzt eigentlich zu geben, wie er ist; er wagt sich gehen zu lassen, weil er sicherer ward; er streift das Ängstlich-Umständliche mehr und mehr ab, und weil von nicht zur Reife gekommenen Keimen gewiß unendlich viele in ihm liegen, die in der Muße nun aufgehn, so darf er freudige Ernten halten. Aber daß er die gleichen Ernten mutatis mutandis zwanzig oder dreißig Jahr früher hätte einheimsen können, wenn er sich von vornherein zu den Musen statt zur strengen Göttin Themis gehalten hätte, dünkt mich sicher.

Sein neuestes Opusculum heißt „Der Einzige und seine Liebe" (Hamburg 1905, Alfred Janssen). Über den „Stoff" wollen wir später reden, denn wo der stärker wird, wird die Dichtung schwächer. Am schönsten ist sie am Anfang, wo sich Reimer Stieper, der Schneidergesell, als überglücklicher Bräutigam in Süßem breit und mausig macht. Denn beim Telleraufwaschen hat Tine Harder aus der Rauchkate ihm das Jawort gegeben, und nun schwebt sein Herz durch alle sieben Himmel, und die stille Schneiderstube ist ihm der Vorhof ewiger Seligkeit. Abends sitzt er im Vollmondschein auf der Gartenbank, raucht Tabak und ist ein Märchenprinz, der Wechselreden hält — bald mit dem Mond, bald mit dem schwarzen Strohdach von Harder oder mit dem Luftzug, der ganz sachte von Nachbar Thöm her über die Planke kommt. Und die Johannisbeersträucher — sie sind verholzt und tragen längst nicht mehr — flüstern und rascheln; neben dem Nest auf dem schwarzen Strohdach steht gedankenverloren der Storch, und der selige Ritter von Nadel und Schere klopft dumm und dreist an seiner Liebsten Fensterchen — nur um aus übervoller Brust mitten in der Nacht zu fragen, warum sie ihn eigentlich so lieb hätte.

Das ist so lauter und klar, so innig und so ganz deutsch, wie etwas Schönes von Hans Thoma, und dieser liebe Meister hätte auch noch an ein paar weiteren Kapitelchen seine Freude, besonders am Abschied der beiden Liebesleute. Denn Reimer Stieper muß, um bald die Tine Harder als Meisterin heimführen zu können, auf Wanderschaft, und da sitzen sie nun in der Schenke des nächsten Dorfes, bis zu der das Mädel dem Herzallerliebsten das Geleite gegeben hat. Stumm und Hand in Hand sitzen sie da, „und zwei gipserne Pausengel standen in der Zimmerecke auf der Konsole und waren auch aufs Maul geschlagen, der eine sogar auf die Nase, denn er hatte keine". Bis Reimer endlich sagt: „Dat is hier banni kold, und min Tied wardt ok all, Tine." So gehn sie auseinander, und läßt man das Buch hier sinken, so behält man einen reinen Klang zurück wie aus einem schönen Volkslied.

Da kommt irgend so ein böses Literaturteufelchen zu Timm Kröger und bläst ihm die Ohren voll, daß eine „Novelle" doch auch Handlung haben, daß er also eine Verwicklung herbeiführen müsse und daß, wenn der Schneidergesell seine Tine so ohne weiteres nach glücklich bestandener Wanderfahrt heiratete, die Geschichte gar keine Pointe hätte. So tritt denn das Schicksal in Gestalt eines frisch-frechen Gemütsmenschen, namens Jochen Riese, zwischen die beiden Liebesleute. Sonderlich originell wird die Sache trotzdem nicht. Jochen Riese verleitet den alten Harder zu Spekulationen, bis dieser sogar eine Wechselfälschung begeht und nun völlig in der Hand des „Gemütsmenschen" ist. Jochen Riese, der sich von der ihrem Reimer treuen Tine einen bösen Korb geholt hat, hat sich geschworen, das Mädel zu kriegen. Und sie selbst sollte zu ihm kommen, ihm ihre Liebe gestehn, ihn anflehen, sie zu heiraten. Um ihren Vater vor der Schande zu retten, tut das die gute Tochter, doch kaum ist der gefälschte Wechsel vernichtet, da bricht sie zusammen. Sie hat Gift genommen . . .

Hans Thoma würde hier den Kopf schütteln. All diese Szenen sind nicht mehr Natur, sie sind Theater. Der abgebrühte Bösewicht, die leichenblasse Unschuld, der Bühnenfluch und die Dekoration — — nein, es gefällt uns nicht mehr. Wir glauben nicht so fest daran, wie an das natürliche Liebesglück und das Abschiedsweh des Pärchens, mit leiser Verstimmung lesen wir weiter, und unser Herz empört sich, daß das ganz unschuldige Mädel unter die Räder gedrückt wird. Denn ob wir den strengen Begriff der tragischen Schuld, der so viel Unheil in den Köpfen angerichtet hat und der doch selbst aus dem klassischen Drama der Griechen nicht rein herausdestilliert werden kann, auch längst fallen ließen, so wehren wir uns doch instinktiv gegen ein rein äußerliches Verderben, das nicht aus der Natur des Helden selbst erwächst. Und die „Unstimmigkeiten" zwischen Dichter und Leser werden durch den Schluß nicht behoben, sondern verstärkt. Der zurückkehrende Reimer Stieper benimmt sich wie ein Waschlappen. Das war nicht nötig und verschattet nur das helle Bild, das wir von ihm hatten.

Warum in aller Welt, möchte man fragen, mußte das sein? Warum konnte das Idyll nicht Idyll bleiben? Warum mußten wir von der grünen sonnigen Wiese in die Kulisse? Es war alles so hübsch und blank angelegt, der Reimer hätt' zurückkommen können, Vollmondnächte, noch seliger als die ersten, in denen der Schneider allein schwärmt, hätten mit neuem Zauber die alte Welt umsponnen, und der Storch, der sowieso auf dem Dache stand, hätte Arbeit gehabt und wäre so in eine liebenswürdige Verbindung mit Schneider und Schneiderin geraten. Reimer aber hätte gelacht, der Mond auch und der Leser nicht minder. So wären alle in Frieden geschieden. Aber nein — es muß halt vergiftet sein! Das schwerste Kunststück für einen Dichter bleibt immer, zu wissen, was er kann und was er nicht kann. Timm Kröger kann die liebe Sonne über schmucke Dörfer scheinen lassen — ist das nicht viel? Aber er donnert! Noch einmal, verehrter Poet — wozu? Ähnlich machte es ja Jakob Schaffner in den hier besprochenen „Irrfahrten". Mit Uhland und Eichendorff wird prächtig angefangen, und mit Ewald August König geht's weiter.

Die Darstellung ist, wie gesagt, viel frischer und freier, als in Krögers früheren Büchern. Ein eigener Stil bildet sich heraus, und er ist nicht verholzt wie die Johannesbeerbüsche vor Harders Kate, wenn er auch in mancherlei eingeschobenen Reflexionen den älteren Erzähler zeigt. Vor allem: es schwebt ein liebenswerter Humor schon über den Tiefen, der erquicklich ist und noch bessere Aussichten gewährt.

Norddeutsche Spröde und Strenge lebt auch in Lulu von Strauß und Torney, der Enkelin jenes Viktor von Strauß, dessen religiöse Dichtungen hier und dort noch geschätzt sind und dessen meisterhafte Nachdichtung des Schi-King, des klassischen Liederbuches der Chinesen, vorläufig unübertroffen ist. Auch Lulu von Strauß war im Reich der Verse früher heimisch als in dem der Prosa, und bis jetzt hat sie in der Erzählung noch keinen so vollen und warmen Ton gefunden wie in ihrem schönsten Gedicht:

„Leben, Leben, wer wägt und mißt,
Was Du meiner Seele noch schuldig bist!" —

Aber ihr neuer Roman: „Ihres Vaters Tochter" (Berlin 1905, E. Fleischel & Co.) ist doch eine wackere Arbeit, die sich in der Welt sehen lassen kann. Nichts eigentlich Glänzendes ist darin: es fehlt Lulu von Strauß überhaupt. Sie hat im ganzen einen ebenen Schritt; kein geniales Springen, ein solides Wandern. Gefühlsausbrüche sind nichts für sie. Wie ihre Heldin Agnes Weddigen, macht auch sie am liebsten im stillen Zimmer alles mit sich allein ab. Die eigentliche, die „lyrische" Lyrik, deren Quell Leidenschaft ist, ist deshalb auch niemals ihre besondere Stärke gewesen. Etwas wie Scheu versiegelt da ihre Lippen. Und zur Ballade fehlt ihr die Sprungkraft. Um so schöner aber entfaltet sich ihr Talent im ruhig voranschreitenden erzählenden Gedicht. Da hat man seine Freude an der Klarheit des Vortrags, der geschickten Führung der Handlung, der reinen, klangvollen Form. Und es lag von vornherein nahe zu vermuten, daß eine so offensichtlich nach der Seite der epischen Erzählung hin begabte Persönlichkeit über kurz oder lang sich auch im Roman versuchen würde.

Lulu von Strauß erzählt in Briefen und Tagebuchblättern die Geschichte Agnes Weddigens, der Tochter eines berühmten Dichters, die ihren Vater anbetet. Nach seinem Tode erfährt sie erst, daß er ihre Mutter betrogen und ins frühe Grab gebracht hat, und verzweifelt steht sie seitdem in einer entgötterten Welt. Eigene schwere Herzenserfahrungen lassen sie dann die Schuld ihres Vaters milder beurteilen, und durch die Beihilfe eines väterlichen Freundes, der ihr den Star sticht, durch die hingebungsvolle Pflege an einem kranken Kinde wird sie der Freude und dem Leben wiedergewonnen. Sie kommt in gute Hände: ein Epilog spricht von ihr als einer glücklichen und tapfern Frau und Mutter.

Das Thema besticht nicht durch besondere Originalität, aber es ist folgerichtig entwickelt und mit jener innern Anteilnahme behandelt, die unwillkürlich auch unsre Teilnahme weckt. Man läßt sich gern von dieser Wärme führen und glaubt und folgt um so lieber, als ein sittlich gesundes Fühlen sich aus vorübergehender Verirrung tapfer auf den rechten Weg rettet.

Die alten Städte.

Die alten Städte lieb' ich sehr,
Die an den Flüssen liegen.
Ging Wind und Zeit darüber her,
Daß sich von Moos und Alter schwer
Die roten Dächer biegen.

Am alten Markt die Linden sind
Wie Dome und voll Sagen.
In ihren Zweigen will der Wind
Den Brunnen, der darunter rinnt,
Nach alten Rätseln fragen.

Die Menschen, die in den Straßen gehn,
Sind wunderlich und lassen
Uralte, bunte Kleider sehn,
Uralte Sitten, kaum zu verstehn,
Eng, bunt, wie ihre Gassen.

Die alten Städte lieb' ich sehr,
Die alten Menschen und Bäume.
Es liegt ein Glanz darüber her,
Als ob hier alles silbern wär,
Und die Stadt der Träume.

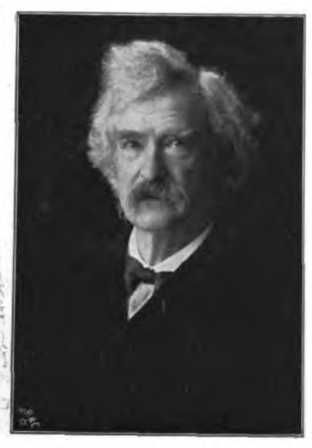
W. Vesper.

Illustrierte Rundschau.

Rudolf Baumbach †. — Zum 70. Geburtstag Marc Twains. — Die Sammlung Gumprecht in Berlin. — Von der Ausstellung für angewandte Kunst in München.

Schon seit einem Jahrzehnt war Rudolf Baumbachs liederreicher Mund verstummt — nun ist der einst so lebensfrohe Meininger Dichter am 21. September selbst von seinen langen schweren Leiden erlöst worden. Geboren am 26. September 1840, studierte er Naturwissenschaften, wirkte an österreichischen Gymnasien, gab die Lehrtätigkeit aber auf, als ihm seine dichterische Begabung die Unabhängigkeit sicherte. Gleich sein Erstlingswerk „Zlatorog, eine Alpensage", das heut in der 70. Auflage vorliegt, hatte einen bedeutenden Erfolg. Seinen Ruf und Ruhm aber begründeten doch wohl weit mehr die Lieder eines „fahrenden Gesellen", „Lieder von der Landstraße", die „Spielmannslieder". Fröhliche Wanderlust tönt aus ihnen —

Rudolf Baumbach †. Aufnahme von Hofphotograph R. Bachner in Meiningen.



Marc Twain. Aufnahme von Russel & Sons in London.

„Drum willst Du an der Welt Dich freun —
Am besten wird's von oben sein!
Frisch auf den Fuß gehoben!
Laß Tintenfaß und Bücher ruhn
Und klimme in den Nagelschuhn
Nach oben!

Deutsches Gemüt und deutscher, liebenswürdiger Humor vereinten sich in diesen Gesängen, die auch wirklich sangbar waren, daher zum großen Teil vertont wurden und vielfach in Lieder- und Kommersbücher übergingen. Man wird sie noch singen, wenn die Epen Baumbachs „Zlatorog", „Frau Holde" usw. verschollen sind. —

Am 5. November wird Marc Twain seinen 70. Geburtstag begehen können. Der amerikanische Humorist steht uns Deutschen besonderes nahe. Er hat für Deutschland stets lebhaftes Interesse, für deutsche



G. Terborch: Kavalier. Sammlung Gumprecht.



Farbige Holzskulptur (Ulm 1510): Die heilige Elisabeth. Sammlung Gumprecht.

Art ein warmherziges Verständnis gehabt und gern selbst auf deutschem Boden geweilt. Marc Twain, mit seinem eigentlichen Namen Samuel Langhorne Clemens, ist ganz Autodidakt. Er begann als Setzerlehrling, lernte dann den Lotsendienst auf dem Mississippi und hat seine Knabenjahre, sein abenteuerliches Leben auf dem ‚Vater der Ströme' selbst vortrefflich in dem ‚Aventures of Tom Sawyer' und dem reizvollen ‚The Life on the Mississippi' geschildert; auch sein Autorname stammt vom Mississippi, wo die Lotsen beim Loten anstatt Mark Two vielfach Marc Twain zu rufen pflegen. Er wurde dann Goldgräber, Redakteur in San Franzisko und auf den Sandwichsinseln und eroberte sich, besonders auch durch die köstliche Beschreibung zweier Europareisen, mit seinem trockenen eigenartig drastischen Humor immer weitere Kreise. Aber man würde ihn doch sehr einseitig beurteilen, wenn man ihn nur als Witzbold würdigen wollte. Er besitzt eine starke dichterische Ader, ist ein ausgezeichneter Beobachter und vortrefflicher gemütvoller Schilderer. —



Paulus Moreelse: Bildnis. Sammlung Gumprecht.

Das zielbewußte Sammeln von alten Bildern wie von Erzeugnissen des alten Kunsthandwerks als Einrichtungsstücken reicht in Berlin dreißig Jahre zurück, nicht länger. Allerdings muß man dabei den Bankier Gotzkowsky in gewisser Beziehung ausnehmen, der zur Zeit Friedrichs des Großen bereits die allerkostbarsten Kunstschätze, darunter herrliche Rembrandts, für sein Haus zu erwerben verstand. Von denen nun, die zu Anfang der siebziger Jahre zu sammeln begannen oder — richtiger gesagt — sich mit erlesenen Kunstgegenständen wohnlich einrichteten, ist vor allen Dingen W. Gumprecht zu nennen, dessen Sammlung wir als zweite der in Heft 1 besprochenen v. Kaufmannschen anreihen. Von methodischer Ein-



Aus der Sammlung Gumprecht in Berlin: Wand im Speisezimmer.

teilung und Aufstellung, wie etwa in einem Museum, ist freilich in den Räumen dieses Junggesellenheims, das die Etage eines der älteren vornehmen Mietshäuser am Schöneberger Ufer einnimmt, glücklicherweise nichts zu spüren, ebenso wenig von Anhäufung. Ja, trotz der erheblichen Anzahl von kostbaren Objekten, die in vier mittelgroßen Zimmern untergebracht sind, empfängt man den wohltuenden Eindruck von behaglicher Einfachheit, freilich von einer außerdem höchst gediegenen. Keiner der schön geschnitzten alten Schränke, der nicht täglich auch seinem praktischen Zweck diente, kein alter Perser, der, wenn es gerade kein Wandteppich ist, nicht auch betreten werden dürfte. Wie im Besuchszimmer ein Cavalierporträt des G. Terborch und ein weibliches Bildnis des Paulus Moreelse in feiner Weise das Repräsentative des Raumes betonen, so erfüllen im Speisezimmer die niederländischen Stillleben mit ihren Früchten, Fischen, gefüllten Weinkelchen aufs beste ihre Mission der Anregung. Und während hier auf den Kredenzen und Anrichten die Kreussener Steinkrüge ihren anheimelnden Prunk entfalten und an den Wänden darüber die Fayenceteller mit ihrem Dekor zugleich eine respektable Üppigkeit verbreiten, stellt im Wohnzimmer der Glasschrank mit den Porzellanfiguren eine Welt heiterer Müßigkeiten am rechten Platze zur Betrachtung. Fast wäre es nach dieser Milieuandeutung überflüssig, zu sagen, daß die Liebe dieses Sammlers, was Bilder betrifft, den niederländischen Meistern gelte, nämlich jenen meist von breiten schwarzen Holzrahmen umschlossenen Gemälden, die mit den Feinheiten ihres Tons und Strichs, besonders aber auch mit ihrem bescheidenen Format von vornherein für die Wände bürgerlicher Wohngemächer berechnet sind. Abgesehen von zwei weiblichen Bildnissen, das eine von Joh. Heinr. Tischbein, das andere von Anton Graff, und einem für uns höchst seltenen, in seiner Helligkeit fast hochmodern wirkenden kleinen Stillleben Chardins, ist wohl alles vlämisch und holländisch und zwar, mit einigen geringeren Ausnahmen, siebzehntes Jahrhundert. Eine Reihe klangvoller Namen und sicher bestimmter, köstlicher Werke ist es, vor die wir hintreten. Ein mittel-



Landschaft mit Bleiche. Gemälde von Jan van der Meer van Haarlem d. Ält. Sammlung Gumprecht.



Porzellanfiguren aus der Sammlung Gumprecht.



großes männliches Brustbild von Frans Hals möchte man aus gewissen Rücksichten an die Spitze stellen, wenn man nicht von der absoluten Schönheit zweier van der Meer van Haarlems unmittelbar eingenommen wäre. Noch eine dritte solcher himmlischen Flachlandschaften, ebenfalls mit einer Bleiche im Vordergrund, ist wahrscheinlich ein Hobbema. Eine Landschaft mit alter Stadtmauer von Jan van Goyen ist wegen eines für diesen Meister seltenen Graus noch besonders merkwürdig. Wiederum von ganz eigenem Reiz ist dagegen ein Seestück Simon de Vliegers, eine glückliche Erwerbung des letzten Sommers, das bei aller Zartheit der Töne eine außerordentliche Kraft der Lichtwirkung aufweist. Gleichfalls ganz neu ist eine kleine Charakterfigur von Adrian van Ostade, der auch noch anderweitig vertreten ist. Dann aber ist in vorzüglicher Weise David Teniers d. J. mehrfach vertreten, am besten durch eine Landschaft mit Figuren. Im übrigen besteht die Sammlung Gumprecht wesentlich aus Kollektionen von Holzskulpturen, Fayencen, Steingut und Porzellan. Unter den ersteren sind namentlich die Arbeiten aus Ulm um 1510 von wirksamster Schönheit. Künstlerisches Steingut wird durch eine gewählte Kollektion von Kreussener Krügen repräsentiert. Die hervorragenden Majoliken, unter denen Stücke aus Urbino, Cassagiolo und Venedig, besonders auch spanisch-maurische und schließlich Delfter sich befinden, geben eine



Schlafzimmer, entworfen von Adalbert Niemeyer, ausgeführt von den Werkstätten für Wohnungseinrichtung, Karl Bertsch, in München.



Herrenzimmer, entworfen von Th. Th. Heine, ausgeführt in den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk.



Speisezimmer, entworfen von Bruno Paul. Ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in München.

gute Gelegenheit, die Unterschiedlichkeiten des Geschmackes und der Technik der keramischen Industrie einzusehen.

In München findet zur Zeit eine Ausstellung für „angewandte Kunst“ in dem schönen Studiengebäude des Nationalmuseums statt. Das Dargebotene ist nicht gleichartig an Wert, und man würde wohl fehlgreifen, wenn man sich hier ein allgemeines Urteil über den augenblicklichen Stand der kunstgewerblichen Bewegung in München bilden wollte. Einzelnes aber ist ganz famos gelungen, zum Teil überraschend. — Am glänzendsten ist Bruno Paul vertreten, der sich auch hier als ein Neuschöpfer von reicher Gestaltungskraft und feinem Geschmack sowohl in der Raumordnung, wie in der Farbenwahl zeigt. Alle seine Räume haben etwas Feierliches, Repräsentatives, dem sich im Speisezimmer noch eine gewisse Behaglichkeit zugesellt. Die schweren Nußbaummöbel sind mit reichen Intarsien geziert, die Lederbezüge der bequemen Sessel und Stühle leicht grünlich gefärbt. Sehr reizvoll ist der Fensterplatz mit den hellgestrichenen Bänken ausgestattet. Neben Bruno Paul lernt man in dem anstoßenden Raum den gefürchteten Karikaturisten des „Simplicissimus“ als Raumkünstler kennen, Th. Th. Heine, der hier mit einem Herrenzimmer debütiert. Es ist ein Empirezimmer und für die neuen Bestrebungen im Kunstgewerbe ohne besondere Bedeutung. Eine sehr erfreuliche Leistung ist Adalbert Niemeyers Schlafzimmer. Die einfachen weißlackierten Möbel sind außer den wenigen, einen pikanten Gegensatz bildenden schwarzen Beschlägen völlig schmucklos und geben mit den rosafarbenen Bezügen, der mattgrünen Wandbespannung und den gleichfalls auf wenige Farben gestimmten Teppichen einen prächtigen Akkord. Paul Ludwig Troost hat ein Speisezimmer aus ostindischem Ebenholz ausgestellt. Für ein Kinderzimmer ist das Nützlichkeitsprinzip ausschlaggebend. Die Möbel müssen leicht zu reinigen sein, dürfen keine scharfen Ecken und Kanten haben und müssen auch den Kletterübungen der Jugend stand halten können, Forderungen, die Meta Honigmanns anspruchsloses Kinderzimmer wohl erfüllt. Überaus reizvoll ist die Kleinkunst vertreten, und wir werden hoffentlich noch Gelegenheit finden, auf ihre prächtigen Darbietungen zurückzukommen. v. Sp.



Kinderzimmer, entworfen von Meta Honigmann, ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in München.



Speisezimmer, entworfen von Ludwig Troost, ausgeführt von M. Ballin in München.

 Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Velhagen & Klasings
Monatshefte

Monatlich 1 Heft zum Preise von M. 1.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten*)

Inhalt des Dezemberheftes:

Kunstbeilagen:

Einschaltbilder:

Am Schluß: **Velhagen & Klasings Romanbibliothek.** Sechzehnter Band. Nr. 4. Die Tochter. Roman von Frieda Freiin von Bülow. (Schluß.)

---

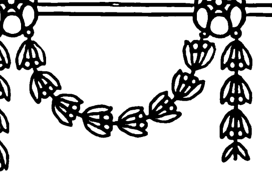
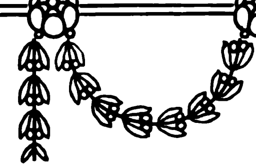
*) In der 1905. Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte“ eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Für die Anzeigen verantwortlich: A. Pieckmeyer in Leipzig, Hospitalstraße 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Die Jungfrau aus der Verkündigung des Kölner Dombildes.
Kopie von J. Diekmann nach Stephan Lochner.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:
Theodor Hermann Pantenius
und Hanns von Zobeltitz.

XX. Jahrgang 1905/1906.  Heft 4. Dezember 1905.

Frieden auf Erden!

Aus kristallnen Winterhimmelsweiten
Über schneeverwehten Erdenbreiten,
Still und groß und golden grüßt ein Stern,
Und auf weichem, bläulichem Gefieder
Gleitet Dämmrung ahnungsmild hernieder,
– Nacht der Weihe, kehrst Du segnend wieder?
Sei willkommen, Gnadenfest des Herrn!

Im erwartungsreichen Menschenherzen,
Bei dem Aufglühn schlanker Freudenkerzen,
Ist das alte Heimweh neu erwacht,
Loht empor nach Frieden ein Verlangen,
Wie in Tagen, längst dahingegangen,
Sehnsuchtsiech die Menschheit ihn empfangen
In der wunderselʼgen Weihenacht.

Horch! Verheißend ineinander klingend,
Uralt-süße Wunderbotschaft bringend,
Läuten Liebesfest die Glocken ein.
Daß dahin der Bruderhader schwinde,
Herz zu Herzen friedefroh sich finde
Und die Liebe siegend überwinde,
Nacht der Weihe, soll Dein Segen sein!

Harriot Wolff.



Madonna und Kreuzigung. Gothisches Zweiflügelaltärchen im Kaiser Friedrich-Museum in Berlin.

Die alte Kölner Malerschule.

Von Oskar Fischel.

In den ersten Jahren des vergangenen Jahrhunderts fielen den Kölnern ein paar junge Leute aus einer der angesehenen städtischen Familien auf, die ein seltsam ernsthaftes und, wie es ihren lustigen Landsleuten darum scheinen wollte, sonderliches Wesen trieben: Sie standen stundenlang mit verrenkten Hälsen vor dem Dom, strichen in den Chorumgängen herum und kletterten auf den Emporen umher, ein junger verwachsener Künstler half ihnen dabei messen und zeichnen; dann sah man sie wieder auf den Plätzen der Stadt, am liebsten zwischen altem Gerümpel, wie man es aus den Kirchen trug, die das Machtwort des Franzosenkaisers damals zugleich mit vielen Klöstern der Stadt geschlossen hatte. Sie hatten es auf verstaubte und von Kerzenqualm verdunkelte „Goldgrundbilder" abgesehen, die sie den Leuten von den Tragbahren abjagten.

Der Besitzer schüttelte wohl oft den Kopf, wenn sie den verlangten Preis für das alte Ding ohne lang zu handeln bezahlten. — Dann trugen sie ihren wunderlichen Raub heim und waren glücklich, wenn beim Reinigen ein Kopf oder ein Stück eines schönen blauen, roten oder grünen Gewandes, ein Kräuterboden mit Erdbeerblüten und Früchten, mit Veilchen und Frühlingsblumen aus dem dunkeln Überzug hervorkam. In ihrem stillen Sammlerglück die Blicke rückwärts gerichtet, bekümmerte es sie wenig, daß ihre Landsleute sie „die gecken Boisserée" nannten. Sie waren damals aus Paris heimgekehrt, wo sie unter den dort aufgehäuften Schätzen ihre Begeisterung für die alten Deutschen gewonnen hatten. Friedrich Schlegel hatte sie hierher begleitet. Es war die Zeit seines Kölner Aufenthalts, da er Dorothea Veit, die Tochter Moses Mendelssohns, geheiratet hatte und mit ihr und ihrem Sohn Philipp Veit, dem Maler, zum Katholizismus übertrat.

Zur gleichen Zeit saß der würdige

wie der alte Mann mitten unter seinen Lieblingen darbte, ja wie sie ihm in seinem Haus kaum noch Raum zu freier Bewegung ließen. Der Kunstpatriarch von Köln, wie seine Freunde ihn nennen durften, beherbergte in seiner Wohnung einen großen Teil von den Dingen, um derentwillen das Museum der Stadt Köln heute das schönste Provinzmuseum in Deutschland ist.

Sein und der Brüder Boisserée Verdienst ist es, wenn sich soviel Stücke der köstlichen altdeutschen Malerei erhalten haben. Was jene unruhige Zeit an Sinn für Kunst aufbieten konnte, wandte sich den klassischen Epochen zu. Längst sah Goethe seinen einstigen Enthusiasmus für Erwin von Steinbach und das Straßburger Münster als „jugendlich" und „unberufen" an. Wie man damals auf die Kunst der Vergangenheit achtete, erzählt Sulpiz Boisserée in seiner schönen Selbstbiographie: Oft waren er und sein Bruder Zeugen, wie die Werkleute eine der alten Kirchen einrissen. Wenn die Mauern sich langsam



Bad des Christkindes. Gemälde vom Claren-Altar des Meisters Wilhelm im Dom zu Köln.

Kanonikus Wallraf in seiner immer enger werdenden Wohnung beim Dom. Dort trug er zusammen, was an losem Kunstbesitz in seiner Heimat auftauchte und was drohte verloren zu gehen. Er versagte sich in seinem bescheidenen Leben das Nötigste, um dem edelsten Sammeleifer folgen zu können und seiner Vaterstadt, deren Vergangenheit der gelehrte und begeisterte Mann mitfühlend erforscht, die Spuren der alten großen Zeit, die von einer traurigen Gegenwart mehr als bedroht, zum Teil schon verschüttet waren, zu erhalten und zu schützen. Goethe hat ihn zwischen seinen Schätzen besucht, und heute, da wir wissen, was sein Tun bedeutete, liest man mit einiger Rührung die Schilderung,



Die heilige Veronika vom Meister Wilhelm. München, Pinakothek.

senkten, erschienen wohl unter dem sich lösenden Putz mittelalterliche Wandbilder, die blitzartig in ihrer alten Pracht aufleuchteten, um im nächsten Augenblick für immer zusammenzufallen. So wäre es auch den kleineren Gemälden und Holztafeln ergangen, hätten die Brüder mit ihrem Freund Bertram und der alte Wallraf nicht „ein und dieselbe Narrheit" gehabt. Ihnen verdanken wir nächst den älteren Meistern die altdeutsche Kunst.

Die besten der jüngeren Generation wandten sich damals dem Studium des um seinen Segen für ihr Werk werben, bis dann schließlich triumphierend verkündet werden kann, daß der „alte Herr gewissermaßen bekehrt" sei.

Ihre Sammlung von Bildern war inzwischen zur stattlichen Galerie angewachsen. In Heidelberg, wohin sie sich zurückgezogen hatten, war sie das Ziel der Kunstfreunde, und Goethe sah sie 1816 auf seiner Reise „am Rhein, Main und Neckar". Er gab den jüngeren Freunden gern zu, daß er an ihnen seine Anschauung der Kunst bereichert und verjüngt habe.



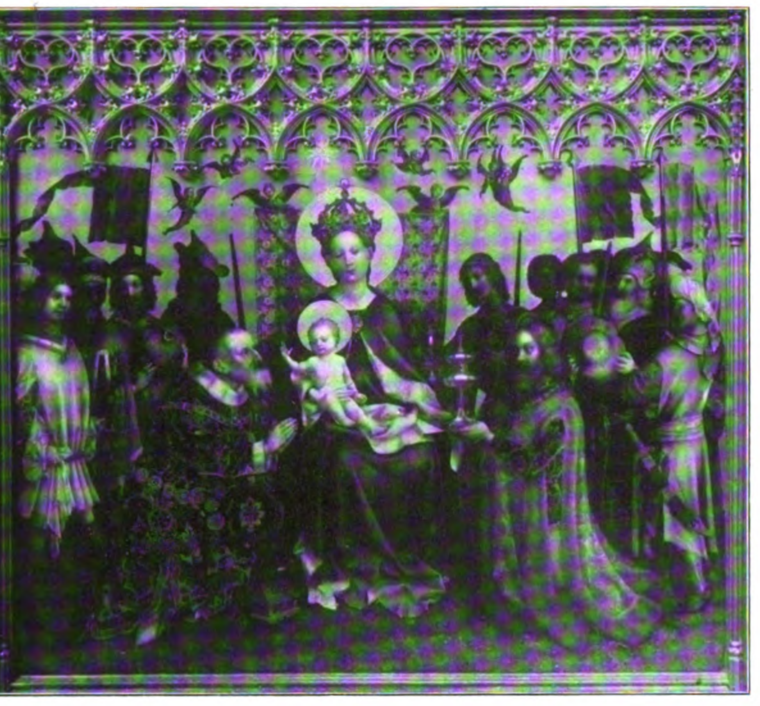

Die Verkündigung. Außenflügel des Kölner Dombildes von Stephan Lochner.

nordischen Mittelalters zu. Von den Boisserée ging der belebende Zug für die Kenntnis der alten Kunst aus.

Ihre Schriften und die großen Tafeln vom Kölner Dom, dessen Herrlichkeit und traurige Nichtvollendung sie aller Welt beweglich verkündeten, hat schließlich doch Weiterbau und Vollendung des Riesenwerks bewirkt. Ihr begeistertes und doch klares Streben bezwang schließlich auch Goethes Mißtrauen gegen die „enthusiastische Mystik". Es ist ein eigener Reiz, in Sulpizens Briefen zu verfolgen, wie sie, ohne an sich irre zu werden, sein Fernstehen bedauern und doch

Viele haben dann beglückt vor ihren Bildern in der Münchner Pinakothek gestanden, nachdem König Ludwig I. die ganze Sammlung erworben, und viele auch haben aus den vorzüglichen Strixnerschen Lithographien ihres Galeriewerks Kenntnis und Liebe zu dieser Kunst gewonnen. Mancher Leser wird sich des Eindrucks erinnern, den in älteren Familien als Wandschmuck die in gelb und grauen Tönen gedruckten Nachbildungen der altdeutschen Bilder mit dem kindlich-märchenhaften Reiz der sinnigen Gestalten und prächtigen Stoffe ausübten.







Das Kölner Dombild. Innenansicht. Gemälde von Stephan Lochner.

Sie hatten aber auch die alte deutsche Kunst an ihrem Brennpunkt gefaßt. Man mag, seit einmal das Interesse wach geworden und die Studien sich der Malerei des Mittelalters zugewandt haben, an vielen Orten dem Werden der Kunst nachgehen können. Nirgends baut sie sich so organisch auf dem Grund einer uns vertrauten Kultur auf, wie in Köln, und nirgends ist der heute mit Vorliebe gesuchte und genossene Reiz des Primitiven in der Kunst so fein und zart, wie hier in der Blütestätte der mittelalterlichen Mystik.

Die Malerei in Köln beginnt früher, und endet früher ihre Blüte, wie die andern deutschen Schulen. Als im Zeitalter der Renaissance Süddeutschland seine großen Meister hervorsendet, hat hier die Kunst schon ausgespielt.



Madonna mit dem Veilchen. Gemälde von Stephan Lochner im erzbischöflichen Museum zu Köln.

Mit der Architektur war sie erwachsen, nachdem der großartige Kirchenbau hier schon früh seine Stätte gefunden. Die romanische Kunst ließ dem Maler den freien Raum auf weiter Wandfläche, und noch sieht man in und um Köln, in den Rheinlanden seltene, aber um so kostbarere Reste dieser Dekorationskunst, die beweisen, daß Deutschland auf dem Wege war, seinen monumentalen Stil zu finden, als die Gotik im Norden begann, die Wand aufzulösen. Da wurde der Raum von Pfeiler zu Pfeiler das Feld für den Glasmaler, die Italiener aber haben durch die Gunst des Schicksals ihre ungebrochenen Wände behalten und damit ihren großen Freskenstil weiterbilden dürfen.

Dem nordischen Maler bleibt nur ein beschränkter Raum. Im Fenster ist er noch am freisten, und große Kirchen bieten ihm auch an den Chorschranken zusammenhängende Flächen. Sonst ist es die Kleinkunst, das Emailbild am Heiligenschrein, die Miniatur im Andachtsbuch, die seinen Stil zu bilden Gelegenheit bieten.

Zu diesen Aufgaben kommt schließlich, sie mehr und mehr überstrahlend, das Altarbild; es wächst an Umfang und Größe, je weniger der Maler für die Dekoration im großen oder kleinen zu schaffen hat. So scheint die Malerei sich ein neues ausgedehnteres autonomes Reich erobert zu haben, seit sie aus dem alten verdrängt ward.

Seit dem Beginn der Gotik stand die Kölner Kunst in hohem Ansehen. Wolfram im Parzival nennt als die besten Maler die „schiltaere" von Köln und Maestricht. Die meisten wohnten seitdem in der Schildergasse, die bis heute in ihrem Namen diese Erinnerung bewahrt hat.

Beim Dombau, im Schmuck der stolzen Architektur, mußte sich zeigen, was die Maler auch im neuen Stil noch Großes zu leisten vermochten. Der lichte Chor, der einzige Teil der Kirche, der vollendet war und der dann 500 Jahre als Gotteshaus gedient hat, strahlte schon, als er geweiht wurde, im Feuer seiner Glasfenster. Der über alles herrliche Raum, dem von vielen Seiten in hundert Farben das Licht zuströmt, wird jedem Besucher in andäch-

tiger Erinnerung sein. Was hier die Maler geleistet, kann eigentlich nur ermessen, wer einmal das Glück hatte, oben im engen Triforiengange, der luftigen Galerie, den Chor zu umwandeln, fast in Augenhöhe der hohen Fensterreihe gegenüber. Hier heben sich vor silbernem, rot, blau und gelb gemusterten Teppichgrund jedesmal in einem Fenster die gotischen Baldachine ab, unter deren jedem die hohe, schmale Gestalt eines der „jüdischen Könige" steht. Von jeder Seite her zieht sich ihre Reihe nach dem Bilde hin, das die Mitte der Apsis, also gerade über dem Hochaltar schmückt: die heiligen drei Könige vor dem Jesuskinde. Hier sind die Farben besonders stark, ein leuchtendes Grün verkündet schon fernhin dem Auge die besondere Stelle. Kaum fünfzig Jahre war es her, daß die kostbare Reliquie der „drei Weisen aus dem Morgenland" durch Barbarossas Kanzler Reinald von Dassel hierher verbracht worden war.

In allen diesen Bildern ist es der hohe Triumph des gotischen Malers, sich den festen Linien der Architektur einzufügen, nicht realistisch, sondern feierlich bewegte Gestalten in die Fensterrahmen, das Maßwerk zu komponieren, sein größter Ehrgeiz ist, kein lebendiges Bild, sondern ein Teppichmuster aus Ornament und Figuren in dem Raum zu spannen, den ihm der Architekt freiläßt. Nicht der Maler bestimmt hier den Stil, sondern der Baumeister. Die Proportionen der Kirche im großen wiederholen sich in jedem Bogen, jedem Fenster und darum jeder gemalten oder visierten Figur: Schlank und schmal wie die Schiffe des Kölner Doms mit ihren himmelanstrebenden, Blick und Seele aufwärts reißenden Linien stehen die Gestalten in den Fenstern. Das wiederholt sich an den hohen Wänden der steinernen Chorschranken. Schon umzirkt sich der Maler selbst den freien Raum. Gewohnt, sich in feste Rahmen zu schicken, bewahrt er den Stil vom Großen auch im kleinen Maßstab. Ein köstliches Beispiel dafür hängt im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin: ein kleiner zweiflügliger Altar, auf dessen sorgfältig geschmückten Innenseiten die thronende Madonna und die Darstellung der Kreuzigung gegenüberstehen. Der goldene, gekörnte Grund ist durch eine in alle Zwischenräume, Winkel und Zwickel sich einschmiegende plastische



Die heil. Ursula und Magdalena. Ausschnitt vom Kruzifixbild des Stephan Lochner im Germanischen Museum, Nürnberg.

Ranke gefüllt, davon heben sich in leuchtendem transparentem Blau, Rot und Oliv die Figuren ab, schwank und schlank, nicht ohne Geziertheit und doch wie beim Johannes unter dem Kruzifix mit Größe gebildet; dabei zu den schönen Farben der feinste Linienwohllaut, der sich besonders in der Zeichnung der Gesichter mit ihren bernsteinfarbigen Locken zu kunstgewerblicher, fast möchte man sagen, kalligraphischer Feinheit erhebt. Nur körperliches Leben darf man von diesen Gestalten nicht erwarten und noch weniger daran denken, wie um die gleiche Zeit in Italien das Drama der Kreuzigung von Giotto und seiner Schule geschildert wird. Was sich hier menschlich äußern wollte, liegt im Bann, es verstummt oder bringt es nur zu einem sanft melodischen Klingen. Hier steht die Kirche hemmend zwischen der Natur und der Kunst. Nirgends tritt das klarer hervor, als gerade in Köln. Wie der Dombau jeder anderen Kunst, dem Bildhauer wie dem Maler den Stil bestimmt, so legt die große religiöse

Empfindung, die solche Bauten schuf, den Menschen der Welt gegenüber in Bann. Als der Erzbischof Conrad von Hochstaden zu dem gewaltigen Werk schritt, soll sein Berater Albert von Bollstädt — Albertus Magnus — gewesen sein. Die Reihe der großen Gottesmänner im „heiligen Köln" beginnt mit ihm: Sein Schüler Thomas von Aquino lebte hier als Verkünder der scholastischen Lehre im Dominikanerkloster.

Die großen Mystiker sind es dann, deren Worte in der Kunst der Folgezeit ein lang anhaltendes Echo weckten: Meister Eckart hat hier im Dominikanerkloster widerrufen und geendet, Johannes Tauler gepredigt und Suso den Preis der göttlichen Minne gesungen in so beredten Worten, daß ihnen die Verkörperung durch die Kunst bald folgen sollte. Waren die gotischen Werke von jenem rein formalen Stil, so ersteht mit dem Meister Wilhelm — oder dem Künstler, dem man diesen von Zeitgenossen hochgerühmten Namen beilegt, eine neue Kunst: körperhafter und inniger zugleich. Es dringt in die frommen Bilder eine eigene menschliche Hingabe, ein persönliches Rühren und sich Bewegen, die erst frei sich äußern kann, seit die Malerei sich im Tafelbild aus den architektonischen Fesseln gelöst und ihren eigenen Stil gefunden hat. In den Köpfen ist dieser Wandel — sicher eine starke Revolution für die Zeit — am deutlichsten zu spüren: sie sind fleischiger, unsymmetrischer gebaut, und ein Blick auf die früheren Typen lehrt, wie viel weniger erhaben und unnahbar sie geworden sind. Den Körpern, besonders wenn sie sich beugen, haftet noch etwas kümmerlich Unfreies an, doch liegt in den Gebärden schon größere Wahrheit; die Glieder geben immerhin ganz lebendig die Richtung der Bewegungen an. Zwingender wirken sie noch in der Ruhe: von dem klaren Antlitz der Madonna mit der Erbsenblüte in Köln und Nürnberg, vollends von der h. Veronika mit dem Schweißtuch geht ein Glanz aus, dessen Strahlen sich von jener „mächtig und gelind" erregten Stimmung der Mystiker



Geburt Mariä. Vom Meister des Marienlebens. München, Pinakothek.



Madonna im Rosenhag. Von Stephan Lochner. Museum zu Köln.



Die Kreuzigung. Vom Meister des Marienlebens. Kölner Museum.

Wärme und Leuchtkraft geliehen zu haben scheinen. Von den zwei Seelen der sich auch im Norden ankündenden Renaissancezeit ist hier die sich vom Staube hebende die mächtigere geblieben. Im Bann des mächtigen Antlitzes auf dem weißen Grunde fühlt sich der Beschauer durch die lieblichste Führerin zur Verehrung des heiligen Bildes eingeladen, während die flüsternden Gruppen der Engel die Feierlichkeit erhöhen helfen.

Auf dem Hochaltar des Doms steht heut ein vielteiliger Flügelaltar, den der Meister für das Kloster der h. Klara geschaffen hat. In vielen Teilen ist hier die Legende erzählt, die einzelnen Szenen von gotischen Rahmen umspannt. Das lieblich Spielende, etwas Puppenhafte der Szenen erinnert daran, daß Nonnen das Bild bestellt haben. Auf einer Miniatur aus demselben Kloster kniet eine Nonne bei der Madonna und betet: Got grus diche maria royschin bid din kint vioylchen dat myn vruntchin si (Gott grüß dich, Maria Röschen, bitt dein Kind, das Veilchen, daß es mein Freundchen sei). Kaum aber hat die wirkliche Welt überhaupt einen Anteil an der kirchlichen Kunst genommen, da regt sich auch rheinische Heiterkeit und Lebensfreude, um die heiligen Gestalten den Menschen menschlich zu nähern. Die äußere Welt dringt in die kirchlichen Bilder herein, wie damals in der flandrischen und florentinischen Kunst. Aber der Religion droht hier durch die Welt keine Gefahr. Nur noch eindringlicher, lebensvoller, menschlicher klingt die Verkündigung der heiligsten Dinge vom Altar zu den Andächtigen herab. Das Wunder, den Frommen heiter zu erheben, hat der genius loci von Köln in dem „Dombild" zuwege gebracht, und ein fremder Meister war es, der, von der alten Malerstadt Konstanz nach Köln gekommen, so bald im Sinn der neuen Heimat Himmel und Erde zu versöhnen wußte: Stephan Lochner.

Das Altarbild für die Rathauskapelle hatten die Herren der Stadt gewiß dem besten Meister anvertraut. Die Schutzheiligen Kölns sollten hier verherrlicht werden: Die drei Könige aus dem Morgenlande, deren Gebeine im Dom ruhten, waren Patrone, wie sie die reichen Kölner sich nicht stattlicher wünschen konnten, dazu kamen die h. Ursula, die auf ihrem Zuge samt ihrem Bräutigam und ihren Jungfrauen in Köln den Märtyrertod erlitten, und der ritterliche St. Gereon, der Führer der thebaischen Legion, der gleichfalls hier als Blutzeuge gestorben war.

Sie alle treten auf den ersten Blick aus dem geöffneten Altarschrein trotz des bunten



Die Darbringung im Tempel. Vom Meister der Hl. Sippe. München, Pinakothek.

Gewühls dem Beschauer entgegen. Aus der Mitte glänzt mild das Haupt Mariä mit der Krone von ihrem Heiligenschein her, dazu das Kind, und neben ihr leuchtet zur Linken der greise König in karminfarbigem Damastrock, der zur Rechten knieende in feinem Grün mit Pelz. Auf den Flügeln löst sich in goldblinkendem Harnisch, der Waffenrock dunkel-, der Mantel hellblau, St. Gereon von seinen Genossen, drüben steht die h. Ursula in rotem hermelinverbrämten Kleid vor ihrem Zuge. In leuchtenden Farben ist so gewissermaßen der Inhalt angegeben; und wieder bewährt der Farbensinn der Kölner Malerei sich stark und fein: der hergebrachte Goldgrund ist hier in Harmonie zu allen Farben gebracht. Hinter der in blau gekleideten Jungfrau hebt sich, von Engeln gehalten, ein Brokatteppich in mattem Glanz mit Pfauenfarben, der zwischen ihrem Nimbus und dem Goldgrund wunderbar vermittelt. Ihr und des Kindes Kopf leuchten davor wie der Mond in seinem Hof. Strahlt das Innere festlich heitere Pracht, so sind die Außenflügel mit der Verkündigung nicht unpassend für das Mysterium des Vorgangs in matteren Tönen. Der Goldgrund ist hier nicht spiegelnd, sondern als faltig hängender Brokat durch schwarzes Muster und die natürlichen Schatten gedämpft, er gibt die herrlichste Folie zu dem zarten Antlitz und dem bläulich schimmernden weißen Mantel über dem dunkelblauen Kleid. Zu dieser Zartheit leiht das warme Braun im Haar und am Holz den wirkungsvollen Kontrast, wie zu der ganzen Tafel der andere Teil mit dem Engel, dessen starke Bewegung auch von starker Farbigkeit begleitet wird.

Die Harmonie, zu der hier das Poetische des Vorgangs, der Ausdruck der Jungfrau und die milde Farbe zusammenklingen, ist in der deutschen Kunst kaum je wieder erreicht, und nur Fra Angelicos Werke dürften neben diesem bestehen.

In der Ratskapelle sah Dürer das Bild, als seine Reise in die Niederlande ihn 1520 über Köln führte. Er schrieb in sein Tagebuch: „item hab 2 weiß pfennig geben von der taffel auffzusperren, die maister Steffan zu Cöln gemacht hat." Seit 1810 steht sie im Domchor, und manchen hat es schon mehr geschmerzt als den haushälterischen Nürnberger, daß dies nationale Heiligtum an seiner geweihten Stätte nur gegen hohen Entgelt in ungünstigem Licht zu sehen ist und daß die wunderbare Malerei der Außenflügel kaum je, oder doch nur sehr umständlich genossen werden kann.

Für das, was an der Malerei im Dombild durch die Unbill der Zeit verdorben ist, entschädigt das kostbare, kleine Bild im Wallraf-Richartz-Museum: die Madonna im Rosenhag. Sie hat den Reiz von Lochners besonderer Technik noch gut bewahrt; die weißlich gemischten Farben geben den Köpfen von Mutter und Kind eine Leuchtkraft, die wieder mit den großen goldenen Heiligen-

scheinen aufs weichste harmoniert. Den strahlenden Kopf umrahmt über der edelsteinbesetzten Krone die blühende Laube, den lichtblau gekleideten Körper der Kranz von zart in blau, rot und gelb und grau schillernden Engeln. Unendlich zart müssen die Töne sein, die von ihren kleinen Instrumentchen kommen; von ihnen umklungen sitzt „die Königin süß und milde“.

Im Dombild hat der Meister große Figuren aufs glücklichste gruppiert; in der Madonna mit dem Veilchen zeigt er, daß er im übernatürlichen Maßstab bedeutend und doch zart bleiben kann. Das über zwei Meter hohe Bild umfaßt in länglichem Format die stehende Gottesmutter mit so sicherem Sinn für die Füllung des Rahmens, daß man wieder an die alte, noch immer lebendige dekorative Tradition der Kölner Gotik gemahnt wird. Ist der Kopf der Madonna im Dombild und vor dem Rosenhag von reinstem idealen Umriß, so blickt in diesem Gesicht ein ganz persönlicher Typus durch — zum erstenmal in Köln — der dem Meister nahe gestanden haben mag — am lieblichsten, wie er in der Verkündigung erscheint. Doch war sein Reichtum damit nicht erschöpft: auf einem Breitbild des Germanischen Museums, wo sechs Heilige unter dem Kruzifix stehen, kommen noch neue, liebliche Typen vor, deren zarter Teint von dem Brokatmuster des Goldgrundes mild umfaßt wird.

In allen Figuren paart sich ein freudiger Wirklichkeitssinn mit der hoheitsvollen Haltung der gotischen Zeit. In ihm scheint alles, was Frömmigkeit und Weltfreude in Köln von der Kunst verlangen konnten, zu glücklicher Erfüllung gebracht. Seine heiligen Frauen haben zur Lieblichkeit der Frauen des Meisters Wilhelm die größere Wahrscheinlichkeit, der Aufbau seiner Figuren ist rührend zart und nicht völlig sicher, aber monumental, wo es die Aufgabe verlangt; seine Malerei vereinigt die Isolierung der Gestalten vor dem Goldgrund mit einer bis dahin nicht gesehenen Echtheit in der Schilderung der Stoffe — und mit alledem gibt er seiner Zeit weithin sichtbaren und gültigen Ausdruck: Er malt für den geweihtesten Platz ein Altarbild, wie es die Stadt haben mußte, von der ein Italiener damals daheim erzählte: „Nichts Prächtigeres, Schöneres als Köln findest du in ganz Europa mit seinen herrlichen Kirchen, Rathäusern, Türmen, seinen reichen Einwohnern, seinem schönen Strom und seinen fruchtbaren Fluren rundum.“

Aus Lochners Werken blickt die goldene Zeit der Stadt heraus. Was die Kölner Kunst groß gemacht hat und vor den Schulen anderer unterscheidet, das ist in ihm zur höchsten Vollendung gekommen. Er malte, was nur in Köln empfunden



Vision der hl. Ursula. Vom Meister von St. Severin. Köln, Museum.



Die Heiligen Agnes, Bartholomäus und Cäcilia. Vom Meister des Bartholomäusaltars. München, Pinakothek.

wurde und nur für Köln galt; was die Späteren gaben, haben andre ebensogut und besser gemalt; und oft ist die Kunst nur noch ein Niederschlag der großen flandrischen Nachbarkunst. Beim Dombild spricht man nur von Lochner; bei den Bildern der Späteren immer von Rogier van der Weyden, Dirck Bouts und Massys.

Die Kölner Malergilde war ungemein zahlreich, und über manchen Künstler, dessen Werke uns bis heute unbekannt geblieben sind, existieren urkundliche Nachrichten. Aber in dem großen Vorrat an erhaltenen Bildern, die aus Köln stammen, lassen sich wieder Gruppen ziemlich bestimmt abgrenzen, in denen wir die Hand eines und desselben Künstlers wiederfinden. Die Kunstgeschichte nennt sie gern nach ihren Hauptwerken. Einen Meister, der treulich bei den Niederländern gelernt hat und Elemente von Rogier und Bouts in eine etwas hausbackene, aber innige Art übernommen hat, kennt man als Schöpfer einer Serie des Marienlebens in München.

Die Ausführlichkeit, mit der er, eben in den Besitz der räumlichen Kunst gekommen, die Wochenstube der heiligen Anna schildert, von der Wäschelade bis zu den rot und grünen Kissen hat etwas Liebenswürdiges, die hageren Figuren sind eckig bewegt, nur in den Köpfen lebt ein Rest altkölnischer Grazie.

Zu voller Höhe erhebt er sich im Dramatischen: die Kreuzigung im Kölner Museum, wo unter dem einsamen, von trauernden Engeln umflatterten Kruzifix Maria von Johannes getröstet steht, gehört gewiß zu den schönsten Fassungen dieser Szene.

Unter allen Niederländern hat von jeher Rogier van der Weyden auf die Deutschen am meisten gewirkt: hier in Köln, das den Einflüssen von Flandern her ohnehin offen stand, noch dazu in einer Zeit, da die Wanderschaft der meisten Malerknaben rheinab „zu den großen Künstlern" ging, hatte er mit seinem Hauptwerk festen Fuß gefaßt. Um das Jahr von Lochners Tode wurde in S. Columba die Anbetung

der Könige aufgestellt mit den Porträts der burgundischen Fürsten; diese herben, stattlichen Gestalten, vor dem Hintergrund mit köstlicher Raumwirkung, konnte kein empfängliches Auge übersehen.

Ein anderes niederländisches Vorbild stand dem „Meister der h. Sippe" wahrscheinlich in der phantastischen und in ganz neuem Sinn malerischen Kunst des Hieronymus Bosch vor Augen.

Er hat gelernt, den Figuren und dem Hintergrund die gleiche Aufmerksamkeit zuzuwenden, beide unter der gleichen Beleuchtung darzustellen. Aus dem Leben gegriffene Gestalten in oft amüsant geschilderter Tracht sind ihm eigen, vor allem aber seine Färbung, die, weich, tief und schmelzend zugleich, seine Bilder zu den koloristisch angenehmsten der Schule machen. Besonders fein weiß er die Landschaft abzustimmen.

In Leiden und Haarlem mag sich der Meister von St. Severin seine häßlichen, vulgären Typen, aber auch den feinen Sinn für das Licht und seine harmonisierende Wirkung auf die Farben geholt haben. Er schließt in kühlem silberigen Tageslicht die buntesten Töne überraschend zusammen, und selbst ein überirdisches Licht gelingt ihm vollkommen. Die Vision der h. Ursula gehört einer Serie von Bildern an, die er dem altkölnischen Thema, der Legende der Schutzpatronin geweiht hat.

Wirklich völlig in Köln heimisch geworden, trotz seiner Herkunft aus Oberdeutschland und trotz seiner niederländischen Lehrer scheint der Meister des h. Bartholomäus — auch wohl Meister des (Kölner) Thomasaltars genannt. Er gehört zu den Sonderlingen der Kunstgeschichte. Sein Stil ist altertümelnd gotisch in einer Zeit, da man von Anatomie und Perspektive zu viel weiß, um den Gestalten die schmachtende gotische Linie noch geben zu dürfen. Seine Laune scheint es, die Heiligen zu stellen, als



Die Kreuzabnahme. Vom Meister des Bartholomäusaltars. Paris, Louvre.

wären sie in der Zeit Stephan Lochners vor 50 Jahren und früher entstanden. Ein ungesundes Raffinement spricht sich in dieser gottseligen Geziertheit aus, ein neues Element in der alten Kunst; den Ruhm dieser Erfindung teilt unser Meister mit dem sonderlichen Venezianer Carlo Crivelli und auch darin berühren beide Meister sich, daß sie ihre altertümlichen Bilder mit den erlesensten Stoffen schmücken, deren feine, helle Farbenzusammenklänge trotz der Häufung an Schmuck das Auge seltsam beschäftigen und fesseln.

Ein Meister der Landschaft mit entzückend romantischen Zügen, versagt sich gleichwohl der Künstler oft die Ausübung dieses Talents; schon auf dem Münchener Altar läßt der Brokatvorhang im Rücken der Heiligen nur einen schmalen in blau schwimmenden Fernblick frei; vollends in der Kreuzabnahme des Louvre kehrt er zu dem in Köln althergebrachten Goldgrund zurück. Doch motiviert er ihn auf seine Weise: wie in einem vertieften Altarschrein der oberdeutschen Bildnerschule steht die Gruppe vor der durch die Schatten gemilderten und unterbrochenen goldenen Fläche. Aber all diese Experimente läßt uns der Sonderling hier vergessen.

Seine Malerei weiß hier von den stärksten und feinsten Regungen zu erzählen. Haltung und Ausdruck der Frauen sind so wunderbar beweglich, die vom Weinen geröteten Augen, die nassen Wangen, das ganze von Kummer zerrüttete Wesen der feingliederigen Gestalten mit malerischen Mitteln so erschütternd gegeben, wie es nur von Rogier oder wohl schon vom großen Quentin Massys in Antwerpen zu lernen war.

Aus der Scheldestadt hat Köln einen bedeutenden Maler längere Zeit beherbergt. Es ist der „Meister des Todes Mariae“, wahrscheinlich Joos van der Becken genannt. Das Bild, das ihm den Namen gegeben, ist für den angesehenen Herrn Nicasius Hackeney gemalt, dessen beide jedem Kölner bekannte Wappentiere, die Schimmel (haquenée = Zelter), in dem Haus am Neumarkt Anlaß zur Sage der Richmodis gegeben haben.



Selbstbildnis. Vom Meister des Todes Mariä. Berlin. Sammlung Kaufmann.

Es liegt in der Darstellung jene eigentümliche Aufgeregtheit, die auch Massys eigen ist, und die oft an Geziertheit und selbst Karikatur streift. Zu allerhand Absonderlichkeiten verleitet den Künstler die Mühelosigkeit seines Schaffens, aber malerisch gibt er die denkbar feinste Arbeit.

Der Innenraum mit seinem zerstreuten Licht, das malerische Zusammenhalten der Gruppe ist glänzend gelungen. Eine Vorliebe für transparente, helle und zarte Töne kommt zumal der Gestalt der Sterbenden zugute. Das blutlose Gesicht im weißen Kopftuch auf dem Kissen, die blassen Hände auf der Decke wirken ergreifender, als die Schmerzäußerungen der unruhig durcheinander fahrenden Apostel. Das Bewußtsein seiner malerischen Bravour verrät sich in Kunststücken, wie dem Mann, der das Kohlenbecken anbläst und von der Lohe angestrahlt wird —



Die heilige Nacht. Von Bartholomeus Bruyn. Berlin. Sammlung Kaufmann.

ein Motiv, das in Antwerpen Rubens später wiederholt hat.

Am konzentriertesten zeigt den Fortschritt in der malerischen Technik das Selbstporträt des Mannes, offenbar sein Brautbild, denn eine Nelke soll tragen, wer sich auserwählt ein Lieb, das ihm lustlich und herziglich ist und sich dem allein ergeben hat. Die feine Malerei enthüllt ein ganz neues Leben auf der Oberfläche des Körpers: das Stoffliche des Fleisches, der anders geartete Glaskörper des Auges kommen zu klarstem Ausdruck: eine Übergangsphase voll technischer Entdeckungen hebt hier an, die fast ein Jahrhundert dauern sollte, bis die großen Niederländer des XVII. Jahrhunderts dies alles zusammenfaßten.

Für Köln ist der Meister wichtig geworden: an ihm hat sich der letzte beträchtliche Vertreter der Schule, Bartholomeus de Bruyn gebildet. Doch nur in seiner frühen Zeit ist er genießbar: damals entsteht die heilige Nacht mit dem köstlichen Lichteffekt und dem Zug der Könige durch die Nacht, der das Märchenhafte des Vorgangs so hübsch zu illustrieren vermag. Im Manierismus der meisten nordischen Maler, die sich an italienische Vorbilder anschließen, verkommt Bruyns Künstlertum — nur in seinen Porträts, wo er vor die Natur gebannt ist, lebt der kraftvolle, niederdeutsche Charakter: ein stolzes und derbes Geschlecht mit festen Knochen steht in ihnen vor uns: so treu geschildert, daß man ihnen oft die Ehre hat antun können, sie für Werke Holbeins zu halten. —

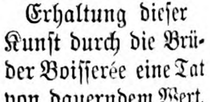
Um ein Jahrhundert überlebt die Kölner Schule die große Zeit Meister Wilhelms und Lochners. Alle die nach ihnen kommenden Maler verdanken ihren Reiz nicht sowohl ihrer Persönlichkeit, als ihrem guten Handwerk. Jedes ihrer Bilder hat die Ehrwürdigkeit und Frömmigkeit nach In-

halt und Arbeit, die wir altmeisterlich nennen. Sie kommen von verschiedenen Seiten ihrer Geburt und ihrer Bildung nach; aber sie finden sich zusammen in einer Atmosphäre, die wie suggestiv jeden gezwungen hat, der in ihren Bannkreis kam: noch immer schwingt die große Münsterglocke weiter wie in den Tagen, da der strahlende Chor geweiht wurde, und dieser Schall ruft alle gleichmäßig zum Hochamt an dieselbe geweihte Stelle.

Und heilig wartet die Malerzunft ihrer Pflichten. Seit Meister Wilhelms Tagen stand das „Schilderamt" stolz und selbstbewußt da und hatte als Zunft Stimme in dem Stadtregiment. Feste Regeln über die Erziehung der Lehrjungen, die Farben, die Kontrakte mit den Bestellern, waren vom Bürgermeister und Rat auf Ansuchen der Malerzunft gegeben, „umb verderflichkeit ires Amptes alzeit zu verhoeden". Früh beginnt die Ausbildung der Lehrlinge, die in des Meisters Haus wohnen. Der handwerklich geordnete Betrieb, in dem die jungen Leute alles Technische lernten, hatte der heutigen spät einsetzenden und dann freieren Ausbildung des heranwachsenden Malers gegenüber den Vorteil besserer Arbeit und größerer Haltbarkeit. Besteller und Käufer sollten in Material und Arbeit gut und redlich bedient werden, darüber wachte das Amt strenge. Technische Vorteile und Erfindungen mußten dem Amt angezeigt werden, damit sie allen gleichmäßig zu Nutzen kämen.



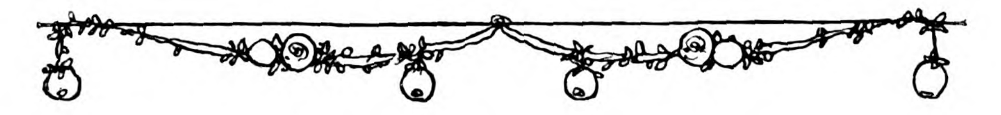
Dame mit Kind. Von B. Bruyn. — Eremitage. St. Petersburg.



Der kirchliche Charakter der Kunst scheint dann der Phantasie enge Grenzen zu ziehen. Wo immer die gleichen Szenen der Legende, die gleichen Heiligengestalten bestellt werden, kann der Künstler in der Erfindung seinen Ruhm nicht suchen. Das paßt nicht zur heut landläufigen Auffassung vom Künstlertum. Aber gerade darum war der Maler imstande, Neues zu geben, er suchte es eben im rein Künstlerischen. Das ist ein wesentlicher Reiz, der jeden erwartet, wenn er sich mit der kölnischen Schule abgibt: man sieht die gleichen Gegenstände durch Jahrhunderte in derselben Stadt dargestellt, wird Zeuge der technischen Fortschritte und, was mehr, der seelischen Entwicklung eines reich begabten Volkes, man erlebt mit ihm in diesen Bildern, wie er immer den Blick nach oben gerichtet, den Weg vom strahlend Jugendlichen zum männlich Ernsten durchmißt. Das war es, was die Romantiker vor allem anzog. Aber es ist bei ihnen keine modische Regung geblieben, sondern kam aus dem tiefen Zug zur Innerlichkeit. Darum war die Entdeckung und Erhaltung dieser Kunst durch die Brüder Boisserée eine Tat von dauerndem Wert.

Sulpiz Boisserée erzählt selbst, wie er und sein Bruder ihr erstes Bild, eine Kreuztragung, auf dem die goldenen Scheine der Heiligen von ferne leuchteten, zufällig auf der Straße erhandelten. Noch etwas unsicher über den wirklichen Wert ihres Kaufs, suchten sie in das väterliche Haus durch die Hinterpforte zu gelangen. Dabei begegnete ihnen die Großmutter. Sie ließ sich die Tafel zeigen und sagte: „Da hast Du ein bewegliches Bild gekauft, da hast Du wohl daran getan."

Der Tod der Jungfrau. Vom Meister des Todes Mariä. Museum zu Köln.



Duschinka und Golubotschka.

Eine Weihnachtsgeschichte von H. Äckerle.



Sie waren beide mit einer Leidenschaft für „Überraschungen“ geboren. Schon als sie in weiten, roten Kitteln und mit winzigen Zopfstummeln umherliefen, begann diese Leidenschaft ihre Blüten zu treiben. In den runden, glattgekämmten Köpfen der Schwestern schossen die Ideen zu „Überraschungen“ so üppig hervor, wie das Unkraut zwischen dem Weizen ihres Vaters wucherte. Jede „Idee“ gewann sogleich die Gestalt eines Planes, und jeder Plan fand Mittel und Wege, sich durchzusetzen. Das einzige, das sich dem ungestümen Tatendrange ihrer Phantasie hindernd entgegenstellte, war der empfindliche Mangel an geeigneten Objekten.

Eine häßliche, dunkle Mauer trennte Duschinka und Golubotschka von den Kindern des Dorfes; ein ebenso häßliches und dunkles Geschick versagte ihnen die heißbegehrte „Schar“ Geschwister. Ihr Vater war — wie es ihnen scheinen wollte — immer mit „Zeitung-Lesen“, ihre Mutter immer mit „Schlafen“ beschäftigt. Sie waren ganz allein aufeinander angewiesen, — und das war hart, denn keine von beiden wollte sich zu der untergeordneten Rolle der Empfängerin herabdrücken lassen.

Sie kämpften oft mit heißen Tränen um das Recht des Beglückens; sie drängten sich ihre Wohltaten gegenseitig auf, und sie erwehrten sich verzweifelnd der zugedachten Freuden, die sie zu untätiger Erwartung verdammten. Mit brennendem Ehrgeize wetteiferten sie um den Ruhm größeren Erfolges. Es war ein Sieg, wenn das übliche, grausam gleichgültige: „Ach so . . .“ „Das dachte ich mir . . .“ des widerwilligen „Objektes“ einem wirklichen Staunen wich, wenn es sprachlos dastand, wenn sein Mund sich öffnete, und seine Augen groß wurden . . . .! Ein solcher beispielloser Erfolg ließ der Besiegten keine Ruhe. Sie mußte Vergeltung üben: sie suchte und versuchte. Wenn alles wirkungslos war, wenn die Erfolgreiche störrisch in kränkendem Gleichmut verharrte, nahm die Verzweifelnde zu gröberen Mitteln Zuflucht, und diese Beglückungsversuche endeten, wie so manche andere in dieser Welt, auf eine durchaus betrübende Weise . . . .

Verminderten sich die Handgreiflichkeiten auch in dem Maße, als die Zopfstummel ansehnlicher und die Kittel länger wurden, so blieb das Prinzip gewaltsamer Freudenüberfälle doch auch weiterhin im Leben der Schwestern bestehen. Mit den Jahren eröffneten sich dem Tatendrange der Schwestern Golgunow allerdings weitere Kreise, aber mit einer rührenden Pietät für die Gewohnheit der Kindertage kehrten sie nach einigen wenigen, freudlosen Streifzügen in das Gebiet allgemeinerer Liebesbetätigung wieder in ihren engeren Wirkungskreis zurück. Was waren die Freude oder das Erstaunen anderer Leute wert!? Im Grunde war doch nur das „Überraschung“, was Duschinka verblüffte, nur das Freude, was Golubotschka in sprachlose Verwunderung versetzte.

Sie liebten nur einander; sie liebten sich zärtlich, obwohl sie sich nie küßten, nie umarmten, nie ein kosendes Wort sagten, aber sie waren immer beisammen, sie wichen keinen Schritt voneinander —, sie waren getrennt überhaupt nicht zu denken, und sie trugen immer die gleichen Kleider, die gleichen Hüte und die gleichen Frisuren.

Solange sie jung waren, fand man das „süß“; als sie hagerer und häßlicher wurden, fand man es „etwas sonderbar“, und als sie dann endlich wieder eine behagliche Rundung annahmen und graue Haare bekamen, fand man es „sehr komisch“! Jedermann nannte sie, wie ihr Vater es tat: „Duschinka und Golubotschka.“ Sie waren jedermann bekannt, aber niemand kannte sie. Jeder stellte sich vor, daß die beiden Damen sanft wären wie die Tauben, daß ihre Meinungen nie um Haaresbreite auseinander wichen und daß sie in einem Frieden lebten, wie

er allen anderen Menschen nur aus schönen Büchern bekannt war. Was man mit Bestimmtheit von ihnen wußte, war nur, daß Duschinka für Golubotschka wundervolle Obstbäume aus der Stadt kommen ließ, daß Golubotschka für Duschinka eine ganze Wagenladung teurer Rosenstämme aus ebenderselben Stadt verschrieb; ferner wußte man, daß Duschinka tagelang Arbeiter im Walde beschäftigte um für Golubotschka, die nicht gerne ging, eine wunderbare Teelaube bauen zu lassen, daß Golubotschka für Duschinka, die gerne ging, einen breiten, bequemen Weg bis zu dem Weidenhügel machen ließ, von dem aus man alle Kühe des Dorfes weiden, den Rauch aus den Stadthäusern aufsteigen und die Sonne niedersteigen sehen konnte . . . . .

Die Leute im Dorfe maßen die Liebe der Schwestern an den Summen, die sie für einander verausgabten, und noch nie war im Dorfe Kusniki an ein solches Maß der Liebe geglaubt worden, wie zur Zeit der Schwestern Golgunow.

Von dem stillen Kampfe um das Aktiv und Passiv in ihrem Dasein merkte niemand etwas, als höchstens der alte Golgunow selbst — uud dieser auch nur insofern, als die eine Tochter immer noch tiefer als die andere in seinen Geldbeutel hinein zu greifen wünschte. Bisweilen fing er an zu brummen, — aber er war ein gemütlicher Herr, dem der Friede des Hauses und die Zeitungen über alles gingen. Sobald er in Duschinkas oder Golubotschkas Augen eine gerechte Empörung aufflammen sah, lenkte er beschwichtigend ein. „Ach, wo werd' ich Euch hindern! Hab' ich nicht ein gutes Herz?! Seht, wir haben alle gute Herzen, ich und Du und Deine Schwester und Deine selige Mutter, — alle! Ist das nicht das wichtigste, daß der Mensch ein gutes Herz hat? Was ist der Mensch in dieser Welt, wenn sein Herz nicht gut ist!? Ein böses Tier, — ein giftiger Pilz — eine Kriegstrompete — eine Pestfliege — eine wahre Pestfliege," — wiederholte er schreiend, und dabei rötete sich seine Stirn, sein schlaff herabhängender Schnurrbart sträubte sich, und seine mandelförmigen, trägen Augen wurden wild und groß.

Der gute Golgunow konnte es nie verschmerzen, daß man ihm den ersten Teil seines Lebens auf eine unnötige Weise erschwert hatte. Wozu hatte er einen so eigensinnigen Vater, eine so jammernde Mutter, einen so arbeitswütigen Bruder, einen so ewig beleidigten Lehrer, einen so rücksichtslosen Vorgesetzten haben müssen?! Wozu hatten sie ihm alle so zugesetzt, daß er arbeiten, daß er verdienen sollte!? Er hatte immer behauptet, daß er kein Talent für die Arbeit und ein zu gutes Herz zum Verdienen hätte, und er hatte damit vollkommen recht behalten. Ja, hatte er nicht überhaupt in allem recht behalten! Was hatten jene Streitsüchtigen nun von all ihrem Drängen gehabt?! Der Vater hatte sich tot geärgert, die Mutter hatte sich tot gejammert, der Lehrer mit seiner Epistel von der Arbeit war nahe am Erblinden und starb fast vor Hunger, der Bruder mit seiner Arbeitswut hatte eine große Familie zu ernähren und litt am Herzen, — nur er, Boris, saß glücklich und sicher auf seinem schönen Gut, hatte zwei gute Töchter, einen guten Schlaf, einen guten Appetit und sechs gute Zeitungen . . . . Wenn Boris Golgunows Gedanken bis zu diesem Punkt gekommen waren, lehnte er sich besänftigt wieder in den Stuhl zurück, glättete die im Zorn zerknüllte Zeitung sorgsam, und in sein Gesicht trat wieder der zufriedene Ausdruck, der nicht aus seinen Zügen gewichen war, seitdem die bleichsüchtige, ein wenig romantische Tochter des reich gewordenen, deutschen Pächters ihm ihre Liebe und ihr Vermögen geschenkt hatte. Sie hatten wundervoll zusammengelebt: sie hatte in ihren Büchern, er in seinen Zeitungen gelesen; sie hatten sich bei jeder feierlichen Gelegenheit geküßt und hatten bei jeder rührenden Begebenheit gemeinsam geweint; sie hatten sich reichlich beschenkt und sich nie von ihrem schönen Besitztum gerührt . . . . .

Jetzt war die gute Marussja tot. Golgunow vermißte sie nicht sehr, aber wenn er einmal an sie dachte, so trübte nicht die kleinste unfreundliche Erinnerung seine behagliche Stimmung, und deshalb schätzte er sie im Tode womöglich noch höher als im Leben! — — — — —

So behaglich des alten Golgunows Leben demnach auch war — eines Tages mußte er es trotzdem beschließen. Er starb plötzlich, ohne Angst und Qual, auf demselben großen Stuhl, auf dem er den größten Teil seines Lebens verbracht hatte. — Duschinka

und Golubotschka beweinten ihn, aber ihre Seelen waren nicht sehr tief erschüttert. Sie hatten ihr Leben für sich gelebt, und der gute Vater war für sie eigentlich nur die Quelle gewesen, aus der sie die Mittel zu den Ueberraschungen für einander hatten schöpfen können. Daß diese Quelle nun mit einemmal versiegte und mit einer Schuldenlast für alle Zeit verschüttet wurde, war die erste Überraschung, die für beide ganz gleich groß war — und zu dieser Zeit war Duschinka 49, Golubotschka 47 Jahre alt ... Sie waren wie erstarrt vor Schreck; sie begriffen nicht, als man ihnen sagte, daß kein Stein von dem Hause ihnen gehören sollte.

„Was?" fragten sie verwirrt. „Nicht unser?! „Auch nicht die Teelaube im Walde?" — „Nicht der Weidenhügel mit dem großen Weg?" — „Nicht die Rosenstämme und die Obstbäume!?" „Was Duschinka mir" ... „Was Golubotschka mir geschenkt hat?!" — Nein, sie begriffen es nicht! Aber es war, wie man ihnen gesagt hatte. Ein Beamter kam und schloß alle Zimmer ab. Der arbeitsame Bruder mit dem Herzleiden kam, ging in die Felder und rechnete mehrere Tage lang. Er sagte einige lieblose Worte über den guten Verstorbenen und sagte weiter, daß er eine der beiden Schwestern bei sich aufnehmen wolle, da er eine wohl mit erhalten könne ... „Man muß eben nie mehr tun, als den Verhältnissen angemessen ist!" sagte er mit Betonung und sah sich in dem schön möblierten Zimmer um.

Duschinka und Golubotschka waren tief gekränkt. „Nie," sagten sie wie aus einem Munde — „danke, nie!" Sie dachten an ihren Vater, der immer gesagt hatte, daß ein gutes Herz das wichtigste in dieser Welt sei, und sie waren sich klar, daß dieser Mensch, der so roh und unverhüllt von Geldsachen redete, und der sie auseinander reißen wollte, kein gutes Herz haben könne. „Nie!" Sie schüttelten die Köpfe, daß die schwarzen Schleifen in ihren Frisuren bebten, daß die Armbänder an ihren Handgelenken klirrten, und daß ihre ganzen Gestalten in eine leise Erschütterung gerieten.

„Nun, Ihr könnt es ja überlegen," sagte der Onkel gleichmütig und zog sich in sein Schlafzimmer zurück. Duschinka und Golubotschka blieben allein.

„Was würde das für ein Leben sein!" sagte Duschinka mit vor Empörung flammenden Augen.

„Ja, was für ein Leben!" wiederholte Golubotschka mit bebender Stimme.

„Ein Sklavenleben!"

„Ach, ein Höllenleben!"

Und die eine überbot die andere in der Ausmalung all der Qualen, die sie bei dem Onkel „ohne ein gutes Herz" zu erdulden haben würden.

„Dann ist es noch besser, einem Fremden die Wirtschaft zu führen," bemerkte Duschinka nach einer Pause.

„Ach, viel besser!" stimmte Golubotschka bei und fing an zu weinen.

„Nun, was ist denn dabei zu weinen?" fragte Duschinka streng. „Das ist ja gar keine schlimme Sache! Ich könnte schon hundertmal etwas finden, aber ich kann ja Deinetwegen nicht! Wo soll ich Dich lassen? Ich muß mich ja zu Tode sorgen um Dich!"

„Ich sorge mich noch mehr um Dich!" schluchzte Golubotschka. Aber Duschinka riß den Hauptanteil des Grames eigensinnig an sich.

„Unsinn," sagte sie hart, „was hast Du Dich zu grämen?! Auf meinen Schultern liegt die Sorge!" Sie stritten sich um die Sorge, bis sie in den Betten lagen. ...

Auf Kusniki sank die Nacht. Über dem Hügel mit dem Weidengebüsch stand der Mond. Die Bäume und Büsche des Gartens glänzten in einem blassen, silbrigen Grün, die Wege leuchteten weiß ... Der Garten sah aus, als sei er zu einem geheimnisvollen, nächtlichen Feste gerüstet. So war die letzte Nacht für Duschinka und Golubotschka auf ihrem Gut, das ihnen nicht gehören sollte.

Duschinka schlief einen schweren, traumerfüllten Schlaf; Golubotschka saß wach in ihrem Bett und spähte durch eine Spalte im Vorhang in den hellschimmernden Garten hinaus. Sie hörte Duschinkas schmerzliches Seufzen im Schlaf, und der Gram der Schwester legte sich schwer auf ihre arme, traurige Seele. ‚Was kann ich tun!' dachte sie weinend. ‚Wo kann ich eine Freude für sie hernehmen?!' Aber es wollte ihr nichts einfallen. Wo sollte man eine „Überraschung" hinstellen, wenn der Boden von Kusniki nicht mehr dazu da war?! Wo sollte man die silbernen Rubel, die da-

zu nötig waren, finden, wenn die Quelle zugeschüttet war! ... Ihre Gedanke irrten traurig umher. Was würde aus ihnen werden? Wo würden sie bleiben? Ziellos und ungewiß wie diese Gedanken würden auch sie selbst umherirren! Duschinka stöhnte laut auf im Schlaf. „Mein Gott, mein Gott," murmelte sie. Golubotschka fuhr es wie ein Stich durch die Seele. ‚Ach die Arme', dachte sie in brennender Liebe. ‚Was soll ich tun?!'

Und plötzlich fiel ihr ein, was sie tun konnte, — etwas ganz Großes, — etwas, das Duschinka nie erwarten würde, etwas, das die größte „Überraschung" ihres ganzen Lebens sein würde .... Golubotschka hörte auf zu weinen, ihre Wangen glühten vor Aufregung, ihr Herz klopfte, — sie konnte den Morgen nicht erwarten ...

Als es hell wurde, zog sie sich leise an, ging hinaus und stellte sich an die Tür, aus der der Onkel Golgunow herauskommen mußte. Sobald er die Tür öffnete, drängte sie sich ihm entgegen: „Ich werde mit Ihnen gehen," sagte sie atemlos ... „Ich werde — ich!"

Der Onkel sah sie mit seinen klugen Augen erstaunt an. Er begriff nicht ganz, warum die Augen seiner alten Nichte bei dieser Mitteilung so aufgeregt glänzten, aber er fragte nicht weiter. „Schön," sagte er gleichmütig. „Es ist abgemacht." Darauf kehrte Golubotschka in das Schlafzimmer zurück. Sie stellte sich vor Duschinkas Bett hin und rief sie an. „Duschinka," sagte sie feierlich — „Duschinka!" Duschinka fuhr auf. Der Ton machte sie jählings munter. Es war der Ton, in dem sich „Überraschungen" anzukündigen pflegten. „Was ist?" fragte sie erregt. Das Herz schwoll ihr in einer angstvollen, eifersüchtigen Erwartung. „Was willst Du?" wiederholte sie fast feindlich.

„Ich — ziehe zum Onkel," sagte Golubotschka mit leise bebender Stimme. „Ich nehme die Sorge von Deinen Schultern!..."

Duschinka wurde blaß. „Unsinn," fuhr sie die Schwester an. „Was sollst Du ohne mich anfangen — in diesem Hause! Ich lasse Dich nicht dorthin! Dann gehe ich lieber selbst!" Sie erhob sich eilig, wie um diesen Entschluß sogleich auszuführen. Golubotschka fing an zu zittern vor Angst. „Nein, nein, nein," rief sie eifrig. „Es ist alles abgemacht. Ich gehe! Ich habe es ausgedacht! ..."

Es war nichts zu machen! Duschinka mußte „die Idee" der jüngeren Schwester lassen. Golubotschka reiste mit dem Onkel ab, und Duschinka zog zu einem alten, einsamen Gutsbesitzer in der Nähe.

So hörten die Überraschungen in dem Leben der Schwestern mit einemmal auf, und zu später Stunde noch ging den Töchtern des guten Golgunow die Erkenntnis auf, daß es noch einen anderen Lebenszweck gäbe, als den, „Überraschungen" zu bereiten.

Seltsamerweise war nach der letzten großen Überraschung, die Golubotschka Duschinka bereitet hatte, eine gewisse Entfremdung zwischen den Schwestern eingetreten. Sie schrieben sich nur kurze, etwas steife Briefe, in denen sie nie früherer Zeiten Erwähnung taten, sie besuchten sich nie, obwohl sie nicht einmal eine halbe Tagereise voneinander entfernt lebten, und sie äußerten auch nie eine Klage der Sehnsucht, nie die Hoffnung auf ein Wiedersehen. Duschinka fühlte sich noch immer auf eine dunkle Weise beleidigt, und Golubotschka fühlte ihr Gewissen durch diese Beleidigung immer noch auf eine dunkle Weise beschwert. — — —

* * *

Mehr als ein Jahr war nach dem Tode des guten Golgunow verstrichen ... Die Tage wurden immer dunkler, das Eis auf dem Flusse wurde immer dicker — in der Familie des arbeitsamen Onkels begann man zum Weihnachtsfeste zu rüsten.

Golubotschka half gewissenhaft mit. Sie rannte aus der Speisekammer in die Küche, aus der Küche in die Speisekammer, aber ihre Gedanken schienen nicht immer mitzulaufen: sie vergaß immer wieder, was sie wollte. Ihre glänzenden, blauen Augen trugen einen bekümmerten Ausdruck, und die Schürze, die sich sonst so straff um ihre volle Gestalt gespannt hatte, fing an, sich zu lockern: Golubotschka hatte Sehnsucht nach Duschinka. Sie sagte nichts, aber sie litt schwer. Tag und Nacht sann sie auf einen Plan, die beleidigte Schwester durch eine liebevolle Überraschung zu versöhnen, — doch alles erschien ihr nicht gut genug, um diesen Zweck zu erreichen.

Weihnachten kam immer näher, Golubotschka wurde immer unruhiger und immer zerstreuter. Eines Tages fragte der arbeit-

same Onkel Golubotschka, was sie sich wünschte: „Überraschungen sind das Dümmste, was ich kenne," fügte er grimmig hinzu. Golubotschka zuckte schmerzlich zusammen. Sie sah verlegen und unschlüssig vor sich hin und zog die Schürzenbänder straffer. Was sollte sie für sich wünschen?!

Da sie so ratlos schien, machte der Onkel Vorschläge .... „Das allerbeste wäre natürlich Geld," sagte er ohne Scheu. „Damit könntest Du den Anfang zu einem Sparkassenbuch machen. Das wäre sehr nützlich!" Golubotschka nickte, ohne aufzublicken, immerfort wie ergeben vor sich hin. Plötzlich hob sie den Kopf, ihr Gesicht war dunkelrot, und ihre Augen leuchteten wie damals, als sie sich dem Onkel ausgeliefert hatte.

„Ja, ich bitte," sagte sie eifrig, fast gierig. Der Onkel nickte zufrieden. Er war stolz, daß die Tochter seines leichtsinnigen Bruders in seinem Hause schon soviel gelernt hatte. Er richtete sogleich ein Buch für sie ein und wickelte das Geld schon in ein Stück Papier, um es ihr am Weihnachtsabend zu geben.

Früh am Weihnachtsmorgen, als er noch seinen Kaffee trank, klopfte es an seine Tür. Golubotschka, in Pelz und Tücher gewickelt, dick und rund wie eine kleine Tonne, wälzte sich in das Zimmer hinein. Sie kam bis an seinen Lehnstuhl heran und bat ihn mit leiser, zärtlicher Stimme um ‚das Weihnachtsgeschenk'.

Der Onkel sah sie einige Augenblicke sprachlos an, dann kam ihm eine plötzliche Erleuchtung.

„Golubotschka," sagte er streng, „Du willst zu Deiner Schwester reisen! Du willst Dein Geld vertun!" Er sah sie vorwurfsvoll an.

„Lieber Onkel," sagte Golubotschka wehmütig, „ihr Leben ist so arm an Freuden! Sie werden ihr diese Freude nicht mißgönnen — ich will sie überraschen! ..."

Es wurde Golubotschka glühend heiß unter ihren warmen Hüllen und unter dem strengen Blick des Onkels. Sie knüpfte ihr Tuch unter dem Kinn auf und schob den Schleier herauf: aus der breiten, schwarzen Umrahmung sah ihr rundes Gesicht blühend rot, ängstlich und erwartungsvoll wie das eines Kindes hervor. „Ach was würde das für eine Überraschung sein," sagte sie, und ihre Augen füllten sich mit Tränen sehnsüchtiger Erwartung ...

Der Onkel gab das Geld. Golubotschka lief die Treppen hinunter, nahm einen Fuhrmann und fuhr zur Bahn.

Es war sehr heiß und sehr voll im Wagen dritter Klasse; ihre Backen brannten, und auf ihrer Stirn standen die hellen Schweißtropfen, aber es fiel ihr nicht ein, etwas von ihren Hüllen abzuwerfen.

Sie war viel zu ängstlich, den Augenblick des Aussteigens zu versäumen, und viel zu erfüllt von dem Gedanken an die „Überraschung". Sie stellte sich immerfort Duschinkas große Augen, ihren Schrei des Staunens, ihre heiße Umarmung vor. Was war die ganze Welt gegen Duschinka! Duschinka war die Welt! Sie begriff mit einemmal nicht, daß sie es hatte aushalten können, so lange ohne sie zu leben, so lange nur steife, beleidigte Briefe zu schreiben!

Bei jeder Station fuhr sie aus ihren Träumen auf. „Wernowo," schrie sie — „ist das Wernowo?" und sie raffte ihre Sachen zusammen, drehte sich so ungestüm um, daß ihr Pelz die Sachen der anderen Leute von der Bank herunterfegte, und eilte auf die Tür zu. Die Mitreisenden lachten über die aufgeregte, alte Dame. „Ach noch lange nicht — — noch nicht," vertrösteten sie sie immer wieder. — — Aber endlich einmal war es doch Wernowo! Jählings hielt der Zug. Golubotschka flog von ihrem Sitz auf. „Ach guten Leute helft!" rief sie. „Meine Sachen, — gebt!" Man reichte ihr das Gepäck. Keuchend stand sie endlich unten auf dem Bahnsteig.

Nun mußte sie herumlaufen und einen Fuhrmann suchen. Niemand wollte an dem Weihnachtstage so weit fahren. Sie bot, — sie bot immer mehr, sie bot fast alles, was der Onkel ihr gegeben hatte — schließlich fand sie einen alten, buckeligen Mann, der sie fahren wollte. Er hatte einen halbzerbrochenen Schlitten ohne Sitz und ohne Kissen, nur mit Stroh und einer Pferdedecke ausgerüstet, aber sie mietete ihn.

Der Mann stellte einen Küchenschemel in den Schlitten hinein und gab ihr einen Fußsack. Der Schemel war so niedrig, daß Golubotschkas Knie hoch aufstanden und ihr Oberkörper dadurch zu versinken schien. Mit eingezogenem Kopf und heraufgezogenen Schultern kauerte sie auf dem schwankenden

Sitz. Aus einiger Entfernung konnte man weder Kopf, noch Arme, noch Beine unterscheiden, man konnte überhaupt nicht erkennen, daß diese dunkle, unförmige Masse im Schlitten ein menschliches Wesen war. Ächzend und stöhnend fuhr Golubotschka in dieser unbequemen Stellung dahin. Erst allmählich faßte sie Mut, um sich zu blicken.

Sie fuhren über schneebedeckte Wiesen und Felder. Sie sah den dunkelroten Sonnenball am fernen Horizont untertauchen, so wie sie ihn zuletzt vom Weidenhügel aus hatte untertauchen sehen. Ein roter Schein breitete sich über die weiße Fläche aus; sie erglühte wie in einer großen, geheimen Erwartung . . . .

Auch in Golubotschkas Herzen wurde die Erwartung wieder groß; ihre Lippen bewegten sich in einem glückseligen Selbstgespräch; ihre Hände preßten sich in einer ungeduldig aufquellenden Zärtlichkeit ineinander. Sie konnte es nicht erwarten, . . nicht erwarten! . . . . . Dann kamen sie in einen dichten Wald — es wurde plötzlich Nacht um sie. Eine schwarze Wand deckte den abendlichen Himmel zu. Die hohen, düsteren Tannen schienen sich in einer mißbilligenden Verwunderung zu bewegen, als das merkwürdige Gefährt in ihre Einsamkeit eindrang. Es raunte und rauschte unheimlich über Golubotschkas Kopfe. Ungeheure, schwarze Schatten liefen über die weiße Schneedecke . . . . Auf Golubotschkas ängstliches Gemüt senkte sich plötzlich eine sonderbare Beklemmung. Es kam ihr vor, als tadelte diese ernste Gesellschaft — gleich dem Onkel Golgunow — ihr leichtsinniges Unternehmen. Sie wurde mit einemmal zaghaft.

Würde sie auch wirklich jemals ankommen?! Würde Duschinka sie freundlich aufnehmen?! . . . . . Nach einer halben Stunde wurde es lichter; man sah wieder den violett gefärbten Abendhimmel, den noch einige blasse, rote Streifen überzogen. Sie kamen an eine Schonung. Lauter Tannenkinder sahen mit winzigen, grünen Spitzen lustig und verschmitzt aus dicken Schneemänteln hervor. Sie bewegten sich nicht wie die großen Tannen wichtig und geheimnisvoll hin und her, — sie standen ganz steif und still, wie in einer atemlosen Neugier, und schienen ihre Spitzen zu recken, um die alte Dame im Bauernschlitten anzustarren. Golubotschka fühlte sich ganz gerührt durch diese jungen, lustigen Bäumchen. Sie dachte an die Zeit, in der Duschinka und sie — so winzig wie diese Bäume — in roten Mäntelchen im Schnee herumgestapft waren, und ihr Herz wurde ganz weit. Ach, sie konnte nicht erwarten, von jenen Tagen zu reden! . . .

Danach fuhren sie durch ein Dorf. Die Menschen hier guckten sie so neugierig und vergnügt an, wie die kleinen Tannen draußen es getan hatten. Golubotschka empfand ihre lächelnden Mienen als eine freudige Zustimmung zu ihrem Vorhaben. Sie fühlte sich von dem Einverständnis dieser fremden Menschen getragen, und sie nickte ihnen aus ihren dicken Hüllen heraus eifrig und vertraulich zu.

Auf diese Weise wurde ihr der Weg bis zu dem Gutshause nicht lang. — Als sie ausstieg, zitterten ihr die Knie von der gekrümmten Stellung und von der freudigen Überraschung so, daß sie sich am Schlitten festhalten mußte.

Der Besuch am Weihnachtstage schien etwas Unerhörtes auf dem einsamen Gutshofe zu sein. An den Türen und Fenstern der Gesinderäume tauchten ungezählte alte und junge Gesichter auf. Aus dem Herrenhause kam ein Mädchen herausgelaufen, stellte sich mit schlaff herabhängenden Armen vor Golubotschka hin und starrte sie, ihrer Befehle harrend, dumm und untertänig an. Golubotschka lachte in ihrer freudigen Stimmung auch das Mädchen vertraulich an. Das Gesicht des Mädchens blieb ebenso dumm und erstaunt wie vorher.

„Ich komme zur Überraschung," erklärte Golubotschka geschäftig, während sie den Kutscher bezahlte — „zur Überraschung für Fräulein Golgunow!" Umständlich steckte sie ihre Geldtasche wieder ein. „Fräulein Golgunow ist doch gesund?!" fragte sie mit starkem Herzklopfen, sich dabei immer umblickend, als erwartete sie die Ersehnte aus irgendeiner Tür mit ausgebreiteten Armen auf sich zustürzen zu sehen.

„Jawohl," antwortete das Mädchen auf Golubotschkas Frage.

Sie ergriff das Gepäck der alten Dame und setzte sich langsam in Bewegung.

Golubotschka eilte ihr voraus. „Geht man hier hinein?" fragte sie sich umwendend. „Geht man hier zu Fräulein Golgunows Zimmer?"

„Jawohl," sagte das Mädchen wieder, — und als Golubotschka sich auf die Tür warf, den schweren Türgriff langsam niederdrückte, fügte es —, sich mit Anstrengung zu weiterem Reden aufraffend —, hinzu: „Aber sie ist nicht zu Hause."

„Wo ist sie denn?" fragte Golubotschka, den Türgriff weiter hinabdrückend, atemlos.

„Fortgereist!"

„Gereist?" stammelte Golubotschka. Der Türgriff fuhr ihr aus der Hand; das Schloß schnappte auf. Die Tür öffnete sich, und ein leerer, dunkler Raum starrte Golubotschka fremd und unheimlich an. Sie wich ins Freie zurück.

„Fortgereist —" wiederholte sie, ihren Schirm mit beiden Händen umklammernd. „Wohin?"

„Ich weiß nicht," sagte das Mädchen. „Aber die Wirtin sagt: zu ihrer Schwester!"

Golubotschka meinte einen Augenblick, daß der Himmel einstürzen und sie, die unglücklichste aller Kreaturen, begraben müsse.

„Zu ihrer Schwester — Schwester," murmelte sie, als begriffe sie das nicht. Wie konnte Gott das geschehen lassen! . . . Sie sah alles vor sich. Sie sah, wie die Schwester an der Wohnung des Onkels klingeln würde, sie sah, wie der Onkel kommen und ihr hohnvoll sagen würde, daß Golubotschka ihr „zur Überraschung" fortgereist sei, und sie sah, daß der Weihnachtstag sich zur Ruhe legen würde, ohne daß sie Duschinka in ihre Arme schließen konnte. Sie würden sich so fern bleiben wie an jedem anderen Tage des Jahres — nur daß sie die Plätze für zehn Rubel getauscht hatten . . . und Golubotschka fing an zu weinen.

„Ist das ein Unglück, ist das ein Unglück," jammerte sie. Auf dem Hofe sammelten sich die Leute um die weinende alte Dame.

„Nun, vielleicht kommt sie gleich wieder zurück!" trösteten sie mitleidig.

„Gewiß kommt sie zurück! Was wird sie lange dableiben?!" versicherte die Wirtin, die auch draußen erschienen war. „Kommen Sie nur in das warme Zimmer!" Sie ergriff eigenhändig Golubotschkas Schachtel und wandte sich zum Gehen. Aber Golubotschka klammerte sich an die Schachtel an und hielt sie zurück.

„Ach nein, ach nein!" jammerte sie. „Was soll ich da warten?! Gott weiß, daß sie nicht zurückkommt! Sie hat mich überraschen wollen, und sie wird warten, bis ich wiederkomme! O, ich kenne Duschinka! Wer soll Duschinka kennen, wenn nicht ich!? Duschinka hat einen harten Kopf! Wissen Sie das nicht, daß Duschinka einen harten Kopf hat?!" In ihrer Aufregung vergaß sie sogar „Fräulein Golgunow" zu sagen. Die Wirtin stand ratlos da und wiegte den Kopf hin und her.

„Wenn nur der Kutscher nicht fortgefahren ist!" klagte Golubotschka weiter. „Wo ist mein Kutscher? Guten Leute, lauft und ruft ihn zurück!" rief sie mit erhobener Stimme. Aber der Kutscher war ganz nahe und sah mit den anderen zu.

„Nun schön, mein Täubchen," sagte er gutgelaunt, „ich fahre Dich wieder zurück! Was ist da zu weinen? Hussa, sind wir wieder in der Stadt!" Er stieg auf den Bock. Die Wirtin steckte die Decke um Golubotschka fest. „Nun denn in Gottes Namen, glückliche Reise," sagte sie herzlich. Golubotschka lächelte trübe zu diesem sinnlosen Wunsch, und der Schlitten setzte sich mit seiner unförmigen Last wieder in Bewegung. Die Leute standen am Hoftor, grüßten mit den Mützen und schüttelten laut schwatzend die Köpfe.

Es ging wieder durch das Dorf — denselben Weg zurück. Er erschien Golubotschka jetzt ungeheuer lang. Endlich kamen sie wieder zu den jungen Bäumen. Der Mond war im Aufgehen. Die kleinen lustigen Tannen hatten jetzt in dem bleichen Licht des Mondes etwas Gespensterhaftes; sie schienen Golubotschka wehmütig zuzulächeln und weiter, immer weiter in die Dunkelheit zurückzuweichen. Golubotschka mußte aufs neue weinen. Ach, was war das für ein Weihnachtsabend! Als sie in den großen, dunklen Wald kamen, fing sie wieder an sich zu fürchten. Ihr war es, als müsse diese unglückselige Fahrt ein furchtbares Ende nehmen . . . als erwarte sie noch Schlimmes, — Unausdenkbares! . . . Duschinka würde böse sein! Sie wußte es ganz bestimmt, daß Duschinka böse sein würde, und ihrem verängstigten Gemüt schien es, als könne es aus dieser trostlosen Dunkelheit nie wieder in Licht und Frieden herauskommen . . .

Langsam und hart anstoßend fuhr der Schlitten auf dem schmalen, holprigen Wald-

wege dahin. Golubotschka tanzte von einer Ecke des Schemels auf die andere, und der Kopf schwankte traurig und widerstandslos mit.

„Eh!“ rief der Kutscher plötzlich in die Stille herein. Golubotschka schrak zusammen. „Eh!“ wiederholte er wütend. „Kommt da so ein Teufelsschlitten! Wie soll man da ausbiegen auf diesem Wege?!“ Golubotschka beugte sich vor und versuchte an ihren Knien vorüberzuspähen. Sie sah etwas Dunkles in einiger Entfernung auftauchen, aber unterscheiden konnte sie nichts.

„Ach, Du lieber Gott, werden wir umfallen?“ fragte sie ängstlich.

„Wenn Gott gibt,“ sagte der Kutscher übellaunig. „Welcher Mensch fährt auch in der Weihnacht spazieren!“

Golubotschka wagte nicht weiter zu fragen. Sie klammerte sich mit beiden Händen an den Schlitten und wartete in stummer Angst auf das, was geschehen mußte. Sie hörte die Glocke des anderen Schlittens näher und näher kommen. ‚Heilige Jungfrau, steh mir bei —‘, dachte sie und schloß die Augen. Sie fühlte, daß ihr Schlitten sich schief stellte; sie rutschte immer mehr auf die eine Seite hinüber. Der Schlitten stellte sich noch steiler, sie hing nur noch an ihrem Sitze. Dann gab es einen Stoß, die Kutscher fluchten sich an, Golubotschka sank auf den anderen Schlitten hinüber, — sie sank auf etwas Weiches, Dickes . . .

„Haltet mich, ich falle!“ schrie sie. Sie fühlte sich von kräftigen Händen aufgerichtet und zurückgeschoben, und aus ihrer ängstlichen Höhe sah sie plötzlich auf das erschreckte Gesicht — Duschinkas nieder. Einen Augenblick verharrten die Schwestern schweigend in dieser unfreiwilligen und gefährlichen Umarmung. Dann richtete Golubotschkas Schlitten sich aus seiner schiefen Stellung auf, sie fand ihr Gleichgewicht wieder, und die beiden Schlitten kamen aneinander vorüber.

„Jetzt aber vorwärts,“ sagte der Kutscher auf das Pferd losschlagend. „Galopp!“

Der Schlitten flog dahin . . . „Halt,“ schrie Golubotschka, „halt sogleich . . . Meine Schwester!“ . . . Die Schlitten hatten sich schon eine kleine Strecke voneinander entfernt. Golubotschka stieg aus und stapfte durch den Schnee. Sie fühlte sich noch von der letzten großen Überraschung her als die Schuldige. Duschinka blieb im Schlitten sitzen. Hochaufgerichtet und beleidigt sah sie der Schwester entgegen.

„Das kommt nun davon!“ sagte sie streng.

„Ach ja,“ sagte Golubotschka demütig.

„Du weißt, daß ich es nicht liebe, überrascht zu werden,“ fuhr Duschinka fort.

Golubotschka wagte nicht, zu bemerken, daß auch sie es nicht liebte, überrascht zu werden.

Sie stand schuldbewußt am Schlitten der Schwester und machte einen mißglückten Versuch, sie mit ihren kurzen Armen von unten herauf zu umarmen.

„Ach, Duschinka,“ sagte sie zärtlich.

Duschinka blieb stumm. Sie war sechs Stunden lang gefahren, um die Schwester wiederzusehen — und dann war diese Schwester nicht dagewesen! An der Tür des Onkels hatte sie wieder umkehren müssen. Oder hätte sie vielleicht in dem Hause des Mannes warten sollen, der sie von Golubotschka getrennt hatte?! Niemals! Lieber hatte sie es aufgegeben, die Schwester zu sehen . . .

Und jetzt stand die Schwester wie ein Wunder des Himmels vor ihr und streckte ihr die Arme entgegen.

„Duschinka!“ wiederholte Golubotschka noch zärtlicher.

Duschinka fühlte ihr Herz weich werden. Sie rückte mit ernstem Gesicht auf die andere Seite hinüber und streckte auch ihre Arme aus. Für einige Augenblicke verschmolzen die beiden unförmlichen, kleinen Gestalten zu einer ungeheuer breiten, schwarzen Masse. Die beiden Kutscher lachten, zwischen den Baumstämmen hindurch sah das lachende Gesicht des Mondes auf das vereinigte Schwesternpaar. — Duschinka löste sich zuerst aus der Umarmung; sie stieg aus ihrem Schlitten heraus und drängte mit sanfter Gewalt zu Golubotschkas Schlitten hin. Golubotschka setzte diesem Drängen ebenso sanften Widerstand entgegen. Jede wollte ihren Plan zu Ende führen, keine wollte unverrichteter Sache heimkehren. So drängten sie sich eine Weile im stummen Kampfe zwischen den Schlitten hin und her.

„Was denkst Du?“ sagte Duschinka endlich tadelnd. „Wir können doch nicht am Weihnachtsabend zu zweien in das Haus fremder Leute zurückkehren und die Leute in ihrer Feier stören! Gott bewahr' mich — lieber bleib' ich auf der Straße!“

„Wir können doch nicht nach Mitternacht beim Onkel die Glocke ziehen," bemerkte Golubotschka bescheiden. „Er leidet am Herzen . . ."

Unschlüssig standen sie zwischen den Schlitten. Die beiden Gäule standen geduldig da und ließen die Köpfe hängen, als schickten sie sich an, in diesem Walde zu nächtigen. Die beiden Kutscher aber zeigten sich nicht so geduldig. „Wir wollen nicht länger warten," drängten sie. Golubotschka sah Duschinka noch einmal flehend an, Duschinka erwiderte dieses Flehen mit strafendem Blick.

„Was ist da weiter zu machen," sagte sie endlich entschlossen, „fahrt uns zur Station zurück, wir müssen dort nächtigen." — Dabei stieg sie wieder ein. Golubotschka schickte sich an, ihr zu folgen. Ihrem zärtlichen Gemüt wollte es als eine Unnatur erscheinen, daß sie getrennt, wie Fremde weiterfahren sollten. Aber der Kutscher weigerte sich.

„Bezahlt Ihr mir für zwei?" sagte er grob. „Was soll mein Gaul die Last des anderen schleppen . . . Und noch solch eine!" fügte er mit einem vorwurfsvollen Blick auf Golubotschkas umfangreiche Gestalt hinzu. Beschämt über ihr Gewicht stieg Golubotschka wieder aus und nahm auf ihrem Küchenschemel Platz. Duschinka fuhr voraus, — stolz aufgerichtet, mit wehenden Schleierenden und mit sich aufblähendem Pelzkragen. Golubotschka folgte, in sich zusammengekrümmt, auf ihrem Sitze hin und her tanzend . . . Ihr Schlitten blieb mehr und mehr zurück. Durch den Zusammenstoß war noch etwas mehr an ihm zerbrochen worden; er knarrte und ächzte, als beabsichtigte er jeden Augenblick auseinander zu gehen und schien immerfort in den Boden festzuhaken.

Am Anfang der Stadt wartete Duschinka auf die Schwester, und sie fuhren zusammen am Bahnhof vor. Der Wartesaal war ganz leer. Eine junge Frau im Festkleide kam und fragte, ob die Damen etwas zu genießen wünschten.

„Ja, zwei Betten," sagte Duschinka mit vornehmer Würde.

„Betten?" wiederholte die Frau aufs höchste erstaunt. „Ist es möglich — Betten?!"

„Ja, Betten," — sagte Duschinka noch einmal mit ihrer unnahbar stolzen Miene. Dann begannen beide sich mit einer gewissen verlegenen Hast ihrer Hüllen zu entledigen. Sie sprachen kein Wort dabei, und sie sahen sich nicht ein einziges Mal dabei an — die dunkle Beleidigung schien immer noch wie eine Mauer zwischen ihnen zu stehen. Plötzlich, — ganz im gleichen Augenblick, standen sie sich dann, der winterlichen Hüllen entledigt, gegenüber, — genau so, wie sie sich vor mehr als einem Jahr in Kusniki gegenüber gestanden hatten: in denselben enganliegenden, schwarzen Tuchkleidern, die ihre vollen Gestalten noch voller wirken ließen, mit denselben schwarzen Schleifen in der Frisur, mit denselben schwarzen Spitzenschleifen unter dem Kragen, mit denselben schwarzen Atlastäschchen an der rechten Seite des Rockes . . . Nicht ein Strich fehlte an dem bekannten Bilde — jede war bis auf das Kleinste unverändert geblieben. Und sie waren so beseligt, sich ganz so wiederzufinden, wie sie sich getrennt hatten, so dankbar und gerührt — jede über die Treue der anderen, daß die Mauer der Beleidigung zusammenstürzte, und daß sie sich angesichts der staunenden Wirtin in die Arme sanken. „Noch ganz so, noch ganz so," riefen sie sich weinend zu. Die Wirtin begriff nicht recht, was dieses: „Noch ganz so," zu bedeuten hatte und warum diese Damen, die aus einer Richtung gekommen waren, sich so umarmten und küßten wie solche, die aus verschiedenen Richtungen ankamen. Aber sie begriff doch, daß hier eine große Freude war, und sie stand und sah zu und weinte mit, bis Duschinka ihr mit strengem Ton befahl, den Tee zu bringen. Sie brachte ihn mit lachendem Gesicht. Auf dem abgeschabten Sofa des Wartesaales saßen die beiden dicken, schwarzen Damen dicht zusammen gedrängt, schwatzten wie die Stare im Frühling und tranken Tee aus den dicken Tassen der Wirtin, beide den kleinen Finger gleich zierlich gekrümmt, beide den Oberkörper gleichweit über den Tisch geneigt, beide die Spitzenschleife unter dem Kragen gleich behutsam niederdrückend.

„Siehst Du, wir sind nun alt," sagte Duschinka milde. „Wir müssen mit den ‚Überraschungen' aufhören. Verstehst Du das?!"

Golubotschka verstand es. Aber es tat ihr bitter leid um diese Erkenntnis.

„Es ist besser, jetzt immer alles vorher zu sagen," fuhr Duschinka, den stummen

Schmerz der Schwester bemerkend, eindringlicher fort, „besser und sicherer!"

„Besser und sicherer!" wiederholte Golubotschka trübe.

„Wir wollen es nicht mehr tun," drängte Duschinka.

„Wir wollen es nicht mehr tun," pflichtete Golubotschka bei. Sie seufzten beide, und dann sprachen sie von anderen Dingen.

Nach einer Weile verschwand Duschinka, um „nach den Betten zu sehen". Sie blieb sehr lange ... Golubotschka begann im Wartesaal auf und nieder zu gehen, sah aus dem Fenster und sehnte sich nach Duschinka. Endlich kehrte diese zurück, — mit einem versteckten, triumphierenden Lächeln, das Golubotschka noch aus den Kindertagen her bekannt war. ‚Sie wird doch nicht!' dachte Golubotschka eifersüchtig und erregt. ‚Wir haben doch abgemacht!' Aber Duschinka schwatzte ganz unbefangen und fröhlich weiter, — sie vergaß ihren bösen Verdacht wieder. Da plötzlich — als sie von Kusniki redeten, — öffneten sich mit einemmal die Türen des Nebenraumes, und die Wirtin trug einen Weihnachtsbaum mit brennenden Wachskerzen herein, — einen Baum, wie sie ihn zu Hause in Kusniki immer für sich beide allein gehabt hatten. Golubotschka sah mit weit aufgerissenen Augen zu Duschinka hinüber. Sie stand sehr gerade da, und ihre Zungenspitze spielte triumphierend bald in dem einen, bald in dem anderen Mundwinkel, wie sie es immer tat, wenn Duschinka ‚Überraschungen machte'. In Golubotschkas Gemüt stand ein gerechter Unwille auf. ‚Hatten sie nicht eben abgemacht!? Hatte Duschinka nicht selbst verboten?!' Aber so war es schon immer in den Kindertagen gewesen!... Strahlend im Lichterglanz stand der Baum da; die kleinen Flammen spiegelten sich in allen Fenstern; sie leuchteten auf das dunkle Bahngeleise hinaus, und sie leuchteten in den vorüberfahrenden Eisenbahnzug hinein, den einsamen Reisenden einen flüchtigen Weihnachtsschimmer gönnend.

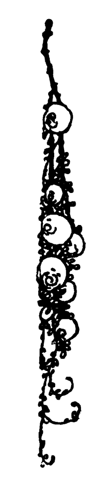
Golubotschka stand noch immer stumm auf demselben Platze und sah die ‚Überraschung' an. An der Spitze des kleinen Baumes glänzte ein silberner Stern — wie sie ihn zu Hause gehabt hatten — ganz ähnlich! Nein — es war derselbe Stern! Duschinka mußte ihn mitgebracht haben! Und da war ja auch noch derselbe Engel mit den brennend roten Backen und der großen Posaune und darunter noch der Paradiesvogel aus goldenem Papier mit dem langen bunten Schwanz. Nur diese drei bekannten Gegenstände schmückten den Baum! Ach Gott, ach Gott, wie die Erinnerungen kamen! Welch ein Wunder war das doch, daß sie hier mit Duschinka Weihnachten feierte, wie zu Hause! Und wie in den Kindertagen, wenn die ‚Überraschung' sie überwältigt hatte, ging sie zu Duschinka hin, umfaßte mit ihren beiden Händen den Arm der Schwester und preßte ihn in stummer Glückseligkeit. Und wie in den Kindertagen stand Duschinka mit einem milden, zufriedenen Lächeln da, nickte mit dem Kopfe und rieb die Schulter zärtlich und ein wenig herablassend an ihrer jüngeren Schwester. In ihren Augen aber leuchtete ein stiller Triumph: sie war doch die Siegerin im Kampfe geblieben! — — —



Frage.

Heute früh bin ich aufgewacht,
Hatte im Traum mein Haus bedacht
Mit Astern und bunten Blättern und Wein
Und ein paar Rosen doch mittendrein,
Hatt' allerlei Zierliches um mich gelegt
Und alles Verstaubte zusammengefegt.
Und hab' dann in alten Büchern gelesen,
Geibel und was so damals gewesen
In Primanerzeiten blauen und bangen,
So seltsam ist mir das Herz gegangen.
Und ein feines Vöglein hat sich geschwungen,
Das leise, ganz leise vom Lenzwind gesungen, —
Über die goldnen Birken ist es gezogen
Und zerronnen im seligen Himmelsbogen.

Ed. Heyck.





„Maître corbeau.“

Eine Plauderei von Olga von Gerstfeldt.

Mit zwei Originalzeichnungen von W. Gause.

Im Salon der Gräfin M. hatten sich zur gewohnten Abendstunde die Habitués eingefunden. In Gruppen von zweien und dreien standen sie umher, und in lebhaftem Gespräche schwirrten die Stimmen durcheinander. Zur offenen Balkontür strömte mild die Abendluft herein, und der Klang römischer Glocken schwebte über die Häusermassen von Kirche zu Kirche hin; vom dämmernden Himmel hob sich die ferne, wohlvertraute Silhouette der Peterskuppel ab, ein Zeuge ewiger Schönheit, Wächter und Wahrzeichen der ewigen Stadt. Im großen, hellerleuchteten Saal herrschte ein vornehm künstlerischer Geschmack. Von den mit grünem Brokat bekleideten Wänden herab leuchteten in alten, goldschimmernden Rahmen Meisterwerke der italienischen Malerei; Bildwerke und Bronzen standen umher; prächtige orientalische Teppiche gaben den Grundton ihrer tiefgesättigten Farben. An der hochgewölbten Decke trieben in Tiepolesker Fröhlichkeit Reigen reizen-

der Putten ihr Spiel, und im weißmarmornen Quattrocento-Kamin, dessen Reliefs und Pilaster ebenso deutlich eine Meisterhand verrieten, als das Kardinalswappen eines Medici die Herkunft bezeugte, — brannten mit hellzüngelnden Flammen die Holzscheite.

Hier stand eine lebhafte Gruppe. Ein italienischer Archäologe erzählte eben von den neuesten Ausgrabungen und knüpfte daran kühne Hypothesen, die von zwei Ungläubigen aufs eifrigste bekämpft wurden. Die Hausfrau, an solche Debatten gewöhnt, horchte mit einem belustigten Lächeln hin und lieh nur ein halbes Ohr den Auseinandersetzungen des englischen Komponisten, der ihr zu erklären suchte, wie er gewisse Klangfarben in der Orchestrierung seiner Oper zu erreichen hoffe. In der gemütlichsten Ecke, wo um einen großen, bücherbeladenen Tisch Lehnstühle gruppiert waren, wurde lebhaft über ein Bild gesprochen, und die Photographie — eine eben gemachte Aufnahme von Anderson — ging von Hand zu Hand. Der deutsche Kunstgelehrte hatte sie mitgebracht und erzählte, wie ein Sammler in einem Dorfe der Lombardei um einen Spottpreis dieses Gemälde erstanden habe, in dem man nun einen Michelangelo zu entdecken glaube. Voll Überraschung und Spannung wollte jeder sich seine eigene Meinung bilden. Mitten hinein öffnete der Diener die Tür in den Speisesaal. Die Gräfin erhob sich und forderte mit liebenswürdiger Gebärde die Gäste auf, sich paarweise zu ordnen. Und also schritt man ins Nebenzimmer.

Hier schien der Frühling selbst zu herrschen: in silbernen Gefäßen bedeckten köstliche Blumen den Tisch, Veilchen von dunkelster Purpurfarbe, zarte Anemonen und jene leuchtenden, goldenen Kelchnarzissen, die der Italiener „tromboncini“ nennt.

„Erzählen Sie mir doch, Sangiacomo,“ fragte die Gräfin, als alle Platz genommen hatten, ihren Nachbar zur Rechten, den Archäologen, — „wie geht es Bianchina?“

„Bianchina ist schlechter Laune, weil ich gestern spät nach Hause kam,“ erwiderte jener. „Das läßt sie mich stets fühlen, und da ich weder Aprikosen noch junge Erbsen ihr vorzusetzen habe, so weiß ich nicht, wie sie zu versöhnen.“

„Wartet sie denn immer auf Ihre Rückkehr?“ lachte die Gräfin.

„Immer, nur daß ihr Empfang sehr verschieden ist, je nachdem ich früh oder spät komme. Gestern zum Beispiel stellte sie sich schlafend, versteckte den Kopf und kicherte dabei in sich hinein mit unheimlich tückischen Lauten, als ob sie Rache schwor.“

Die junge Dichterin hatte dem Gespräch zugehört; sich an den Gelehrten wendend: „Von wem ist denn eigentlich die Rede, wenn man fragen darf?“ sagte sie mit gespannten Blicken.

„Haben Sie noch nie, liebste Sappho,“ — so wurde die anmutige Erscheinung in diesem Kreise genannt, — „von Sangiacomos Bianchina gehört, der Lebensgefährtin unseres verehrten Freundes?“ fragte die Gräfin.

„Ich glaube, sie ist ein Mythus,“ rief die lebhafte Freundin des Hauses, Miß May, herüber; „man hört stets von ihr, aber niemand hat sie je gesehen. Gestehen Sie nur, Sangiacomo, Sie machen sich über uns alle lustig!“

Alle sahen lachend hin, aber ehe er erwidern konnte, unterbrach ihn der Engländer: „Ich stehe für den Verleumdeten ein. Bianchina ist meine persönliche Freundin; erst gestern hat sie Pinienkerne aus meiner Hand gefressen.“

„Genug der Mystifikation,“ rief lachend die Hausfrau, als sie das Erstaunen auf allen Gesichtern sah; „Bianchina ist eine Krähe, so benannt, weil sie schwarz ist und unser Freund die Gegensätze liebt!“

Nun schwirrten die Stimmen durcheinander in Ausrufen und Fragen. Und der Archäologe blickte mit seinen rätselhaften Augen, die niemals verrieten, was er dachte, von einem zum andern.

„Es ist eine alte Geschichte,“ sagte er dann sinnend, „daß die Raben von jeher die Genossen der Einsiedler waren. Und man braucht weder in der Wüste noch in Höhlen zu wohnen, um im Leben einsam zu sein,“ setzte er leiser hinzu, sich zur Gräfin wendend.

Jene nickte. Die beiden waren alte Freunde und verstanden sich gut.

„Auch in der Kunst ist der Rabe meist der Gefährte der Einsiedler,“ sagte Miß May, „nicht wahr, Freund Eusebius?“

Der Kunstgelehrte, der seines lyrischen Temperamentes wegen den Beinamen eines Davidsbündlers erhalten hatte, wandte sich zu ihr: „Gewiß, verehrtes Fräulein. Der Rabe ist als Attribut vieler Heiligen der Kunst geläufig. So spielt er z. B. für den heil. Paulus Eremita die Rolle des Ernährers. Denken Sie nur an Pinturicchios köstliche Darstellung im Appartamento Borgia, wo der Rabe ein Brot im Schnabel herbeiträgt, um den Gast des Einsiedlers zu bewirten. Oder an den prächtigen Velasquez in Madrid, der den gleichen Gegenstand in der kraftvollen Eigenart des Meisters behandelt, ein echtes Stimmungsbild in felsiger Landschaft. Wenn ich nicht irre, hat Sodoma in Monte Oliveto bei Siena eine ähnliche Episode aus dem Leben des heil. Benedikt gemalt. Sodoma war übrigens wie Sie, Sangiacomo, ein Liebhaber von Krahen und Raben und machte sie ebenfalls zu seinen Hausgenossen. So wenigstens erzählt Vasari.“

„Ist es nicht seltsam,“ warf Miß May ein, „daß der Rabe eine so freundliche Rolle in der Kunst spielt, während er doch eigentlich ein Symbol des Bösen ist, ein Vogel, der Trauer und Unglück bringt und den wir uns unheimlich um Galgen und Schlachtfelder kreisend vorstellen? Ursprünglich muß er doch ein dunkles Prinzip verkörpert haben. Was sagen Sie dazu, Herr Prälat?“

Der Angeredete, eine würdige priesterliche Erscheinung mit feingeschnittenen Zügen und hellen, gütigen Augen, nickte vom Ende des Tisches herüber, wo er der Hausfrau gegenüber Platz genommen hatte.

„Sie haben ganz recht, Verehrteste. Die symbolische Bedeutung des Raben ist meist eine düstre. Die dunkle Farbe seines Gefieders, sein rauhes häßliches Krächzen, seine widerwärtige

Gewohnheit, sich von Leichnamen zu nähren, mußten in diesem Sinne auf die Phantasie wirken. Schon in der Genesis finden wir die unheimliche Drohung: wer seine Mutter nicht ehrt, dem würden die Raben die Augen aushacken. ‚Corvus significat peccatores‘, sagt uns Honorius Augustodunensis, und Augustinus bezeichnet ihn als ein teuflisches Tier, weil er mit seinem Ruf ‚cras, cras!‘ d. h. morgen, morgen! die Menschen zur Faulheit verführe. Im Physiologus ferner wird erzählt, wie der Rabe seine Jungen aus dem Nest stößt, die dann zum Herrn um Hilfe schreien und von ihm erhört werden, denn der Psalmist sagt, er gebe Futter den jungen Raben, die ihn anrufen. So sollen auch wir Sünder nicht verzweifeln, sondern, wenn uns Vater und Mutter verlassen, unsere Hoffnung auf Gott setzen.“

„Ist dies nicht vielleicht der Ursprung der uns so geläufigen Bezeichnung ‚Rabenmutter‘?“ fragte der Baron, der in seiner nachdenklichen Weise aufmerksam zugehört hatte.

„Ohne Zweifel,“ antwortete der Prälat. „Diese uralten Begriffe sind wahrscheinlich aus dem Orient auf uns gekommen.“

„Plinius erwähnt sie auch,“ unterbrach Sangiacomo. „Er sagt, die Raben vertrieben ihre Jungen, damit sie sich selber die Nahrung suchten. Mehr der Version des Physiologus entspricht, was Cassiodor erwähnt.“

„In welchem Sinne ist eigentlich der Rabe in der Kirchensymbolik gedacht?“ fragte die Gräfin, die sich speziell für die Ikonographie des Mittelalters interessierte. „Ich meine in den symbolischen Skulpturen, z. B. am Portal von San Zeno in Verona oder ähnlichen Reliefzyklen?“

„Da kann die Deutung verschieden sein,“ erwiderte der Prälat; „oft im Sinne des Physiologus, der diesen Darstellungen ja so häufig zugrunde liegt. Oft ist der Rabe auch als der vom Fuchs Geprellte gedacht, als Sinnbild des vom Teufel betrogenen Sünders. Ich erinnere mich eines Reliefs an der Fassade von San Pietro in Spoleto, wo sich der Fuchs von Raben anpicken läßt, um sie im nächsten Augenblick zu verspeisen.“

„O ja, natürlich,“ rief Eusebius lebhaft, „das Relief gehört zum herrlichen Portalzyklus. Es ist übrigens kein seltenes Motiv und ist ebenfalls dem Physiologus entnommen. Leonardo da Vinci erwähnt die Fabel unter seinen Allegorien als einen Beweis der Falschheit des Fuchses, spricht aber, wenn ich mich recht entsinne, nicht von Raben, sondern von Krähen.“

„Ich glaube auch, daß er Krähen meint,“ fiel Sangiacomo ein. „Von den Raben handelt er ebenfalls und erzählt, was uns vorhin der Prälat sagte, von den Rabeneltern, die ihre Jungen verstoßen.“

„Das ist übrigens eine Verleumdung,“ entgegnete der Baron lebhaft; „die Raben sollen vielmehr besonders fürsorgliche Eltern sein. Lesen Sie nur in Freund Brehm nach. Ich erinnere mich bestimmt daran, daß er die Liebe und Treue der alten Raben für ihre Brut betont. In anderer Beziehung dagegen weist er ausdrücklich auf den Schaden hin, den sie anrichten, auf ihre Raubgier und die Grausamkeit, mit der sie Hasen und selbst Lämmer anfallen und töten. Wir Landwirte fürchten die schwarzen Gesellen aus guten Gründen.“

„Und doch hat sie sich der Mensch als Hausgenossen gezähmt,“ meinte Sappho, und lächelnd wandte sie sich an Sangiacomo, „wie Sie — nur sind sie nicht, wie Ihre Bianchina, unter zeitgeweihten Trümmern aus dem Ei gekrochen. Raben sollen sprechen können; unterhalten Sie sich auch mit Ihrer Krähe?“

„Ich habe noch nicht den Mut gehabt, ihr die Zunge zu lösen,“ erwiderte jener; „ich verehre das Sprichwort: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold! Übrigens sind Krähen in ihrer Art sehr geschwätzig. Haben Sie nie gegen Sonnenuntergang vom Palatin herab den Vögeln zugehört, wenn sie um die Trümmer des Augustustempels kreisen und unaufhörlich schreien oder krächzen, wie Sie es nennen wollen? Für mich ist es einer der charakteristischsten Laute des Forums, wenn es auch nicht gerade ein harmonisches Ave Maria ist. Einmal sah ich da einen Raben, — ich vergesse es nie!“ Seine Augen wurden hell und heller in versonnener Träumerei. „In der Nähe der Basilika des Maxentius saß er auf einem Säulenfragment; die schrägen Strahlen der Wintersonne fielen so auf sein Gefieder, daß sie förmlich Funken entzündeten von blaugrünem, schillernden Licht; dahinter glühte der Westen, und die Silhouette des Palatins stand gespensterhaft in schwarzen Zickzacklinien davon ab . . . — Lautlos erhob sich plötzlich der Vogel, und mit schwerem Flügelschlag flog er in die wundersame Sonnenglut hinein.“ — — —

Eusebius hatte keinen Blick vom Erzähler gewandt.

„Sie sind ein Dichter!“ rief er begeistert aus. „So schildert nur ein Künstler von Gottes Gnaden!“

Etwas verlegen über die eigene Begeisterung schwieg er. Sangiacomo, noch ganz von der Suggestion der Erinnerung befangen, hatte seine Worte kaum gehört und merkte auch nicht, daß aller Augen auf ihn gerichtet waren. Das Schweigen brechend, das fühlbar zu werden begann, sagte Sappho mit warmer Betonung: „Vielleicht wird es mir in einer begeisterten Stunde gegeben sein, Ihr Stimmungsbild poetisch zu gestalten, verehrter Freund.“

Eifrig fiel Miß May ein: „Tun Sie das, es könnte ein herrliches Gedicht werden. Doch um zu den Raben zurückzukehren, — ist es wirklich wahr, daß an der Peterskuppel viele Tausende dieser Vögel nisten?“

„Das ist ganz richtig,“ antwortete der Engländer. „Hat der Höllenlärm, den die Raben dort machen, Ihr Ohr noch nie beleidigt, wenn Sie um die Peterskirche herumgefahren sind zu den Museen? Übrigens wurde mir neulich von einem Kustoden im Vatikan etwas recht Spaßiges erzählt. Die armen Leute, die um Sankt Peter wohnen, haben das Recht, die Eier, die eßbar sind, aus den Rabennestern an der Kuppel zu holen. Mitte oder Ende Juni lassen sie sich von der Lunette aus an Stricken herunter und nehmen in schwindelnder Höhe die Eier aus. Und dies

[illegible]

„[illegible]!" rief man durcheinander. „Das haben Sie uns [illegible] erzählt!"

„Ja, denken Sie nur," fuhr der Baron fort, der [illegible] und sinnend den Vorgang geschildert hatte, „der Rabe, der so menschlich berechnend seine Beute erobert hatte, war auch ganz menschlich in deren Besitz. Mit gespreizten Beinen und gesträubten Federn, stolz wie ein Triumphator, lief er ein-, zweimal um den Hof, die Feder im Schnabel; dann blieb er stehen, ließ sie in den Sand fallen, sah sie an, – wandte sich gleichgültig ab und verschwand im Stall!"

„Ist es nicht merkwürdig!" sprach die Gräfin

[illegible]

„[illegible]," sagte Miß Mac. „[illegible] wir nur an. Also — der Rabe spielt in der Mythologie der nordischen Völker eine weit größere Rolle als im Süden, natürlicherweise, denn die schneebedeckten Ebenen der grauen, nordischen Winterlandschaft sind ohne den Flug und das heisere Gekrächze der Raben undenkbar. Sie mußten die Phantasie des Volkes beeinflussen."

„Gewiß," fuhr Sappho fort. „Wir finden sie überall, in der Edda, in der Nibelungen- und Fritjofsage. Wuotan hat zwei Wölfe und zwei Raben als dienende Geister. Auf Odins Schultern, wie es in der Edda heißt, sitzen seine beiden getreuen Raben, von denen Hugin die Seele, Munin die Gedanken bedeutet. Sie flüstern ihm

die Kunde ins Ohr von allem, was in der Welt geschieht.“

„Vergessen wir nicht den Kyffhäuser,“ mischte sich die Gräfin ein, „wo Barbarossa auf dem Stuhl von Elfenbein am marmelsteinernen Tische sitzt, durch den sein Bart gewachsen ist:

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Bezaubert hundert Jahr.“

„Das ist Rückert,“ sagte Eusebius: „nun lassen Sie uns, Gräfin, auch die Geschichte aus den Albigensern von Lenau hören, wo drei Zigeuner drei Raben erlegen und ein Kruzifix verbrennen und dann von einem Rabenschwarm selber umgebracht werden, — jene unheimlich düstere Szene, schaurig wie das ganze Epos.“

„Lieber nicht,“ rief Miß May, „mir graut vor solchen Greueln. Lieber wollen wir uns doch Märchen erzählen, das slawische vom weißen Raben, oder die sieben Raben, — aber das kennen wir alle und brauchen es uns nicht ins Gedächtnis zu rufen.“

„Ich kenne keine deutschen Märchen,“ warf Sangiacomo ein; „aber dagegen kennen Sie sicherlich ein italienisches Tierepos nicht, die ‚Animali parlanti‘ von Casti. Es ist eine Satire in Versen, ein Kuriosum, das nicht weniger als 3200 Strophen zählt.“

„Aus welcher Zeit stammt es?“ fragte der Prälat.

„Es muß etwa um 1800 entstanden sein, aber heute liest es niemand mehr. Ausführlich wird darin ein Rabe geschildert, der in einer Felsenhöhle wohnt, als Prophet verehrt wird und so alt wie die Welt sein soll.“

„In Fabeln ist der Rabe eine häufige Figur,“ sagte der Baron; „Miß May hat bereits La Fontaine erwähnt; reizend sind Lessings prosaische Nachbildungen Äsopischer Fabeln. Erinnern Sie sich z. B. der köstlichen Geschichte des Fuchses, der den Raben als den königlichen Adler anredet, der abgesandt ist, ihm von Zeus die erflehte Gabe zu bringen; jener, in seiner Freude, für den Vogel des Gottes gehalten zu werden, läßt wirklich das Stück Fleisch herabfallen, das er im Begriff war zu verspeisen; dies jedoch ist vergiftet, und der Fuchs geht am erbeuteten Raube zugrunde. Möchten sich die Schmeichler doch nie etwas anderes als Gift erloben — so schließt der Dichter.“

„Ausgezeichnet,“ erwiderte die Gräfin, „ich hatte diese Fabel ganz vergessen. Überhaupt ist mir die Literatur, so gut ich sie kenne und so sehr ich sie für die Grundlage aller Kultur ansehe, doch nicht so gegenwärtig wie Euch. Ich bin gewiß, Ihr könntet immer noch neue Beispiele anführen.“

„Jawohl,“ sagte der Engländer, „auch ich wüßte mehrere zu nennen, — die bekannte alte Ballade ‚Three ravens sat upon a tree‘ und Edgar Poes unheimliche Dichtung ‚The Raven‘ und — —“

„Basta, basta,“ rief die Gräfin und hob die Hände empor, um die Ohren zu bedecken. „Ich erschrecke vor Eurer aller Gelehrtheit. Ihr seid mir zu unerschöpflich! Und ich fürchte, jeder von Euch will noch weiter erzählen.“

„Gewiß,“ ereiferte sich der Prälat; „wir haben ja sogar Elias mit seinen Raben nicht genannt, und den heiligen Oswald, den heiligen Meinrad ...“ —

„Nein,“ lachte die Gräfin, „heute nicht mehr. Sangiacomo gab ich vorhin das Wort, — er soll noch erzählen, was er weiß, — und damit genug!“

„Ich wollte Ihnen noch einiges aus dem Altertum sagen,“ hub der Gelehrte an. „Sie meinten vorhin, verehrte Gräfin, der Rabe sei für die Römer ein böses Omen gewesen. Er war es gelegentlich, aber nicht immer. Flog er zur Rechten eines nach Süden gekehrten Beobachters, so bedeutete er Glück, zur Linken dagegen Unglück. Die Auguren beobachteten aber nicht nur den Flug, sondern vor allem auch das Geschrei der Vögel, und auch dies konnte Unheil oder Glück verkünden. Bei vielen Episoden spielen Raben eine Rolle. Als z. B. einmal ein Tyrann umgebracht wurde, klatschte ein Rabe auf dem Kapitol lauten Beifall; leider versagt mein Gedächtnis, und ich könnte Ihnen nicht jenen Ermordeten nennen.“

„War es nicht auch der Flug der Raben, welcher den Streit von Romulus und Remus bei der Gründung Roms entschied?“ fragte Sappho.

„Nein, es waren Geier. Dagegen ist es ein Rabe gewesen, der dem tapferen Valerio zu Hilfe kam, als dieser einen riesenhaften Gallier im Zweikampf erschlug. Es gelang ihm nur deshalb, ihn zu besiegen, weil sich ein Rabe auf seinen Helm setzte und dem Gegner die Augen ausstach. Fortan wurde er Valerio Corvino genannt. Mit weniger Grund hat noch mancher andere diesen Namen getragen, — im augusteischen Zeitalter z. B. der Dichter und Gönner aller Poeten Messalla Corvinus.“

„König Matthias Corvinus von Ungarn nicht zu vergessen, den edlen Förderer von Kunst und Wissenschaft,“ schaltete Eusebius ein.

„Und unsern guten Freund Wilhelm Raabe, der sich auch Corvinus nannte, nicht minder,“ sagte Miß May.

Sangiacomo aber, der immer eigenen Gedanken nachhing, fuhr fort, ohne die Unterbrechung zu bemerken: „Aber die hübscheste Geschichte, die ich Ihnen erzählen kann, ist doch die feierliche Beisetzung des Raben des Tiberius, die uns Plinius der Jüngere so eingehend schildert. Es war ein junger Rabe einmal vom Kastortempel aus dem Nest hinüber geflogen in die Bude eines Schusters, dem er als Eigentum zugesprochen wurde. Bald ward er im Sprechen sehr gewandt, und jeden Morgen flog er zu den Rostra hinüber, um von hier, dem Forum zugewandt, Tiberius, Germanicus und Drusus zu begrüßen, indem er sie beim Namen nannte, was er später auch bei den Vorübergehenden tat. Bald war er der all-

gemein bewunderte Liebling der Römer geworden. Als ihn daher ein Schuster aus Neid gegen seinen Herrn erschlug, kannte die Entrüstung keine Grenzen, so daß jener Geselle davongejagt und zuletzt sogar vom Volk getötet wurde. Dem Raben aber ließ man ein glänzendes Begräbnis zuteil werden. Zwei Äthiopier trugen die Bahre auf den Schultern; voran schritten die Tubabläser, und die Menge brachte zahllose Kränze dar. Der Zug bewegte sich hinaus auf die Via Appia, wo am zweiten Milliarium der Scheiterhaufen errichtet war, auf dem der gefeierte Vogel feierlich verbrannt wurde."

Mit größter Spannung hatte man zugehört, den Erzähler hin und wieder mit einem Ausruf oder einer Frage unterbrechend.

„So," sagte die Hausfrau, indem sie sich erhob; „nun hätten wir also den Raben zu Grabe getragen. Ich gestehe, er hat unser Mahl verkürzt und uns viel Anregung geboten."

„Jetzt soll er aber noch in Tönen ausklingen," unterbrach sie der englische Musiker. „Sonst komme ich zu kurz. Unsre Dichterin und Sängerin," wandte er sich an Sappho, „würde uns wohl alle in gleichem Maße beglücken, wenn sie uns Schuberts ‚Krähe' und Rubinsteins ‚Rabenlied' singen wollte, und mir gebührt die Ehre, sie zu begleiten."

Mit diesen Worten bot er der Anmutigen den Arm, und unter frohem Geplauder kehrte der Freundeskreis in das Musikzimmer zurück.



Schatten.

Über blauem Meeresfluten
Und dem Sang des Wogenschlags
Wogt ein Meer von weißen Gluten,
Wogt das Licht des reifen Tags.

Weiß von weißem Licht beschienen
Blendet auch der Strand den Blick,
Und es dehnen sich die Dünen
Schattenlos im Mittagsglück.

Aber plötzlich: lautlos streichen
Über weißen Ufersand
Schwarze Bilder, dunkle Zeichen,
Flügel, die sich hoch gespannt.

Schatten eines Vogelfluges,
Den ich selber nicht mehr seh',
Schatten eines Lebenszuges,
Den ich ahn' und nicht versteh'.

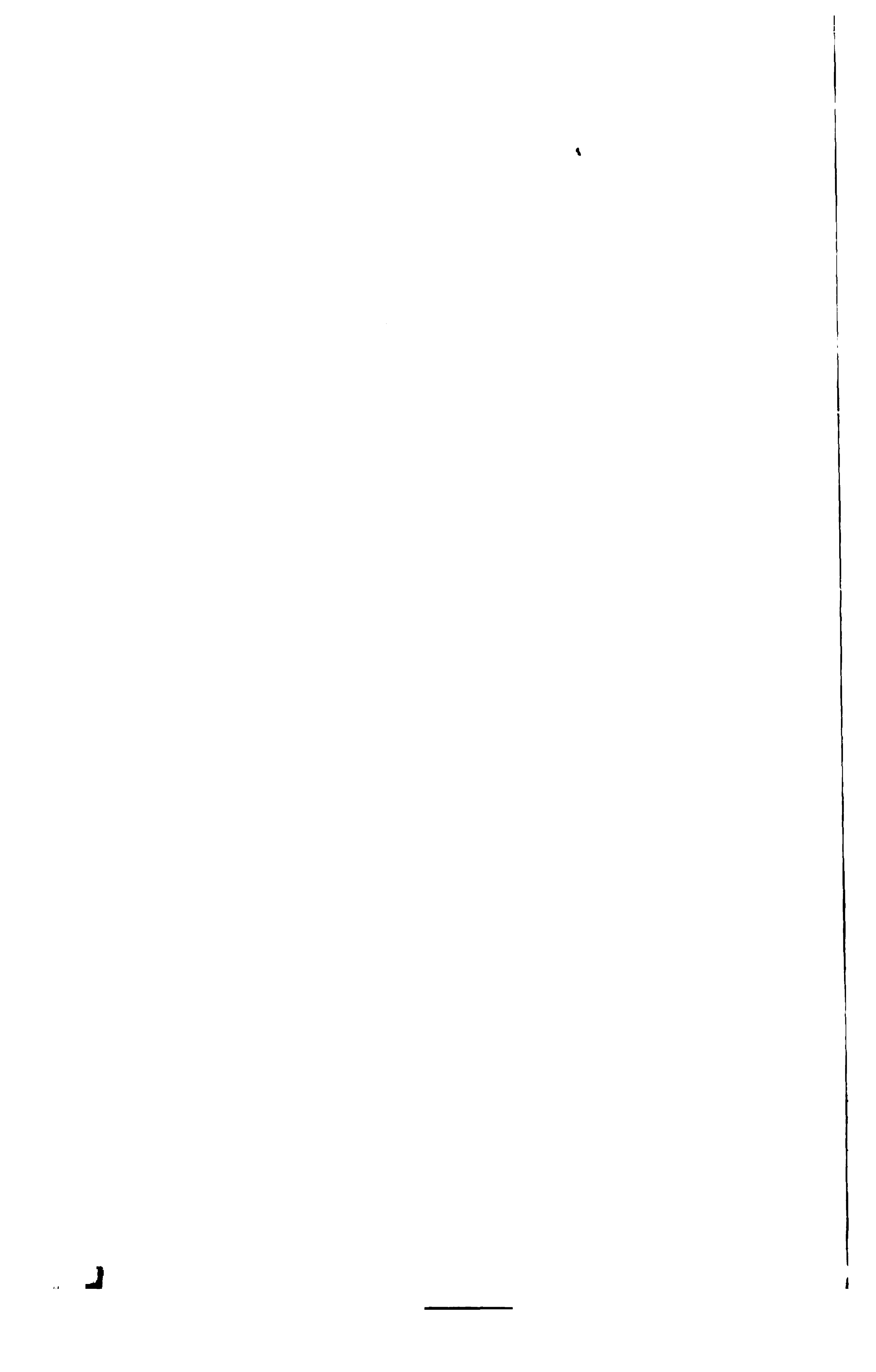
Schatten, die von oben schweben
In die Tiefe, die mich trägt,
Kündend daß ein höh'res Leben
Über mir die Flügel regt.

Und sie streichen und sie gleiten
Stumm und lautlos um mich her,
Und das Licht der weißen Weiten
G'nügt der bangen Brust nicht mehr.

Denn mir graut vor einem Leben,
Dessen Bild mir dann nur naht,
Seh' ich seine Schatten schweben
Dunkelnd über meinem Pfad.

Georg Busse-Palma.

Seenot. Gemälde von Prof. H. von Petersen.





Der Brühl zu Leipzig während der Messe.

Rauchware.

Ein Kapitel von Pelzen und dem Pelzhandel. Von Hanns von Zobeltitz.



In der großen Seestadt Leipzig gibt es eine Straße, von der aus wirklich direkte Fäden intensivsten Verkehrs nach allen Weltteilen laufen. Ihr Name „der Brühl“ erinnert, wenn seine Ableitung auch eine ganz andere ist, an den verschwenderischsten Minister, den Sachsen je gehabt hat, ja an den vielleicht verschwenderischsten Staatsmann ganz Deutschlands, und es ist nicht zu leugnen, daß man auch heut noch im „Brühl“ zum guten Teil dem Luxus dienstbar ist, freilich dem Luxus in einer seiner einschmeichelndsten, liebenswürdigsten Formen: Leipzig ist nämlich der Welthandelsplatz für Rauchwaren wie der technisch-kommerzielle Ausdruck lautet — für Pelzwaren, wie wir Laien sagen, und in etwa einem halben hundert Häusern des „Brühl“, Häusern mit Riesenspeichern, konzentriert sich dies gewaltige, in seiner ganzen Ausgestaltung höchst einzigartige Geschäft.

Eine ästhetisch gebildete Redaktion pflegt heutzutage einen Artikel dankend abzulehnen, sobald sie auf eine Stelle trifft, in welcher der Verfasser apostrophiert: „Geneigte Leserin . . . .“ Es gilt als geschmacklos. Aber ich wage es trotzdem: „Geneigte Leserin, umgürte Dein Herz mit tausend Banden —.“ Ich kann aus eigener Erfahrung bestätigen, daß Pelzwerk eine geradezu verführerische Macht über wunschvolle Frauenherzen zu gewinnen vermag. Es soll schon früher so gewesen sein. Aber es ist heut mehr als je so, denn Pelz ist Mode, weit mehr Mode, als je vorher! Für die Garderobenbedürfnisse des Mannes trat der Pelz, mindestens in unserem Klima, verhältnismäßig in den Hintergrund. Der elegante Herr schafft sich vielleicht noch einen möglichst leichten Gehpelz an, und wenn er über ein sehr ausgiebiges Portemonnaie

verfügt, leistet er sich einen solchen von sibirischem Zobel mit einem Kragen von Kamtschatka-Biber, der etwa die Kleinigkeit von 10—14000 Mark kostet. Aber er kann, von einzelnen Berufen abgesehen, dank der veränderten Reisebedingungen heute auf den schweren Reisepelz verzichten, der einst unbedingt zur Ausstattung des erwachsenen Mannes gehörte.

Dafür schwelgt die elegante reiche Frau geradezu in Pelzwerk. Und wie immer, ist die für sie geschaffene Mode auch für die minderbegüterten Kreise maßgebend. Sie paßt sich den kleinen Geldbörsen an, und die dienstwillige Industrie zaubert für diese Imitationen aus billigerem Pelzwerk hervor, die, technisch oft von überraschender Vollendung, schließlich auch der Arbeiterfrau und dem Dienstmädchen eine Pelzstola und einen Pelzmuff zu tragen gestatten.

Pelzwerk ist heute Mode, mehr als je, sagte ich, und edles Pelzwerk ist daher heut sehr teuer. Versuchen wir zur Einführung einmal einen Überschlag, was eine Pelzausstattung für eine Frau von Welt etwa kosten wird. Sie bedarf zunächst eines Pelzjacketts, nehmen wir an von Persianer oder Seal, das wir zwischen 1000 und 1500 Mark einschätzen dürfen; dazu gehört eine Stola, die sehr luxuriös in russischem Zobel ausgeführt etwa 5000 Mark kosten mag, die wir aber in Edelmarder oder Nerz für 1200 Mark und in Skunks noch billiger haben können; den Pelzhut, natürlich in kurzhaarigem Pelz garniert, Seal, Persianer, oder auch Chinchilla, wollen wir mit 150 Mark bemessen und für den Muff, zur Stola passend, weite Grenzen zwischen 300 und 1000 Mark ziehen. Das ist alles sehr anständig berechnet, aber durchaus nicht luxuriös. Eine Pariser Mondaine oder Demimondaine, die bei Paquin, Revillon oder Grünwald arbeiten läßt, würde über diese Ausstattung lächelnd die Achseln zucken; sogar der Abendmantel — Sealskin etwa mit Hermelin; Preis 3000—4000 Mark — fehlt ja ganz.

Bei uns sollte diese Aufstellung ja auch nur zur Einführung dienen, und wir haben an ihr mindestens die Namen einiger Pelzwaren kennen gelernt, die heut die Mode besonders bevorzugt. Einiger von vielen, von so vielen, daß der harmlose Fremdling, dem Gelegenheit geboten wird, durch die Speicher einer der Leipziger Großhandlungen zu wandern, etwa durch die von Heinrich Lomer oder von Gaudig & Blum, nach zwei Stunden ermattet auf den nächsten Stuhl sinkt und, die Hände ringend, bittet: Lasset genug sein des grausamen Spiels. Es sind zwar vielleicht nicht mehr als hundert Tiergattungen, welche diese Pelze liefern, aber sie erscheinen auf solch einem Riesenlager in hundert und aberhunderten von Variationen, verschieden nach den Gebieten, denen sie entstammen, nach der Jahreszeit des Fanges, nach der Färbung, nach der Größe und Güte, und schließlich nach der Art der Zurichtung für den Handel. Allein in Nerz würde man mit Leichtigkeit 50 Sorten auslesen können.



Hauptstraße von Nischny Nowgorod.

Leipzig hat sich etwa seit den ersten Jahrzehnten des XIX. Jahrhunderts zum Zentralpunkt des Welt-Rauchwarenhandels







Stapelplatz von Fellen in Nischny Nowgorod.

entwickelt. Wie das kam, vermag eigentlich niemand recht zu erklären. Die zentrale Lage, die dafür angeführt wird, hätten andere Orte auch gehabt. Wichtiger fielen die alten Meßbeziehungen ins Gewicht. Aber ich glaube, es waren vor allem wohl einzelne tüchtige, meist aus dem Kürschnergewerbe hervorgegangene Männer, die das Geschäft in der Pleißestadt zu konzentrieren und hier festzuhalten wußten — ein Geschäft, dessen Jahresumsatz jetzt, einschließlich aller Nebenbranchen, auf 75 bis 100 Millionen Mark geschätzt werden darf.

Aus allen Weltteilen strömen die Waren in den Speichern der Leipziger Großhäuser zusammen. Da ist zunächst das europäische Gebiet (Rußland ausgenommen), das Marder, Iltis, Hamster, Fuchs, Otter, Wolf, Katzen, Lammfelle und das für Imitationen immer wichtiger werdende Kaninchen, ferner aus dem skandinavischen Norden, hauptsächlich durch Vermittelung der Kgl. Dänischen Grönlandskompanie, Eisbär, Weiß- und Blaufuchs und Seehundsfelle liefert. Da sendet Australien Opossum, Wombat, Buschkatze und wiederum Kanin, während Afrika eigentlich nur mit Löwe, Tiger, Panther und Affen in Frage kommt.

Aber alle Artikel dieser drei Kontinente erscheinen doch, fast möchte man sagen, geringfügig gegenüber der gewaltigen Produktion Amerikas und Asiens an Rauchwaren, wobei man zu Asien in diesem Falle nach dem Handelsgebrauch auch das europäische Rußland hinzuzurechnen pflegt.

Als ich meine Studien über den Pelzhandel begann, war ich der Ansicht, daß durch die fortschreitende Kultur einerseits, durch den gesteigerten Bedarf an Rauchwaren anderseits die Erträgnisse der Pelztierjagd auch in Asien und Amerika immer geringer würden. In Einzelfällen trifft das auch zu. Es wird wohl gelegentlich darüber geklagt, daß der Biberfang und der Robbenschlag nachlasse — der hauptsächlich zwischen Kamtschatka und Alaska vorkommende Pelz- oder Biberseehund, welchen die Engländer Fur Seal nennen, die wichtigste aller Robben, ist der Hauptlieferant für das edle Sealskin-Pelzwerk — oder daß der sibirische Zobel rarer werde. Aber im allgemeinen ist eine Abnahme der Ergiebigkeit doch nicht zu konstatieren. Es werden immer noch neue Gebiete erschlossen, und der Wechsel der Mode hat das Gute, daß der Bedarf an den einzelnen Pelztieren stark variiert und damit auch die Intensivi-



Kommissionär und Großhändler auf der Messe zu Nischny Nowgorod.

tät der Jagd. Man erzählt z. B., daß die einsamen kanadischen Trapper sich sehr eingehend mit den Pelzpreisen beschäftigen und nach diesen ihre Jagd einrichten. Geht die Nachfrage nach einem bestimmten Pelz zurück, so lohnt der Fang weniger, und die geschonten Tiere vermehren sich dann meist schnell.

Die Produktion Amerikas, wenigstens des nördlichen Amerikas, kommt zum größten Teil, alter Tradition folgend, in London auf den Markt; die asiatische Produktion in Rußland, besonders auf den großen Märkten von Nischny Nowgorod und Irbit. Ausgenommen davon ist nur die immer bedeutender werdende Produktion Chinas und Japans, die nach London oder über Bremen und Hamburg direkt nach Leipzig geht.

So kauft also der Leipziger Großhändler in Rauchwaren hauptsächlich in London und in Nischny Nowgorod ein. Er hat zwar überall in der Welt seine Agenten, die auch direkt in den Produktionsländern aufkaufen, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß er ein beweglicher Herr sein muß, der jährlich eine drei- oder viermalige Reise nach London und eine je einmalige nach dem fernen Nischny oder Irbit nicht scheuen darf.

Alter Tradition nach, sagte ich, kommt die amerikanische Pelzproduktion in London zum Verkauf. Es hängt dies nämlich mit den einstigen Privilegien der in der Mitte des XVII. Jahrhunderts in England begründeten Hudsonsbay-Kompanie zusammen. Die



Biber.

Kompagnie besaß ehedem ausgedehnte Monopole in den Gesamtgebieten um die Hudsonsbay und weiß auch heute, nachdem sie 1870 ihre Hoheitsrechte an Kanada abtreten mußte und ihr Handelsmonopol erloschen ist, dank ihrer vortrefflichen Organisation den Jagdertrag gerade der ergiebigsten Strecken, dem Athabaska-Makenziegebiet, zum größten Teil an sich zu ziehen. Von nicht weniger als 150 Posten im Innern aus pflegt sie den Tauschverkehr mit den Indianerstämmen und hat außerdem zahlreiche einzelne erprobte Pelztierjäger, meist französische Mischlinge, in ihren Diensten.



Persianer.

Alljährlich zweimal, im Januar und März, wird die Ausbeute der Kompanie in deren eignem Londoner Gebäude verauktioniert. Im Lauf der letzten Jahrzehnte sind ihr aber zahlreiche Konkurrenten entstanden, die ihre Waren ebenfalls nach London senden, und durch dortige Kommissionshäuser zur Auktion bringen. Das größte derartige Kommissionshaus, die Riesenfirma Lampson & Cie., hat durch ihre Auktionen, die sich zeitlich denen der Kompanie anschließen, letztere weit über-

flügelt und Weltruf erlangt. Die auswärtigen Käufer, und unter diesen spielen die Leipziger die erste und maßgebende Rolle, stellen sich schon einige Zeit vor den Terminen in London ein, um die Ware, die in kleineren oder größeren Partien, sogen. Lots, sortiert zum Verkauf gelangt, zu besichtigen, bei den kostbarsten Stücken einzeln, bei den minder wertvollen durch Stichproben. Auf diesen Auktionen gelangt übrigens auch der Ertrag der Alaska-Kompanie zum Verkauf, die ein amerikanisches Monopol für den Robbenschlag auf den aleutischen Pribylow-Inseln besitzt, dem einzigen noch ergiebigen Jagdgebiet für den Pelzseehund, auch Bärenrobbe genannt, die — wie schon erwähnt — den kostbaren Sealskin liefert.



Nerz.

Lang ist die Reihe der verschiedenen Pelzsorten, die in London versteigert werden. Wir finden da — die eingeklammerten Zahlen geben die 1900 angebotene, hier abgerundete Stückzahl: Bären (14 000), Biber (51 000), Bisam (3 200 000), Füchse (85 000), Virginische Iltis (7 500), Luchse (33 000), Nerz (410 000), Opossum (160 000), Virginische Otter (15 000), Skunks (450 000), Vielfraß (1300), Wölfe (14 611), Amerikanische Zobel (78 000) u. s. w. Hinzurechnen muß man aber noch die Produktion Südamerikas, unter der neuerdings außer den billigeren Nutrias, die von biberartigen Sumpfratten stammen, besonders das Fell der in Peru und Chile heimischen Wollmaus,



Nerz.

des Chinchilla, eine große Rolle spielt. Diese kleinen seidenweichen grau-weißen koketten Fellchen sind heute das Modepelzwerk erster Ordnung und haben daher eine selbst in der Geschichte des an starke Schwankungen gewöhnten Rauchwarenhandels fast unerhörte Preissteigerung erfahren: solch ein Fellchen mittlerer Güte, nicht viel größer als eine starke Männerhand, kostete vor einigen Jahren etwa 20, jetzt kostet es 60 Mark und mehr! Im Großhandel — wohlverstanden. Und, im Vertrauen gesagt, so reizend, so anschmeichelnd, so kleidsam es ist: es trägt sich nicht besonders, nutzt sich ziemlich schnell ab, hält wenig aus. Aber die elegante Modedame ist ja wohl auch zufrieden, wenn es eine oder zwei Saisons hindurch seine Dienste getan hat.

Soviel vorläufig von der amerikanischen Produktion, für welche die Gewinnung durch einzelne große Kompanien, Handelsgesellschaften, und die Verwertung durch die Londoner Auktionen charakteristisch ist. Anders in Rußland und den von ihm abhängigen asiatischen Gebieten. Einst hatte hier die Regierung auf den Pelzhandel einen großen Einfluß. Die Häuptlinge der unterworfenen asiatischen Stämme mußten Tribut oder Steuern ganz oder teilweise in kostbarem Pelzwerk entrichten. Das edelste, die schönsten Schwarz- und Silberfüchse, die besten Zobelfelle, kamen in die hochberühmte Kaiserliche Kabinettskürschnerei, der Rest wurde versteigert. Das hat längst aufgehört. Die Kabinettskürschnerei, in der vor allem auch wundervolle Geschenke des Zaren an seine Verwandten hergestellt wurden, u. a. einmal ein nach Stuttgart bestimmter Zobelpelz, dessen Wert von Sachkennern auf 8000 Taler geschätzt wurde — diese musterhaft geleitete Kabinettskürschnerei existiert nicht mehr, und das Pelzgeschäft wandelt auch dort die Bahnen des freien Handels. Was der Jäger erlegt, kaufen — jenen möglichst betrügend — Aufkäufer auf, und es wandert dann, durch mehrere Zwischenglieder, in die Hände des Großhändlers und auf die Messen von Irbit und Nischny.

Die vornehme russische Gesellschaft versteht viel von edlen Pelzen — die alte Zarkrone ist nicht umsonst eine mit Gold und Juwelen besetzte Zobelmütze. Aber der Zobel steht in der Wertschätzung noch nicht am höchsten. Noch höher werden eigentlich Schwarz- und Silberfüchse eingeschätzt, d. h. solche, die ein glänzend schwarzes oder ein mit silbrigen Haaren durchschossenes schwarzes Fell haben. Die schönsten Exemplare davon kommen freilich nicht aus Sibirien, sondern aus dem nordamerikanischen Labradorgebiet, und ein ausgesuchtes Stück hat vor einigen Jahren den Preis von 11 600 Mark erreicht. Ein ebenfalls sehr hoch bewertetes Tier ist der Seeotter, auch Kamtschatka-Biber genannt, weil er in jenen Gegenden gefangen wird. Die ziemlich großen Felle, deren Mehrzahl Alaska liefert, kosten in ihren besten Qualitäten je etwa 5—6000 Mark. Die sibirischen Zobel stehen den amerikanischen bedeutend voran, und sie sind um so geschätzter, je dunkler sie sind, auch je regelmäßiger die silberspitzigen Granenhaare im Fell verteilt sind. Daher schwankt der Wert sehr: ein geringes Zobelfell, das erst durch „Blenden“, d. h. ein Auffärben, ansehnlich wurde, mag schon für 60 Mark zu haben sein, während die besten 1000 bis 1500 Mark und sogar noch mehr kosten. Auch von der Seltenheit dieses edelsten Marders macht



Iltis.

man sich häufig eine falsche Vorstellung: es kommen außer den amerikanischen immer noch jährlich gegen 40 000 bis 50 000 asiatische Zobel in den Handel, von denen aber natürlich nur ein kleiner Prozentsatz die hochgeschätzte dunkle Farbe aufweist.



Edelmarder.

Rußland liefert ferner: Edelmarder, dem hellen Zobel im Werte nahestehend (die besten kommen jedoch aus Norwegen und Finnland), Nerz (auch eine Marderart: die besten in Nordamerika), den kostbaren Hermelin, dessen Preis in den letzten Jahren sich verzehnfachte, eine Wieselart, deren im Sommer gelblichbrauner Pelz im Winter reinweiß wird bis auf die schwarze Schwanzspitze; weiter Iltis, Wolf und Bär, außerdem in ungeheuren Massen — Millionen von Stück — sibirische Eichhörnchen, deren Pelzwerk unsre Damen als „Feh" kennen, usw. Eine besondere Erwähnung aber verdienen die russischen oder doch über Rußland in den Handel kommenden Lammfelle. Einst waren die aus Astrachan und aus der Krim stammenden so geschätzt, daß man noch heut kurzweg vom „Astrachaner" und vom „Krimmer" spricht. Heut stehen in besonderem Ansehen die „Persianer", die trotz ihres Namens wohl meist in der Bucharei gewonnen werden. Der schöne dauerhafte Persianer ist so beliebt, daß z. B. ein einziges großes Leipziger Haus, das sich den Persianer zur Spezialität erkor, jährlich gegen eine Million Felle einführt. Als die feinsten Persianer gelten diejenigen von (angeblich) ungeborenen Lämmern (Breitschwänze) und die von solchen Lämmern, die nur gesaugt, „noch nicht Gras gefressen" haben. Übrigens hatte um den „Persianer" sich schon früh ein ganzer Sagenkreis gebildet. Alte Naturbeschreibungen sprechen von ihm als einem höchst merkwürdigen Individium, das, halb Tier, halb Pflanze, an der Erde festgewachsen sein sollte und verhungern mußte, wenn es das Gras in seiner unmittelbaren Umgebung abgeweidet hatte.

Was so von allen Seiten, in riesige Ballen, Fässer, Kisten verstaut, in die Speicher der Rauchwarenhandlungen zusammenströmt, befindet sich zum großen Teil in rohem Zustand oder ist von den Jägern nur notdürftig vorbereitet worden. Man sieht auf den Lagern oft endlos lange Reihen von Fellen hängen, die — umgekehrt, so daß der Pelz innen ist — nicht viel anders ausschauen, als getrocknete Fische. Die eingehenden Sendungen werden zuerst sortiert, d. h. in kleinere, für den Verkauf geeignete Partien zusammengestellt, die der Güte nach möglichst gleichwertig sein sollen. Der Sortierer ist eine Vertrauensperson. Er muß eine große Warenkenntnis besitzen, wie überhaupt Warenkenntnis zu den wichtigsten Eigenschaften des Rauchwarenhändlers gehört und im Geschäft auch der Bezahlung nach entsprechend hoch geschätzt wird.

Dann aber durchlaufen die meisten Rauchwaren einen Verwandlungsprozeß, sie werden „zugerichtet" und vielfach gefärbt. Darauf beruht wiederum eine Stärke des Leipziger Geschäfts, daß sich die in der Umgebung der Pleißestadt belegenen Zurichtereien und Färbereien (die größte ist wohl die der Aktiengesellschaft Walther in Markranstädt) im Laufe der letzten 30 Jahre den Weltmarkt eroberten, so daß sie heut nicht nur für die heimischen Großhändler, sondern auch für das Ausland arbeiten; sie haben die ähnlichen Anstalten in andern Ländern zum Teil so weit überflügelt, daß heut auch der in Leipzig rohe Waren einkaufende Kunde

aus England, Rußland, aus Amerika, Frankreich, Italien zum Auftraggeber dieser großen verhältnismäßig jungen Industrie geworden ist. Es gibt jetzt eigentlich nur noch eine Pelzart, für deren Herrichtung England ein gewisses Monopol hat: das ist der echte Sealskin. Aber selbst dies Monopol ist bereits erschüttert, da man auch in Paris den Artikel sehr schön färbt.



Skunks.

Was versteht man unter dem „Zurichten" der Pelzwaren?

Das Zurichten besteht aus einer Reihe von Reinigungs- und Verschönerungsprozessen, die aber auch die praktische Brauchbarkeit des Rohmaterials steigern sollen. Der hier zur Verfügung stehende Raum ist zu knapp, um diese Prozesse im einzelnen zu schildern. Immerhin seien einige Grundzüge aufgeführt.

Das rohe, getrocknete Fell wird zuerst in Wasser oder feuchten Sägespänen aufgeweicht, damit es seine Geschmeidigkeit wiedergewinnt; es wird dann, nachdem es in Zentrifugen getrocknet wurde, an der Unterseite vom Kürschner von den noch anhaftenden Fleischrestchen mit großen Messern gesäubert und, unter Zusatz von Fett, in geistreich ersonnenen Maschinen gewalkt, bisweilen auch gebeizt. Darauf kommt es meist nochmals unter das haarscharfe Kürschnermesser, welches jetzt das Leder dünner machen soll. Nun „läutert" d. h. säubert man es in gewaltigen, sich im Gleichmaß drehenden Trommeln unter Zusatz von Sägespänen, damit das Haar entfettet wird, spannt und zieht es aus, damit es Form gewinnt, und reinigt es dann noch einmal. Vielfach treten aber noch ganz andere Arbeiten hinzu. So werden einzelne Pelzarten, wie Bisam, geschoren,



Skunks.



Russischer Zobel.

zusammen, wo es Imitationen herzustellen gibt.

Das Kapitel von den Imitationen ist eigentlich ganz besonders interessant. Ich gehöre nämlich nicht zu denen, die gleich in Zorn und Entrüstung geraten, wenn sie nur das Wort „Imitation“ hören. Ich finde diese im Gegenteil durchaus berechtigt. Nehmen wir ein Beispiel. Wer sich eine

andere gerupft, um die längeren „Grannenhaare“ zu entfernen; es gibt umgekehrt „Friseusen“, die mit unsagbarer Geduld, wo es gewünscht wird, bestimmte Haarsorten z. B. weiße (Silberhaare) in dunklen Pelz einkleben.

Ein großer Teil aller Pelzwaren wird gefärbt. Keineswegs nur die Imitationen, wie man wohl anzunehmen geneigt ist. So zeigt das Fell des Pelzseehundes im Naturzustande eine dichte gelbe Grundwolle und darüber ein grobes aschgraues Oberhaar. Erst wenn letzteres entfernt und das ganze Fell dunkelkastanienbraun gefärbt ist, entsteht der herrliche sammetartige Sealskin, für den unsere Damen eine so erklärliche Vorliebe haben. Ebenso sind sämtliche Persianer gefärbt, wodurch sie erst den eigentümlichen prachtvollen Glanz erhalten. Und die Kunst der Färberei ist heut so weit vorgeschritten, daß sie absolut wetterbeständige Ware liefert.

Zurichterei und Färberei wirken auch



Zobel.

echte Sealskin-Muffe kaufen kann — sehr schön! Diese Damen gehören aber einem sehr kleinen Kreise an. Ist es nicht dankenswert, wenn die Industrie all den Anderen ein Pelzwerk schafft, das an Schönheit dem echten Sealskin nur wenig nachsteht, ihm an Haltbarkeit, im praktischen Gebrauch aber ebenbürtig ist? Zur Entrüstung, meine ich, wäre doch nur Ursache, wenn eine Täuschung des Käufers beabsichtigt wäre. Das ist aber gerade bei Pelzwaren fast ganz ausgeschlossen. Wenn wirklich einmal irgendein Kleinkrämer, aus Unkenntnis oder in bewußter Absicht, ein Pelzwerk unter falschem Namen verkaufen sollte, so ist das jedenfalls eine seltene Ausnahme. Im allgemeinen wissen unsere Frauen auch ganz genau, um was es sich handelt, wenn sie z. B. Seal-Bisam kaufen.

Da haben wir gleich solch eine Imitation, und zwar wohl die wertvollste.

Die Bisamratte ist ein kleines nordamerikanisches Nagetier, das einen schö-

nen, hellbraunen bis schwarzen Pelz hat und alljährlich noch zu Millionen gefangen wird. Der Pelz ist verhältnismäßig nicht teuer, er wird im Rohzustande etwa ein bis zwei Mark kosten. Und er eignet sich vorzüglich zu Imitationen. Man schert ihn und „blendet“ ihn d. h. färbt ihn durch Auftragen der Farbe mit der Bürste — und er gleicht dem Seal fast zum Verwechseln. Man behandelt ihn anders, und er wird folgsam dem Nerz ähnlich, oder er wandelt sich auch ganz artig in Zobel, ja sogar in Skunks um. Er ist ein kleines Mädchen für alles.



Die Walke in der Waltherschen Zurichterei in Markranstädt bei Leipzig.

Immerhin ist auch der Seal-Bisam noch nicht billig. Die Fellchen sind sehr klein, und wenn sie ihren Veredlungsprozeß durchgemacht haben, kommen sie doch auf zwei bis vier Mark zu stehen. Da hat die Industrie denn neuerdings ein zweites Mädchen für alles gewonnen, das es noch billiger tut. Das ist das gute Kaninchen. Das Fell von Monsieur Lapin, besonders des Burschen belgischer Herkunft, läßt sich auch in der verschiedensten Weise „umkrempeln“, und zumal das Seal-Kanin ist sehr beliebt geworden. Hier kostet das Fell bearbeitet zwischen 60 Pfennig und 3 Mark, und da es ziemlich groß ist, so kann der Kürschner damit schön wirtschaften. Wenn eine einfache Muffe in echt Sealskin 100 Mark kostet, so kostet die gleich große in Sealbisam etwa 15 Mark, in Sealkanin aber nur 4—6 Mark — das, meine ich, illustriert die Sachlage am besten.

Aus den Zurichtereien und Färbereien strömen die Pelzwaren zu Tausenden — zu Hunderttausenden von Stücken in die Speicher der Großhäuser zurück, fertig zum Verkauf. Was die deutschen Kürschner in den kleineren Orten im Lauf des Jahres an einheimischer „Landware“ zusammenbrachten, was auf den nicht unbedeutenden Rauchwarenmärkten von Frankfurt a. O. und Budapest eingekauft wurde, was aus den skandinavischen Ländern einlief, was in den Londoner Auktionen und auf den russischen Messen erstanden wurde,



Vor den Läuterungstrommeln von der Persianer-Zurichterei der Firma Thorer.



Lagerraum von Lomer & Co. in Leipzig.

sammelt sich hier. Dazu kommen direkte Importe aus manchen Produktionsländern, die wir bisher kaum streiften: Südamerika sendet über Hamburg große Massen von Sumpfbiberfellen, die beliebten Nutrias, und Seehunde vom Kap Horn; aus Westafrika sind Affenfelle eingetroffen und Löwen und Jaguare, aus Indien Tiger und Leoparden, aus dem hohen Norden Eisbären, die bei dem sogenannten „Naturalisten" kunstreich behandelt und mit Kopf und Tatzen als Decken verarbeitet wurden; Japan er-

scheint, von Jahr zu Jahr stärker vertreten, mit seinem Tanuki-Fuchs, seinem Mahmi-Dachs und auch mit Seehunden, China mit Ziegenfellen und besonders mit den ausgezeichneten Fellen des Tibetschafs, das — an Gestalt der Angoraziege ähnlich — in den Provinzen Shensi und Shansi nur des Pelzwerks wegen in großen Massen gezüchtet wird. Der deutsche Pelzhandel kennt diese Felle, die sich durch eine langhaarige, feine, glänzende Wolle auszeichnen, seit kaum zwanzig Jahren, heut aber werden mindestens 600 000 Stück jährlich importiert und zwar meist schon in zugerichtetem Zustande, was die Chinesen, die überhaupt Meister der Kürschnerkunst sind, ganz vortrefflich besorgen. — Allerlei Spezialitäten gesellen sich auf den Lagern hinzu. So z. B. die Schwanen- und Gänsehäute mit ihrem feinen weißen Flaum, der so vielfach zum Besatz von Ballkleidern verwendet wird; notabene übrigens: auch was man als „Schwan" kauft, stammt meist von der biederen Gans!



Chinchilla-Ratte.

Am schönsten und reichsten assortiert sind die Großhäuser im Brühl selbstverständlich vor der Ostermesse, die immer noch einen zeitlichen Mittelpunkt des Rauchwarenhandels bildet. Zur Ostermesse treten die Käufer aus allen Gebieten an, und es zeigt sich so recht die internationale Bedeutung des Leipziger Rauchwarenhandels. Die Hauptrolle spielen dann nämlich hier die russischen Aufkäufer für amerikanische und umgekehrt die amerikanischen Aufkäufer für russische Ware. Daneben aber finden sich Franzosen, Engländer, Schweden, Dänen, Norweger, Österreicher, Italiener, Griechen, Rumänen, Türken ein und endlich, schließlich doch ein bedeutender Faktor, der kleinere deutsche Händler und der deutsche Kürschner. Zumal der letztere, der um diese Zeit einkaufen muß, um während des Sommers die Fertigfabrikate herzustellen, die er im nächsten Herbst und Winter verkaufen will.

Die Ostermesse ist die große Zeit des Brühl und auch die Haupterntezeit der zahllosen



Sealskin.

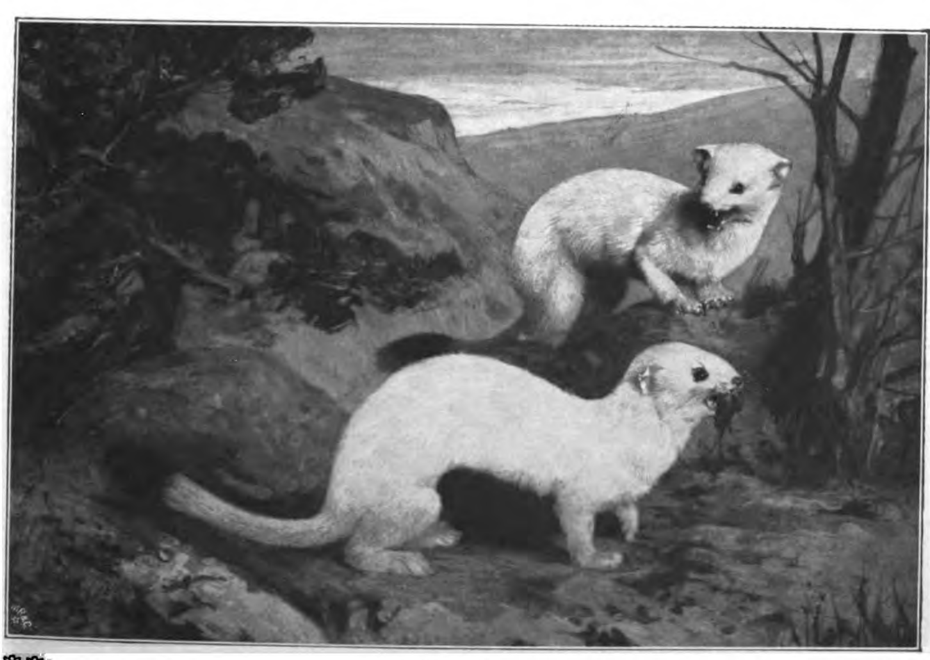


Chinchilla.

Kommissionäre und Makler, die der Rauchwarenhandel ernähren hilft. Die Straße ist voll von diesen geschäftigen, geschwätzigen Vermittlern, die ebenso genau die Sonderwünsche der einrückenden Kundschaft kennen, wie die Vorräte und die Preise in den einzelnen Geschäften — die alle und noch einige Sprachen sprechen, mit den örtlichen Verhältnissen genau Bescheid wissen, hier dienern, dort die Hände schütteln, hier mit klagen, wenn ein Kauf nicht glückt, dort mitjammern, wenn die Ware teuer scheint, — und schließlich mit ihren Prozentchen stets unzufrieden sind. Durch sie gewinnt die Straße den Charakter einer fortwährenden Messe, in der unaufhörlich gehandelt, gelärmt, gewitzelt und gestritten wird. So erscheinen sie als die lebendigen Chroniken des Rauchwarenhandels, diese typischen Gestalten, und der rechte Leipziger kann sich seinen Brühl ohne sie gar nicht vorstellen.

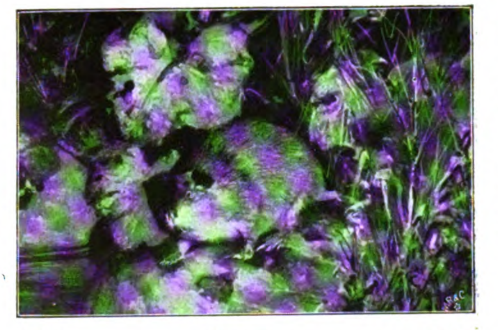
Hermelin.

Aber *die* Bedeutung, welche die Ostermesse einst für den Rauchwarenhandel hatte, besitzt sie heute doch nicht mehr. Ehedem konzentrierte sich in ihr das Hauptgeschäft, jetzt bildet sie in diesem nur eine, allerdings eine wichtige und unruhvolle Etappe. Heut geht nämlich der Verkauf während des ganzen



Hermelin.

Jahres fort. Die Verhältnisse haben sich verschoben. Die erleichterten Reisebedingungen ermöglichen den Käufern den häufigeren Besuch Leipzigs, viele ziehen überhaupt den Kauf zu einer ruhigeren Periode, als die Meßzeit ist, vor. Es kommt aber auch hinzu, daß die von dem Grossisten auf den großen Londoner Auktionen erstandenen Waren zur Osterzeit noch nicht zugerichtet sein können, und daß von der Messe zu Nischny, die vom Juli bis September stattfindet, die russischen Waren erst im Frühherbst in Leipzig eintreffen können. Und es kommt wohl endlich hinzu, daß die neuen Moden, die immer noch hauptsächlich in Paris gemacht werden, erst im Lauf des Sommers, ja erst im Herbst in die Erscheinung treten, und daß die „Pelzkonfektion" dann durch sie oft noch zu großen Einkäufen veranlaßt wird.



Bisamratte.

Die „Pelzkonfektion"!

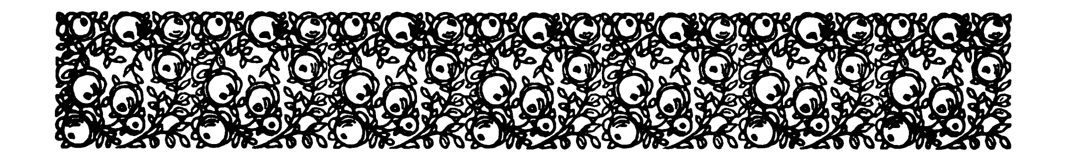
Früher lag die Umwandlung der Pelze in die Gebrauchsform, der letzte Veredelungsprozeß gleichsam, ganz in den Händen der Kürschner, die ihn handwerksmäßig und vielfach mit einer künstlerischen Note ausübten. Heut hat sich auch das geändert. Natürlich gibt es noch viele Kürschnergeschäfte größten, großen und kleineren Stils. Ein Witzleben in Leipzig, ein Salbach in Berlin behaupten auch jetzt noch in Ruhm und Ehren ihr Feld, und wer eine Pelzware von besonderer Schönheit erstehen will, wendet sich vertrauensvoll an sie. Diese großen Kürschner-Häuser kaufen sogar nicht nur in Leipzig ein; ihre Inhaber gehen oft selbst zu den Londoner Auktionen, um irgendwelche ganz erlesene Ware dort nach persönlicher Besichtigung zu erstehen. Aber neben ihnen und ihren minderen Berufsgenossen hat die Pelzkonfektion, die fabrikmäßige Herstellung der Pelzwaren, sich einen immer breiteren Raum erobert. Sie versorgt die kleineren Detailgeschäfte, sie versorgt die großen Warenhäuser; sie arbeitet aber unter Umständen auch, oft durch massenhafte Preiskurantversendung, unmittelbar mit der Privatkundschaft. Der allgemeine Zug der Zeit kommt auch hierin zum Ausdruck. —

Unwillkürlich lenkt man, wenn man das bunte Getriebe des Rauchwarenhandels verfolgt, den Blick noch einmal zurück zu dem weiten Wege, den das Einzelstück durchläuft, bis es seine schließliche Verwendung findet.

Im sibirischen Urwald taucht da etwa der burjätische Jäger auf, der ein Hermelin erlegt unter möglichster Schonung des Felles, oft nur, indem er es durch einen Schuß unmittelbar am Kopf vorbei betäubt. Das war im Januar, wenn das Fell am schönsten ist. Ein wandernder Händler, der ihn im Februar trifft, nimmt es ihm, mit einem halben Dutzend anderer Felle ab; zu einem Spottpreis wahrscheinlich, für eine Handvoll Pulver, für eine Flasche Wutki vielleicht. Auf einem der 560 Jahrmärkte im Gouvernement Tobolsk kauft ein russischer Kollege größeren Stils ihm im März den inzwischen ganz stattlich angewachsenen Vorrat ab. Im Juli geht auf der Messe von Nischny unser Hermelin in die Hände eines Leipziger Grossisten über. Im September endlich kommt ein italienischer Käufer auf dessen Lager und ersteht das kleine Wieselfell — und wenn es wieder Januar ist, ziert es den Mantel eines Kardinals oder eine schöne römische Prinzipessa trägt es als koketteste Verzierung ihrer Persianer-Breitschwanz-Stola auf der Korsofahrt.

Wie unendlich ließen sich solche Bilder variieren.





Hinrik Gehrts.

Roman von Franz Rosen. (Fortsetzung.)

Jerta hatte ihren Vater noch nie so vergrämt und bekümmert gesehen.

„Nun — was willst Du, Kind?" fragte er mit einem Anflug von Ungeduld. Sie seufzte kurz auf und schlang die Finger ineinander.

„Ich wollte Dich bitten Vater: Du mußt mit Mutter sprechen. Sie weint den ganzen Tag. Wir wissen nicht mehr, wie wir sie beruhigen sollen!"

Hinrik sah seine Tochter an und sah dann mit einem gequälten Ausdruck an ihr vorbei ins Leere.

„Glaubst Du denn, daß ich sie beruhigen kann?" fragte er bitter.

„Ja, Vater."

Sein Blick, sein Ausdruck änderte sich. „Weshalb weint sie denn?" fragte er.

„Nun doch jedenfalls wegen gestern. Aber jedenfalls nicht nur wegen Rik. Mit uns mag sie nicht davon reden, und doch würde es ihr gut tun, sich auszusprechen. Ich glaube, sie sehnt sich nach Dir!"

Hinrik Gehrts zog die Stirn in die Höhe in ungläubiger Ironie.

„Wo ist sie denn?" fragte er trotzdem.

„In ihrem Zimmer."

Er stand schwerfällig auf. „Ich werde zu ihr gehen. Sorge dafür, daß wir allein bleiben."

Jerta stand am Fenster ihres Zimmers, in trostloser Stimmung. Als die Tür ging, fuhr sie hastig mit dem Taschentuch über die rotgeweinten Augen und sah sich unwillig um. Als sie Hinrik erkannte, wurde sie blaß vor Schreck und wagte sich nicht zu rühren.

Hinrik Gehrts kam ganz nah heran und blickte voll mitleidiger Wehmut auf sie nieder. So also sah das aus, was ihm von seinem jauchzenden Jugendglück übrig geblieben war!

„Warum weinst Du denn so viel, Jerta?" fragte er sanft.

Die Tränen stürzten schon wieder. Sie konnte nicht antworten.

Tränen waren ihm gräßlich. Aber diesmal bemerkte er sie kaum.

„Komm, setze Dich und beruhige Dich erst einmal."

Als sie dann neben ihm saß und krampfhaft nach Fassung rang, biß er die Zähne zusammen, um ebenso sanft zu fragen: „Was hast Du mit Rik gemacht?"

Stockend erzählte sie es ihm.

„Nun, schwer wird er seine Verbannung unter diesen Umständen nicht empfinden. Aber es ließ sich wohl kein anderer Ausweg treffen," meinte er.

„Ach Gott, Hinrik, was soll denn nun werden?"

„Was meinst Du, Jerta?"

„Wenn Du ihn gar nicht mehr sehen willst!"

„Gar nicht? Das habe ich wohl nicht gesagt. Nur jetzt nicht. Es muß erst Gras darüber wachsen. So von heut auf morgen läßt sich das nicht überwinden."

„Hinrik," stotterte sie und riß an ihrem Taschentuch, als reiße sie an ihrem eigenen Herzen, „glaubst Du denn wirklich, daß er aus Absicht —"

Er unterbrach sie: „Davon wollen wir lieber nicht sprechen. Das ist mir zur Genüge klar. Und Dir auch, denke ich. Du möchtest ihn gern weißbrennen, aber das gelingt Dir nicht."

Sie schwieg beschämt. Hinrik rang männlich mit einem bitter aufsteigenden Widerwillen.

„Ich will Dir etwas sagen, Jerta," begann er ruhig und freundlich. „Es ist sehr traurig, daß der Junge so geworden ist, wie er nun einmal ist. Ich glaube, Du empfindest das jetzt selbst und leidest darunter. Darum hat es auch gar keinen Zweck, daß Du immer noch versuchst, seine

Art und Weise vor mir zu beschönigen. Wir wissen beide Bescheid. Es hat überhaupt gar keinen Zweck, viel darüber zu reden. Wir können nicht einmal viel tun. Wir wollen Gott bitten, daß er den armen Jungen nicht entgelten läßt, was seine — seine Eltern an seiner Erziehung gesündigt haben, und ich will ihn vor allem bitten, daß er Dich nicht zu sehr leiden lasse unter dem, den Du am meisten liebst auf der Welt."

Da fiel sie ihm aufschluchzend um den Hals. Er war nicht imstande, seine Arme um sie zu schließen, und blieb steif und verlegen sitzen.

„Ach Gott, Hinrik, — das ist ja gar nicht wahr — am meisten hab' ich ja Dich geliebt — immer!"

Sein Herz zog sich bitter zusammen.

„Bewiesen hast Du es nicht," sagte er mit schwerem Ernst.

Der Vorwurf traf, weil sie fühlte, daß sie ihn verdiente. Sie schluchzte heftiger; sie lag so zerbrochen an seiner Brust, sie jammerte ihn wider Willen. Er legte den einen Arm um sie, mit dem andern stützte er sich schwer auf.

„Armes Weib," sagte er mit dunkler Stimme. „Wie hast Du Dich über diesen Jungen gefreut! Du hast es nicht verdient um ihn. Du hast es nie zugeben wollen, daß er aus der Art geschlagen war, und hast es doch immer gewußt. Vielleicht, wenn wir gemeinsamer an ihm gearbeitet hätten. —"

„Sprich doch nicht so, als wenn Du alle Hoffnung aufgäbest," schluchzte sie verzweifelt. „Das klingt so schrecklich!"

„Ich habe nicht mehr viel Hoffnung," sagte Hinrik Gehrts.

Das war zu viel für Jerta. Sie richtete sich trotzig auf. „Du hast ihn nie richtig geliebt," sagte sie.

Hinrik seufzte.

„Laß das doch, Jerta. Was nützt es, sich gegenseitig anzuklagen. Wir wollen lieber versuchen, den bestehenden Zustand erträglich zu gestalten. Denn so, wie er ist, ist er eben unerträglich. — Ich habe mich so gefreut, daß Lies und Gred heirateten, nur damit sie dies traurige Leben zwischen ihren Eltern nicht noch weiter kennen lernen, nicht noch mehr darunter leiden sollten. Ich muß es ja auch für Els wünschen —"

„Und Ruth?" unterbrach sie mißtrauisch.

„Ruth," sagte er, „wird, wie mir scheint, nicht heiraten. Sie ist auch die verständigste von ihnen. Und schließlich wäre es ja ein Glück für uns, wenn wir eine Tochter behielten!"

„Und Ruth war von jeher Dein Liebling," sagte sie unzart.

„Dann müßte ich das Gegenteil für sie erhoffen," sagte Hinrik mit aufsteigender Gereiztheit. „Ich spreche jetzt überhaupt nicht von Wünschen, sondern von Vermutungen und Tatsachen. Und ich bitte Dich um der Kinder willen," fuhr er fort, und seine Stimme war wieder weich und traurig, „versuche es noch einmal aus Deiner Abgeschlossenheit gegen mich hervorzukommen! Wenn es wahr ist, daß Du mich wirklich noch lieb hast, kann es Dir doch nicht so schwer fallen. Und die Sorge um Rik wird uns beiden leichter werden, wenn wir sie gemeinsam tragen."

Jerta konnte ihr Herz dieser Stimme, dieser Sprache nicht verschließen.

„Was verlangst Du denn von mir?" sagte sie kleinlaut.

„Ich verlange nicht — ich bitte nur. Und was ich bitte, ist so wenig. Nur, daß Du Vertrauen zu mir hast; nur häuslichen Frieden und Gemeinsamkeit in Sorgen und Arbeiten!"

Hätte er sie jetzt um viel, um alles, um Liebe und Leidenschaft gebeten, sie hätte es gewährt, wenn auch vielleicht nur in einer flüchtigen Aufwallung. Aber daß er um so wenig bat — und es war wirklich wenig angesichts dessen, was Ehegatten voneinander bitten, fordern können — erkältete sie. Daß es ihre eigene jahrelange Schuld war, die ihn so bescheiden gemacht hatte, das bedachte Jerta nicht.

„Es liegt an Dir ebenso wie an mir," entgegnete sie unfroh.

„Gewiß, Jerta. Aber darum eben muß der gute Wille von uns beiden ausgehen."

„Hast Du ihn denn — diesen guten Willen?" meinte sie zweifelnd.

„Ich habe ihn immer gehabt."

Sie schwieg. Sie waren beide enttäuscht. Die Stimmung war verflogen. Was er weiter noch sagte, klang matt und gezwungen. Das, was ihnen beiden jetzt



Parzifal. Gemälde von P. Horst-Schulze.

hätte helfen können: die erste Liebe, die hatte er nicht mehr.

Er dachte an den vorigen Abend; an die blaue Nacht, an die duftenden Büsche, an Lisa Vahrens weißes Gesicht; an sein schwer schlagendes Herz. Er verglich jene Stunde mit dieser Stunde — und er hätte es hinausschreien mögen aus seiner tiefsten Seele, was für eine Qual dieser Vergleich war —.

Und nun mußte ihn Jerta auch noch bitten, mit ihr durch den Garten zu gehen.

„Der Kopf tut mir so weh — die Abendkühle wird mir gut sein.“ —

Er stand und rang nach Atem.

„Jerta — sei mir nicht böse — mir ist schlecht — ich kann nicht.“ —

Er konnte wirklich nicht, er sah geradezu krank aus.

„Ich werde Dir die Mädchen rufen.“

„O nein — danke,“ sagte sie verletzt. „Die brauche ich nicht, die können bei Dir bleiben. Ich kann ebenso gut allein gehen.“

Er kämpfte mit sich. Er wollte ihr so gern den Gefallen tun. Aber er konnte nicht. Sie hätte diese schreckliche Unterhaltung fortgesetzt mit Jammern, mit Anklagen, mit Fragen. Nein — er konnte nicht.

Er stand in stummer Verzweiflung und sah zu, wie sie langsam hinausging.

Bis auf den Flur. Da machte sie Halt. Sie ging nicht aus dem Hause. Sie ging ins Schlafzimmer, zog sich aus, legte sich zu Bett und weinte.

Als dann, ganz spät in der Nacht, Hinrik kam, tat sie, als ob sie schliefe.

So spielten sie wieder Verstecken vor einander.

* * *

Vierzehn Tage lang kam keine Nachricht von drüben.

Hinrik Gehrts verzehrte sich in Sehnsucht und Unruhe. Er war gar nicht mehr er selbst. Trotzdem mochte er nicht um Bescheid schicken. Ja — wenn Jerta es getan hätte. Es wäre so natürlich, so selbstverständlich gewesen! Aber sie tat es nicht, und dazu auffordern mochte er sie nicht.

Es war ja auch eigentlich gar nicht Bertie, um den er sich sorgte. —

Ruth fragte, ob sie nicht hinüberfahren dürfe. Er lehnte es kurz ab. —

Jerta beunruhigte sich um Rik, von dem erst ein einziges Mal eine kurze, nichtssagende Karte gekommen war, aus einem kleinen Küstenstädtchen, wo er sich sehr zu langweilen schien. Sie ängstigte sich, daß er die Zeit benutzen würde, um dumme Streiche zu machen, obschon sie sich von der Art solcher Streiche keine rechte Vorstellung machen konnte.

Eines Tages, als sie gerade bei Tisch saßen, fuhr ein Wagen vors Haus, und noch ehe einer von ihnen hinausging, nachzusehen, wurde die Tür aufgestoßen, und Bertie Vahren trat ein.

Er trug den linken Arm in der Binde, sah aber frisch und gesund aus. Seine grauen Augen lachten die vier Menschen, die bei seinem Eintritt mehr oder weniger befangen aufstanden, fröhlich an.

„Da bin ich, Onkel Hinrik,“ rief er fröhlich, „und melde mich gesund!“

Hinrik Gehrt ging dem Jüngling stumm entgegen. In seinem Gesicht kämpfte eine tiefe Bewegung. Freude und Schmerz gingen wie Blitze und Schatten darüber hin. — Er legte den Arm um ihn und sah ihn mit glücklichen Augen an.

„Gott sei Dank!“ sagte er. „Eine größere Freude konnte Deine Mutter mir nicht machen, als Dich mir zu schicken. Sage ihr das!“

Dann begrüßte Bertie die andern. Seine unbefangene, kindliche Herzlichkeit half Jerta über ihre peinvollen Empfindungen hinweg. Es gab ihr allemal einen Stich ins Herz, wenn sie ihn sah.

Und nun gar heute mit dem verbundenen Arm!

Er mußte sich zu ihnen setzen und mit ihnen essen. Ruth schnitt ihm das Fleisch, und Els schälte ihm die frischen Kartoffeln. Sie verzogen ihn und neckten sich mit ihm, und er ging lustig darauf ein.

Hinrik sagte nicht viel. Immer, wenn er Lisas Jungen ansah, ging ihm die Erregung bis in die Kehle und schnürte sie ihm zu. Es war nichts von Neid und Mißgunst und Bitterkeit in seinen Empfindungen, nur eine schwere, müde Traurigkeit.

„Wo ist Rik?“ fragte Bertie ahnungslos, in dem Wunsch, zu beweisen, daß er es nicht scheue, diesen Namen auszusprechen.

[illegible] und in der [illegible] das [illegible] eines [illegible] zu haben. [illegible] sah sie [illegible]

„[illegible] nicht [illegible], er kommt von Schülerfahrt nicht mehr nach Haus zurück."

Jerta ließ die Arbeit fallen.

„Aber Onkel Hinrik, das möchte ich bezweifeln" —

„Hinrik, bedaure — Es ist eine sehr gelinde Strafe — wenn man es überhaupt so nennen will."

„Es war wohl mehr eine Vorsichtsmaßregel, als eine Strafe," sagte Jerta und überließ es jedem, sich dabei zu denken was er wollte. —

Nach diesem kurzen, versöhnlichen Besuch von [illegible] wurde Hinriks Stimmung etwas besser. Er wußte doch nun, daß Riks Benehmen keine weiteren schlimmen Folgen für Berties Gesundheit haben würde. Und er wußte, daß Lisa Bahren sich nicht verändert hatte gegen ihn. Beides gab ihm die innere Ruhe wenigstens teilweise zurück.

Inzwischen waren die Ferien zu Ende. Lisas Söhne reisten ab.

Von Rik blieb jede Nachricht aus.

Dafür kam eine Anfrage von seiner Schulbehörde, warum er sich noch nicht wieder beim Unterricht eingefunden hatte.

Telegramme gingen hin und her. Das Endergebnis war, daß niemand wußte, wo Rik sich aufhielt.

Jerta rang die Hände. Die entsetzlichsten Unglücksfälle stiegen gleich teuflisch narrenden Bildern vor ihrer Seele auf.

Hinrik blieb kalt und ruhig.

„Er ist weder krank noch verunglückt, verlaß Dich darauf," sagte er seinem jammernden Weibe.

„Und was denn sonst?"

„Er ist ausgerückt, durchgebrannt —."

Die Hände sanken ihr am Leibe herab. Sie wurde kalkweiß.

„Hinrik — Du glaubst doch nicht im Ernst — warum sollte er —"

„Verlaß Dich darauf. Es paßte ihm nicht, wieder auf die Schulbank zurückzugehen. Die elterlichen Befehle respektiert er ja nicht. Diese ganze Geschichte mit Bertie kam dazu — er wird sich wohl klar darüber gewesen sein, daß das sein Ansehen in meinen Augen nicht gehoben hat. Und die Geschichte mit [illegible] — [illegible] — die [illegible] — da wird er wohl den Weg zu [illegible] gefunden haben."

Jerta sank haltlos auf einen Stuhl zusammen.

„Zu Bert? — Lieber Gott —" rief sie entsetzt. „Und das sagst Du so ruhig, so kalt —"

„Du kannst unmöglich verlangen, daß ich mich besonders darüber aufrege."

„Hinrik," flehte sie ihn verzweifelt an, „er ist Dein Sohn. Jetzt mehr denn je will er Dich braucht — [illegible] Du ihn vor dem Untergange retten mußt!"

„Wer weiß, ob er sich retten lassen will."

„Du mußt es versuchen, Hinrik, Du mußt!" flehte sie mit gerungenen Händen.

„Ja — ich will ja auch!" sagte er müde. Er wußte nur nicht wie.

„Glaubst Du denn wirklich, daß es so ist?" stöhnte sie.

„Ich kann es nicht wissen. Aber ich bin allerdings ziemlich überzeugt davon."

„Weit kann er nicht kommen —" überlegte sie, verzweifelt nach jedem Hoffnungsschimmer greifend, der sich ihrer Seele auftat. „Er hatte nur zweihundert Mark —."

„Zweihundert Mark —" fuhr Hinrik auf. „Jerta, Du warst wohl nicht bei Troste, ihm soviel Geld zu geben für diese — Vergnügungsreise! Dann hast Du ihm ja selbst auf den Weg geholfen. Mit zweihundert Mark kommt man um die halbe Welt — als Zwischendeckpassagier."

„Aber Hinrik — er wird doch nicht —"

„Gewiß wird er; wenn nicht als etwas Niedrigeres. Als Luxusreisender wird er wohl nicht auftreten."

„Mein Gott, wie Du von ihm sprichst." Sie vergrub den Kopf in die Hände. Sie konnte es nicht mehr ertragen. Ihr armes Mutterherz war ganz zerrissen.

Hinrik begann Mitleid zu empfinden. Wie mußte sie leiden unter diesen fortgesetzten Nöten und Enttäuschungen.

Für ihn war das anders. Ihn konnte Rik schon lange nicht mehr enttäuschen. Er erwartete nichts mehr und wunderte sich nicht mehr. Er kam auf sie zu und strich beruhigend über ihr Haar.

„Laß das Weinen, Jerta," sagte er

gütig. „Das kann nichts nützen, und er verdient es nicht. Ich werde jetzt vor allem versuchen, seine Spur zu finden. Dann müssen wir weiter denken.“

Am Abend desselben Tages reiste Hinrik Gehrts ab, seinen Sohn zu suchen. Vorher schickte er einen Boten mit einem Brief an Lisa Vahren: „Bitte, kommen Sie morgen zu meiner Frau. Rik ist verschwunden. Ich reise heute ab. Jerta ist in einem Zustande, daß ich mich sorge, sie allein zu lassen — Hinrik. —“

Er überlegte weiter nicht, wie Jerta wohl Lisa Vahren in diesem Zustande aufnehmen werde. Es war ihm eine Beruhigung, sie in seinem Hause zu wissen — schon der Kinder wegen, die gänzlich rat- und hilflos waren. Denn Jerta wies alle ihre Versuche, sie zu trösten und zu beruhigen, eigensinnig ab.

Lisa Vahren wäre am liebsten sofort gekommen. Sie hielt sich aber genau an Hinriks Wünsche und wartete den andern Tag ab.

Ganz unerwartet war sie da. Schon ehe sie das Haus betrat, meinte sie die schwere Wolke zu fühlen, die über seinen Bewohnern lastete. Es war kein Mensch zu sehen. Nur zwei Mägde standen mit furchtsam wichtigen Mienen flüsternd hinter einer Hecke. Die Haustür war offen. Hinriks Jagdrock, sein grauer Filzhut lagen über einem Stuhl im Flur, als habe noch niemand Zeit gefunden, sie da wegzuräumen. Die Tür nach dem Eßzimmer stand ebenfalls auf; Lisa Vahren sah die Reste eines kaum angerührten Frühstücks. — Niemand ließ sich sehen.

Lisa klopfte laut und vernehmlich an die Tür von Jertas Wohnstube. Ein leichter Schritt erklang drinnen. Dann wurde leise und vorsichtig die Tür geöffnet, als sei hier der Eingang zu einem Krankenzimmer. Ruth stand da.

Als sie Lisa Vahren erkannte, kam sie eilig heraus, dabei die Tür nur so weit öffnend, daß ihre schlanke Gestalt eben durchschlüpfen konnte. Schnell schloß sie die Tür wieder hinter sich.

„Ich weiß alles,“ sagte Lisa, Ruth aller peinvollen Erörterungen schnell überhebend. „Ihr Vater hat mich gebeten, nach Ihnen zu sehen.“

Ruth fiel ihr um den Hals und umarmte sie stumm und heftig.

„Wie geht es Ihrer Mutter?“ fragte Lisa.

„Sie liegt drin auf dem Sofa,“ berichtete Ruth und strich mit der Hand über die nassen Augen, über ihr elendes, verwachtes Gesicht. „Sie ist halbtot vor Angst und Aufregung. Ach Gott — dieser Junge bringt sie noch um. Sie liebt ihn so sehr. Und er hat nichts für sie —“

„Glauben Sie, daß es ihr lieb sein wird, mich zu sehen?“

„Ich weiß nicht. Ich glaube doch. Sie können ihr vielleicht besser zureden als wir.“ Immerhin war Ruths Haltung zweifelhaft.

Da rief Jerta von drinnen laut und ungeduldig.

Schnell entschlossen stieß Ruth die Tür weit auf.

„Frau von Vahren ist hier, Mutter.“

Jerta legte die Hände über das Gesicht.

„Ich kann nicht!“ stieß sie darunter hervor. Aber Lisa war schon eingetreten. Ohne weiteres ging sie zu dem Sofa, auf dem Jerta lag, kniete daran nieder und nahm eine ihrer Hände, die ihr willenlos überlassen wurde.

„Ihr Mann hat mich gebeten zu kommen, damit Sie nicht allein sind,“ sagte sie, da sie andere Worte einstweilen noch nicht zu gebrauchen wagte.

Jerta drehte das Gesicht nach der Wand und antwortete nicht.

Lisa Vahrens Herz strömte über von Mitgefühl und dem Wunsch, zu helfen. Es war ja *sein* Weib, das hier lag, elend und gebrochen; es war *sein* Sohn, der das angerichtet hatte. Es war sein Glück, das hier je länger, je völliger scheitern ging. Und sie hatte nichts — nichts als ihre tiefe, reiche Liebe, die ihr Schmerzen schuf, wie man sie nur um Liebe leiden kann.

„Liebe, liebe Jerta,“ begann sie eindringlich und herzlich; es kam ihr ganz von selbst, sie mit ihren Vornamen anzureden. „Ich bin so traurig mit Ihnen —“

„Ach — was verstehen Sie denn davon!“ seufzte Jerta.

„Kann man denn nur mitempfinden, was man schon an sich selbst erfahren hat? Man versteht und empfindet mit, wo man liebt.“

„Wen von uns lieben Sie denn?“ fragte Jerta bitter, mit einem scharfen

Seitenblick auf die Frau, gegen die sie von jeher einen Arg gehabt hatte. „Rik doch gewiß nicht!“

„Ich kann das wirklich nicht nach Stufen und Nummern einteilen,“ sagte Lisa Bahren unbefangen. „Ich komme jedenfalls nur aus warmer, liebevoller Teilnahme. Ich bin ja auch eine Mutter, Jerta!“

„Jawohl — eine glückliche und stolze Mutter, die sich an dem Elend einer unglücklichen Mutter weiden will. Nein — so tief herabgedrückt bin ich noch nicht, um das ertragen zu können.“

„Wenn es Ihnen lieber ist, daß ich wieder gehe, so will ich mich Ihnen gewiß nicht aufdrängen. Aber ich möchte Ihnen doch vorher etwas sagen, was Ihnen bei den Nachforschungen nach Ihrem Sohn vielleicht nützlich sein könnte —“

Jerta horchte auf. Und Lisa fuhr, den Augenblick sich nützend, eilig fort: „Bertie hat mir gesagt, Ihr Junge hätte in letzter Zeit auf der Schule öfter merkwürdige Reden geführt: sie sollten sich nur nicht einbilden, daß er sich noch lange werde schinden lassen; er sei reich; er habe das nicht nötig; er werde sich der Tyrannei schon zu entziehen wissen, und dergleichen mehr. Und dann habe er eine Art Freundschaft geschlossen, die von den andern nicht gut geheißen wurde, und derentwegen sie sich mehr und mehr von ihm zurückzogen — mit einem jungen Juden, dessen Vater einer wandernden Schauspielertruppe vorsteht.

„Bertie sagte mir noch kurz vor seiner Abreise ganz zufällig: sie wären froh, daß diese Freundschaft nun aufhören müsse, denn die Truppe würde sich in diesen Tagen nach Amerika einschiffen, und der Junge ginge mit.“

Jerta schrie laut auf.

„Und das sagen Sie mir erst jetzt?“

„Ich habe keine Ahnung von der weittragenden Bedeutung dieser Erzählungen gehabt. Es sind ja auch nur Vermutungen — man greift ja nach jeder, auch noch so unwahrscheinlichen Spur, wenn man sucht. — Wußten Sie denn gar nichts von Riks Freunden?“

„Nein,“ gestand Jerta trostlos. „Er erzählte mir nichts.“

„Aber, daß er nur noch mit Widerwillen und innerer Auflehnung auf der Schule war — das wußten Sie doch?“

„Natürlich wußte ich das. Aber was sollte ich machen? Hinrik bestand darauf und zwang ihn dazu. Hinrik ist immer hart und verständnislos gegen ihn gewesen. —“

Das Eis war gebrochen. Jerta scheute sich nicht mehr zu reden. Sie war so unselbständig und hilflos in ihrem Schmerz, daß sie, nachdem der erste Trotz überwunden war, gierig nach der Möglichkeit einer Aussprache griff. Und es war viel, was sich da in ihrem Herzen angesammelt hatte. —

Lisa tröstete, so gut sie konnte. Sie suchte alles zusammen, was sich an günstigen Möglichkeiten, an rettenden Hoffnungen eben finden ließ. Und wo Jertas Klagen und Befürchtungen unwiderleglich waren, da wies sie auf den hin, der helfen kann über Bitten und Verstehen. Auf ihren Rat schrieb Jerta an Hinrik einen Eilbrief, worin sie ihm die von Bertie gemachten Beobachtungen mitteilte.

„Ich werde auf einem Umweg nach Hause fahren und den Brief in der Stadt eigenhändig zur Post geben,“ schlug Lisa vor.

Da sah Jerta scheu und ein wenig verlegen zu ihr auf.

Den Brief könne ja auch der Kutscher besorgen. Ob sie nicht den Tag über hier bleiben könne? —

Lisa war glücklich. Etwas Lieberes hätte Jerta sie nicht bitten können. Die Möglichkeit, für Hinrik Gehrts etwas zu tun, und sei es nur das Kleinste, Geringste, war Seligkeit für sie.

In ernsten Gedanken trat sie am späten Abend den Heimweg an. Sie hatte einen tiefen Einblick getan in sein häusliches Leben, und was sie da gefunden, hatte ihr ein ganz neues Verständnis für den Mann erschlossen. Sie begriff seine Vereinsamung; sie begriff, daß ihm das, was er bei seinem Weibe fand, nicht genug sein konnte. Eine unbegrenzte Bewunderung und Hochachtung erwuchs ihr für ihn, der das alles so männlich und tapfer ertrug und trotz alledem der Mittelpunkt und die Stütze seines Hauses war.

Er hatte sie gewiß nicht nur Jertas wegen heute hierher gerufen. Er hatte gewollt, daß sie dies alles miterleben, verstehen lernen sollte. Sie sollte es wissen, wie schwer er es hatte — nicht nur aus seinen eigenen kargen Erzählungen, sondern aus eigener Überzeugung und Anschauung.

Sie hatte ihn nicht wiedergesehen seit jenem Abend. Sie wußte, wenn sie ihn jetzt wiedersehen würde, dann würde seine eigene Stärke, wie sie dieselbe heut in der Unglücksatmosphäre seines Hauses kennen gelernt hatte, ihr Halt und ihre Rettung sein.

* * *

Hinrik Gehrts suchte seinen Sohn.

Seiner unabwendbaren Ahnung folgend, hatte er sich zunächst in die nächste große Hafenstadt begeben. Er erkundete alle Schiffe, die in den letzten Tagen mit Passagieren in See gegangen waren, und ließ sich die Liste derer vorlegen, die an Bord aufgenommen wurden. Seines Sohnes Name war nicht darunter.

Müde im Kopf und krank im Herzen verbrachte er eine schlaflose Nacht.

Am andern Morgen wurde ihm Jertas Brief gebracht.

Lange saß er davor, den Kopf in die Hand gestützt. Dann beschloß er den Fingerzeig, der ihm durch Lisa Vahren zuteil geworden, zu befolgen. Er hoffte nicht viel davon. Im Gegenteil, er hoffte beinahe, daß auch dieser Weg nicht zum Ziele führen möchte. Denn wenn er den Sohn fand, was dann?

Dann kam ja erst die allergrößte Schwierigkeit.

Er durfte nichts unversucht lassen — um Jertas willen nicht. Er erfuhr, daß vor etwa acht Tagen ein Packschiff eine Schauspielertruppe mit allem Personal, Pferden, Hunden und Affen an Bord genommen habe, nach Amerika.

Er bat die Liste ansehen zu dürfen.

Sein Herz schlug schwer, als man ihm die Eintragungen vorlegte. Er fürchtete sich — zum erstenmal im Leben. Er fürchtete sich, den Namen seines Sohnes zu lesen.

Richtig — da stand es: „Hinrik Gehrts, achtzehn Jahre, gebürtig aus ..., Pferdepfleger. —“

Nicht einmal einen falschen Namen anzugeben hatte der Bengel für nötig gehalten. Seinen Vater, sowie seine ganze Familie zog er rücksichtslos mit hinein in den Schmutz.

Pferdepfleger! Das war ja nur ein Vorwand, um mitzukommen. Drüben würde er sich wohl bald auf andere Beschäftigungen verlegen. Hoffentlich nicht auf weniger anständige. Indes war dies kaum zu hoffen.

Pferdepfleger bei einer wandernden Schauspielertruppe!

Immer wieder sagte er sich das vor, als seien ihm alle anderen Gedanken aus dem Gehirn weggebrannt durch den Schmerz, durch die Schande, durch die Empörung.

Pferdepfleger bei einer wandernden Schauspielertruppe! Sein Sohn, der Erbe seines Namens, seiner Ehre, seines Besitzes!

Er wußte eigentlich nicht, warum ihn das so grausam schmerzte. Er hatte den Jungen ja nicht so geliebt, wie Jerta ihn liebte. Er hatte zuletzt sogar nichts mehr gehofft, nichts mehr erwartet von ihm. Es war auch nicht allein der Fleck auf seinem Namen, der ihn so bis ins innerste Lebensmark verwundete.

Es ist wie bei einer schweren Operation. Man sieht die Notwendigkeit ein; man weiß, daß sie bevorsteht; man zieht alle Konsequenzen und schaut allen Möglichkeiten gefaßt ins Auge. Aber der eigentliche Schmerz kommt doch erst, wenn der Arzt das Messer anlegt. Dann kommt es darauf an, zu beweisen, ob die schwer errungene Fassung und Ergebung auf wirklicher Seelenstärke beruhte.

Seine Mission war nun erledigt. Er konnte nach Hause zurückkehren.

Er meldete Jerta seine Ankunft und traf am späten Abend ein.

Nur der Diener empfing ihn an der Haustür. Aber in seinem Zimmer war Licht. Da erwartete ihn sein Weib —

Da drinnen — da stand ihm jetzt das Schlimmste bevor.

Sie stand im vollen Lampenschein und sah ihn stumm, mit vor Angst unnatürlich erweiterten Augen entgegen. Ihr ganzer Leib zitterte — Sekundenlang fand er nicht den Mut zu sprechen. Dann sagte er es ihr.

Lautlos sank sie auf dem Stuhl zusammen, von dem sie sich bei seinem Eintritt erhoben hatte. Sie ließ den Kopf und die Arme hängen, als habe der Schlag sie gerührt. Sie sah krank und alt aus. Hinrik Gehrts blickte sie an, wie man Scherben und Trümmer ansieht.

Dann rang sich ein Stöhnen aus seiner wunden Brust.

„Jerta — weiß Gott — ich hätte

mein halbes Leben geopfert, um Dir das zu ersparen!“ Sie rührte sich nicht. Er kam zu ihr und legte seine Hand auf ihre Schulter, eine schwere, müde Hand. „Sei nicht so stumm, Jerta! Sag irgend etwas. Ich kann Dich nicht so sitzen sehen! Denn wenn ich Dich so sehe — siehst Du Jerta — umbringen könnt' ich den Bengel, daß er Dir das angetan hat!“

Jerta schüttelte sich und sank noch mehr in sich zusammen.

„Ich bin doch ganz gleichgültig dabei. Aber er — mein Junge — mein einziger geliebter Junge — ach Gott — Hinrik — wenn ich doch sterben könnte!“ Sie verschränkte die Arme im Genick, warf den Kopf nach hinten und starrte mit wilden, gläsernen Augen zur Decke empor.

„Damit würdest Du niemandem nützen,“ sagte er.

„Mit meinem Leben nütze ich auch niemandem. Und ich hätte dann wenigstens Ruhe —“

„Du denkst sehr selbstsüchtig —“ sagte er bitter.

Da sah sie sich zum erstenmal nach ihm um. Er war verändert; seine Züge waren scharf und elend geworden. Es brauchte ihr niemand zu sagen, daß er litt. Sie sah es. — An ihn — lieber Gott, ja, an ihn hatte sie noch gar nicht gedacht.

Sie wagte nicht zu sprechen. Es war ja doch immer alles verkehrt, was sie sagte. Sie fand den rechten Ton nicht mehr.

„Frau von Vahren war hier —“ sagte inzwischen Hinrik Gehrts so nebenbei.

„Ja — Du hast sie ja dazu veranlaßt. Und von ihr erfuhr ich ja, was ich Dir schrieb.“

„Ich dachte, es wäre besser für Dich, als wenn Du hier so allein bliebst.“

„Ja, ja, das war es ja auch. —“

Sie konnte ihre Gedanken auf nichts anderes konzentrieren.

„Was machen wir denn nun mit Rik?“ fragte sie.

Das war die Frage, die er sich schon hundertmal vorgelegt hatte. Immer war er zu derselben Beantwortung gekommen, und immer wieder unsicher geworden, wenn er an Jerta dachte. Seine Gewissenhaftigkeit, seine Nachgiebigkeit ihr gegenüber wuchsen, je mehr die Liebe abnahm.

„Wir können gar nichts machen, Jerta,“ sagte er mit einer gewaltsamen Anstrengung. „Wir müssen ihn seine Wege gehen lassen.“

Es kam, wie er gedacht hatte. Sie verging vor Jammer bei dem Gedanken. Sie beschwor ihn, nicht so unbarmherzig zu sein.

„Was soll ich denn tun, Jerta? Ihm schreiben? Daran wird er sich nicht kehren. Seinen Leuten befehlen, daß sie ihn an die Luft setzen? Sie werden lachen und es nicht tun — wenn er überhaupt noch bei ihnen ist. Soll ich ihm nachreisen und ihn suchen? Das könnte ich ja. Ich würde ihn vielleicht auch finden. Aber was dann? Gutwillig wird er mir nicht folgen. Und Gewalt anwenden — wie denkst Du Dir das? Er ist kein Kind mehr. Er ist ein Mensch so groß wie ich.“

„Es geht ihm vielleicht schlecht. Er wartet vielleicht nur auf einen Ruf —“

„Wenn es ihm schlecht geht, wird er sich schon melden. Und wenn es ihm gut geht, wird jeder Ruf umsonst sein.“

Sie redeten die halbe Nacht miteinander, und keiner überzeugte den andern.

Endlich sagte Hinrik Gehrts: „Es tut mir leid, Jerta, aber ich kann nicht gegen mein besseres Wissen handeln. Wenn Du glaubst, ihn zurückrufen zu können — so versuch es doch.“

So müde er war, konnte er sich nicht entschließen, zu Bett zu gehen. Er sagte Jerta, die sich kaum noch aufrecht halten konnte, Gute Nacht. Und weil es ihm zu eng in seinem Zimmer wurde, ging er hinaus in den stillen Garten.

Der Mond war voll geworden; breit und rund und friedlich stand er am Himmel und lächelte überlegen hernieder auf Hinrik Gehrts und sein Herzeleid, das er so allein hier heraustrug. Die Blüten waren abgefallen von Busch und Baum; andächtig lauschte die Sommernacht dem heimlichen Reifen der Früchte.

Hinrik Gehrts setzte sich im Schatten auf eine Bank, stützte den schmerzenden Kopf in die Hand und gab sich der Wohltat der Einsamkeit hin.

Starke Menschen brauchen solch eine einsame Stunde, um mit sich selber ins reine zu kommen. —

Ein leichter Schritt huschte über den Kies der Pfade. Hinrik Gehrts achtete nicht

darauf. Wer sollte auch zu ihm kommen, in dieser nächtlichen Stunde?

Dann erkannte er doch mit untrüglicher Sicherheit den Schritt eines Menschen. Er sah auf. Es war Ruth.

„Vater," sagte sie, „wir können nicht schlafen. Mutter schickte uns zu Bett, als Du kamst, und versprach uns Bescheid zu bringen. Aber sie hat es dann wohl vergessen. Ich hörte Dich hinausgehen. Verzeih', daß ich Dich störe, Vater. Ich will auch gleich wieder gehen. Nur sage mir, was Du ausgerichtet hast."

Seine Augen wurden feucht von einem überwältigenden Gefühl. Er streckte die Hand nach ihr aus und zog sie neben sich nieder.

„Komm, setze Dich, mein liebes Kind, Du störst mich gar nicht," setzte er leise hinzu.

Es wurde ihm so viel leichter mit ihr zu reden, als mit Jerta. Er konnte sprechen, wie er empfand, wie er dachte. Er redete mit ihr wie mit einem guten Freunde, wie mit sich selber; so wie er vielleicht mit Lisa Vahren geredet haben würde. Es war Balsam für seine Seele.

Sie antwortete nicht viel. Sie weinte auch nicht. Aber sie verstand ihn, sie vertraute ihm; sie war fest überzeugt, daß das, was er meinte und zu tun beschloß, das Richtige war; daß er sich nicht von Leidenschaften und Stimmungen, sondern von Treue und Gewissenhaftigkeit und erfahrener Einsicht leiten und bestimmen ließ.

Sie legte die Arme um seinen Hals und den Kopf an seine Schulter.

„Vater, armer, lieber Vater," flüsterte sie.

Ein Zittern ging durch die Seele des Mannes, der Trost und Frieden suchte und fand bei seinem Kinde.

* * *

„Frau von Vahren war so eine Hilfe," hatte Ruth gesagt. „Ich glaube erst war es Mutter nicht recht, daß sie kam. Aber dann wollte sie sie gar nicht wieder fort lassen!"

Daran mußte Hinrik oft denken in den nächsten Tagen. Ob sie wohl einmal wiederkommen würde? Sie wüßte doch gewiß gerne, was für einen Bescheid er heimgebracht. Sie hatte ein Recht, es zu wissen. Sie hatte ihm ja die richtige Spur gezeigt.

Er schrieb ihr ein paar kurze, sachliche Worte. Wenn sie dann kam, brauchte man das alles nicht zu erzählen.

Jerta war stumm und unzugänglich in ihrem Schmerz. Sie wußte, daß Hinrik anders fühlte und dachte als sie, und das machte sie unfrei und schweigsam ihm gegenüber. Sie jammerte immer nur in ihrem Herzen, ob der Junge wohl auch satt zu essen und warm zu liegen habe, ob er gesund sei und ob es ihm gut gehe. Was er ihr und seinem Vater angetan, daß er sich als ein liebloser, undankbarer Taugenichts entpuppt hatte — das kam erst in zweiter Linie. Ihr persönlicher Mutterschmerz, ihre bitter getäuschten Hoffnungen, ihre tiefverwundete Mutterliebe traten zurück hinter der einzigen Sorge um sein persönliches Wohlergehen. Sie grämte sich stillschweigend Tag und Nacht. Sie fand keine Ruhe, keinen Schlaf. Sie irrte planlos durch Haus und Garten. Und ebenso planlos irrte ihr Herz umher durch die weite, unbekannte Welt, durch eingebildete und wirkliche Nöte und Gefahren, die ihren Abgott, ihren Einzigen, verschlungen hatten.

Sie schrieb ihm einen Brief voll heißer, trauriger Zärtlichkeit. Sie vermied jeden Vorwurf, jeden Tadel, aus Angst ihn dadurch noch völliger von den Seinen loszulösen. Sie rief alles an, was sie an Gutem und Weichem in ihm noch vorhanden glaubte, glauben wollte. Sie flehte ihn an, heimzukehren. Sie versprach ihm goldene Berge. Wie sie das nachher halten und erfüllen wollte, war ihr einstweilen gleichgültig. Sie wollte ihn wiederhaben, um jeden Preis. Alles andere würde sich dann finden. Sie würde ihrem Manne alles abringen — sie würde mit ihm kämpfen, würde betteln bis aufs letzte.

Sie konnte Hinrik diesen Brief nicht verheimlichen, denn sie mußte sich von ihm sagen lassen, wie sie ihn zu adressieren habe. Er hatte ihr ja auch anheim gestellt, ob sie ihm schreiben wolle.

Er fragte nicht nach dem Inhalt. Er verlor überhaupt kein Wort darüber, daß sie ihm geschrieben hatte.

Sie brachte den Brief selber in die Stadt auf die Post. Sie wollte ihn nicht durch die Hände der Leute gehen lassen.

Gerade während ihrer Abwesenheit mußte Lisa Vahren kommen. Die beiden

Mädchen waren allein im Hause, und so hatte sie reichlich Zeit, sich alles erzählen zu lassen. Was sie hörte, stimmte sie traurig. Nicht so sehr die Tatsachen, die sie schon kannte, als alles was damit zusammenhing und was sie fühlte und verstand, ohne daß es geradezu ausgesprochen wurde — die unglückliche, unharmonische Stimmung, die über dem Hause lag.

Dann kam Hinrik vom Felde heim. Er sah Lisa Bahrens Wagen auf dem Hofe stehen, und es war, als ob die Spannung seiner Seele sich löse. Er ging ins Haus und betrat ohne Zögern, verstaubt und erhitzt wie er war, das Wohnzimmer, aus dem gedämpftes Sprechen klang.

Er sah sie zum erstenmal seit jenem Abend.

„Laßt mich mit Frau von Bahren allein," sagte er zu seinen Töchtern, und sie gehorchten ohne sich zu verwundern.

Dann standen sie sich gegenüber und sahen sich an. Sie war befangen und wußte nicht recht, welchen Ton sie anschlagen sollte, was ihm jetzt am wohltuendsten sein würde. Sie sah die scharfen Linien, die Kummer und Herzweh in sein schönes, kluges Antlitz gegraben hatten, sie sah seine hellen, guten Augen dunkel und erregt von stummem Leid. Und alles, was sie hätte sagen können, erschien ihr hohl und überflüssig.

Vor ihm aber blaute die dunkle Nacht herauf mit den weißen Blütendolden und dem warmen Sommerduft, mit der jugendheißen Leidenschaft in seinem vereinsamten Mannesherzen.

„Ja," sagte er, „nun bin ich noch ärmer geworden."

Er setzte sich, als würde ihm das Stehen schwer. Es hatte ihn mit warmem Glück überflutet, sie da zu wissen. Nun war ihm ihre Nähe Qual.

Sie wollte etwas sagen, aber sie brachte nichts heraus. Er sah, wie sie mit sich rang, und ein bitteres Lächeln verzog seinen Mund.

„Sagen Sie nichts! Es ist nicht nötig. Ich habe die Mädchen nicht weggeschickt, damit wir reden — sondern damit wir schweigen können."

Mit der Zeit fing das Schweigen an ihn zu beunruhigen. Er redete ganz von selber. Er redete sich all seine Bitterkeit vom Herzen herunter.

„Ich habe ja nichts von ihm erwartet. Ich kann nicht einmal sagen, daß er meine Befürchtungen übertroffen hat. Ich bin ganz überzeugt, daß dies nur der Anfang ist, daß es noch viel schlimmer kommt. Ich mache ihm auch nicht den geringsten Vorwurf, daß er **mir** das angetan hat. Für **mich** verlange ich schon lange nichts von ihm. Aber, daß er seiner Mutter so auf dem Herzen herumtritt, das ist schlecht, das ist eine bodenlose Gemeinheit. Ihr ganzes Leben, Hoffen und Sorgen gehörte ihm. Nun stürmt er über sie weg und hat nicht einmal ein versöhnendes Wort für sie. Ich werde es ja überwinden, aber sie geht zugrunde daran!"

Lisa saß ihm gegenüber mit gesenktem Kopf, die Hände um die Knieen gefaltet, und hörte ihm schweigend zu. Sie empfand keinen Neid, keine Eifersucht gegen Jerta, der all sein selbstloses Empfinden galt. Das, was sie beide an ihm hatten, lag auf ganz getrennten Gebieten. Sie dachte nur einzig daran, wie sie ihm helfen, ihm gut tun könne — und es fiel ihr nichts ein. Nie war sie sich so arm erschienen, wie in dieser Stunde.

„Nun wollen wir nicht mehr davon reden," sagte er endlich mit einem energischen Aufraffen seiner ganzen Persönlichkeit; obgleich er bis jetzt fast allein geredet hatte. „Erzählen Sie mir von sich, von ihren Kindern."

Es wurde ihr schwer, ihre Gedanken plötzlich auf etwas anders zu sammeln. Was sie dann sagte, klang gezwungen und zusammenhanglos. Sie merkte auch bald, daß er gar nicht zuhörte.

Der letzte Abend stand zwischen ihnen, obwohl sie sich beide bemühten, zu tun, als sei er nicht gewesen. —

Die schwüle, unfreie Stimmung drückte so auf ihre Gemüter, ihre Gedanken, daß sie Jertas Rückkehr überhörten, bis diese plötzlich die Tür öffnete. Sie stand erstaunt auf der Schwelle still; irgend etwas, ihr selbst Unklares, hinderte sie, einzutreten.

„Komm doch herein," sagte Hinrik ungeduldig.

„Wo sind die Kinder?" fragte Jerta schwerfällig.

„Müssen sie denn immer da sein? — Ich habe sie wegschickt."

„Warum?"

„Weil sie nicht immer dasselbe mit anhören müssen. Frau von Vahren kam, um nach Rik zu fragen.“

Jerta seufzte und setzte sich stumm zu ihnen. Sie schien nicht Lust zu haben, von dem zu sprechen, woran allein sie immerfort dachte.

Die Unterhaltung schleppte sich mühsam hin in der heißen, ungelüfteten Stube, während draußen ein kühler, balsamischer Luftzug über die abgeernteten Felder durch den sonnigen Abend strich. Niemand dachte daran, ihn zu genießen.

Lisa Vahren hielt es für das beste, bald aufzubrechen; sie konnte hier doch nichts nützen.

Als Hinrik hinausging, ihren Wagen zu rufen, sagte Jerta: „Ich bin langweilig und unliebenswürdig, aber ich kann nicht davon reden, wenn er dabei ist.“ Sie hatte Tränen in den Augen und sah vergrämt und elend aus. Lisa drückte ihr stumm die Hand und ging hinaus, beschwert im Herzen von allem, was sie hier erlebt hatte. —

Draußen stand Hinrik Gehrts. Er hatte auf sie gewartet, aber auch er war wortkarg und mit seinen Gedanken weitab. Er lehnte in der offenen Haustür, während sie in den Wagen stieg und die Zügel ihrer Pferde ergriff. Seine Augen hingen an ihr mit der ganzen Sehnsucht seiner wunden Seele. Aber seine Lippen blieben stumm.

Sie wandte sich noch einmal um, ehe sie um die Ecke bog. Da stand er noch immer; und als sie ihm von weitem zunickte, erwiderte er den Gruß nicht, sondern kehrte in sein trauriges, stilles Haus zurück.

* * *

Woche auf Woche verging, und es kam keine Nachricht von Rik.

Jerta verfiel sichtlich, und Hinrik alterte. An seinen Schläfen zeigte sich in dem dichten Blond das erste Grau, sein Gesicht wurde magerer und schärfer. Jerta klagte viel und verschaffte sich dadurch Erleichterung. Er klagte nie. Jerta suchte und fand Trost im Anlehnen an Menschen, die stärker waren als sie. Bei wem aber hätte Hinrik Gehrts Trost suchen sollen? Er mußte ihn sich aus sich selbst erkämpfen und erzwingen. Und er war noch zu jung und leidenschaftlich, als daß ihm das so schnell hätte gelingen können. Ruth war eine kleine Seelsorgerin in dieser Zeit. Sie sorgte für die Seelen ihrer Eltern. Sie war immer bemüht zu erheitern, trübe Gedanken zu zerstreuen, gereizte Stimmungen zu mildern, böse Ahnungen in gläubige Hoffnung zu wandeln. Sie drängte zurück, was ihr das eigene Herz beschwerte und sich oft lähmend auf die Tatkraft ihrer kindlichen Liebe legen wollte. Einzig dem Zweck lebte sie, Vater und Mutter wohlzutun, wo ihnen das Leben wehe tat. Jerta nahm ihre Bemühungen, ihre zarten Aufmerksamkeiten, ihre erfrischende Munterkeit als selbstverständlich hin und hatte selten anderes dafür, als ein trostloses Seufzen oder ein mürrisches Abwehren. Hinrik aber strich ihr dann und wann liebkosend über das weiche, blonde Haar und nannte sie seinen guten Engel. In solchen Augenblicken mußte Ruth ihre ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um nicht in Tränen auszubrechen.

Sie wußte mehr, als Hinrik Gehrts ahnte. —

Am schwersten hatte es Ruth mit ihrer kleinen Schwester.

Els machte kein Hehl daraus, daß die Zustände im Elternhaus ihr je länger, je unerträglicher wurden. Ihre ganze selbstische Lebenslust bäumte sich auf gegen die dumpfe Atmosphäre von Gram und Trübsinn, die auf ihrer Umgebung lastete. Sie sehnte sich hinaus. Sie gebrauchte die härtesten Ausdrücke gegen den Bruder, der ihrer Meinung nach die alleinige Veranlassung zu dem allen war.

Sie wollte nicht darunter leiden. Sie wollte nicht ihre besten Jugendjahre seiner Nichtsnutzigkeit zum Opfer bringen. Sie beneidete fortwährend die verheirateten Schwestern, die dem allen entrückt waren und sich in der großen Welt dem Genuß einer sorglos heiteren Lebensfreude hingaben. Sie machte bald kein Hehl mehr daraus, daß sie auf einige Zeit zu den Schwestern zu gehen wünsche. Sie wollte dort auch ihr Leben genießen; sie wollte dort auch einen Mann finden, um immer draußen bleiben zu können.

Sie hütete sich, dergleichen vor den Eltern zu äußern. Sie wußte, es würde sie verletzen, und das wollte sie ja nicht. Um so mehr quälte sie Ruth damit, in jeder Stunde des Alleinseins.

Ruth hatte volles Verständnis dafür. Els war ein junges, lebensdurstiges Ding, und das Verlangen nach Stillung dieses Durstes war berechtigt. Ruth aber war nicht eine von denen, die da sagen: was ich kann, mußt Du auch können, was ich aushalte, mußt Du auch aushalten, wo ich mich bescheide, mußt Du Dich auch bescheiden. Sie sah, daß Els anders war, als sie selber. Man konnte von Els nicht das verlangen, was sie ohne zu fragen tat und leistete. Els war jünger, und Els wußte nicht, was sie wußte. Els hatte nicht diese anbetende, schwermütige, verständnisvolle Liebe für den Vater, die in ihr selber lebte.

Sie versuchte eine Zeitlang zu beschwichtigen; sie sprach ihr von Kindespflichten und von Schicksalszeiten, gegen die man nicht ankämpfen könne, die man sich nur erschwere durch Sträuben und Aufbegehren. Aber je länger, je schwächer wurden ihre Versuche, Els zum Ausharren zu bewegen. Und endlich schwieg sie ganz.

Els aber schrieb an die Schwestern, schilderte ihnen die heimischen Zustände, sagte ihnen, daß sie es nicht mehr aushalten könne, und bat geradezu, sie möchten ihr hier heraushelfen und sie einladen.

Zu derselben Zeit benutzte Ruth, die von diesem Brief nichts ahnte, einen Spaziergang mit ihrem Vater, um ihm ähnliche Vorstellungen zu machen.

Hinrik Gehrts hörte ihren verständigen, von zarter Rücksicht für die Eltern und liebevoller Fürsorge für die Schwester gleich warm durchdrungenen Ausführungen ernst und nachdenklich zu. Sie gingen zwischen Wald und Wiese entlang. Der Abendhimmel glühte in purpurgelbem Licht, aus dem kurzen Gras stieg eine herbstlich kühle Feuchtigkeit. Die Buchen färbten sich rot. Eine Schar von Krähen kreiste lärmend über den unbeweglichen Wipfeln, um dann jenseits derselben zu verschwinden. Die Luft war herb und rein. Eine hoheitsvolle Ergebung, ein leuchtender Schmerzensglanz verklärte die Erde, die von dem Sommer Abschied genommen hatte.

„Du mußt Els deshalb nicht böse sein, lieber Vater," schloß Ruth ihre längere, von bangen Pausen häufig unterbrochene Rede. „Es ist natürlich bei ihrer Jugend und ihrem Frohsinn. Sie muß erst einmal satt werden an der Lust des Lebens, dann wird sie sich besser mit seinem Ernst abfinden. Laßt sie eine Weile zu den Schwestern gehen. Du mußt es der Mutter vorstellen und sie dafür gewinnen. Du kannst das besser als ich. Darum wollte ich es Dir erst allein sagen."

Hinrik Gehrts war stehen geblieben. Er lehnte sich gegen einen Baum und sah seine Tochter schweigend an. Sie war so schlank und stark, so jung und fest, so still und klug. Man sah es diesen Augen an, daß sie schon viel gesehen hatten, vieles, was ihre Seele aufnahm und begrub in einer schweigenden Tiefe, aus der es warm und traurig zu diesen Augen zurückleuchtete.

Es wäre ihm das Ärgste, sie zu entbehren. Und doch hätte er es lieber gesehen, sie hätte für sich gebeten.

Er sah sie an, und sein Herz erwog, was sie ihm gesagt hatte. Sein feuchter, wunderbar erregter Blick machte sie befangen. Sie senkte den Kopf und fürchtete, ihm weh getan zu haben.

„Und Du, mein Kind?" fragte er endlich statt aller Antwort.

Sie sah erstaunt auf.

„Was meinst Du, Vater?"

„Du bittest für Deine Schwester, und Du hast sehr recht. Aber hast Du denn für Dich nicht ähnliche Wünsche?"

„Nein, Vater," sagte sie einfach.

Er gab sich damit nicht zufrieden.

„Auch Du bist jung. Auch Du bist einsam. Auch Du hast Forderungen an das Leben. Deine Jugend, Deine — nun ja, warum soll ich's nicht sagen — Deine Schönheit, das Weib in Dir hat Forderungen. Du hast dieselben Rechte auf Erfüllung, wie Deine Schwester. Was dem einen recht, ist dem andern billig."

„Ich vermisse nichts, Vater. Ich wünsche mir nichts anderes!"

„Das ist unnatürlich, Ruth," ereiferte er sich.

„Das ist gar nicht unnatürlich. Ich bin eben anders als Els."

Sie sah ihn mit einem glücklichen Blick an — mit dem tiefen Leuchten der Augen, das sie von ihm geerbt hatte. Er fand in diesem Blick sich selber wieder. Es leuchtete ihr zurück aus seinen Augen.

„Warum ist das alles anders bei Dir Ruth?" fragte er.

„Weil ich Dich liebe mehr als alle

andern!“ rief sie leidenschaftlich. „Weil ich nur glücklich bin bei Dir und unglücklich, wenn ich von Dir getrennt bin!“ Und mit ausgebreiteten Armen stürzte sie auf ihn zu, warf sich an seine Brust und versteckte ihre überströmenden Augen an seiner Schulter.

Hinrik Gehrts sprach kein Wort, denn keins wäre ein genügender Ausdruck gewesen für das, was seine Seele bewegte. Er drückte sein Kind an sich, fest und zärtlich, und wartete geduldig, bis ihr erregtes Herz sich beruhigt haben würde. Und die Augenblicke, die sie so, fest und zärtlich umschlungen, verlebten, waren ihm eine süße, reine Entschädigung für so manche qualvolle Stunde, so manchen wühlenden Schmerz.

Endlich richtete Ruth sich auf. Hinrik Gehrts rückte ihr das verschobene Filzhütchen zurecht, zog ihren Arm durch den seinen und ging weiter mit ihr.

„Also die Els soll Urlaub haben. Das verspreche ich Dir,“ sagte er.

Arm in Arm schritten sie durch die feuchte Wiese, durch den abendlichen Herbstwald dem Hofe zu. Sie redeten nicht mehr viel miteinander. Wo zwei Herzen so völlig eins miteinander sind, bedarf es gerade in der schönsten Stunde der wenigsten Worte, und schweigende Hingabe macht das Herz am fähigsten, den Zauber solcher Stunden aufzunehmen und beglückend zu genießen. —

Hinrik hielt Wort. Els bekam ihren Urlaub, noch ehe die Einladung der Schwestern eintraf, und war selig darüber. Es hatte ihm keine Mühe gekostet, ihn ihr von Jerta zu erwirken. Sie war willenlos und teilnahmlos gegen alles, was nicht mit ihrem Jungen zusammenhing, und verlor nur ein paar ergebungsvolle Seufzer über die Tochter, die in jugendlichem Leichtsinn die schweren Tage floh, statt sie mit ihr zu teilen.

„Laß sie,“ sagte Hinrik, „es ist das Vorrecht der Jugend, sich an Freude vorweg zu nehmen, was möglich ist. Das Leben wird seinen Ernst auch ihr nicht ersparen, und dann wird sie ihn zu tragen wissen.“

Drei Tage später reiste Els ab. Ruth sah ihr nach mit neidloser Freude. Nun konnte sie sich um so völliger den Eltern — dem Vater widmen. —

Hinrik Gehrts fand, es sei an der Zeit, sein Testament zu machen. Seine Familienverhältnisse waren nicht mehr derart, daß die irdischen Angelegenheiten sich nach seinem Tode von selbst und natürlich ordnen würden. Er mußte seinen Nachlaß, seine Frau, seine Töchter vor seinem Sohne sicher stellen. Er konnte noch lange leben; es konnte ebensogut schnell und unerwartet mit ihm zu Ende gehen. Ein guter Hausvater aber muß das Seine und die Seinigen gegen alle Möglichkeiten schützen, so weit das in Menschenmacht steht.

Er besaß nicht viel. Seinen Hof und seinen Wald hatte er mit Jertas Geld aus den Händen seiner Gläubiger gerettet, und was ihm im Lauf der Jahre aus dem Überschuß der Einnahmen geblieben war, hatte er zur Abtragung weiterer Schulden und zur Verbesserung seines Besitzes verwendet. Der war in gutem Zustande und fast schuldenfrei. Er brachte genug ein, um seinen Besitzer zu ernähren, auch wenn derselbe kein bares Vermögen besaß.

Es war Hinrik Gehrts' Wunsch und Stolz gewesen, diesen Besitz einst seinem Sohne zu hinterlassen, die Töchter konnten durch Jertas Vermögen entschädigt werden.

Nun war das anders geworden. Der Sohn schien ihm nicht wert, sein Erbe zu sein. Er hatte seine Eltern lieblos verlassen und war verschollen. Wer weiß, ob er wiederkam. Und w e n n er wiederkam, w i e würde er wiederkommen? Was würde er seinen Eltern noch weiter für Kummer, seinem Namen für Schande machen? Hinrik Gehrts traute seinem Sohne nicht mehr, er liebte ihn nicht mehr. Er fühlte keine Verpflichtungen mehr gegen ihn. Er wollte seinen Besitz, die Heimat seines Namens und seiner Familie nicht einem Unwürdigen hinterlassen.

Die Töchter sollten ihn haben. Mochte Jerta dem Sohne ihr Geld geben. Das alles hatte er überlegt und beschlossen in schlaflosen Nächten, in kummervollen Tagen.

Sein Entschluß stand unwiderruflich fest. Nun galt es, ihn Jerta mitzuteilen. Er war viel zu ehrlich, um solche Bestimmungen hinter ihrem Rücken zu treffen. Er wollte Hand in Hand mit ihr gehen, um so mehr in diesen äußeren Dingen, als es in inneren Angelegenheiten je länger, je weniger möglich war.

Schweren, aber festen Herzens entschloß er sich eines Tages, ihr seine Absichten auseinanderzusetzen.

Es geschah, wie er erwartet hatte. Ein furchtbarer Sturm brach los, mit heißen Tränen, ungerechten Vorwürfen, bitteren Anklagen. Die ganze Leidenschaftlichkeit ihrer jungen Jahre schien ihr zurückgekehrt, um sich in einer atemraubenden Welle über Hinriks Haupt und Herz zu ergießen. Je stiller er blieb, je frageloser er auf seiner Absicht beharrte, je mehr erregte sie sich.

Sie sagte die unsinnigsten Dinge; Worte, die sein Gemüt, sein Zartgefühl, seine Ehre in rücksichtslosester Weise verletzten und angriffen. Sie kannte sich selbst nicht mehr. Sie vergaß, daß sie den Mann einst über alle Maßen geliebt hatte; sie focht für ihren Sohn, wie eine Tigerin kämpft für ihr Junges — sinnlos, schonungslos nur den einen Zweck ins Auge fassend, nur von der einen Empörung, der einen Angst und Wut getrieben.

Hinrik Gehrts wunderte sich, daß er so kühl und ruhig blieb.

Sein Wille wankte nicht, aber sein Herz wurde immer trauriger. — In dieser Stunde tötete Jerta das Letzte, was ihm an ihr aus früheren Zeiten noch geblieben war. Sie entweihte sich vor ihm. Alles, an was er einst geglaubt hatte, an was er dann hatte glauben wollen, um sein schwindendes Glück zu retten — ihre Güte, ihre Liebe, ihren Verstand, ihre weibliche Größe, ihre frauenhafte Unterordnung — der letzte klägliche Rest von alledem fiel von ihr ab vor ihm in dieser Stunde, wie die letzten matten Blätter von dem Baum, den der Herbststurm rüttelt.

Selbst von ihrer körperlichen Schönheit war nichts mehr übrig. Ihr von Kummer und Tränen grau und faltig gewordenes Gesicht war entstellt von kleinlichen Leidenschaften und hatte nicht nur seinen Liebreiz, sondern auch den hoheitsvollen Stolz früherer Tage verloren. Ihre Gestalt war verfallen, ihr Anzug vernachlässigt, ihr Haar unkleidsam zusammengenestelt. Und das alles hatte Rik getan.

Sie war nichts weiter mehr als eine unglückliche, alternde, keifende Frau. Ein tiefes Mitleid mit ihr erfaßte ihn und löschte allen selbstsüchtigen Schmerz hinweg. Und dieses Mitleid hob ihn hoch empor über sie und über sich selber.

„Arme Jerta!" sagte er aus seiner tiefsten Seele heraus. Er dachte nicht nur an das, was sie in dieser Stunde litt. Er dachte an alles, was sie seit Jahren gelitten hatte, als ob er es jetzt erst verstände, er dachte an das, was sie gewesen — ihm gewesen und an das, was davon übrig geblieben, was sie geworden war.

Sie aber begriff das nicht, seine Worte nicht, seine Stimme nicht, den Ausdruck seiner Augen nicht. Sie fuhr gekränkt auf.

„Spare Dir Dein Mitleid, Dein Bedauern. Es ist ja nur Hohn. Du selbst bist schuld an all dem Unglück mit Rik. Nun strafst Du ihn noch für das, was Du gesündigt hast. Und dann unterstehst Du Dich, mir Dein Mitleid anzubieten. Du hast vielleicht von Anfang an darauf hin gearbeitet, daß es endlich so kommen müsse. Du hast ja immer nur die Mädchen geliebt. Du warst eifersüchtig auf mich, auf das Kind, auf Frau von Bahren — schade, daß Du sie nicht geheiratet hast statt meiner — dann hättest Du doch die Freude, den Bertie als Sohn zu besitzen!"

Sie wußte gar nicht mehr, was sie sprach.

Hinrik Gehrts atmete schwer und erhob sich langsam von seinem Sitz. Er machte das Gesicht, das Jerta fürchtete, wenn sie es sah.

„Ich kann Deine Art, die Sache zu behandeln, nicht länger ertragen," sagte er. „Ich werde Dir Zeit lassen, bis Du imstande bist, vernünftig mit mir zu reden. Vielleicht kommt Dir inzwischen die Einsicht für meine Gründe."

Damit ließ er sie allein. Er wußte, daß sie die nötige Einsicht nicht finden, und daß er seinen Willen trotzdem durchsetzen würde. Er wußte, daß sein eheliches Verhältnis nun einen Stoß erhalten hatte, an dem das morsch gewordene Gebäude zusammenfallen mußte.

Es ging nicht anders. Er konnte nicht anders. Seines Namens Ehre und seines Besitzes Sicherheit galten ihm mehr als die Tränen einer Frau, die für beides kein Verständnis zu haben schien.

Er fühlte sich elend und gebrochen. Eine unheilschwere Sehnsucht nach Lisa Bahren war in ihm. Er war so müde des ewigen Streitens und Kämpfens immer um dasselbe. Er hätte gern seinen Kopf in ihren Schoß gelegt und sich da ausgeruht, wie er es bei Jerta getan hatte in

seligen jungen Jahren. Er hätte gern die eisernen Klammern von seinem Herzen gerissen und die verhüllenden Schleier von seiner Seele, wäre vor ihr auf die Kniee gesunken und hätte geschrien: Da bin ich — da nimm mich — erlöse mich — beselige mich.

Aber einsam rauschte um ihn der herbstliche Wald, und es war niemand da, eine linde, kühlende Hand auf die schwere, heiße Brandung seines Herzens zu legen.

* * *

Jerta machte noch einige vergebliche Versuche, ihres Mannes Sinn zu ändern. Als es ihr nicht gelang, weder in Güte noch in Zorn, weder mit Betteln, noch mit Fordern, kehrte sie ihm den Rücken zu und sprach nicht mehr mit ihm.

Hinrik ertrug es, wie er alles andere ertragen hatte.

Sie sprach auch nicht mit Ruth. Das war ja eine von den Töchtern, von den Bevorzugten, die Rik im Wege gewesen waren von jeher, und die deshalb auch ihr im Wege waren. Sie ließ nur hier und da anzügliche und unfreundliche Bemerkungen fallen, die Ruth nicht verstand, weil sie nicht wußte, was zwischen den Eltern vorgefallen war.

Hinrik klärte sie auf. Er fand sie alt genug, um das zu wissen.

Ja — nun verstand sie alles.

„Ich bin überzeugt, daß Du das Richtige tust," sagte sie, „aber für uns ist es bedrückend, Mutter gegenüber."

„Das ist das wenigste dabei," sagte Hinrik Gehrts.

In diesen Tagen dumpfer Empörung und zorniger Verzweiflung für Jerta kam der erste Brief von Rik.

Sie griff danach, als brächte er ihr Erlösung, Heil und Segen. Sie wurde blaß, ein Zittern überfiel sie. In ihrem Zimmer schloß sie sich ein, um ihn zu lesen. Sie nahm sich nicht Zeit, sich zu setzen. Am Fenster stehend öffnete sie ihn mit fiebernder Unruhe. Sie las. Und je länger ihre Augen auf die wenigen, flüchtig beschriebenen Seiten starrten, je erloschener wurde ihr Blick, je schlaffer ihre Haltung. Das offene Briefblatt in der Hand, sank sie auf dem nächsten Stuhl zusammen, schloß die Augen, ließ das Kinn hängen und gab kein Lebenszeichen von sich.

Rik wollte Geld haben. Deswegen schrieb er. Nicht etwa um seiner Mutter Sorgen zu zerstreuen, um seines Vaters Verzeihung zu erbitten. O bewahre! Was er getan, war eine natürliche Folge der Behandlung, die ihm zuteil geworden, daraus konnte ihm niemand einen Vorwurf machen. Sie solle ja nicht denken, daß er Heimweh habe. Es ging ihm ausgezeichnet. Er wisse jetzt, was Leben und Freiheit sei, und hoffe beides gründlich zu genießen. Aber er brauche Geld. Und da sie doch verpflichtet seien, ihn zu erhalten, bis er imstande sein würde, das selbst zu tun, so möchte sie es ihm nur schleunigst schicken. An seine selbständige Adresse in Chicago. Von seinen Reisegefährten habe er sich getrennt — das sei natürlich nur ein Abkommen für die Überfahrt gewesen, die er sonst nicht hätte bezahlen können. Also Geld! Geld! Geld!!

O ja, man merkte es, daß der Brief nur des Geldes halber geschrieben worden war. Sonst hätte er wohl ein gutes Wort enthalten können — irgend etwas, das der Mutter blutendem Herzen wohltat, ihre nagende Sorge um ihn zerstreute, ihre jammervolle Sehnsucht nach ihm beruhigte. Aber nichts von alledem — nichts —

Jerta stöhnte und krampfte die Finger zusammen. Da knitterte der Brief in ihrem Schoß. Großer Gott — war es denn wirklich? Hatte sie es nicht nur geträumt, daß ihr Junge — ihr Junge einen solchen Brief geschickt hatte!

Ihr erstes Gefühl, als sie aus ihrer schmerzlichen Betäubung erwachte, war, zu Hinrik zu laufen, ihm den Brief zu zeigen, sich von ihm trösten zu lassen. Dann wußte sie, daß es unmöglich war. Dieser Brief war ja die Bestätigung der Meinung, die er von dem Jungen hatte. Es hieß, den Sohn dem Vater preisgeben, wenn sie ihm diesen Brief zeigte.

Ihm den Brief ganz verheimlichen, ging auch nicht an. Er hatte ein Recht, von ihm zu wissen. Er wußte vielleicht schon von ihm, hatte ihn vielleicht schon liegen sehen auf dem Tisch, auf dem die Postsachen für sie täglich hingelegt wurden.

Sie wußte nicht aus noch ein und beschloß endlich, das weitere dem Zufall zu überlassen. Einstweilen schrieb sie mit zitternder Hand an ihren Bankier und gab

ihm den Auftrag, eine bestimmte Summe Geldes an Riks Adresse sofort abzusenden. Sie konnte das zum Glück selbständig tun, denn Hinrik hatte von Anfang an gewünscht, daß sie freie Verfügung über ihr Vermögen behielt.

Sie blieb den ganzen Vormittag in ihrem Zimmer. Vor Ruth heuchelte sie Kopfschmerzen. Hinrik war wie gewöhnlich nicht zu Hause. Erst bei Tisch sah sie ihn wieder. Ihr Blick streifte scheu sein Gesicht, als möchte sie davon ablesen, ob er bereits um den Brief wisse. Aber sein Gesicht war undurchdringlich.

Kaum hatten sie sich gesetzt, als er fragte, während er gleichmütig seine Suppe löffelte: „Was schreibt Dir denn Rik?"

Ruth zuckte zusammen und sah erschreckt auf. Jerta beugte sich tief über ihrem Teller.

„O — nichts Besonderes. Es geht ihm gut."

„Das ist ja sehr erfreulich. Aber etwas mehr wird er doch wohl geschrieben haben!"

Jerta schwieg.

„Ich habe ein Recht, zu wissen was er schreibt," sagte Hinrik streng. „Wenn es Dir so schwer zu sagen wird, kannst Du mir ja den Brief zeigen."

„Der Brief ist für mich bestimmt," sagte Jerta gekränkt. „Seit wann überwachst Du überhaupt meine Korrespondenz?"

„Von Überwachen ist keine Rede. Ich sah den Brief zufällig liegen. Vielleicht auch nicht zufällig, sondern durch Schicksalsabsicht. Denn wenn ich ihn nicht hätte liegen sehen, würde ich womöglich nichts von seinem Eingang erfahren haben. Und ich wiederhole Dir, ich wünsche zu wissen, was er enthält."

Ruth saß auf Kohlen. Sie fürchtete, daß ihre Anwesenheit die Mutter von weiteren Mitteilungen abhielt, und daß sie die unschuldige Veranlassung zu einem Streit der Eltern werden könne. Da entschloß sich Jerta nachzugeben, sonst hätte sie am Ende den Brief doch noch zeigen müssen.

Sie erzählte mit stockender Sprache, was von dem ärmlichen Inhalt eben zu erzählen war.

Als sie geendet hatte, schwieg Hinrik Gehrts noch eine Weile, als ob er auf ine Fortsetzung wartete.

Als Jerta aber nichts mehr sagte, fragte er: „Ist das alles?"

„Ja, das ist alles."

Er fragte nicht weiter. Er sah sein Weib über den Tisch hin an mit einem Blick, den sie fühlte, ohne ihn zu sehen, und der sie wider ihren Willen zwang, die Augen aufzuschlagen.

‚Du lügst. Ich glaube Dir nicht,' sagte dieser Blick.

„Quäl mich doch nicht so," stotterte sie verwirrt. „Es ist ja traurig genug für mich, daß so wenig darin steht."

Er fuhr fort, sie durchdringend anzusehen. Sie wand und krümmte sich unter diesem Blick. Und schließlich erlag sie ihm.

„Er bat um Geld," preßte sie zwischen den Zähnen hindurch. „Du kannst Dir doch denken, daß er Geld braucht!"

Hinrik Gehrts lächelte kalt, spöttisch.

„Gewiß kann ich es mir denken. Und Du wirst es ihm natürlich schicken?"

„Ich habe es bereits getan," sagte sie trotzig.

Er stutzte. „Du hast es ja sehr eilig damit," meinte er dann höhnisch.

„Mein Gott," fuhr Jerta auf, „einer von uns muß doch für ihn sorgen. Und ich sehe nicht ein, warum ich nicht gleich tun soll, was ich tun will. Ich kann ihn doch nicht herzlos in der Fremde verkommen lassen!"

„Dein Geld wird ihn vor dem Verkommen nicht schützen," sagte Hinrik ernst.

„Deine Härte und Lieblosigkeit erst recht nicht," gab sie kurzab zurück.

Es war ein trauriger Tag. Ruth litt entsetzlich unter dem Zwiespalt der Eltern. Ihre Achtung vor der Mutter geriet ins Wanken, und das verschärfte ihr Leid.

Hinrik war unzugänglich selbst für ihre leisen Aufmerksamkeiten, ihre schüchternen Annäherungsversuche, und die Falte auf seiner Stirn wollte sich nicht glätten.

Jerta bestellte sich plötzlich am Nachmittag, als es schon dunkelte, den Wagen und fuhr fort, ohne zu sagen wohin.

Sie hätte es nicht mehr aushalten können daheim, wo niemand war, gegen den sie ihr Herz erleichtern konnte. Und sie mußte das tun. Sie meinte zu ersticken an allem, was darauf lastete. In ihrer Verzweiflung fuhr sie zu Lisa Vahren.

„Sie sind schon einmal so gut zu mir

gewesen in einer schweren Stunde. Darum müssen Sie verzeihen, wenn ich heut wieder zu Ihnen komme, um mich bei Ihnen auszuweinen."

Sie hatte sogar Riks Brief mitgebracht. Und nachdem sie sich das Schlimmste vom Herzen heruntergeredet hatte, zeigte sie ihn ihr.

Es war eine böse Stunde für Lisa Vahren. All ihre Seelenstärke, ihre Gewissenhaftigkeit und verständnisvolle Weitherzigkeit gehörten dazu, daß sie diese Stunde ertrug.

In ihrer Seele stand, leuchtender denn je, Hinrik Gehrts, gut und klug und stolz und schön, wert geliebt zu werden und fähig, unendlich zu beglücken durch den Reichtum seiner Liebe, die warme Tiefe seines großen Herzens.

Und vor ihr saß sein Weib und klagte ihn an in den härtesten Ausdrücken, nannte ihn hart und lieblos und die Ursache all dieses Elends; klagte über ihre innere Einsamkeit, ihr totes Liebesglück, ihr Nichtverstandensein in all ihrem Mutterjammer.

Je länger sie Jerta anhörte und ansah, um so weher tat ihr das Herz um sie und ihn. Das war nun dieselbe Frau, die einst ihm ebenbürtig gewesen an Körper und Seele, die er über alles geliebt, auf die er seine stolzesten Hoffnungen gesetzt, in der er ein unvergängliches Glück gesucht hatte. Und das war nun daraus geworden. Sie war nur um wenige Jahre jünger als Jerta, und doch war diese ihr gegenüber eine alte Frau; alt am Leibe, alt im Fühlen, alt im Hoffen. Das fühlte Lisa mit weiblichem Scharfsinn. Die eigene Jugendlichkeit, deren sie sich oft genug bewußt geworden war, namentlich in letzter Zeit, wo ihr ein neuer, heißer, leuchtender Sommertag aufgegangen war nach Winterstürmen und Winterruhe, bedrückte sie. Jener gegenüber, die das alles verloren hatte. Sie war weit entfernt, sich stolz zu überheben und eine süße Genugtuung zu empfinden darüber, daß sie alles besaß, was jene eingebüßt, und was die Frau besitzen mußte, die Hinrik Gehrts Liebe verdienen, verstehen und würdigen wollte. Sie hätte gern das alles abgegeben und eingetauscht, um ihm damit sein verlorenes Liebesglück wiederzugeben — wenn solch Geben und Tauschen möglich gewesen wäre. Es machte sie traurig und verzweifelt, daß es nicht möglich war. —

Und dann las sie Riks Brief; diese kalte, selbstsüchtige, herzlose Antwort auf ein Leben voll Mutterliebe, Mutterzärtlichkeit und Muttertränen. — Sie dachte an Bertie, und wieder bedrückte sie der eigene Reichtum angesichts so vieler Armut, so leidvollen Entbehrens.

Es wurde ihr schwer, das rechte Wort zu finden. Und endlich fand sie es doch; fand es aus dem Mitleid ihrer liebesschweren Frauenseele, aus dem innigen Verstehen ihres reichbeglückten Mutterherzens. Es gelang ihr, Jertas Tränen zu trocknen und in ihrem zerschlagenen Gemüt die zertretenen Funken der Hoffnung wieder anzufachen.

Aber der Hoffnung gegenüber stand das Tatsächliche, Gegenwärtige, das, was nicht zu tilgen, nicht zu leugnen war.

„Haben Sie ihm das Geld geschickt?" fragte Lisa nach einer langen Pause. Sie hatte den Brief gelesen und hielt ihn unschlüssig in ihrer Hand.

„Ja natürlich —" klang es bedrückt zurück.

„Ich hätte es nicht getan."

„Sie kennen das nicht! Sie verstehen das nicht!" sagte Jerta erkältet.

„Ich kann es vielleicht unparteiischer beurteilen. Ich hätte es in Ihrer Lage vielleicht ebenso gemacht wie Sie — und Sie hätten es ebenso falsch gefunden."

„Aber ich bitte Sie, was sollte ich machen! Er ist womöglich in Not und Elend — leidet Hunger und allerlei sonstigen Mangel —"

„Was schadet das! Er verdient es nicht besser. Die Kinder, die Vater und Mutter ehren, haben die Verheißung, daß es ihnen wohl gehen wird auf Erden —"

„Sie wollen Hinrik das Wort reden. Sie sind ja immer auf Hinriks Seite."

„Ich spreche nur meine eigene Überzeugung aus."

Jerta schwieg. Sie nahm den Brief wieder an sich. Sie bereute, ihn gezeigt zu haben. Und doch ging so etwas Wohltuendes aus von dieser Frau — sie wußte selbst nicht warum. So etwas Jugendliches, Sanftes und Starkes, trotzdem das Leben ihr schon so übel mitgespielt hatte. Wie kommt es, daß die harte Hand des Lebens den einen entstellt und den anderen verschönt?

Jerta war beruhigter, als sie nach

Hause fuhr. Sie hatte nichts Neues gehört und gelernt, sie hatte ihre Meinungen und Ansichten nicht geändert, es war ihr kein Ausweg gezeigt, keine Last genommen worden. Aber sie hatte etwas gespürt von dem Friedenshauch eines starken Herzens, und das wirkte auf sie, wie ein stärkender Trunk.

Hinrik und Ruth hatten schon lange mit dem Abendessen gewartet und sich die sonderbarsten Gedanken über ihr Ausbleiben gemacht. Nun trat sie ein, ruhig und ohne Erklärung, als sei das alles ganz natürlich so.

„Wo bist Du gewesen?" fragte Hinrik.

„Bei Frau von Vahren," sagte sie. Die Blicke von Vater und Tochter kreuzten sich unwillkürlich, scheu, flüchtig, erstaunt. Jerta bemerkte es.

„Ihr braucht Euch nicht zu wundern," sagte sie. „Frau von Vahren ist besser und verständiger als Ihr alle miteinander."

Hinrik Gehrts verlangte keine weiteren Erklärungen, er verlangte überhaupt nichts zu wissen. Er wußte genug.

Jerta schalt, klagte und jammerte nicht an diesem Abend; sie war ernst und still, und es war etwas Friedliches um sie.

Hinrik Gehrts aber segnete in seinem Herzen die, welche ihm — wenn auch nur für diesen Abend — solche Wohltat verschafft hatte.

* * *

Von diesem Tage an fuhr Jerta häufiger zu Lisa Vahren hinüber.

Hinrik Gehrts ließ sie mit stiller Genugtuung gewähren, hütete sich aber, sie zu solchen Besuchen zu ermuntern, wohl wissend, daß dann sofort ihr Widerspruch gereizt werden würde.

Er selbst hielt sich Lisa Vahren um so ferner, je größer sein Sehnen nach ihr war. Er begnügte sich damit, in wehmütiger Dankbarkeit den Odem einzuatmen, den Jerta ausströmte, wenn sie von diesen Besuchen heimkehrte, und der so deutlich von Lisas Arbeit an ihrer verkümmerten Seele sprach.

Jerta wurde in der Tat weicher und stiller. Sie haderte nicht mehr mit Hinrik um seine Zukunftspläne und kränkte Ruth nicht mehr mit gehässigen Bemerkungen. Etwas Mattes, Ergebungsvolles kam über sie. Sie war sogar zugänglich für Hinriks Bemühungen, ein friedliches Verhältnis zwischen ihnen wieder herzustellen, und für Ruths zarte Aufmerksamkeiten, deren sie mehr denn je bedurfte.

Sie kränkelte und siechte hin. Es fehlte ihr nichts Eigentliches; sie klagte auch nicht über irgend welche Beschwerden. Aber der Kummer nagte an ihrem Herzen und verbrauchte ihre Lebenskraft, den letzten Rest ihrer Jugendfrische.

Hinrik Gehrts und seine starke, kluge Tochter vereinigten sich stillschweigend in der Sorge um sie, in dem Bestreben, ihre Leiden zu lindern und ihre Schwäche zu stützen.

Das alles geschah ohne bemerkbare Absichtlichkeit, und ohne das daß zwischen ihnen von Rik gesprochen wurde.

Jerta sprach nur noch mit Lisa Vahren von ihm.

Kurz vor Weihnachten kam wieder ein Brief von Rik. Er enthielt, wie der erste, außer wenigen ungenauen Angaben über sein Ergehen, eine dringende Bitte um Geld.

Diesmal fragte Hinrik nicht nach dem Brief, obwohl er wußte, daß er gekommen war. Jerta würde ihn mit Lisa Vahren besprechen, und wenn er etwas enthielt, das er erfahren mußte, so würde er es erfahren. Von Lisa selber, wenn es nötig war.

Jerta fuhr auch wirklich am Abend dieses Tages hinüber.

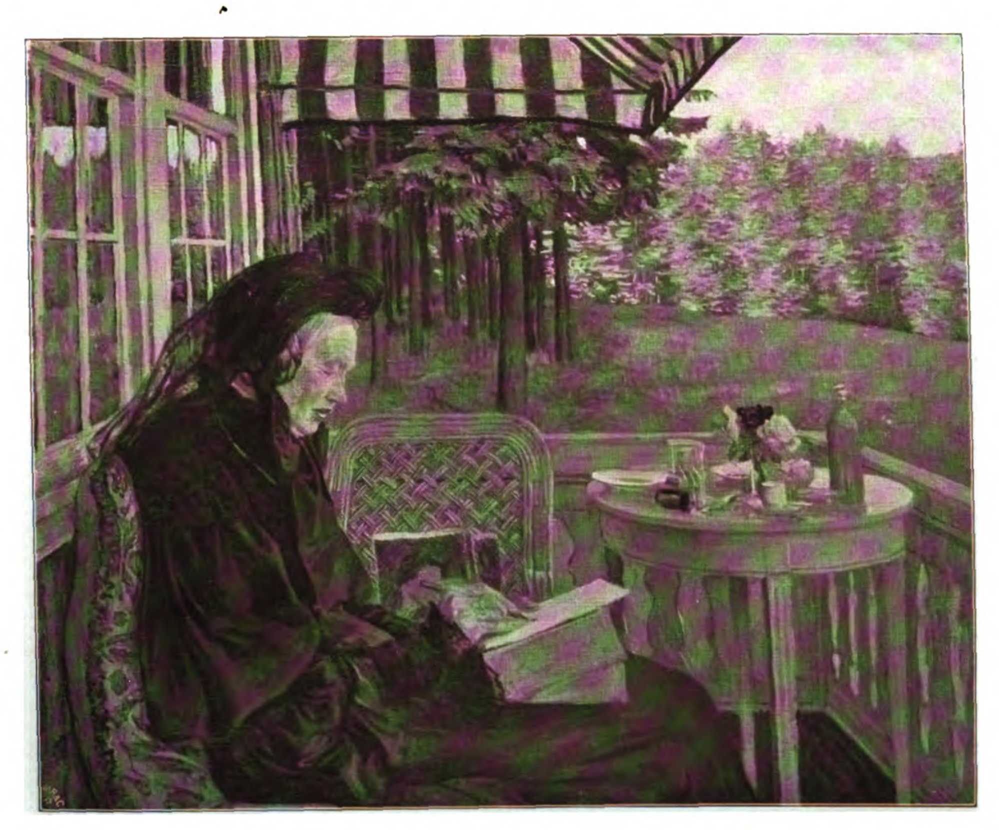
„Erfüllen Sie ihm seine Bitte nicht," riet Lisa Vahren dringend. „Zwingen Sie ihn zu arbeiten oder nach Hause zu kommen".

Jerta seufzte verzagt.

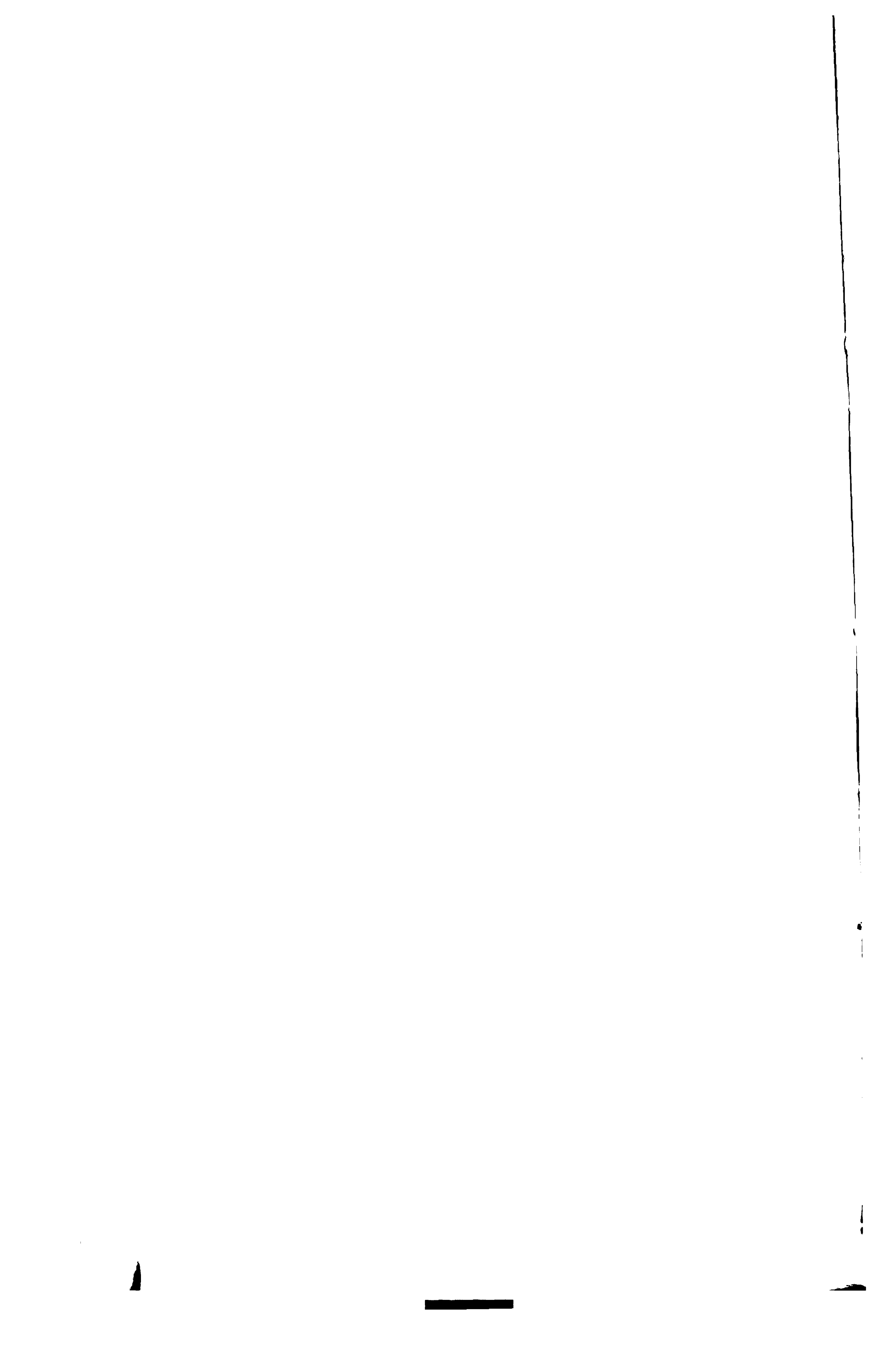
„Er läßt sich nicht zwingen. Er wird weder das eine noch das andere tun. Er wird dann eben entweder zu Grunde gehen oder ein schlechter Mensch werden. Und ich würde mir lebenslang Vorwürfe machen. Ich würde verrückt werden, weil ich es nicht ertragen könnte!" Sie starrte verzweiflungsvoll vor sich hin. Lisa Vahren wußte nicht mehr, wozu sie raten sollte. Es war so verantwortungsvoll. Ihr Herz quoll über vor Mitempfinden und dem Wunsch zu helfen — Ihm zu helfen.

„Sie müssen Hinrik fragen, was Sie tun sollen," sagte sie endlich mit einem beherzten Entschluß.

„Ach, Hinrik verbietet es mir, oder er läßt mich machen, wie ich will. Er hat eben kein Herz für den Jungen."



Bildnis. Gemälde von Graf Leopold von Kalkreuth.



Das ließ sie sich durchaus nicht ausreden.

„Das eine kann ebenso falsch sein wie das andere,“ meinte Lisa überlegend. „Wir kurzsichtigen Menschen tappen im dunkeln in den entscheidensten Augenblicken unseres Lebens. Tun Sie, was Ihnen Ihr Herz gebietet. Dann finden Sie wenigstens Ruhe in Ihrem Tun.“

Und so ging wieder eine große Geldsendung zu unbekannten Zwecken in die Welt hinaus.

Zu Weihnachten kamen die verheirateten Kinder mit ihren Männern, und mit ihnen kehrte auch Els wieder heim. Nur vorübergehend. Denn es hatte sich wirklich jemand gefunden, der sich einbildete, ohne den Besitz ihrer hübschen, munteren Persönlichkeit nicht glücklich sein zu können, und der sie von ihren Eltern zum Weibe begehrte.

Das alles brachte ein wenig Freude in das Haus, in dem Kummer und Seelennot heimisch geworden waren.

Hinrik genoß diese Freude mit dankbarem Herzen, er bedurfte ihrer, wie das Land der Sonne bedarf. Sie erfrischte ihn und entlockte seinen dunkel gewordenen Augen wieder einen Strahl ihres früheren, glücklichen Leuchtens. Er hatte seine vier „kleinen Mädchen“ um sich, sie waren alle gesund und glücklich und wohlgeraten; sie machten ihm Ehre und hatten ihn lieb. Und wenn sie ihm auch niemals das ersetzen konnten, was er mit dem Sohne verloren, so waren sie ihm doch geblieben als ein süßer Trost und eine reine Herzensfreude.

Jerta stand wehmütig mit zerissener Seele dabei.

Sie konnte sich zu Dankbarkeit und Freude nicht aufschwingen.

Sie hätte alle ihre Töchter dahingegeben, wenn sie dafür ihren Sohn hätte zurückhaben können.

Hinrik veranlaßte sie, Lisa Vahren und ihre Kinder einzuladen, solange ihre Festgäste anwesend waren. Aber Lisa sagte ab unter irgend einem nichtigen Grunde, dem Hinrik sofort anmerkte, daß er nur ein Vorwand war. Es verstimmte ihn.

Er hatte sie seit vielen Wochen nicht gesehen. Und sie hatte in letzter Zeit nur die Kümmernisse seines Hauses geteilt: er hätte sie gern einmal bei sich gehabt in einer guten, friedlichen Stunde.

Dann, nach Neujahr, als sein Haus leer geworden, und nur Els zurückgeblieben war mit ihrem verliebten Herzen und ihren sehnsüchtigen Zukunftsträumen, kam sie angefahren.

Jerta hatte sich neuerdings so daran gewöhnt, alles mit ihr zu besprechen, daß sie sofort bei ihrem Eintritt auflebte und redselig wurde. Sie hatte soviel zu erzählen, und sie wollte gern alles selbst erzählen. Lisa widmete ihr eine ungeteilte Aufmerksamkeit, und Hinrik kam sich überflüssig vor. Er ließ die Frauen allein und zog sich in sein Zimmer zurück.

Er versuchte zu arbeiten, zu schreiben, zu lesen — es wollte nicht gehen, das Bewußtsein von Lisa Vahrens Nähe zerstreute ihn. Er blieb endlich müßig sitzen und überlegte, wie lange er das alles wohl noch aushalten würde.

Eine Arbeit hätte er haben müssen, eine Zeit und Gedanken voll in Anspruch nehmende, alle Sinne und Kräfte anspannende Arbeit. Das wäre seine Hilfe, seine Rettung gewesen. Zum hundertstenmal zerbrach er sich den Kopf darüber, wie er sich eine solche Arbeit schaffen könne. Er sah keine Möglichkeit. Es war eben sein Verhängnis, daß seine Tatkraft, sein Geist, seine Fähigkeiten und Bedürfnisse über den Rahmen der Pflichten seines persönlichen Lebens hinausgewachsen waren.

Er war nicht untätig, er suchte die Gelegenheiten zum Schaffen und Wirken gierig aus allen Ecken und Winkeln zusammen. Aber das war doch alles nur Spielerei für ihn; es nutzte und füllte ihn nicht aus. Die Gedanken gingen nebenher, das Vermissen, das Entbehren, der Kummer und die Unbefriedigung.

So lange er in seinem Familienleben glücklich gewesen war, hatte er das alles nicht gekannt. Aber was der Mensch an Glück entbehrt oder verliert, muß er durch Arbeit ersetzen, wenn er das innere Gleichgewicht sich wahren und die innere Harmonie nicht verlieren will.

Der frühe Winterabend dunkelte schon, da klopfte es an seine Tür. Lisa Vahren trat über seine Schwelle; schüchtern und befangen wie ein junges Mädchen.

„Jerta meinte, ich möchte Sie herüberrufen,“ sagte sie.

Wie er da saß im matten Lampenlicht,

allein und still, mit dem großzügigen Gesicht und dem ernsten, schweren Ausdruck darin, erschien er ihr wie ein Bild einsamer, leidvoller Größe.

„Das heißt," verbesserte er sie, indem er langsam aufstand, „Sie meinten das, und weil Jerta lieber allein mit Ihnen bleiben wollte, kommen Sie selber."

Sie senkte den Kopf und machte eine Bewegung, als wolle sie wieder gehen.

„Können Sie nicht einen Augenblick hier bleiben!" rief er herrisch. Sie blieb stehen und sah ihn an mit einem unsicher tastenden Blick, der ihm ein bitteres Lächeln abzwang.

„Ich will ja nichts von Ihnen — nichts, als Ihnen endlich einmal danken für alles, was Sie an Jerta tun," sagte er.

„Es ist so wenig. Ich wollte, ich könnte mehr tun — für Sie!"

Er überhörte ihre Worte. Sein Herz entzündete sich an diesem unbewußten Leuchten ihrer treuen, traurigen Liebe.

„Ihre Liebesdienste an Jerta sind Liebesdienste an mir," fuhr er fort. „Ich weiß das. In allem fühle ich das heraus. Warum dann ziehen Sie sich so zurück vor mir, warum meiden Sie mich, wo Sie können — seit jenem Abend —"

„Wenn Sie wissen und fühlen, daß ich versuche, Ihnen zu helfen," sagte sie und ihre Stimme schwankte bedenklich, „so kann Ihnen das doch genug sein."

Da fuhr er auf, wie im Zorn, wie in einem jähen Schmerz. „Wissen Sie denn gar nicht, wie einsam ich bin!"

„Ja," sagte sie traurig. „Ich weiß es. Aber ich kann doch Ihre Einsamkeit nicht mit Ihnen teilen!"

„Ach," machte er ärgerlich, verzweifelt. Er setzte sich an den Tisch, stützte den Kopf in die Hand und starrte vor sich hin, als sei sie nicht da.

Wenn sie ein Mann wäre, dann hätte er wenigstens einen Freund. Aber das war es ja eben: einen Mann, einen Freund — den brauchte er nicht, den hätte er oft genug haben können. Er brauchte ein Weib. Und diesem Mangel war nicht abzuhelfen.

„Sie sind in einer verzagten Stimmung," sagte Lisa Vahren, ohne einen Schritt näher zu treten. „Ich hoffte, die frohen Tage im Kreise Ihrer Kinder würden Ihnen wohlgetan haben."

„Ja, ja, das haben sie auch!"

„Man merkt es Ihnen aber nicht an!"

„Sie können nicht verlangen, daß ein paar glückliche Tage ein ganzes unglückliches Leben auslöschen sollen."

Sie ertrug es nicht, ihn so zu sehen. Ihre Fähigkeit wankte. Die Tränen stürzten ihr ganz plötzlich aus den Augen.

„Das geht nicht, daß Sie so denken!" sagte sie außer sich. „Sie waren doch sonst nicht so!"

„Sie wissen, daß vieles anders geworden ist in den letzten Monaten. Ist es so verwunderlich, wenn auch ich anders werde?"

Da sah er, daß sie weinte. Es erschreckte ihn. Er sprang auf und war mit zwei Schritten bei ihr. Er faßte ihre Hände und sah ihr voll Angst und Leidenschaft in das gesenkte Gesicht.

„Warum weinen Sie, Lisa? — Weinen Sie über mich?"

Sie nickte stumm und hastig.

„Lisa!" Ein Sturm brach in ihm los, bereit alle Schranken zu durchbrechen. Da sah sie plötzlich zu ihm auf, mit einem großen, hellen Blick, der ihn verstummen machte.

„Sie dürfen nicht schwach werden, Hinrik," sagte sie hastig und fordernd. „Von Ihnen allein hängt alles ab — alles —"

Ein kurzer, heftiger Händedruck — sie riß sich los — sie glitt hinaus.

Er blieb allein. Allein mit seinem großen Unglück, von dem er in diesem Augenblick nicht wußte, ob es nicht vielleicht ein großes Glück war. — Lisa Vahren war den ganzen Abend über von einer gewaltsamen Heiterkeit, die Jerta verletzte, Ruth in Staunen versetzte, Els nicht auffiel und Hinrik verstummen machte.

* * *

Bei so manchen Zuständen im Leben denkt man: sie können nicht dauern, denn ich kann das nicht auf die Länge ertragen, es muß irgend etwas kommen, eine Wendung zum Besseren oder zum Schlechteren, ein Sturm, eine Katastrophe, und wenn sie nicht von selber kommt, so muß ich sie herbeiführen.

Oft kommt es ja auch, so oder so. Öfter noch aber bleibt alles beim alten. Und der starke Mensch erträgt das Unerträgliche dann doch und wird noch stärker daran, wenn er auch hier und da einmal

eine menschlich schwache Stunde hat. Denn Menschen sind wir alle, trotz aller Philosophie und Schönrednereien vom Übermenschen. Es kommt nur darauf an, daß man die schwachen Stunden nicht Herr werden läßt über besseres Wissen und Wollen.

So erging es Hinrik Gehrts.

Das Glück hatte ihn hell und zuversichtlich gemacht. Das Unglück machte ihn fest und eisern.

Das kam nicht nur daher, weil Lisa Vahren gesagt hatte: Sie dürfen nicht schwach werden. Das hatte ihn nur aus einer solchen schwachen Stunde herausgerettet. Er fand seinen Weg allein, aus der Klarheit und Festigkeit seiner hellen Seele heraus, deren Licht durch die Wolken, die trüb und schwer über sie hinzogen, nur verdunkelt, aber nicht ausgelöscht werden konnte.

Er hatte es als das Rechte erkannt, seinem Sohn nicht nachzugeben auf seinem Irrwege, der ihn weit hinausführte aus Heimat und Vaterzucht. Und er blieb seinem Vorsatz treu. Die Länge der Zeit machte ihn nicht mürbe, und Jertas Gram machte ihn nicht weich.

Lange genug, oft genug hatte er versucht zu helfen und zu bessern. Jetzt wartete er es ab.

„Du bist ja frei zu tun, was Du willst," sagte er zu Jerta, die er einmal überraschte, wie sie Riks Adresse auf einen inhaltschweren Geldbrief setzte. „Aber ich bitte Dich, zu bedenken, daß Du alles, was Du ihm jetzt gibst, von seinem späteren Erbteil vorwegnimmst."

„Wer weiß, ob er es später braucht," hatte Jerta geantwortet, mit einer Hoffnungslosigkeit, die ihn erschütterte.

Els hatte eine trübe Brautzeit. Es war begreiflich, daß sie danach strebte, sie so viel wie möglich abzukürzen. Sie fand in diesem Streben verständnisvolle Unterstützung bei ihrem Vater, und so konnte die Hochzeit schon im ersten Frühjahr gefeiert werden. Die verheirateten Schwestern besorgten ihr die Aussteuer. Jerta fühlte sich nicht fähig dazu. Ruth half, so viel sie konnte. Hinrik reiste in die Hauptstadt, um bei einigen wichtigen Einkäufen selbst zu entscheiden. Ruth blieb bei der Mutter, um sie nicht allein zu lassen. Jerta wehrte sich anfangs dagegen, nahm es dann aber gerne an.

Hinrik brachte ihr von der Reise ein seidenes Kleid mit, das sie an dem Ehrentage ihrer Jüngsten tragen sollte. Sie war nicht fähig, Freude darüber zu empfinden.

„Es ist eine ganz unnötige Ausgabe," sagte sie. „Ich habe ja noch das Kleid von der Hochzeit der andern."

Hinrik war wehmütig enttäuscht. Er hatte ihr so gern eine Freude machen, ihr ein Lächeln entlocken wollen. —

Ruth wandte ihre ganze Überredungskunst auf, daß sie den Stoff dann doch für sich verarbeiten ließ.

Und so zog auch Els in die Welt hinaus, froh, die trüben Schatten des Elternhauses gegen die Sonne ihres jungen Glücks vertauschen zu können.

Ruth ließ sie befriedigt ziehen. Ihre Aufgabe dünkte ihr leichter, nun sie sich ungeteilt der Sorge für die Mutter, der Liebe für den Vater widmen konnte.

* * *

Rik schrieb eines Tages aus Hamburg, er sei wieder da, und wenn seine Eltern nichts dagegen hätten, wolle er ein Weilchen nach Hause kommen.

Leichenblaß, mit zitternden Knieen, aber hellem Jubel in den Augen, kam Jerta mit dem Brief zu Hinrik. Er war der erste, den sie ihm zeigte.

Hinrik nahm ihn ihr schweigend ab und las ihn durch. Kein Zug in seinem Gesicht veränderte sich dabei. Schweigend gab er ihn zurück.

„Er darf doch kommen?" fragte sie ängstlich.

„Gewiß," antwortete er kalt.

„Hinrik, freust Du Dich denn nicht ein bischen!" rief sie außer sich, dem Weinen nahe.

„Wir wollen erst abwarten, ob Grund zur Freude vorhanden sein wird."

Jerta war tief verletzt über seine Kälte. In ihr mütterliches Glückempfinden mischte sich eine dumpfe Angst.

Sie ging zu ihrer Tochter.

„Ruth," sagte sie mit zitternder Stimme, „denke Dir, Rik kommt nach Hause."

Ruth fuhr erschrocken zusammen. Sie sah ihre Mutter an, sah die leidenschaftliche Freude in ihren von vielen Tränen getrübten Augen, sah die bange, fordernde

Bitte: freue Dich mit mir! sah den ganzen Jammer ihres Herzens ringen mit einer krampfhaften, nach Erfüllung lechzenden Hoffnung. Sie umarmte die Mutter, und Jerta weinte sich an ihrem Halse die erste, heftige Erregung herunter.

Dann erwarteten sie ihn, jeder für sich mit seinen besonderen Empfindungen, in schwüler Bangigkeit.

Jerta wollte ihn von der Station abholen. Aber sie gab den Gedanken bald wieder auf. Sie scheute fremde Zeugen bei einem Wiedersehen, von dem sie selbst nicht sicher war, wie es ausfallen würde.

An dem Tage, der ihn bringen sollte, war sie schon von früh an in einer solchen Aufregung, daß Ruth fürchtete, sie würde zusammenbrechen, noch ehe es soweit war. Hinrik konnte das nicht mehr mit ansehen. Er wußte, daß all ihre Hoffnung jammervoll betrogen werden, daß mit diesem Tage eine Kette neuer Leiden für sie beginnen würde. Er zog sich zurück und beschloß, ihre erste Begrüßung nicht zu stören. Er konnte es ohnehin erwarten.

Eine Stunde vor der Zeit wich Jerta nicht mehr vom Fenster. Ihre Hände waren eiskalt. Ihr Herz schlug so, daß ihr ab und zu schwindlig wurde.

Ruth saß hinter ihr, still und sorgenvoll. Sie gab sich keinerlei trügerischen Hoffnungen hin.

Dann fuhr der Wagen in den Hof — vor das Haus. Jerta hatte nicht mehr die Kraft, ihrem Sohn entgegen zu gehen. Sie klammerte sich an die offene Tür — mit weit geöffneten Augen starrte sie hinaus.

Rik sprang vom Wagen. Mit hochgetragenem Kopf, gemächlich, als ob die Sache keiner Eile wert sei, erstieg Rik die Stufen, die zum Eingang führten.

Er war größer und breiter geworden. Sein Gesicht war hager und sonnenverbrannt. Auf seiner Oberlippe saß ein keckes Bärtchen. Er war mit nachlässiger Eleganz gekleidet. Not hatte er nicht gelitten. Seine Augen blinzelten ein wenig gegen die Sonne und strichen mit einem gleichgiltigen Blick über das Haus seiner Väter.

Da sah er Jerta. Er stutzte. Diese gealterte, kränkliche, geschmacklos angezogene Frau — das war seine Mutter!

Seine Mutter, die er immer als eine hübsche, stattliche Frau gekannt hatte!

Vor der Haustür schon die erste Enttäuschung — das fing ja gut an. Das war eine ermutigende Vorbedeutung.

Er zögerte wahrhaftig und überlegte, ob er sie umarmen sollte.

Da kam sie ihm zuvor. Sie hielt sich nicht mehr. Mit einem Aufschrei taumelte sie ihm entgegen und blieb halb ohnmächtig, schwer wie ein Leichnam, in seinen Armen liegen.

Er war in der tötlichsten Verlegenheit.

„Mein Gott — Mutter — was ist denn — wozu denn die Aufregung — laß das doch — der Leute wegen."

Ein eisiger Hauch ging über ihren Leib, — durch ihre fiebernde Seele. Sie verging vor Glück und Schmerz, und er — er dachte an die Leute, die ihre Bemerkungen machen könnten.

Mit dem letzten Rest ihrer Kraft richtete sie sich auf. Ruth trat dazwischen. Freimütig und schlicht hielt sie dem Bruder die Hand hin.

„Guten Tag, Rik," sagte sie ruhig.

Gott sei Dank — die wenigstens war vernünftig. Sie war immer eine verständige Person gewesen. Er schüttelte kameradschaftlich ihre Rechte.

„Soll ich Dich in Dein Zimmer führen," fragte sie. Sie wollte der Mutter gern Zeit lassen. Aber die litt es nicht.

„Nein — laß nur — ich gehe mit hinauf."

„Aber das ist doch gar nicht nötig," wehrte Rik ungeduldig, „ich finde den Weg schon noch allein."

Sie kehrte sich nicht daran. Schwerfällig und stumm stieg sie vor ihm her die Treppe hinan. Ruth sah ihr nach mit einem tiefen Seufzer. Dann wandte sie sich um, kümmerte sich um sein Gepäck.

Als die Tür von Riks Knabenzimmer sich hinter ihm und seiner Mutter geschlossen hatte, blieb er stehen, stemmte die Hände in die Seiten und fragte mit einem erbarmungslosen Blick auf Jertas geängstigtes Gesicht:

„Vater ist wohl nicht zu Hause?"

„O doch —" stotterte sie verwirrt.

„Dann will er mich also wohl nicht sehen?"

„Er wird wohl erwarten, daß Du ihn aufsuchst," sagte sie mit einem kläglichen Versuch, ihn an seine Pflicht zu erinnern.

Rik lachte kurz und frivol.

„Ach so — Na, das kann ja geschehen. Ich habe durchaus nicht die Absicht ihn zu reizen. — Was ist denn eigentlich mit Dir, Mutter?“ fuhr er fort und sah sie neugierig an. „Bist Du krank gewesen?“

„Nein — ja — das heißt, so ein wenig, im Winter.“ Sie fürchtete ihn zu betrüben, wenn sie ihm eingestand, daß nur der Kummer um ihn sie so verzehrt hatte. Und als er fortfuhr sie anzustarren, fügte sie ängstlich wie zur weiteren Erklärung hinzu: „Die ganze Unruhe mit der Hochzeit —“

„Hochzeit? Was für eine Hochzeit?“

„Hat Dich mein letzter Brief nicht mehr erreicht? Die Els hat doch geheiratet —“

„Die Els — so! Nun — um so besser.“

„Um so besser? Warum.“

„Na — es ist doch besser, als wenn sie nicht geheiratet hätte,“ sagte er, schon wieder ungeduldig, und machte ein paar Schritte durchs Zimmer.

Die Leute brachten seine Sachen, stellten sie hin und drückten sich schnell und scheu wieder hinaus. Sie hatten schon begriffen, daß es mit der Wiedersehensfreude nicht ganz seine Richtigkeit hatte. Als sie hinaus waren, faßte sich Jerta mit den Händen an die Stirn, als müsse sie ihre Gedanken zusammenzwingen, und dann sagte sie halb zärtlich, halb verzweifelt: „Nun erzähl doch nur, Rik! Was ist denn nun eigentlich mit Dir?“

Er drehte sich um und sah sie an, als frage sie etwas unbegreiflich Dummes.

„Was soll denn sein mit mir? Du siehst ja, ich bin lebendig und gesund, und ganz vergnügt obendrein!“

Sie sah ihn an, als glaubte sie ihm nicht recht.

„Ja? Bist Du wirklich vergnügt? Ich meine, geht es Dir gut?“

„Aber Du siehst es ja doch!“

„Ja, ja Rik, ich sehe es. Aber das, was ich nicht sehe — Du hast nie ordentlich geschrieben, gerade soviel, daß ich wußte, ob Du lebtest und wohin ich Dir G — — wohin ich Dir schreiben konnte. Aber alles übrige — ja, was bist Du denn nun eigentlich, Rik?“ platzte sie endlich heraus.

Er tat, als verstehe er sie nicht.

„Ich meine, was hast Du drüben getrieben?“

„Nun, was man so treibt — als Vergnügungsreisender.“

Die Hände sanken ihr am Leibe herab.

„Ja, hast Du denn gar nicht gearbeitet?“

Er lachte. „Gearbeitet?! Na — dazu bin ich doch nicht hingegangen!“

„Aber wovon hast Du denn gelebt?“

Diese Frage war ihm offenbar unbequem.

„Du hast mir ja manchmal was geschickt,“ sagte er ausweichend.

„Aber das allein kann doch nicht gereicht haben! Amerika soll doch so furchtbar teuer sein!“

Er zuckte die Achseln. „Kommt darauf an, wie man's anfängt.“

„Ja — aber wie hast Du es denn angefangen?“ Sie ward hartnäckig. Sie wollte durchaus, daß er ihr diese Fragen beantwortete, ehe er sie vielleicht seinem Vater würde beantworten müssen.

Aber was Rik nicht sagen wollte, ließ er sich nicht entlocken.

„Gott — Mutter — Du kennst die dortigen Verhältnisse so wenig. Du würdest es gar nicht verstehen, wenn ich es Dir erzählen wollte. Mit der Zeit erkläre ich Dir dann schon alles.“

Sie ließ den Kopf hängen. „Sei nicht böse — nur noch eine Frage, Rik,“ sagte sie eingeschüchtert. „Hast Du auch alles bezahlt drüben?“

Er fuhr auf und stieß einen ungeduldigen Seufzer aus.

„Nein — wie Ihr auch seid hier! Das ist nun das erste, was man gefragt wird, wenn man nach Hause kommt!“

Sie warf ihm einen scheuen, entsetzten Blick zu. Langsam, mechanisch, ging sie zur Tür.

„Du kommst wohl dann herunter,“ sagte sie noch matt, leise. Und ohne seine Antwort zu hören, ging sie hinaus und tappte die Treppe hinunter wie eine uralte Frau.

* * *

„Guten Tag, Vater!“ sagte Rik.

Er kam zur Tür herein, als sei er gestern erst zu derselben hinausgegangen.

Hinrik Gehrts wandte sich langsam vom Fenster um, wo er gestanden und auf den Sohn gewartet hatte. Sein Blick glitt flüchtig über die Gestalt des jungen Mannes, der ihn ‚Vater‘ nannte. Eine kaum merkliche

Bewegung ging über sein Gesicht, wie der Schatten eines Zitterns, das an seine Seele griff. Dann ward dies Gesicht wieder hart und still.

„Guten Tag, mein Sohn," sagte er. Die Hand gab er ihm nicht.

Ein Schweigen trat ein. Rik wurde heiß; er fühlte sich ungemütlich. Dem Vater gegenüber verlor er seine herausfordernde Sicherheit gänzlich.

Hinrik Gehrts schien ihm den Anfang nicht erleichtern zu wollen. Er rührte sich nicht, sagte nichts und sah ihn nur an mit Augen, unter denen Riks ganzes Selbstbewußtsein ins Wanken geriet.

„Du erwartest wohl, daß ich Dich um Verzeihung bitte," stotterte er widerwillig, wie unter einem Zwang.

„Ja, das erwarte ich allerdings. Ich weiß wenigstens nicht, unter welchem Vorwande Du sonst den Mut nehmen willst, mir gegenüber zu treten."

„Nun — also — ich tue es hiermit."

Das war denn doch noch weniger, als Hinrik Gehrts erwartet hatte. Sein Blut empörte sich. Aber er beschloß, sich auch mit diesem Allerwenigsten zu bescheiden. Um Fertas willen, und weil es doch so gar keinen Zweck hatte, auf Worten zu bestehen, die zwischen ihnen nur leerer Schall sein konnten.

„Ich will annehmen, daß Du hiermit der Form genügt hast. — Bitte, setze Dich."

‚Jetzt kommt ein regelrechtes Verhör,' dachte Rik und folgte der väterlichen Aufforderung mit Zähneknirschen. Aber er irrte sich.

Hinrik Gehrts nahm ihm gegenüber Platz und sah ihn wieder sekundenlang schweigend und prüfend an. Rik wagte nicht die Augen aufzuschlagen. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Hinrik Gehrts begann: „Ich habe nicht die Absicht, nach den Gründen Deiner Handlungsweise zu fragen, weil ich sie kenne; noch Dir Vorwürfe zu machen — denn das ist zwecklos. Ich will Dich auch nicht ausforschen über das, was Du drüben getrieben hast, denn es gelüstet mich gar nicht, es zu erfahren. Sondern ich wünsche zu wissen, was für Absichten Dich hierher getrieben haben, wie lange Du hier zu bleiben und was Du nachher zu tun gedenkst. Du wirst mir, denke ich, das Recht darauf zugestehen."

Die kalte Überlegenheit all dieser Worte reizte Rik aufs äußerste. Ein förmlicher Haß gegen seinen Vater erhob sich in ihm und gab ihm den schwindenden Mut zurück, als hochfahrenden Trotz.

„Gewiß gestehe ich Dir dieses Recht zu," sagte er und versuchte seinen Vater anzusehen. Er ertrug es aber nicht und sah starr an ihm vorbei zum Fenster hinaus.

„Ich bin zurückgekommen, weil ich es drüben satt hatte," begann er, bemüht seinen Worten einen möglichst leichten Ton zu geben, „und weil es da nichts gab, was mich vorderhand hätte fesseln können. Wie lange ich hier bleibe, hängt weniger von mir ab, als von Deiner Geneigtheit, mir meine Absichten zu ermöglichen."

Hinrik Gehrts war jetzt vollkommen ruhig, kalt und fühllos. Er saß seinem Sohne gegenüber wie einem Fremden.

„Und was sind das für Absichten?" fragte er.

Rik brauchte doch einige Augenblicke, um sich zu sammeln, ehe er antwortete: „Ich muß im nächsten Jahr meiner Militärpflicht genügen. Ich kann mich eben so gut schon jetzt dazu melden. Meine Schulzeugnisse würden genügen. Es liegt mir natürlich daran, möglichst weit von hier fortzukommen. Am liebsten in die Hauptstadt —"

„Weil es dort am amüsantesten ist," unterbrach Hinrik.

„Wie Du willst," antwortete Rik achselzuckend. „Ich sehe auch nicht ein, warum man sich das Leben unnötig ernst und schwer machen soll. Kurz und gut, ich möchte mich bei den Jägern melden und erbitte Deine Genehmigung dazu."

Hinrik Gehrts war einigermaßen überrascht von der Klarheit und Bestimmtheit, mit der sein Sohn ihm seine keineswegs bescheidenen Zukunftspläne entwickelte. Er hatte nichts dagegen, ihm deren Verwirklichung zu ermöglichen. Er war fest überzeugt, daß er es weder in diesem noch in irgendeinem andern Beruf zu etwas bringen würde. Es war also an sich gleichgültig, welchen man ihn ergreifen ließ.

„Ich will Deinen Wünschen nichts in den Weg legen," sagte er nach kurzem Überlegen, „Du wirst aber von mir nicht erwarten, daß ich zur Erfüllung derselben mehr tue, als unbedingt nötig ist. Du

hast bis jetzt allein fertig werden wollen — Du wirst also auch weiter allein fertig werden müssen, so weit Du das ohne mich kannst."

Rik war überrascht, seinen Vater so bereit zu finden. Er hatte sich auf ganz andere Dinge gefaßt gemacht — auf Stürme und Szenen, auf Härte und Widerstand. Ein Gefühl der Beschämung wallte unwillkürlich in ihm auf, er unterdrückte es aber mit der trotzigkalten Erwägung, daß diese Bereitwilligkeit ja nur dem Wunsche entstamme, ihn möglichst bald wieder los zu werden.

„Und nun noch ein Wort mit Bezug auf Deinen Aufenthalt im Elternhause," hub Hinrik Gehrts nochmals an. „Du kannst natürlich bleiben, so lange Du willst. Aber ich erwarte von Dir, daß Du uns diese Zeit erleichterst durch ein kindliches und bescheidenes Benehmen, daß Du vor allem Deiner Mutter die schuldige Ehrerbietung erweist. Deine Mutter liebt Dich mehr, als Du weißt und zu würdigen verstehst, und mehr als Du es verdienst. Ihre Liebe ist Dir nachgegangen Tag und Nacht mit Tränen und Sorgen. Sie ist an Dir alt und krank geworden. Sie hat trotzdem nicht aufgehört, an Dich zu glauben und für Dich zu hoffen. Ich erwarte von Dir, daß Du ihre große Liebe nicht mit Undank lohnst und ihre letzten Hoffnungen nicht zuschanden machst — sei es auch nur in der Form, daß Du einen frommen Trug aufrecht erhalten hilfst, wenn Du für solche Gebote der Pietät überhaupt noch Sinn und Gefühl hast. Mit dem Moment, wo Deine Anwesenheit Deiner Mutter Kummer und Aufregung schafft, bist Du vor die Tür gesetzt. Das merke Dir, und danach richte Dich. — Ich —" schloß er, und seine Brust dehnte sich wie eine Abwehr gegen eine schwere Last, die darauf drückte, „ich werde es Dir nicht erschweren, diese einzige Forderung, die ich an Dich stelle, zu erfüllen. Ich werde die Grenzen zu respektieren wissen, die Du zwischen Dir und mir gezogen hast" —

Er schwieg. Rik fühlte, daß sie einander nichts mehr zu sagen hatten. Er stand auf, machte seinem Vater eine formvollendete Verbeugung und verließ das Zimmer.

Hinter der Tür prallte er mit Jerta zusammen. Sie hatte gehorcht. Sie machte nicht einmal den Versuch, es vor ihm zu leugnen. Sie ergriff seinen Arm und zog ihn hinter sich her zum Hause hinaus in den Garten.

„Ich habe mich so geängstigt, Rik! Gott sei Dank, daß Ihr in Frieden auseinander gekommen seid!"

„In Frieden!" höhnte Rik, bei dem die heiße Empörung die Oberhand gewann, sobald mit der Gegenwart des Vaters das lähmende Furchtgefühl von ihm genommen worden war. „Ich finde, es war eher eine regelrechte Kriegserklärung."

„Ach, Rik! Du kannst es ihm doch nicht verdenken — Du hast ihn doch zu tief gekränkt!"

„Er hat mich dazu getrieben. Übrigens hat es gar keinen Zweck, darüber zu reden."

„Doch Rik, wir müssen uns aussprechen! Ich kann sonst nicht so neben Dir hinleben!"

Er hatte sich gefürchtet vor solcher Aussprache, obwohl er wußte, daß sie unvermeidlich sein würde. Er sträubte sich auch nicht mehr dagegen. Wenn es doch sein mußte — nun, dann hatte man es wenigstens hinter sich.

Und nachdem sie einmal das Eis gebrochen und den Anfang gefunden hatte, wollten ihre Fragen und Klagen kein Ende nehmen. Er behandelte sie wie ein schwaches Kind, dem man nur mitteilt, was man für gut findet, und dessen Sorgen und Kümmernisse man mit überlegener Sicherheit hinwegtröstet. Er verletzte sie nicht gerade — aber es war kein einziger echter, warmer Ton in allem, was er sagte, womit er sich rechtfertigte, womit er sie vertröstete. Er hatte sich von ihnen getrennt und hatte nicht die Absicht, sich wieder mit ihnen zu vereinigen. Sein ganzes Streben ging nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Er war nur heimgekehrt, um seine Zwecke zu erreichen, weil er eingesehen hatte, daß es nicht so leicht war, auf eigenen Füßen zu stehen, wie er sich das gedacht hatte. Sie sollten ihm eine Stellung verschaffen, wie sie ihm paßte — und dann sollten sie ihn in Frieden lassen.

Jerta ward sich über das alles nicht so schnell klar, wie Hinrik sich darüber klar geworden war. Sie empfand nur dumpf mit bohrendem Herzweh, daß er sie abermals enttäuscht hatte, schrecklicher und demütigender als bisher.

Aber sie liebte ihn trotz alledem. Sie

Im Westen



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

An Amerikas hohen Schulen.

Erinnerungen und Gedanken gelegentlich des geplanten Professorenaustauschs zwischen Deutschland und Amerika. Von Prof. Dr. Georg Steindorff-Leipzig.



Als ich im Vorfrühling 1904 auf einer Vortragsreise durch die Vereinigten Staaten nach Boston und seiner Schwesterstadt Cambridge in Massachusetts kam, hatte ich die Freude, die Bekanntschaft eines deutschen Kollegen, des Kunst- und Kulturhistorikers Kuno Francke von der Harvard-Universität zu machen. Mit Stolz zeigte er mir das wenige Monate vorher eröffnete „Germanische Museum", eine kleine, aber mit feinstem Geschmack zusammengestellte Sammlung von Nachbildungen größerer und kleinerer Kunstwerke des deutschen Mittelalters und der Renaissance. Durch Franckes eigene Initiative geschaffen, von der Gunst deutscher Fürsten, namentlich Kaiser Wilhelms II. reichlich unterstützt, soll das Museum die Kulturbedeutung der germanischen Völker den Amerikanern und namentlich den Deutschen drüben vor Augen führen und dazu beitragen, die Bande zwischen alter und neuer Heimat, zwischen der historisch allmählich entstandenen Kultur der germanischen Mutterländer und der schnell und frisch aufschießenden der Neuen Welt enger zu gestalten.

Freilich sah der Harvarder Kollege wohl ein, daß das kleine Museum, selbst an der größten und vornehmsten Universität der Vereinigten Staaten, dem gedachten Zwecke nur unvollkommen dienen könnte. Und so hatte er noch einen zweiten, viel weiter greifenden Plan ersonnen, um die von ihm so sehr ersehnte Gemeinsamkeit amerikanischer und deutscher Wissenschaft zu bewirken: deutsche und amerikanische Universitätslehrer sollten auf Semester ihre Plätze tauschen und an den fremden Hochschulen ihre Fächer in den ihnen geläufigen Formen und Methoden vertreten. Dabei sollte weniger Gewicht auf systematische Vorlesungen, als vielmehr auf seminaristische Übungen gelegt werden.

Diesen Plan hatte Francke schon bei dem preußischen Kultusministerium vertreten und ihn gelegentlich einer Audienz auch dem deutschen Kaiser vorgetragen. An beiden Stellen war er auf fruchtbaren Boden gefallen. Auch der feinsinnige Präsident der Harvard-Universität Charles W. Eliot hatte ihn mit warmem Interesse aufgenommen und ging bei einem Besuche, den ich ihm abstattete, eingehend auf die Möglichkeit eines solchen Professorenaustausches ein. Mir selbst schien das Projekt sehr der Erwägung wert, wenn ich mir auch keinesfalls die Schwierigkeiten verhehlte, die sich einer Verwirklichung entgegen stellen würden.

Monatelang hörte ich nichts wieder von Franckes Plänen. Da kam der Stein von neuem ins Rollen. Bei einem der üblichen Neujahrsempfänge, am Jahresanfang 1905, sprach sich der Kaiser in entschiedenen Worten dem amerikanischen Botschafter gegenüber für einen Professorenaustausch zwischen Deutschland und Amerika aus und schlug vor, daß zeitweilig deutsche Hochschullehrer an amerikanischen Universitäten Vorträge halten möchten und umgekehrt amerikanische Gelehrte auf den Kathedern unserer Universitäten als Gäste erscheinen sollten.

Der kaiserliche Vorschlag, der zweifellos Franckes Anregungen seine Entstehung verdankt, hat in der Presse eine eingehende Erörterung gefunden, und erfahrene Universitätslehrer, die auch mit den Verhältnissen der amerikanischen Hochschulen vertraut sind, haben vorurteilslos das Für und Wider des Austausches besprochen. Mit Recht hat man hervorgehoben, daß von einer vollständigen Stellvertretung des deutschen Lehrers durch den amerikanischen und umgekehrt kaum die Rede sein könne. Sie scheitern schon äußerlich an der Schwierigkeit der verschiedenen Sprache. Gewiß gibt es unter den deutschen Professoren gar manche, die das Englische wie ihre Muttersprache beherrschen und wohl imstande sind, jenseits des Ozeans Vorlesungen in dem fremden Idiom zu halten. Aber allzu groß ist diese Zahl gewiß nicht, und ob dazu gerade diejenigen Gelehrten gehören, auf deren akademische Lehrtätigkeit man drüben besonderes Gewicht legt, scheint mir recht fraglich zu sein. Nun könnten ja aber die ausgetauschten Herren in ihrer Muttersprache lehren. Gesetzt dies geschähe, wieviel deutsche Studenten sind wohl des Englischen so mächtig, daß sie imstande wären, mit Nutzen einer englisch gehaltenen Vorlesung über Psychologie oder eine mathematische Disziplin zu folgen? Und mit den amerikanischen Studenten steht es nicht viel besser; höchstens eine beschränkte Anzahl von Deutsch-Amerikanern, einige Germanisten und Literarhistoriker würden wohl aus einer in deutscher Sprache gehaltenen

Vorlesung über ihr Fach etwas Ersprießliches lernen. Ich habe mir erzählen lassen, daß, als ein berühmter Archäologe vor einigen Jahren mehrere Vorträge über seine Ausgrabungen hielt, nur wenige Hörer den vollen Inhalt seiner Reden verstanden haben.

Eine weitere Schwierigkeit bietet die Verschiedenheit der Organisation der amerikanischen Colleges und Universitäten und deutschen Hochschulen und ihres Studienganges. Der amerikanische Student bezieht das College oder, wie man neuerdings auch vielfach sagt, die Universität, in weit früherem Alter, mit anderer Vorbildung und meist auch in ganz anderer Absicht, als sein deutscher Kommilitone. Gewöhnlich ist der amerikanische Fuchs, der „freshman“, durchschnittlich nicht älter als 17 Jahre; seine Bildung, die er sich auf einer high-school, einer Art höheren Bürgerschule, angeeignet hat, entspricht etwa der eines deutschen Unterprimaners, — im besten Falle. Denn viele Colleges stellen weit geringere Ansprüche an die wissenschaftliche Vorbildung ihrer Zöglinge und sind auch mit dem Wissen von Tertianern zufrieden. Auf dem College sind nun die jugendlichen Studenten in der Wahl ihrer Vorlesungen ziemlich frei und können sich den Lehrstoff nach ihren persönlichen Neigungen und Fähigkeiten auswählen; doch müssen sie wenigstens eine bestimmte Anzahl von Kollegien belegen. Alle halben Jahre finden Examina statt, durch die der Student nachweisen muß, daß er seine Vorlesungen mit Erfolg gehört und auch zu Hause fleißig gearbeitet hat.

Nach vierjährigem Studium, wenn für eine bestimmte Anzahl von Vorlesungen die Prüfungen bestanden sind, erhält der Student seinen „degree“, seinen Grad, er wird A. B., d. h. „bachelor of Arts“.

Die Vorlesungen gehen meist darauf aus, den jungen Leuten eine allgemeine Bildung in klassischen und modernen Sprachen, Literatur, Geschichte, Mathematik, Naturwissenschaften, Philosophie zu verschaffen, die „Gentleman-Bildung“, wie sie Hugo Münsterberg in seinem ausgezeichneten Buche über „Die Amerikaner“ genannt hat.

Damit begnügen sich freilich die strebsameren Studenten nicht; sie treiben neben den Bildungsstudien auch Fachstudien, naturwissenschaftliche, etwa Physik, Chemie, Botanik oder Zoologie, philologische, philosophische, historische u. a. m. Daß sie freilich in diese Spezialgebiete in der verhältnismäßig kurzen Zeit nicht allzu weit eindringen, liegt auf der Hand. Immerhin bedeutet der A. B. der besseren Colleges mehr als unser Abiturienten-Examen, allerdings aber auch weniger als unser Dr. phil. Im allgemeinen wird man sagen können, daß der A. B., der Graduierte eines amerikanischen College, etwa auf dem wissenschaftlichen Standpunkte steht, den ein deutscher Student im 2.—3. Semester einnimmt, vorausgesetzt natürlich, daß dieser seine Fuchssemester nicht verbummelt hat.

Von den „Graduierten“ wendet sich nun die größere Zahl geschäftlichen Berufen zu; verhältnismäßig wenige bleiben auf der Universität und setzen ihre wissenschaftlichen Arbeiten fort, um später einen gelehrten Beruf zu ergreifen. Der Theologe geht jetzt auf die „divinity school“, der künftige Arzt sucht seine Ausbildung auf der „medical school“, der Jurist auf der „law school“ zu vervollständigen.

Eine besondere „philosophische“ oder „naturwissenschaftliche Fakultät“, eine „Fachschule für die spezialistische kritische Wissenschaft mit dem Schwerpunkt auf Seminarien, Laboratorien und Kollegien für Vorgeschrittene“ existiert in solcher Geschlossenheit wie bei uns in Amerika nicht. Einen Ersatz dafür bietet die „graduate school“, die von ihren Studenten den „degree“ verlangt; ihr Ziel ist selbständige wissenschaftliche Forscherarbeit, ihr Lohn der Dr. phil. Höhere Ausbildung in den technischen Fächern wird auf zahlreichen technischen Hochschulen, deren bedeutendste und besuchteste wohl die Bostoner ist, erzielt. Wenn wir also von amerikanischen Studenten der Wissenschaften reden, werden wir wohl immer die „Graduierten“, die Besucher der Fachinstitute vor Augen haben müssen, nicht die gewöhnlichen College-Studenten. An dieses, von unserem recht verschiedene — ein Werturteil will ich nicht abgeben — Studentenmaterial wird sich nun der deutsche Professor, der künftig einmal mit seinem amerikanischen Fachkollegen den Platz tauschen soll, zu halten haben. Leicht wird es ihm dabei gewiß nicht werden, seinen neuen Studenten gegenüber den richtigen wissenschaftlichen Standpunkt einzunehmen, in den Fachvorlesungen nicht zu viel und nicht zu wenig zu bieten.

Am allerschwierigsten liegen wohl die Verhältnisse in der „law school“ bei der Juristenfakultät. Ein einheitliches amerikanisches Recht existiert nicht; der amerikanische Student hat die einzelnen Gesetze, die noch dazu in den verschiedenen Staaten verschieden sind, zu studieren und sich an einer Menge von praktischen Fällen, von Gerichtsentscheidungen usw. zu schulen. Im Harvard-College ist der juristische Studiengang dreijährig, und jedes Jahr hat seine vorgeschriebenen Kollegien. Ins erste Jahr fallen (ich folge dabei Münsterbergs Angaben) Kontraktrecht, Strafrecht, Eigentumsrecht und Zivilprozeß, die aber alle zugleich theoretisch und praktisch nach dem „Fallsystem“ behandelt werden.

Ich habe hier zunächst immer die Schwierigkeiten im Auge gehabt, die deutsche Hochschullehrer auf den amerikanischen Universitäten finden werden; daß diejenigen, denen die Amerikaner bei uns begegnen, nicht minder groß sind, braucht wohl nicht noch besonders angeführt zu werden.

Dazu kommen noch manche andere Hindernisse: ein großer Teil unserer Professoren hat zugleich seinen Sitz in den verschiedenen Prüfungskommissionen für das Staatsexamen. Wie soll da eine Stellvertretung beschafft werden, wenn der betreffende Examinator jenseits des großen Wassers weilt? An den größeren Hochschulen, etwa in Berlin, München oder Leipzig, mag das noch gehen; da wird leicht ein Kollege für ein oder zwei Semester den abwesenden Examinator vertreten können, wenn ihm auch dadurch eine ganz beträchtliche Arbeitslast aufgebürdet wird. Aber an kleineren Universitäten, wo nur ein

Vertreter des Faches, z. B. für Germanistik, für romanische Sprachen, für Physik, für Zivilprozeß usw. vorhanden ist und an denen vielleicht nicht einmal ein außerordentlicher Professor oder Privatdozent als Platzhalter eintreten kann, sind diese Schwierigkeiten viel größer und nur mit großer Mühe und nicht ohne erhebliche Kosten für den Staat zu überwinden. Da fragt es sich wohl, ob der Nutzen, der durch den geplanten Professorenaustausch gestiftet werden soll, nicht durch etwaige Nachteile für die Studenten und die Examenkandidaten ganz illusorisch gemacht wird.

Alle diese Schwierigkeiten, die durch die eigenartigen Universitätsverhältnisse, die Unterrichtsmethoden, die Ersetzung der Beurlaubten hervorgerufen werden, scheint man auch in der preußischen Unterrichtsverwaltung wohl erkannt zu haben. Und so hat man sich, wenn wir den Zeitungsberichten trauen dürfen, vorläufig darauf beschränkt, den Kuno Franckeschen, vom Kaiser vertretenen Plan des Professorenaustausches in bescheideneren Grenzen und in kleinerem Maße zur Ausführung zu bringen; man will, daß nur Lehrer der beiden größten Hochschulen der beiden Länder, der Berliner Universität und des Harvard-College in Cambridge (Massachusetts), nach Amerika bezw. Deutschland kommen und etwa für ein Semester im fremden Lande ihre Wissenschaft lehren und mit den stammverwandten Kollegen hüben und drüben in näheren Verkehr treten sollen.

Auf diesem einfachen Wege geht freilich mancherlei von dem ursprünglichen Projekte verloren. Daß von einem vollkommenen Austausche von Professoren nicht die Rede sein kann, in dem Sinne, daß mehrere deutsche und amerikanische Hochschullehrer einfach ihre Plätze tauschen und einer für den anderen eintritt, wird schon aus meinen kurzen, allgemeinen Darlegungen hervorgehen. Aber mehr ließe sich doch ohne Schwierigkeit und ohne erhebliche Geldkosten erreichen: erstens durch Vortragszyklen und zweitens durch seminaristische oder praktische Übungskurse.

Was zunächst die letzteren betrifft, so könnten ohne weiteres und ohne Störung des regelmäßigen Unterrichts alljährlich mehrere jüngere Dozenten, entweder Privatdozenten oder außerordentliche Professoren, die schon einige Lehrerfahrung besitzen und wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen haben, nach Amerika auf Staatskosten entsendet werden, um jeder an einer oder auch an zwei Universitäten einen Seminar- oder Laboratoriumkursus abzuhalten oder eine bestimmte Disziplin, die an der Universität noch nicht vertreten ist, neu einzuführen. Mir ist beispielsweise bekannt, daß an der durch ihre wissenschaftliche Forschungsarbeit an erster Stelle stehende Johns Hopkins Universität von Baltimore die Einrichtung eines historischen Seminars, besonders für mittelalterliche und neuere Geschichte dringend gewünscht wurde. Da nun in Baltimore selbst eine hierfür geeignete Lehrkraft fehlte, so trat man mit dem Historiker (einem außerordentlichen Professor) einer kleineren deutschen Universität in Verbindung. Er wurde zunächst für ein Jahr verpflichtet, an der amerikanischen Hochschule Seminarübungen zu leiten und im Anschluß daran auch Vorlesungen zu halten und dadurch die zu gründende Arbeitsstelle vorzubereiten. — Ähnliches ließe sich überall auf den verschiedenen Gebieten wiederholen, und daß auch amerikanische Dozenten in Deutschland nicht minder dankbare Aufgaben erfüllen könnten, etwa in medizinischen Kursen, nationalökonomischen Übungen u. a. m., wird kaum jemand leugnen.

Neben diesen praktischen Übungen müßten nun noch größere Vorlesungen von wissenschaftlich angesehenen Professoren veranstaltet werden. Nicht Einzelvorträge, in denen der Vortragende eine Stunde lang, wie ein Musiker oder eine Sängerin, auf dem Rednerpult seine Zuhörer in mehr oder minder kurzweiliger Rede unterhält, sondern Zyklen von etwa 10—12 Vorlesungen, in denen die Ergebnisse gewisser Disziplinen kritisch etwa in ähnlicher Form, wie in einem einstündigen „Publicum" auf einer deutschen Universität darzustellen wären. Eine solche Vortragsreihe würde etwa drei Wochen in Anspruch nehmen, bei vier Stunden in der Woche. Und ein Dozent, der etwa auf 5—6 Monate nach Amerika oder Deutschland käme, könnte in dieser Zeit etwa sechs oder noch mehr derartige „Publica" an verschiedenen Hochschulen abhalten. Voraussetzung wäre da freilich, daß die Vorlesungen nicht in der eigenen, sondern in der fremden Sprache gehalten würden, daß also der Amerikaner in Deutschland deutsch, der Deutsche in Amerika englisch redete.

Derartige Vortragszyklen, allerdings in etwas kleinerem Maßstabe, nur 5—6 Vorträge umfassend, werden in Amerika schon seit einer längeren Reihe von Jahren durch das „Komitee für Vorlesungen über Religionsgeschichte" veranstaltet. Diese Vereinigung ist im Jahre 1892 organisiert worden zu dem Zwecke, populäre Kurse über Religionsgeschichte jährlich von europäischen und amerikanischen Gelehrten in verschiedenen Städten, wie Baltimore, Boston, Brooklyn, Chicago, New York, Philadelphia usw. halten zu lassen. Zuerst wurde im Winter 1894—1895 der Londoner Gelehrte Rhys-Davids berufen, um über die Geschichte und Literatur des Buddhismus zu sprechen; ihm folgte im Winter 1897—1898 der bekannte Oxforder Theologe T. K. Cheyne, der das religiöse Leben der Juden nach dem Exil behandelte; im nächsten Jahre hielt der deutsche Gelehrte Prof. Karl Budde (jetzt in Marburg) Vorträge über die Religion Israels bis zum Exil. Ich selbst habe im letzten Winter auf Einladung des Komitees in mehreren Städten Vortragszyklen über „die Religion der alten Ägypter" absolviert.

Da meines Erachtens in der Abhaltung solcher allgemeinen Kurse neben mehr speziellen wissenschaftlichen Übungen der Schwerpunkt bei dem Professorenaustausch zu liegen hätte, so möchte ich hier noch ein wenig von meinen persönlichen Erfahrungen sprechen, die ich auf jener Vortragsreise gemacht habe, von der Organisation der Zyklen, dem Publikum, das mir zuhörte, und den Stätten, die ich zu besuchen Gelegenheit hatte. Die besondere praktische Erfahrung ist hier vielleicht lehrreicher, als lange theoretische Betrachtungen über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit,

den Erfolg oder Mißerfolg derartiger populärwissenschaftlicher Veranstaltungen auf fremdem Boden.

Fast zwei Jahre vor dem geplanten Termine hatte das amerikanische Komitee, an dessen Spitze jetzt der Semitist Dr. Jastrow, Professor an der Universität in Philadelphia, steht, die Einladung an mich ergehen lassen, so daß also reichliche Zeit blieb, meine mangelhaften Kenntnisse der englischen Sprache aufzubessern und in Ruhe die Vorträge vorzubereiten. Ich habe sie deutsch ausgearbeitet und dann von einem gewandten englischen Gelehrten übersetzen lassen; dieser hat sich seiner Aufgabe so geschickt entledigt, daß selbst feinfühlige Stilisten nicht merkten, daß die englische Fassung auf einem deutschen Manuskript beruhte. Mir wurde aufgegeben, je eine Reihe von fünf Vorlesungen an nicht weniger als acht Stätten zu halten, und zwar im Verlaufe von knapp zwei Monaten; dazu kamen in Boston noch drei Extravorträge.

Das war keine leichte Aufgabe, und solche Strapazen, wie ich sie in den ersten drei Wochen zu bestehen hatte, ließen sich nicht jedermann, besonders nicht älteren Herren zumuten. Die Schuld daran ist aber nicht dem Vorsitzenden des Komitees oder allgemeinen amerikanischen Verhältnissen zuzuschreiben, sondern lediglich mir selbst. Ich mochte meine Wintervorlesungen in Deutschland nicht vor Ende Januar abbrechen, konnte also nicht vor Mitte Februar auf dem amerikanischen Schauplatze eintreffen, und später als bis Anfang April ließen sich auf den meisten Hochschulen des amerikanischen Ostens solche Extravorlesungen wegen der Schlußexamina nicht einrichten. So mußten also wohl oder übel die 43 Vorträge, zu denen ich mich verpflichtet hatte, in einen recht knappen zeitlichen Rahmen eingepaßt werden.

Die Unbequemlichkeiten wurden dadurch noch etwas vermehrt, daß ich beispielsweise in Boston wöchentlich nur dreimal, an der Yale-Universität in New Haven nur zweimal und in Brooklyn gar nur einmal, an jedem Freitag, sprechen konnte. So war ich gezwungen, im Anfang meiner Rednerfahrt von einer Stadt zur andern zu reisen, was selbst auf den vorzüglich eingerichteten und mit Recht berühmten amerikanischen Eisenbahnen besonders in den strengen Wintermonaten kein besonderes Vergnügen ist, und mußte heute hier, morgen da die „Platform“ besteigen.

Am 13. Februar war ich mit zweitägiger Verspätung in New York gelandet; am Morgen des 15., einem Montag, dampfte ich nach Boston weiter und hielt am Abend desselben Tages vor den Hörern des Lowell-Instituts in Huntington-Hall, dem großen Saale der Bostoner Technischen Hochschule, meinen ersten englischen Vortrag.

Das Lowell-Institut ist die älteste und angesehenste Volkshochschule der Vereinigten Staaten. Sie ist von einem, einer alten Bostoner Familie angehörigen Großkaufmann John Lowell jun. begründet worden; er setzte testamentarisch eine Summe von 250000 Dollars (mittlerweile hat sie sich mehr als verdoppelt) aus, von deren Zinsen öffentliche Vorlesungen für seine Mitbürger veranstaltet werden sollten. Die Stiftung sollte, um die Verwaltung möglichst einfach zu gestalten, nur von einem Aufsichtsrate, wenn irgend möglich einem Mitgliede der Familie Lowell, verwaltet werden; in seiner Hand liegt die vollständige finanzielle und geistige Leitung der Vorträge; er erwählt sich nur noch einen „Kurator“, dem die Erledigung der praktischen Geschäfte obliegt. Gegenwärtig ist wieder ein Lowell, Abbott Lawrence, Professor an der Harvard-Universität, Verwalter, während ihm der Professor der Biologie an der Bostoner Hochschule, William Thompson Sedgwick, als Kurator zur Seite steht.

Wenige Jahre nach dem Tode des Stifters, der in Bombay am 4. März 1836 auf einer Weltreise starb, am 31. Januar 1839 trat das Lowell-Institut in Tätigkeit. Bereits im ersten Jahre wurden nicht weniger als 52 Vorträge gehalten; im Winter 1897—1898 war deren Zahl auf 95 gewachsen. Bei der Auswahl der Themen für die einzelnen Zyklen wird auf die Naturwissenschaften ebensoviel Gewicht wie auf die Geisteswissenschaften gelegt; Vorlesungen aus dem Gebiete der Chemie, Botanik, Physik wechseln mit literargeschichtlichen, philosophischen, religionsgeschichtlichen usw. Wer die langen Listen der Lowell-Vorlesungen, die innerhalb der letzten 65 Jahre in Boston gehalten worden sind, durchblättert, dem entrollt sich ein Bild des geistigen Lebens in der Hauptstadt Neuenglands, das für uns etwas Überraschendes und auch Beschämendes hat. Durch die weise Großtat eines Bürgers ist Boston mit einem Institute beschenkt worden, dem sich weder in der Alten noch in der Neuen Welt ein anderes an die Seite stellen kann. Was die Volkshochschul-Bewegung, die University-Extension, jetzt allenthalben mit mehr oder weniger Geschick erstrebt, hat John Lowell schon vor zwei Menschenaltern erreicht: der breiten Masse der Gebildeten und nach Bildung Strebenden eine Stätte zu schaffen, an der ihnen in wissenschaftlicher, aber faßlicher Form, die Ergebnisse der Forschung vorgeführt werden.

Etwa 500 Personen, Männer und Frauen, hatte ich als meine Zuhörer, und ich muß sagen, daß ich selten ein so gebildetes, aufmerksames und dankbares Auditorium gehabt habe. Das will um so mehr sagen, als ja schließlich das von mir vorgetragene Thema, das die ägyptische Zivilisation und Religion behandelte, einem größeren Publikum ferner liegt und nicht auf ein so allgemeines Interesse, wie etwa ein Zyklus über „Shakespeare“ oder philosophische Fragen rechnen kann.

An der Harvard-Universität, in der Schwesterstadt Bostons, in Cambridge, habe ich keine Vorlesungen gehalten. Doch habe ich wiederholt dieser ältesten und angesehensten Hochschule der Vereinigten Staaten Besuche abgestattet und bin zu den deutschen Kollegen, Kuno Francke, dem Psychologen Hugo Münsterberg, dem Historiker v. Jagemann, wie auch zu den amerikanischen Fachgenossen in Beziehungen getreten. Von dem Leben der Harvarder Studenten habe ich nur wenig zu sehen bekommen.

Mit Recht gilt Harvard als die Universität

des reichen Mannes; Hunderte von jungen Leuten leben dort, nach dem kompetenten Urteile Münsterbergs, in einem Luxus, an den ein deutscher Korpsstudent nicht denken würde. Ich selbst habe Studentenhäuser gesehen, die großen Schlössern glichen, mit Säulenhallen, Marmortreppen, üppigen Speisesälen, und die an Pracht den vornehmen New Yorker Klubs kaum etwas nachgaben. Daneben stehen freilich noch die alten schlichten „Dormitories", die gemeinsamen, klosterartigen Wohnhäuser, in denen meist die minder vom Glück gesegneten Studenten hausen, sofern nicht auch sie in einfacheren Privathäusern ihre Unterkunft haben. Leider macht sich seit einigen Jahren in Harvard mehr als anderswo der Gegensatz zwischen Reich und Arm in dem ganzen College-Leben geltend und droht fast zu einer sozialen Gefahr zu werden, der man freilich von seiten der Professoren mit allen Kräften entgegen zu arbeiten trachtet.

In den Wochen, wo ich in Boston meine Vorträge hielt, habe ich abwechselnd auch in New Haven und in Brooklyn gelesen. New Haven ist die Stätte der zweitältesten amerikanischen Hochschule, der Yale Universität, die im Jahre 1700 gegründet, vor kurzem ihr zweihundertjähriges Jubiläum gefeiert hat. Von alters her besteht zwischen Yale und Harvard eine starke Rivalität und auch ein gewisser Gegensatz. Yale galt immer und gilt vielfach auch noch heute als die orthodoxe Hochschule gegenüber dem mehr freisinnigen Harvard; New Haven war der demokratische Platz gegenüber dem mehr aristokratischen Cambridge. An Studentenzahl steht Yale weit hinter Harvard zurück; während hier etwa 6000 studieren, beziffern sie sich dort auf noch nicht 3000. Wenn auch zur Zeit meines Aufenthaltes die berühmten Ulmen New Havens laublos standen, wenn auch der weite „Campus", um den sich die wichtigsten Universitätsgebäude gruppieren, von Schnee und Eis bedeckt war, so hat mir doch Yale einen überaus anmutigen Eindruck gemacht und schien mir viel behaglicher, als das größere, ausgedehntere Harvard. Möglich, daß auch dieses im grünen Sommerkleide mit seinen Parks und Wiesen ein anderes Bild gewähren würde, als damals im Februar in einem fast sibirischen Winter.

Das Auditorium in Yale, das sich teils aus Mitgliedern der Universität, Professoren und Studenten, teils aus Herren und Damen anderer Kreise zusammensetzte, war, wie nicht anders zu erwarten war, viel kleiner als im Lowell-Institut in Boston. Reizende Stunden verlebte ich in Yale noch nach Beendigung der Vorlesungen in dem gemütlichen „Graduates-Club", in dem sich die Professoren und graduierten Studenten versammeln. Hier herrschte ein lustiger, kollegialer Verkehr, und oft saßen wir in der großen, künstlerisch geschmückten Halle bis nach Mitternacht plaudernd und auch pokulierend zusammen.

In Yale erlebte ich auch eine der jährlich stattfindenden Zusammenkünfte der Universitäts-Präsidenten, bei der mir zum ersten Male klar zum Bewußtsein kam, welch strengen Unterschied die amerikanischen Gelehrten selbst zwischen den verschiedenen Colleges und Universitäten ihres Landes machen. Nur die Präsidenten derjenigen Hochschulen, die wirklich wissenschaftliche Arbeitsstätten sind, nehmen an diesen Konferenzen teil: so die Vertreter von Harvard, Yale, dem Columbia-College in New York, der Johns-Hopkins-universität von Baltimore, der Universität von Pennsylvania in Philadelphia, der Cornell-Universität in Ithaca (im Staate New York), der Universitäten von Princeton und Chicago, der Staatsuniversität von Kalifornien, der Leland Stanford Universität in Palo Alto (Kalifornien) usw. Viele Anstalten, die den stolzen Namen Colleges oder Universitäten tragen, sind nicht vertreten und dadurch als jenen nicht gleichwertig anerkannt.

Wer also bei uns von amerikanischen Universitäten oder Colleges spricht und über sie sein Urteil abgibt, der sollte sich immer erst klar machen, welche amerikanische Universität er meint, und daß eine „Hochschule" — ich will keine Namen nennen — durchaus nicht der anderen gleicht.

Von den Erfahrungen, die ich in Brooklyn an dem „Institute für Kunst und Wissenschaften", einer großartig organisierten Anstalt, die ihren 7000 Mitgliedern in zahlreichen Klassen durch Vorträge, Lehrkurse, Sammlungen alle möglichen Kenntnisse zu vermitteln sucht, gemacht habe, möchte ich lieber schweigen. Das Publikum, zu dem ich zu sprechen hatte, war sehr, sehr klein; gewiß nicht mehr als 30—40 Personen, während hier sonst die Hörer sich auf hunderte zu beziffern pflegen. So habe ich auch von der Qualität dieser kleinen Schar keinen rechten Begriff gewonnen. Was an diesem schwachen Besuche schuld trug, vermag ich, der Brooklyner Verhältnisse unkundig, nicht zu ermessen; vielleicht hielten die eisige Kälte und die Schneetreiben, die an den ersten Abenden herrschten, manchen ab, den Vorlesungssaal aufzusuchen; vielleicht haben auch diese religionsgeschichtlichen Vorträge für das praktische Großstadtpublikum nicht genügendes Interesse. Wenigstens wurde mir gesagt, daß auch die früheren, von unserem Komitee dort veranstalteten Zyklen sich keines besonders großen Zuspruchs erfreut haben.

Anfang März waren die Vortragsserien in Boston und New Haven beendet, und es folgten nun zwei weitere, die ich an der Universität von Pennsylvanien in Philadelphia und an dem „Union Theological Seminary" in New York zu halten hatte. Von Boston verlegte ich jetzt mein Standquartier nach Philadelphia; von hier fuhr ich einen Tag um den andern zu den New Yorker Vorträgen „hinüber", eine Strecke von 90 Meilen, die der Schnellzug in wenig mehr als zwei Stunden zurücklegte, so daß die Strapaze keine allzu große war.

Das „Theologische Seminar" in New York zählt zu den angesehensten und wissenschaftlich am höchsten stehenden theologischen Schulen des Landes und ersetzt gleichsam die dem Columbia-College, der Hauptuniversität New Yorks, fehlende theologische Fakultät. Die Vorlesungen spielten sich hier fast im Rahmen akademischer Feierlichkeiten ab; sie wurden in der schönen gotischen Kapelle des Seminars abgehalten und

jedesmal durch Gebet eröffnet. Eingeladene Gäste, unter denen auch das weibliche Geschlecht stark vertreten war, und Studenten zählten zu den Hörern, ein ernstes und gebildetes Auditorium, das nicht bloß unterhalten sein wollte.

Ganz ähnlich war die Hörerschaft in Philadelphia, wo gerade für den alten Orient der Boden gut vorbereitet ist. Die orientalische Wissenschaft hat hier ihre Zentralstätte in dem großen Altertumsmuseum der Universität; in ihm sind die Funde der Expeditionen aufgestellt, die Philadelphia nach Babylon ausgesandt hat und die unter Anleitung des deutschen Keilschriftforschers Hilprecht in den Ruinen von Nippur glänzende Resultate erzielt haben. Auch eine reichhaltige ägyptische Sammlung ist vorhanden. Sie ist das Werk einer für die Kultur und Geschichte des Pharaonenreiches begeisterten Dame, Mrs. Stevenson, die auch sonst mit lebhaftem Eifer und großem Geschick durch öffentliche Vorträge und in einer kleinen morgenländischen Gesellschaft die Wissenschaft vom alten Orient zu verbreiten sucht.

Durch eine Zugversäumnis mußte ich leider auf den Besuch der schön gelegenen und in der wissenschaftlichen Welt sehr angesehenen Universität von Princeton (etwa halbwegs zwischen New York und Philadelphia) verzichten. Sie ist die drittälteste Hochschule Amerikas und die einzige größere Universität, die den Frauen die Pforten zur Wissenschaft verschließt. Für den mir hier entgangenen Mangel an Studentinnen wurde ich nun entschädigt durch den Besuch des Frauen-College von Bryn Mawr, das in der nächsten Nachbarschaft von Philadelphia auf dem Lande in einer reizenden Hügellandschaft gelegen ist. Hier widmen sich die jugendlichen Studentinnen (an Zahl etwa 450) mit völligem Ausschluß des männlichen Geschlechts der Wissenschaft; nur unter den Dozenten sind Männer vertreten, während der Präsidentenposten wiederum einer Dame vorbehalten ist. Das College umfaßt nur eine philosophische Fakultät und dürfte in seinen Leistungen etwa den Oberklassen eines Gymnasiums entsprechen; freilich ist auch hier den Fachstudien ein besonderer Raum gewährt.

Wer sich übrigens unter den amerikanischen Studentinnen bleichsüchtige, blaßwangige Blaustrümpfe vorstellt, die wie Nonnen innerhalb der Klostermauern ihres Colleges ein ernstes, nur den Wissenschaften geweihtes Dasein verleben, der befindet sich in einem großen Irrtum. Frische, blühende Mädchengestalten habe ich dort und anderswo unter den Studentinnen gefunden; heitere Lustigkeit herrschte in den Hallen und Auditorien, und was vielleicht bei manchen gelegentlich das Bücherstudium verderben könnte, wird durch Sport und Spiele, durch die ruhige Gleichmäßigkeit des Landlebens reichlich wieder gut gemacht. Dabei tun es an Eifer die Studentinnen ihren männlichen Kommilitonen gleich. Freilich hat sich auch drüben die Erfahrung bestätigt, die wir in Deutschland beim Frauenstudium gemacht haben: solange die Mädchen Vorlesungen hören und es sich nur darum handelt, das Vorgetragene aufzufassen, stehen sie in nichts hinter den Studenten zurück, übertreffen sie sogar oft an Fleiß. Sobald aber die selbständige wissenschaftliche Arbeit beginnt, lassen sie nach und werden bald von ihren männlichen Kameraden überflügelt. So ist auch in Amerika das Mädchen im College ausgezeichnet, in dem Fachstudium, auf der graduate school, aber meistens ungenügend. Einzelne Ausnahmen, wo auch Damen glänzende wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen haben, sprechen nicht gegen diese allgemeine Erfahrung von hüben und drüben.

Mit Absolvierung der beiden Kurse am New Yorker Predigerseminar und an der Universität Philadelphia lag der schwierigste Teil der Reise hinter mir; von nun an brauchte ich nicht mehr fast zu jeder Vorlesung von Ort zu Ort zu reisen; die nächstfolgenden Zyklen waren vielmehr so eingerichtet, daß ich eine Woche an einer Stelle blieb und hier an fünf aufeinander folgenden Tagen je eine Stunde zu lesen hatte, eine Einteilung, die auch künftige Dozenten in Amerika wählen sollten. So habe ich denn je eine Woche in Baltimore, in Meadville (im Staate Pennsylvanien) und endlich in Chicago zugebracht. Auf der ziemlich umständlichen Reise von Meadville nach dem Westen fand ich auch noch Zeit, mich in Buffalo aufzuhalten und an einem köstlichen Wintertage das eine der großen Naturwunder Amerikas, die damals von Eis starrenden, fast vergletscherten Niagarafälle, zu sehen.

Von allen amerikanischen Hochschulen ist die Johns-Hopkins Universität von Baltimore ihrem Charakter nach bei weitem die deutscheste. Schon äußerlich weicht sie von den übrigen College-Universitäten ab; ihre schlichten Gebäude bilden nicht, von der übrigen Welt abgeschlossen, ein eigenes Quartier, sondern liegen mitten in dem Geschäftsviertel der Stadt. Allerdings trägt man sich auch in Baltimore jetzt mit dem Gedanken, die Hochschule dem großstädtischen Getriebe zu entziehen und ihr außerhalb der Stadt, in einem landschaftlich reizvollen Gelände, ein neues Heim zu schaffen. Vor allem aber ist die Universität innerlich, gleich bei ihrer Gründung durch den Eisenbahnkönig Johns Hopkins im Jahre 1876, besonders durch das große Verdienst ihres ersten Präsidenten Gilman, nicht nach dem englisch-amerikanischen College-Betrieb eingerichtet, sondern der strengsten und höchsten wissenschaftlichen Forschung zugewendet worden. Man konzentrierte sich lediglich auf die medizinische und philosophische Fakultät und schuf Seminarien und Laboratorien, die hinter unseren deutschen in nichts zurückstehen und die — darüber besteht auch drüben selbst bei den Rivalen fast nirgends ein Zweifel — die amerikanische Wissenschaft auf eine stolze Höhe geführt haben. Auch die orientalischen Studien haben in einem von dem Deutschen Paul Haupt geleiteten Institut eine vorzügliche Pflegstätte gefunden, aus der bereits eine stattliche Zahl jüngerer Forscher hervorgegangen ist.

Jetzt steht an der Spitze von Johns Hopkins der berühmte Chemiker Ira Remsen, ein früherer Göttinger Student. Es muß den Deutschen mit Stolz erfüllen, wenn er sieht, wie viele von den amerikanischen Gelehrten ihre Studien bei uns zurückgelegt oder wenigstens nach ihrer Studienzeit ihre letzte wissenschaftliche Ausbildung an

deutschen Hochschulen gewonnen haben. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich ihre Zahl auf neun Zehntel angebe. Und mit welcher Verehrung, mit welch anhänglicher Liebe sprechen diese „alten Herren" von ihrer alma mater jenseits des großen Wassers!

Wir Deutsche, die wir als Studenten meist ein Wanderleben führen und nicht selten jedes Semester von einer Universität zur andern ziehen, hegen nur wenig verwandtschaftliches Gefühl für die Hochschulen, an der wir studiert, unsern „Doktor" oder unser Staatsexamen gemacht haben. Höchstens derjenige, der „aktiv" gewesen, einer Verbindung oder wissenschaftlichen Vereinigung angehört hat, bleibt als „alter Herr" mit den Stätten, wo er seine Universitätsjahre verlebt hat, noch verbunden. Ganz anders der Engländer und Amerikaner! Er verbringt mit Vorliebe seine ganze Collegezeit an ein und derselben Hochschule, er liebt seine Universität wirklich als „alma mater", er ist stolz auf sie und erweist ihr, wenn er etwa zu Reichtümern gekommen ist, seine Dankbarkeit durch ansehnliche Geschenke und Stiftungen. Und diese treue Anhänglichkeit an die Stätte ihrer Studien haben die jungen Amerikaner auch auf die deutschen Universitäten übertragen; wie oft höre ich einen sich „Goettingen-man" oder „Leipzig-man", d. h. „alten Herren von Göttingen oder Leipzig" nennen, und wenn er sich vielleicht gar von der betreffenden Hochschule seinen Doktorhut geholt hat, so fühlt er sich ganz und gar als ihr Sohn. In Klubs finden sich die ehemaligen Studenten zusammen, und in Baltimore existiert sogar ein „Verein ehemaliger Göttinger", in dem die alten Herren, die mehr als zwei Semester an der hannöverschen Landesuniversität studiert haben, sich gesellig vereinigen und Erinnerungen an die schöne Studienzeit austauschen.

Nach den ersten unruhigen Wochen meiner amerikanischen Reisezeit fand ich in dem anmutig gelegenen pennsylvanischen Städtchen Meadville eine kurze Erholung. Hier hatte ich meinen Zyklus in einem presbyterianischen Predigerseminar zu halten, einer kleinen Anstalt, an der etwa 40 Studenten von sechs Professoren unterrichtet werden. Sie bereiten sich hier für das geistliche Amt vor und treiben mehr praktische Studien als streng wissenschaftliche Arbeiten, nehmen aber alles, was ihnen an Wissenschaft geboten wird, mit Eifer und Dankbarkeit auf. Im College selbst wohnend, gewann ich mit den Studenten in wenigen Tagen Fühlung und habe mir viel von ihren Leiden und Freuden, von dem schweren Kampfe ums Dasein, den auch sie in ihrem geistlichen Berufe zu führen haben, erzählen lassen.

In Chicago fanden die eigentlichen, von dem Komitee arrangierten Vorträge ihr Ende. Fern von dem hastenden Getriebe dieser jüngsten Weltstadt, die selbst dem Yankee der Oststaaten als Typus des rohen Materialismus, als die Stätte des skrupellosesten Gelderwerbs gilt, ist hier im Verlaufe von nicht mehr als dreizehn Jahren eine große akademische Kolonie erstanden, in der die wissenschaftliche Arbeit von Jahr zu Jahr mehr Platz findet und auch immer steigende Würdigung erfährt. Staunenswert ist es, was hier das geniale Organisationstalent Präsident Harpers in der kurzen Zeit seit 1892 geschaffen hat, vor allem dadurch, daß er es verstand den Petroleumkönig Rockefeller für seine Pläne zu gewinnen und die Millionen dieses Herrn und anderer Chicagoer Geldmagnaten für wissenschaftliche Zwecke flüssig zu machen. Prächtig ausgestattete Laboratorien und Seminare, zoologische, botanische, physiologische Institute, ein Gebäude für die Juristenfakultät, ein sehenswerte Sammlungen bergendes orientalisches Museum, eine riesige Versammlungshalle für die Studenten, ein Studentenklub, geräumige Wohnhäuser für männliche und weibliche Studierende, eine Turnhalle, Druckerei, kurz nicht weniger als dreißig Gebäude, meist im Stile der englischen Gotik ausgeführt, bilden diese junge Gelehrtenstadt. Und jedes neue Jahr läßt hier Neues entstehen.

Gewiß mag hier an innerer Reife noch nicht alles der äußeren Pracht entsprechen, sicherlich fehlt der neuen Universität noch die „vornehme Abklärung", die ihre viel älteren östlichen Rivalen, Harvard und Yale, besitzen; aber mit den Jahren wird auch diese kommen, und ohne Zweifel wird in nicht zu langer Zeit die Universität von Chicago im „mittleren Westen" dieselbe Stellung einnehmen, wie Harvard, Yale und Johns Hopkins im Osten und das materielle Chicago, das übrigens nicht ganz so schlimm ist, wie sein Ruf, den Respekt vor den geistigen Gütern der Menschheit lehren.

Von Chicago hätte ich nun die Heimreise antreten können, aber mich zog es noch weiter gen Westen, und so fand ich Gelegenheit noch in Kalifornien die Universitäten am Stillen Ozean kennen zu lernen. Dort habe ich denn einige Tage in der Staatsuniversität von Kalifornien, die herrlich auf den Hügeln von Berkeley an der Bai von San Francisco gelegen ist, und in der Leland Stanford Universität von Palo Alto verweilt. Die letztere ist eine Gründung des Ehepaares Stanford, das zum Gedächtnis seines einzigen, früh verunglückten Sohnes ein Kapital von über dreißig Millionen Dollars zur Gründung einer Hochschule ausgesetzt hat. Auch sie ist seit der Eröffnung im Jahre 1891 schnell emporgeblüht, schöne Gebäude in dem malerischen Stile der spanischen Missionen des Westens sind erbaut worden, aber der echte wissenschaftliche Geist ist, trotzdem ein hervorragender Gelehrter, der Zoologe Jordan, an der Spitze steht, noch nicht in die weiten Hallen eingezogen. Viel mehr als ein deutsches Gymnasium ist „Stanford" noch nicht.

An wissenschaftlichen Leistungen wird es jetzt weit übertroffen durch die Staatsuniversität von Kalifornien in Berkeley, die sich unter der energischen Leitung des Präsidenten Benjamin Wheeler, eines klassischen Philologen ersten Ranges, und durch die finanzielle Unterstützung einer reichen Gönnerin, Mrs. Hearst, in kurzer Zeit aus einem College gewöhnlichen Schlages zu einer Stätte selbständiger Forschung entwickelt hat.

Klarer als an den beiden Hochschulen Kaliforniens trat mir der Unterschied zwischen dem College englischen Stils und der wirklichen „Universität" nirgends entgegen.

Bei allen Unterschieden in der Organisation der Hochschulen, bei allen Verschiedenheiten im Charakter der Studenten im Osten und Westen — man kann sich kaum größere Gegensätze denken als zwischen einem ruhigen vornehmen Harvard-man und dem robusten, etwas wilden Studenten Berkeleys mit seinem fremdartigen Indianer-„Komment" — überall tritt uns auf den Universitäten bei Lehrern und Hörern der Geist frischen, energischen, oft rücksichtslosen Vorwärtsstrebens entgegen, der ja den Amerikaner überhaupt auszeichnet. Durch diese Eigenschaften haben es die Amerikaner auf vielen Gebieten der Wissenschaft schon erreicht, daß ihre Leistungen denen der europäischen Gelehrten nicht nur gleich sind, sondern sie sogar übertreffen. Und wo sie hinter ihren Kollegen in der Alten Welt noch zurückstehen, streben sie mit einem Eifer sondergleichen danach, es ihnen bald nachzutun. Die Zeiten sind vorüber, wo wir mit vornehmem Achselzucken auf die amerikanischen Hochschulen und ihre Gelehrten herabblicken durften, und auf vielen Gebieten ist schon heute der Tag gekommen, wo wir uns von drüben die Früchte der wissenschaftlichen Saat, die aus Europa kam, holen, von unseren amerikanischen Kollegen lernen können.

Und so haben wir nur zu wünschen, daß der geplante Gelehrten-Zweibund nicht ebenso schnell wie er geschlossen wurde, sich wieder auflöse, sondern daß man ihn, in vernünftigen Grenzen bleibend und nach erreichbaren Zielen strebend, ausgestalten möge. Dann wird das Band, das deutsche und amerikanische Wissenschaft seit lange eng verknüpfte, nicht zerreißen, und die Zusammenarbeit der Gelehrten hüben und drüben nur gefördert werden.



Der letzte Uchtenhagen.

Von Erich Ritter.

„All Liebe ist nicht stark genung,
Ich muß doch sterben und bin so jung."
(Alter Reim der Uchtenhagen.)

Wenn die Nacht von Simons und Judä dicht
Einspinnt die märkische Halde,
Dann geschieht „das Wunder vom roten Licht"
In der Kirche zu Freienwalde.

Ein dämmernd Dunkel spinnt dort ein
Kapelle und Empore ...
Nur von der Krypta her ein Schein
Fahlglühend bis zum Chore.

Die Tür steht offen zur Gräberstatt,
Todkühl weht's in der Runde, —
An den Särgen prangt ein rotes Rad
Auf leuchtend silbernem Grunde.

Das ist ihr Wappen. Seltsam, fremd,
Verschollen längst im Grabe.
Am Pfeilerbild, im Totenhemd
Ein schöner blasser Knabe.

Der war der Träger ihres Rechts,
Er sollte die Herrschaft tragen,
Er war der letzte des Geschlechts:
Kaspar von Uchtenhagen.

Den hatte der Vetter mit List umgarnt,
Geküßt den Mund, den roten,
Und hat dem Kleinen ungewarnt
Vergiftete Frucht geboten.

Der Knabe nahm die Frucht und aß,
Und aß sich das Verderben.
Die Mutter weinend am Bette saß,
Der Knabe mußte sterben.

„All Liebe ist nicht stark genung,
Mein Schifflein fährt zum Hafen,
Ich muß doch sterben und bin so jung."
Dann ist er eingeschlafen.

Vorüber rauscht der Zeiten Strom,
Die grauen Nornen weben ...
Nur Simons und Judä, im alten Dom
Erwacht vergangnes Leben.

Die Särge stehn in langen Reihn,
Es strahlt ihre silberne Habe,
Vom Grabgang blitzt ein roter Schein,
Es kommt herauf der Knabe.

Still blühen bleiche Rosmarin
In seinem goldnen Haare,
Gedämpfte Orgelklänge ziehn
Hinüber zum Altare.

Er spricht — die Stimme süß und jung —
Die Trauerworte wieder:
„All Liebe ist nicht stark genung ..."
Und kniet zum Beten nieder.

Da klirrt's herauf. Da klingt ringsum
Ein wildes, wehes Klagen ...
Zur Totenkammer neigt sich stumm
Der letzte Uchtenhagen.



Jugend. Gemälde von Prof. Carl Marr.

Alte und neue Lebkuchenformen.

Von Dr. Georg Fraunberger.

Wenn wir in einer alten Chronik über einen Grafen von Werdenberg (XVII. Jahrhundert) lesen, daß er eine ganze Grafschaft „mehrenteils in Ulmischen Lebkuchen verschluckt“ habe, so erscheint uns diese Nachricht billigermaßen befremdlich. Sie wird uns auch noch nicht viel glaubhafter dadurch, daß wir weiterhin vernehmen, der Graf habe seine absonderlich ausdauernde Vorliebe für Lebkuchen mit dem stets wiederkehrenden Ausruf begründet: „Wie schmecken sie so gut! Mehr her! Mehr her!“ — Lebkuchen! Das geht bei uns nur noch die Kleinen an und die weibischen Naschmäuler. Einst war es freilich anders. Da labten sich trinkfeste Zecher an Pfefferkuchen, und sie taten das in der ausgesprochenen Absicht, ihre Trinkfestigkeit zu erhöhen.

Aber da muß ich zuerst etymologisch kommen. In „Lebkuchen“ und „Lebzelten“ ist die erste Hälfte des Wortes mittellateinisch (libum = Fladen, daraus mittelhochdeutsch lebekuoche, lebezelte, letzelt). Derlei halbgelehrte Wortzusammensetzungen pflegen klösterlichen Ursprung zu haben; aus Klöstern stammen denn auch die ältesten Nachrichten über Lebkuchen, und dort wurde wohl auch die Kunst der Herstellung dieses leckeren Backwerkes erfunden. Von den Nonnen des XIII. Jahrhunderts wissen wir, daß sie aus Honig, Mehl und allerlei Gewürz Gebäck bereiteten, das zum Nachtisch mit „Zuckerladen und Latwergen“ genossen wurde. In den Männerklöstern aber buk man den eigentlichen „Pfefferkuchen“, ein anregendes, scharf gewürztes Honiggebäck, dem auch Pfeffer beigemengt wurde (daher libanum piperatum),



Christkind mit Engeln.

wie denn auch alten Rezepten nach bei den „Nürnbergern“ ein „Prislein“ Pfeffer zugegeben wurde. Den Pfefferkuchen verzehrten die Mönche beim Vesperimbiß zu Wein und Bier, „daß man wohl trinken könne“. Auch in späterer Zeit gehörten Lebzelten und Pfefferkuchen zu einem rechtschaffenen Trunke. Der Altdorfer Professor Wagenseil nennt die „Nürnberger“ eine „rechte Magenstärkung und angenehm beim Trunke“, und der Graf von Werdenberg war sicherlich ein gar seßhafter Herr hinter der Kanne. Auch die alten Lebzeltermodel mit ihren anmutigen Schnitzereien lassen uns nicht in Zweifel darüber, daß die aus ihnen gefertigten Kuchen nicht zuletzt für Männer bestimmt waren.

Die Herstellung von Pfefferkuchen wurde schon sehr früh handwerksmäßig betrieben. Ein Steuerverzeichnis der Stadt München von 1370 erwähnt bereits einen Lebzelter, und schon 1473 gab es hier eine Lebzelterzunft. Die berühmtesten Erzeugungsstätten für



Abc-Docke.



Hirschjagd.

Honiggebäck aller Art aber waren, wie ja allbekannt ist, außer den schon genannten Städten Nürnberg und Ulm noch Danzig, Thorn und Breslau, Braunschweig, Bremen und Basel.

Seit dem XV., vielleicht schon seit dem XIV. Jahrhundert preßte man den Teig zu den Honigkuchen in hölzerne Formen, die mit Ornamenten und Figuren aller Art geschmückt waren. Diese sogenannten „Model“ sind oft wahre Prachtstücke der Holzschnitzerei. Es ist vielleicht noch wenig bekannt, welch erstaunliche Menge von alten Modeln sich bis heute erhalten hat. Das Münchner Nationalmuseum besitzt nur eine recht bescheidene Sammlung solcher Formen, das Germanische Museum hat deren immerhin etwa 150; die Privatsammlung Ebenböck-München umfaßt etwa dritthalbhundert Originalstöcke und Abdrücke. Aber das ist nur ein kleiner Bruchteil von dem, was wirklich noch, wenn auch weit verstreut, vorhanden ist. In den alteingesessenen Lebzeltereien der Märkte und Städte Süddeutschlands (dessen Verhältnisse habe ich hier zunächst im Auge) stehen in den Werkstätten und Dachkammern noch ganze Schränke voll alter, wurmstichiger und verstaubter Model. An manchen Orten werden sie selbst heute noch gelegentlich, besonders „zu Nikolo“ und zu Weihnachten, bei der Herstellung des Gebäckes benutzt.



Reiter aus dem Jahre 1683.

Die Model sind Klötze aus hartem Holze (meist Buchsbaum), in die mit dem Werkzeug des Holzschnitzers die Zeichnung vertieft, als Matrize, eingeschnitten und gestochen wurde. Auf den Model wurde der zu dünnen Blättern ausgerollte und entsprechend beschnittene Teig gelegt, mit gleichgroßen, polsterartigen Kleiensäcken zugedeckt und unter eine kleine, in der Mitte des Arbeitstisches festgeschraubte Handpresse gebracht. Nach dem Pressen wurden die über die Form vorstehenden Teigteile mit dem Messer ent-

fernt. Nun wurde der Abdruck, der alle Einzelheiten des Models in voller Reinheit und Schärfe zeigte, auf Backpapier gelegt, leicht getrocknet und in den Ofen gebracht. Leider verlor er beim Backen infolge der damit verbundenen Blähungen und Verzerrungen ein gut Teil seiner Schönheit wieder. Das auf diese Weise hergestellte Backwerk nennt der Lebzelter „Docken".

Wappen.

Wer zum erstenmal Docken sieht, kommt leicht in Versuchung, sie mit den Leistungen der Plastik zu vergleichen. Das ist aber der sicherste Weg sich die Freude an diesen reizvollen Schöpfungen der Volkskunst gründlich zu verderben; denn die Docken wurden nicht etwa vom Reliefbildhauer, vom Medailleur, in einer plastischen Masse, etwa in Wachs, modelliert, dann abgegossen und auf irgendwelche Weise zu Teigformen umgewandelt. Ihre Entstehung ist eine ganz andere. — Es ist eine schon fast zum Gemeinplatz gewordene Formel, daß bei jedem ästhetisch wertvollen Erzeugnis des Kunsthandwerks das Material die Seele des Ganzen sein muß. Wer sich darum der Docken freuen will, muß die Eigenarten ihres Materials und ihrer Entstehungsweise kennen und bedenken, daß er urwüchsige, derbe *Volkskunst* vor sich hat. Die Eigentümlichkeiten der Schnitztechnik in Hartholz sind bekannt. Auch an den Docken erkennt man sie leicht, wenn sie auch hier gewissermaßen *negativ* sind; denn das geschnitzte Original ist ja eine Matrize. Entscheidend für den Charakter der Docken aber sind die Besonderheiten des zähen, sehr strengen („speren") Honigteiges beim Pressen und Backen. Während der Künstler beim Relief einzelne Partien kräftig aus der Grundfläche heraustreten lassen darf, muß die Docke der ganzen Fläche nach ungefähr die gleiche Dicke haben und gegen die Ränder steil und unvermittelt abfallen; denn im Ofen würde die dickere Mitte noch nicht ausgebacken sein, wenn die dünn verlaufenden Ränder bereits dunkel werden und zu verkohlen beginnen. Man betrachte daraufhin den Reiter aus dem Jahre 1683 oder den springenden Hirsch oder die Hirschjagd! Was zunächst als Unbeholfenheit und Mangel an Verständnis für Reliefswirkung gelten könnte, muß der Eigenart des Backwerkes zugute gehalten werden. Letzteres erheischt auch naturgemäß ein Vergröbern und Vereinfachen, ein Aneinanderhängen und Zusammendrängen der Formen.



Adam und Eva.

Und dann sind die Docken ganz und



Spinnerin.



Heiliger und St. Nikolaus.

gar Erzeugnisse der Volkskunst. Sie sind fast nie von eigentlichen Holzschnitzern oder Stechern gefertigt, ja nicht einmal, wenn wir von nebensächlichen Ausnahmen (besonders bei Wappen) absehen, nach Zeichnungen von Künstlern oder Stichen gearbeitet. Der Lebzelter schnitt sich seine Model selbst. In vielen alten Geschäften Süddeutschlands ist noch heute das Stechzeug als Bestandteil des Handwerksgerätes vorhanden, und wenn es auch heute längst nicht mehr benutzt wird, so weiß doch der Meister zu erzählen, daß noch unter seinem Großvater im Hause selbst Model gestochen wurden. Nun ist freilich nicht anzunehmen, daß jeder Meister auch die Geschicklichkeit und Schulung zum Schneiden solcher Formen besaß. Aber da gab es Lebzeltergesellen, die sich nicht bloß auf die Arbeiten in der Backstube verstanden, sondern auch noch in der Kunst des Modelstechens geübt waren. Ein Geselle, der auch mit dem Stechzeug zu hantieren wußte, war natürlich besonders hochgeschätzt; er erhielt besseren Lohn und saß bei Tische auf dem Ehrenplatz neben dem Meister. Der alte Handwerksbrauch des Wanderns führte die kunstgeübten Gesellen von Stadt zu Stadt, und so kommt es, daß man oft genug in weit auseinanderliegenden Orten ein und derselben Dockenzeichnung begegnet, wie denn überhaupt auch hier wie bei jedem anderen Zweige der Volkskunst das häufige Wiederholen der Motive charakteristisch ist.



Der Teufel.

Die ältesten Lebkuchenformen reichen noch bis in die Gotik zurück. Dieser Zeit gehört wohl noch jener runde, fast siegelartige Model mit dem fabelhaften Ungeheuer an, den das Germanische Museum besitzt. Die Renaissance und das Barock bevorzugten augenscheinlich Wappen als Schmuck der Lebkuchen. Reich an derartigen Modeln ist das oben genannte Museum. Da steht das Wappen des Marschalks von Ebnet aus dem Jahre 1510, dann das des Bischofs Georg II. von Bamberg (1533), weiterhin die Wappen der Pfinzing, Schopper, Waldstromer usw., dann Model mit Städtewappen. Aus dem Jahre 1650 hat das Museum einen Model mit großem, schönen Doppeladler, der ringsum von siebzehn kleineren Wappen, oben von dem der Stadt Regensburg und rundum von denen von sechzehn Regensburger Geschlechtern umschlossen ist. Dieses Prachtstück hat wohl zur Herstellung des Gebäckes für eine Festtafel gedient, welche die Reichsstadt dem Kaiser gab. Ebenso hat die Sammlung Ebenböck, der die wiedergegebenen Wappen entstammen, noch manches schöne Wappenstück. Auch



Gastmahl.

in den alten Lebzeltereien findet man unter den Modeln immer wieder Wappen. Die Lebzelten waren eben bei Festgelagen unentbehrlich. Sie regten zum Trinken an und wurden darum zu Bier und Wein gereicht. Man prunkte dabei mit dem eigenen Wappen und tat den Gästen eine Ehre damit an, daß man Gebäck mit ihrem Wappen neben die Trinkkanne legte.

Fliegende Herzen. Von Prof. Maximilian Dasio.

Überaus zahlreich sind auch die Darstellungen religiösen Inhalts. Unser Gefühl lehnt es freilich ab, auf Lebzelten derartige Motive zu profanieren; allein das streitbare XVI. und XVII. Jahrhundert dachte darüber ganz anders. Alle Vorwürfe, die sich bei den bildenden Künstlern einer besonderen Vorliebe erfreuten, wurden auch bei der Herstellung von Lebkuchenformen ohne ängstliche Bedenken verwendet. Das ist aber nicht so zu verstehen, daß die Modelstecher die Werke bildender Künstler, etwa auch Holzschnitte und Kupferstiche, einfach kopierten. Mit nichten, die Docken sind dem fremden Zwecke angepaßte Neuschöpfungen, die allerdings starke Anklänge an gleichzeitige Kunstwerke zeigen. Da finden sich Darstellungen aus dem Alten Testamente: Adam und Eva, Die Opferung Isaaks, David mit der Harfe, Susanna im Bade usw. Und nun erst die zahlreichen Schildereien aus dem Marienleben! Maria mit dem Einhorn, Maria in der Strahlenglorie, Maria mit dem Kinde, Verkündigung, Geburt, Die Schmerzensmutter usw. Dann weiterhin: Taufe im Jordan, Abendmahl, Auferstehung und Himmelfahrt. Naive Anmut steckt in dem Bilde des Christkindes, das in einem von zwei Engeln gezogenen Wägelchen wie im Triumphator einherfährt. Von ein-



Halali. Von Franz Ringer.



Hochzeitskutsche. Von Frau Pfeiffer-Kohrt.

zelnen Heiligen werden außer den jeweiligen Kirchenpatronen am häufigsten dargestellt St. Sebastian und St. Nikolaus. Auf der St. Nikolaus-Docke sind auch die drei Mädchen untergebracht, die der Bischof mit goldenen Äpfeln beschenkte.



Altmünchenerin. Von F. Ringer.

In der Modelsammlung des Germanischen Museums begegnen wir sogar dem Porträt eines Geistlichen, dem des Pfarrers Joh. Ditelmaier zu St. Jakob in Nürnberg (1631), der sich offenbar so großer Beliebtheit erfreute, daß ihn seine Pfarrkinder buchstäblich „zum Fressen gern hatten“. Auch die Mythologie ist wenigstens durch ein Parisurteil in der genannten Sammlung vertreten.

Und nun zu den Lebkuchenformen, die eigens für die Kinder bestimmt waren! In zahlreichen Wiederholungen und Variationen finden sich da: Reiter, Soldaten, Männer und Frauen in reicher Tracht, Musikanten, Teufel (Krampus), Spinnerinnen, Kaiser, Papst, Bischof, Hofnarr; Schlitten- und Wagenfahrten, Jagdstücke, Wickelkinder; an Tieren besonders Fische, Gockelhahn, Hirsch, Pferde; dann findet sich aber auch oft Hausrat aller Art, ferner Gewehre, Pistolen, Säbel, Schiffe usw.



Altmünchener. Von F. Ringer.

Den Verliebten bot der Honigbäcker Herzen in allen Größen, geziert mit allerlei Arabesken und Symbolen. Die gewöhnliche Massenmarktware wurde in rechteckigen (zu Allerseelen rautenförmigen) und runden Formen mit einfachem ornamentalen Schmucke hergestellt. In solche viereckige Model wurden manchmal schmale Leisten innerhalb des inneren Randes eingenagelt, damit der Lebkuchen kleiner würde. Manch alte, wurmstichige Form trägt heute noch dieses Denkzeichen teurer Zeiten oder eines knickerigen Meisters.

Die Model haben alle Wandlungen des Stiles von der Gotik bis zum XIX. Jahrhundert getreulich mitgemacht. Die meisten und schönsten Stücke stammen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert. Auch die erste Hälfte des XVIII. Jahrhunderts hat noch manch originellen Model geschaffen. Dann aber beginnt

Unter Rosen. Von A. Niemeyer.

der rasche Verfall dieses eigenartigen Zweiges der Volkskunst. Man begnügte sich ja längst nicht mehr mit den schönen Formen der alten Buchsbaummodel. Man versuchte den Docken durch zunächst noch bescheidene Bemalung ein prächtigeres Aussehen zu geben. Mit der wachsenden Verrohung des Geschmackes aber wurden die Farben aufdringlicher, schreiender. Schließlich klebte man sogar Seidenstreifen und Buntpapier auf und trieb die sinnlose Verunzierung so weit, daß man die Lebkuchen teilweise, mitunter sogar ganz mit Blattgold überzog.

Der Stammhalter. Entworfen von Prof. Leopold Gmelin.

Die gesundheitsschädlichen Wirkungen dieses Unfugs machten sich allenthalben geltend und zwangen sogar die Behörden zum Einschreiten. So wurde in Frankfurt 1791 jede Verzierung verboten. Noch gründlicher ging Kaiser Joseph II. vor. Mit der ihm eigenen stürmischen Willkür und Überhastung hob er kurzerhand in seinen Erblanden die Lebzelterzünfte auf und verbot die Einfuhr fremder Lebkuchen. Einen nachhaltigen Erfolg erzielte er aber selbstverständlich mit dieser Maßregel ebensowenig wie mit manch anderer seiner wohlgemeinten aber unmöglichen Reformen. Wenn nun im Verlaufe des XIX. Jahrhunderts die alte Dockenkunst völlig verschwand und mit vereinzelten Ausnahmen in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts keine neuen Model mehr gestochen und kaum die alten noch gelegentlich benutzt wurden, so ist dies nicht allein der zunehmenden Geschmacksverderbnis zuzuschreiben. Ein rein wirtschaftliches Moment ist vielleicht noch wichtiger: Der Niedergang der Lebzelterei, d. i. der Honigbäckerei infolge des unaufhaltsamen Vordringens des





Oberbayrischer Bauer und Bäuerin. Von Hermann Stockmann.

Konditorgewerbes, der Zuckerbäckerei. Das alte Lebzelterhandwerk mußte im Konkurrenzkampfe gegen den mit viel raffinierterem technischen Können arbeitenden Gegner unterliegen. Viele Lebzeltereien gingen ganz ein, andere fristen ein kümmerliches Dasein, der größte Teil aber hat den Konditoreibetrieb aufgenommen. Nur große Geschäfte von altem Rufe vermögen sich noch als unverfälschte Honigbäckereien zu behaupten. Das Zuckerhandwerk aber hat das Menschenmögliche an abgeschmackter Verunzierung seiner Erzeugnisse geleistet. Man sehe sich nur gleich im nächstbesten Konditorladen um. Die Weihnachtszeit gibt so schöne Gelegenheit. Welch heillose Geschmacksverwirrung richten diese Kinkerlitzchen, diese Attrappen und Figuren, dieser alberne Dekor an!



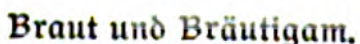
Aus Liebe. Von August Erlacher.

Vereinzelte Ausnahmen bestätigen nur die Regel. — Freilich geht das alles weniger vom einzelnen Meister aus; die eigentlichen Sünder, das sind die großen Fabriken mit ihrem Maschinenbetrieb.

Das Naschhandwerk war einst eine derbe, vierschrötige, treuherzige Volkskunst, sollte es das nicht wieder werden können? O. J. Bierbaum sagt irgendwo: „Wir haben nun einmal die fixe Idee, es müßte jetzt das ganze Leben mit Kunst durchsetzt werden.“ Da darf denn auf einer Tischdecke, auf einer Schüssel, die ein Künstler geschaffen, nicht Gebäck und Naschwerk liegen, das durch pöbelhaft geschmackloses Aussehen beleidigt. Mit der heiteren Vergänglichkeit des Knusperwerks muß sein einfacher, fröhlicher, schalkhafter Dekor harmonieren. Ist das nicht eine vielleicht bescheidene, aber heitere, lockende Aufgabe für einen Künstler?







Braut und Bräutigam. Von Frau Pfeiffer-Kohrt.



Die Kunde, daß Jesse verurteilt sei und das Urteil schon zur Bestätigung in Wien liege, ging wie ein Lauffeuer in den Donaudörfern um, fast überall laute Freude hervorrufend. In den Wirtshäusern trinken sie auf die Gesundheit der Landräte, die Recht Recht sein ließen trotz Ritterskron und Geldsack. In den Kirchen beten sie, daß ihm's der Kaiser nicht schenken soll. . . . Da und dort wird eine Stimme des Mitleids rege. . . . Der alte Wolf sagt auf der Kanzel: Das geknickte Rohr söllt man nit zertreten. Das merken ihm aber die Pechlinger übel an.

Der Forster Schinnagel und sein Weib erfuhren die Neuigkeit durch Meuß. Schinnagel hörte sie finster, Maria ohne merkbare Bewegung. Nur ganz leicht zitterte ihre Hand, mit der sie ein Kittelein fürs Kleinste nähte. Sie erkundigte sich, wie der Bub sein Urteil aufgenommen habe.

Meuß erzählte, was er wußte. Fürm besetzten Gericht sei er starkmütig gewest, nachhero aber zusammengebrochen.

„Was sagens, wird ihm's der Kaiser schenken?"

„Weiß man nit. Der Bruder ist nach Wien vorbitten."

Sie saß sinnend, die Hände im Schoß. Plötzlich fragte sie:

„Was ist denn, g'schicht in der G'fangnus denn gar nichts vor seine Seel?"

„Sie habend ihm den Beichtvater angeboten; aber er hat gesagt, man söllt ihn verschonen. Als ein echter Lutheraner will er leben und sterben."

„Das sieht ihm schon gleich," brummte Schinnagel.

Der Zwerg ist neugierig:

„Frau Forsterin, was möcht dann Sie, daß ihm söllt g'schehen, richten oder begnadigen?"

„Was vor seine arme Seel das beste ist, das söllt g'schehen," entgegnet sie, den Kopf tief auf die Arbeit beugend.

Ihr Mann bewunderte heimlich ihre trefflichen Antworten.

‚Eja mulier fortes,' dachte er.

* * *

Sie geht aber den Tag wie im Traum herum. Von weitem sah es sich nicht so schreckbar an. Aber jetzt fühlt sie kalt bis ins Mark davor... Da ist er gesessen, hat seine Späß gerissen, den Hund aufwarten lassen... Von unserm Brot hat er gegessen, von unserm Wein trunken, ... mit unsere Biebel sich gespielt, ... und wenn der Kaiser Ja und Amen sagt, ... so liegt, noch vor daß die Maiglöckerl blühen, sein verstümmelter Leib in der Gruben — und seine arme Seel? —



Der Sünder hat sich auf die letzte Nacht vor dem Tod fast mehr als auf den Tod gefürchtet. In der letzten Nacht, da kriechen die Lemuren im Kerker herum.... Da steht das Hochgericht als ein Spuk vorm Fenster, zehnmal gräßlicher als in der Wirklichkeit.... Da klettert der Tod beim Fenster herein mit dürren Beinen wie eine Riesenspinne und lacht.... Die Nacht, wenn er nur darauf dachte, hat ihm den kalten Schweiß aus allen Poren getrieben und seine Haare zu Berg stehen lassen... Immer wieder ist ihm der Gedanke gekommen, in dieser Nacht Hand an sich selbst zu legen.... Dann hat er sein Kreuz ins Herz gedrückt und geschrien: Christus, verlaß mich nicht!... Und seine Wächter hat er gebeten, ihn kürzer zu schließen in dieser Nacht, damit er sich nicht erdrosseln könne.

Und die Nacht ist kommen. — Er sitzt auf seinem Bett; neun Stunden noch, — achteinhalb, — acht, — die Lemuren kommen aber nicht. Das Gerüst ist schon gezimmert, tausende Menschen sind in der Stadt, dem Schauspiel beizuwohnen. Der Henker macht das Richtschwert blank. Es ist die letzte Nacht; aber die Lemuren kommen nicht zu ihm; er hat keine Visionen von verwesenden Leibern in der Grube, von Totentänzen ums Rad;... ein süßes Bild schwebt vor seinen müden, flimmernden Augen, ach, süßes Bild! Das Lieb sieht er; wie ein Täubchen liegt's im Nest, blickt nach ihm hin mit den Braunaugen. Daneben liegt sein Kind, — schön wie ein Engelein, — göldene Haar, so hat die Frau gesagt.

Die Frau, die ist auch da, die gute Frau! Sie nimmt sein Kindlein an die Brust und läßt es saugen... Ach, sein Bübel! Er möcht' es auch haben, sie sollen's ihm auf den Arm geben; er ist ja doch der Tatti... Das Bild verblaßt,... der Kerker schaut ihn an,... die Eisen rasseln. Er kränkt sich und birgt das Gesicht in die Hände, und gleich ist wieder das süße Bild da, ihn zu trösten, — sein Lieb und das Kind und die gute Maria. . . .

Wie hat er dieser Maria so unrecht getan, da er sie Medusa nannte, ihr Verstand und Herz absprach! . . . Sie hat ein Herz, so zart wie seine Liebste; . . . nur von anderer Mischung ist das Herzensblut... Ja, sie ist hart wider ihn gewesen . . . aber er hat es herausgefordert. Er hat sich's nie gestanden, daß er ihr viel angetan hat; . . . jetzt aber ist sein Gewissen wach. Sie hat es aufgeweckt, nicht als sie ihn schalt, sondern als sie mit ihm sanft wie eine Schwester sprach. . .

„Das Bilde, Herr, ist unser Trost, — so oft hat's mich getröst,... da mein Bub, der Poldl, war gestorben . . . und sonst." —



klärte den Roman Jesse und Maria für eine hervorragende Leistung, und Dr. Anton Bettelheim sprach sich über die Dichterin in der „Nation“ (Berlin) und in der „Beilage z. Allg. Ztg.“ begeistert aus und nannte schon ihr erstes Werk „eine ungewöhnliche Leistung einer bedeutenden Erzählerkraft, deren weitere Entwicklung besonderen Anteil verdient“.

Es ist charakteristisch für das Werk, daß es bei seinem ersten Erscheinen in „Hochland“ ebenso von katholischen wie protestantischen Kritikern als antikatholischer, bezw. antiprotestantischer Tendenzroman bezeichnet wurde. Als künstlerische Schöpfung ist es natürlich weder das eine noch das andere, sondern die objektive Wiederspiegelung einer mit genialer Phantasiekraft zum Leben erweckten Welt äußerer und innerer Kämpfe und Stürme in den Tagen der gegenreformatorischen Bewegung in den Donauländern.



Bücherzettel.

3 Pfennig-
Freimarke.

An die Buchhandlung von

....

....

....

....



Bäuerin. Von Hans Maria Glatz.

Schon seit langem wurden in der Lebzelterei von M. Ebenböck in München große Lebkuchenherzen hergestellt, die durch Nachbildung kunstgewerblicher Motive in der Verzierung auch gesteigerten Ansprüchen zu genügen versuchten — versuchten; denn ohne die Unterstützung durch einen schöpferischen Künstler mußte dieses Streben Stückwerk bleiben. Aber die Künstler wurden nun darauf aufmerksam. So kam vor etwa vier Jahren der den Lesern dieser Zeitschrift nicht völlig unbekannte Albert Niemaier*) zu Ebenböck mit Entwürfen für Lebkuchenschmuck, die er für seinen eigenen Weihnachtstisch ausgeführt wissen wollte. Er ließ sich aber bereden, mit diesen originellen Schöpfungen auch der weiten Öffentlichkeit eine Freude zu machen und durch neue Zeichnungen einer künstlerischen Ausbildung des Lebkuchenschmuckes Bahn zu machen. Ungefähr gleichzeitig fand sich auch Pfeiffer-Kohrt mit ähnlichen Skizzen ein. Die Erstlinge fanden beim kunstverständigen Publikum jubelnde Aufnahme und veranlaßten auch noch andere Zeichner zu launigen Beiträgen, so daß eine Ausstellung, die M. Ebenböck 1903 im Münchner Kunstgewerbe-Verein veranstaltete, durch die Fülle und Originalität des Gebotenen einen fröhlichen Erfolg errang. Das war eine ganze Galerie schnurriger Einfälle, bald derb karikierend, bald graziös-empfindsam und biedermeierisch.

Man kann es wohl einen glücklichen Griff nennen, daß Künstler und Honigbäcker sich hier nicht von der Tradition lenken ließen. Die alte Dockenkunst ist wohl für immer dahin; denn diese Technik stellt ganz bestimmte Anforderungen an die Konsistenz des Teiges und läßt keinen rechten Spielraum für die Verbesserung der Rezepte und die Verfeinerung des Wohlgeschmackes. Die Zungen unserer Leckermäuler aber sind durch den Konditor schon zu sehr verwöhnt, als daß sie sich noch mit dem einfachen, derben Backwerk reizen ließen, das unseren Vorfahren mundete. Die Arbeit des Künstlers beginnt darum bei den modernen Lebkuchen nicht schon mit der Schaffung einer Preßform. Der Zeichner liefert nur noch den Entwurf zur Verzierung des fertig gebackenen, viereckigen, runden, herzförmigen oder grob auf Figurenumrisse zugearbeiteten Lebzeltens. Die Verzierung wird mit buntfarbigen Zuckerglasuren ausgeführt, die mit der Tüte aufgetragen werden. Die Tüte spinnt bald lange dünne Fadenlinien und Schnörkel, bald schafft sie



Germane. Entworfen von Hans Maria Glatz.

*) Die Monatshefte brachten im verflossenen Jahrgang auf Seite 608 bereits drei Lebkuchen dieses Künstlers. Auch Franz Ringer, dessen Tafeldekorationen auf der gleichen Seite abgebildet sind, hat uns Entwürfe zu Lebkuchen beschert.

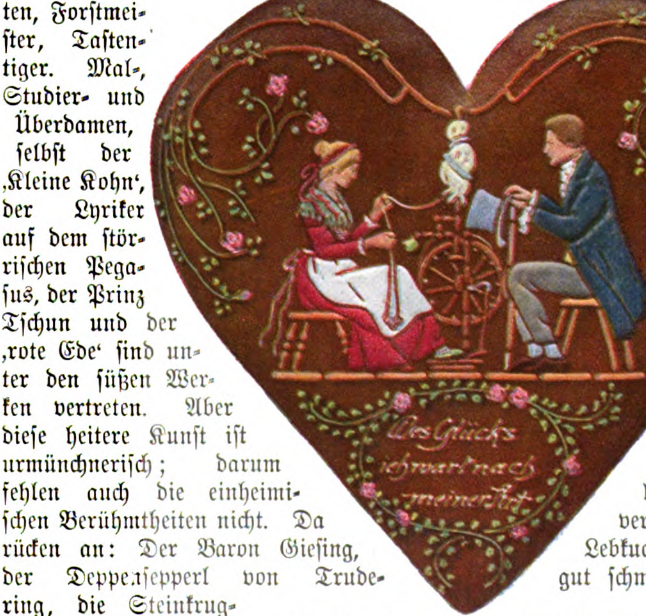
mit Unterstützung des Pinsels breite, massige Flächen, die durch die ausgesparten dunklen Striche, bei denen der tiefbraune Untergrund zur Geltung kommt, reizvoll belebt werden. Da muß nun Stück für Stück aus freier Hand vom „Glaceur“ nach dem Entwurfe des Künstlers gearbeitet werden. Das kann natürlich nur ein Glaceur, der selbst zeichnerisches Geschick und Formengefühl hat, und gerade das hebt diese Erzeugnisse weit hinaus über die gewöhnliche Massenware der Maschine. Und zu welch neuen, drolligen Wirkungen führt die Eigenart dieses bisher wohl noch nie künstlerischen Zwecken dienstbar gemachten Materials! Naturgemäß drängt die Technik der Zuckerglasur zu großzügiger Vereinfachung. Darum muß sie karikaturistische und dekorative Wirkungen erstreben, und das stimmt wieder recht gut zu dem Wesen des Backwerkes überhaupt.

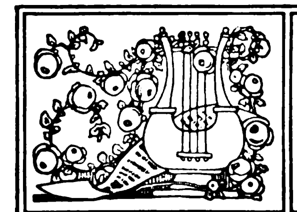


Tänzerin. Von Leo von Pütz.

Der Lebkuchen wird da zum Leutnant, zum Studenten, Forstmeister, Tastentiger. Mal-, Studier- und Überdamen, selbst der ‚Kleine Kohn‘, der Lyriker auf dem störrischen Pegasus, der Prinz Tschun und der ‚rote Ede‘ sind unter den süßen Werken vertreten. Aber diese heitere Kunst ist urmünchnerisch; darum fehlen auch die einheimischen Berühmtheiten nicht. Da rücken an: Der Baron Giesing, der Deppensepperl von Trudering, die Steinkrugathletin vom Hofbräuhaus und das Servierfräulein vom Café Luitpold, der Taxameterschurschi, dann „Äpfi zwoa Pfund 25 Pfenning“, der unglückliche Radler, die Hüttenwanze und das prächtige Brautpaar. Selbst Isad. Duncan ist unter diese Sippschaft geraten. Wie viel schnurrige Laune steckt in diesen Süßigkeiten! Kein ausgetüftelter Humor. Aber urwüchsige, hemdärmelige Künstlerfröhlichkeit!

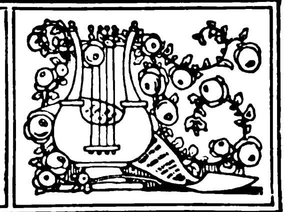
Ich bin noch nicht am Ende mit der Beschreibung dieser lustigen Entwürfe, die übrigens sämtlich gesetzlich geschützt sind. Da heischt noch eine lange Reihe Berücksichtigung, viereckige oder herzförmige Zelten mit allerlei verliebten Inschriften und Symbolen. Diese zierlich gezeichneten, in ihrer dekorativen Wirkung fein abgewogenen, graziös-biedermeierischen Stücke stammen zumeist von dem schon genannten Niemaier. Da hat sich ein Pierrot, den Pfeil im Herzen, im Rosengewinde verfangen, da sitzt einer beim Gretchen am Spinnrad, da trinkt ein zum Lachen echter „alter Germane“ aus dem unergründlichen Horn, immer noch eins‘, und zwischen jungen Bäumchen kokettiert ein zierliches Reifrockdämchen. Aber wozu noch lange schildern und loben! Ist es nicht auch selbstverständlich, daß ein schöner Lebkuchen mindestens noch mal so gut schmeckt wie einer von der bewußten anderen Sorte?


Am Spinnrad. Von Fritz Quidenus.



Die moderne Bachbewegung.

Von Dr. Hermann Abert.



Die Renaissance der Kunst Sebastian Bachs im XIX. Jahrhundert bietet ein Schauspiel dar, das in der gesamten Kunstgeschichte nicht seinesgleichen hat. Nirgends sonst finden wir ein Analogon dafür, daß ein alter, halbverschollener Meister achtzig Jahre nach seinem Tode wieder lebendig ans Tageslicht tritt und im Laufe von verhältnismäßig kurzer Zeit die Künstler sowohl als das Publikum ganzer Generationen dermaßen unter den Bann seines Geistes zwingt, daß er uns auch heute noch fast als eine inkommensurable Größe erscheint, deren Wirkungen auf die Kunst der Gegenwart wie der Zukunft noch gar nicht abzusehen sind. Bachs Kunst ist nicht wiedererstanden, um alsbald im Staube der Bibliotheken ein zweites Grab zu finden, sie ist in den lebendigen Kunstschatz der Nation übergegangen und, was noch folgenschwerer war, sie hat der modernen Musik langsam, aber sicher den Stempel ihres Geistes aufgeprägt.

Dem Laien drängen sich angesichts dieser Tatsachen unwillkürlich die Fragen auf: wie war es möglich, daß eine solche Künstlererscheinung jemals der Vergessenheit anheimfallen konnte? Und wie erklärt sich andererseits der rasche und nachhaltige Aufschwung dieser alten Kunst?

Was den ersten Punkt anlangt, so war auch hier alsbald eine geschäftige Journalistik mit den bekannten Vorwürfen des Unverständnisses, der Undankbarkeit und der Mißgunst Bachs Zeitgenossen gegenüber bei der Hand — alles Dinge, die bei der Betrachtung jedes Künstlerschicksals mit absoluter Sicherheit wiederkehren und in ihrer sentimentalen Trivialität zur Erkenntnis des wahren Sachverhaltes so gut wie gar nichts beitragen. Selbst wenn jene Vorwürfe auf die Zeit Bachs zuträfen, so würden sie doch für die Erklärung seines raschen Vergessenwerdens nicht hinreichen, wenn nicht andere, in den allgemein kulturellen, wie speziell künstlerischen Anschauungen jener Zeit begründete Ursachen hinzukämen.

Als Bach die Augen schloß, war sein Ruhm als der des größten Orgel- und Klavierspielers seiner Zeit bereits fest begründet. Man pries ihn als den neuen Orpheus und Arion, ja der Volksmund begann seine Gestalt bereits mit dem Heiligenschein der Legende zu schmücken. Allein mit dem Komponisten Bach wußte man nichts Rechtes anzufangen. Der nüchterne Nationalismus der Aufklärungsperiode trug die Hauptschuld; er vermochte die protestantisch-religiösen Grundlagen dieser Kunst so wenig zu erfassen, wie den grüblerischen Tiefsinn und die mystischen Neigungen ihres Schöpfers. So blieb denn das Erbe Bachs vorerst ungenutzt liegen. Um den Koloß des schlafenden Riesen aber tummelte sich ahnungslos das Völkchen der „Galanten" mit ihrer anmutig-graziösen oder zopfigen Kleinkunst.

Dazu kam aber noch ein weiteres Moment. Bach war nie in Italien gewesen, er hatte auch in seiner Kunst, trotzdem er die Fühlung mit den Italienern nie verlor, doch jederzeit soviel Selbständigkeit bekundet, um sich nicht offiziell zu ihrer Schule zu bekennen. Dieser Emanzipationsversuch macht Bachs gewaltiger, künstlerischer Energie alle Ehre, allein so, wie die Dinge damals lagen, mußte er zugleich auch sein Verhängnis werden. Denn die Hegemonie der Italiener war damals noch fest begründet, sie gaben in der Musik den Ton an, und derjenige Künstler, der diese Suprematie nicht rückhaltslos anerkannte, hatte in der allgemeinen Anschauung der Zunft wie des Publikums die letzte Weihe der Kunst nicht erhalten. Auch Bach wurde deshalb nicht für voll angesehen, und als vollends nach seinem Tode seine mächtige Persönlichkeit nicht mehr hinter seinen Werken stand, da ging man bald über sie zur Tagesordnung über.

Trotzdem ist Bach nie vollständig vergessen worden. Er dankte dies seiner Fähigkeit als Lehrer, die er, sehr im Gegensatz zu den meisten andern großen Tonmeistern, in hervorragendem Maße besaß. Ein treuer Kreis von Schülern wahrte die Tradition in jenen ernsten, trüben fünfzig Jahren und hütete den Schatz für bessere Zeiten. Allerdings gelang es zunächst nur, die Klavierwerke, vor allem das wohltemperierte Klavier, lebendig zu erhalten, von dem Schicksal der Kantaten verlautet nichts Sicheres. Messen und Passionen aber blieben vollständig verschüttet.

Ein Umschwung bahnte sich erst an, als der Rationalismus der Aufklärung seine Macht über die Gemüter zu verlieren begann und die Alleinherrschaft der Italiener ins Wanken geriet. Das deutsche Nationalgefühl begann sich in der Tonkunst mächtig zu regen, deutsche Nationalbühnen erstanden, aus den bescheidenen Anfängen des Singspiels erhob sich der stolze Bau der deutschen Oper unter den Händen Mozarts, desselben Künstlers, in dessen Briefen der Haß des deutschen Musikers gegen die welsche Art bereits unverhüllt hervorbricht. Und gerade Mozart war einer der ersten, der bei Gelegenheit der Leipziger Motettenaufführung wieder einen echten Hauch Bachschen Geistes verspürte.

Auch in der Kunst der drei Wiener Klassiker, zumal Beethovens, vollzog sich eine stete Annäherung an die Art Bachs. Die leichte Unterhaltungsmusik der Galanten wich einer großzügigeren Kunst, die nicht mehr bloß ergötzen, sondern ergreifen und Menschenschicksale schildern wollte. Dem neuen Kunstideal entsprach auch ein

neuer Stil, der vom rein Melodisch-Homophonen wieder hinüberführte zur kontrapunktischen Polyphonie und somit auch hierin wieder zur Weise Bachs zurückleitete. Bereits um 1800 wurden Stimmen laut, die Bach als den größten deutschen Musiker und seine Neubelebung als eine Ehrensache der deutschen Nation bezeichneten.

Allein trotzdem und trotz einiger Neuausgaben wollte es immer noch nicht gelingen, den alten Meister wieder auf den Schild zu heben, obwohl Männer wie Beethoven ihn als den „Urvater und den unsterblichen Gott der Harmonie" priesen. Erst der romantischen Bewegung war es beschieden, das Begonnene siegreich zu Ende zu führen. Die Romantik bedeutete den denkbar schärfsten Gegensatz zur Aufklärungsperiode. Mit ihrer Abkehr von der Wirklichkeit, ihrem Hang zum Mystizismus und ihrer Schwärmerei für die deutsche Vergangenheit schuf sie erst den rechten Boden für die Neugewinnung der Bachschen Kunst. Die Freiheitskriege entfachten zu gleicher Zeit das Nationalgefühl in Deutschland, und getragen von ihm schlug C. M. von Weber die letzten siegreichen Schlachten gegen das Italienertum in der Musik. Damit war die Bahn für Bachs Wiedererscheinen in Deutschland frei.

Aber es sollte sich diesmal noch unter ganz besonders günstigen Auspizien vollziehen. Denn gerade in der Musik war der romantischen Bewegung ihre schönste Blüte beschieden. Bereits der letzte Beethoven ist ganz offenbar von ihrem Geiste berührt, nunmehr aber erstanden ihr in Weber und Schubert zwei Künstler, die die Ideale der Romantik in weit höherem Grade zu verwirklichen berufen waren, als die zeitgenössischen Dichter. Der einzige „Freischütz" predigte z. B. die Herrlichkeit der deutschen Romantik weit eindringlicher als alle Lesedramen der Arnim, Tieck und Brentano.

Unmittelbar an Bach selbst trat das folgende Künstlerpaar Mendelssohn und Schumann heran. Die epochemachende Aufführung der Matthäuspassion durch Mendelssohn am 11. März 1829 in Berlin ist allbekannt; sie hatte einen durchschlagenden Erfolg, wenn auch einzelne Nörgler ihre Stimme dagegen erheben zu müssen glaubten.

In anderer Weise trat Schumann für den alten Meister ein, der ihm von seinen jungen Jahren an als „der größte Komponist der Welt" erschien, als „der Ewige", aus dem „immer von neuem zu schöpfen ist". Er war einer der ersten, die immer wieder auf den Gedanken einer Gesamtausgabe der Bachschen Werke zurückkamen. Und gegen Ende seines Lebens, 1850, hatte er die Genugtuung, diesen Lieblingsgedanken in der Begründung der Bachgesellschaft verwirklicht zu sehen. Sein Name steht neben Männern wie Liszt, Spohr, Moscheles, Hauptmann, O. Jahn u. a. unter dem „Aufruf zur Stiftung einer Bachgesellschaft" vom Juli 1850. Mit der Gründung dieser Gesellschaft, die ihre Lebensaufgabe, eine monumentale Ausgabe von Bachs Werken, 1896 zum glücklichen Ende führte, trat die Bachbewegung in ihre letzte entscheidende Phase ein.

Es war eine glückliche Fügung, daß die romantische Bewegung Wissenschaft und Kunst gleichermaßen ergriff. Denn nur dadurch war von Anbeginn an ein einträchtiges Zusammengehen von Künstlern und Musikgelehrten möglich. Das Erwachen des historischen Sinnes begann sich auch auf die Tonkunst und ihre Geschichte zu erstrecken, ja es rief geradezu einen neuen Zweig der historischen Wissenschaften ins Leben, die wissenschaftliche Musikforschung, die bei der kritischen Bachausgabe die günstigste Gelegenheit fand, ihre jungen Schwingen zu erproben. Bei dem gewaltigen Aufschwung der Musikwissenschaft in den letzten Jahrzehnten ist es nur begreiflich, daß man auch Bachs Vorgänger und Zeitgenossen in den Kreis dieser Forschungen mit einzubeziehen begonnen hat. Bereits liegt ein beträchtliches historisches Material in und um Bach aufgehäuft, dem nur noch eines dringend nottut: eine verständnisvolle kritische Ausscheidung dessen, was den Wechsel zweier Jahrhunderte wirklich siegreich überdauert hat.

Noch sinnfälliger ist für das Laienpublikum derjenige Einfluß, den der wiedererstandene Bach auf die schaffenden Künstler des XIX. Jahrhunderts ausgeübt hat, ein Einfluß, der zum großen Teil der Tätigkeit der Bachgesellschaft zu verdanken ist. Was Beethoven in seinen letzten Werken angebahnt hatte, die Regeneration des polyphonen Stils, das führte nunmehr Bach zur höchsten Blüte. Schon Schumanns und Mendelssohns Schaffen stand unter seinem Zeichen; man denke nur an den wunderbar verschlungenen polyphonen Klavierstil des ersteren und an die geistlichen Kompositionen und Oratorien Mendelssohns. Nach ihnen trat die Hinneigung zu Bach bei einzelnen Künstlern ganz unverhüllt hervor: Männer wie Rob. Franz und Joh. Brahms bekannten sich in ihren Werken ganz offen als Schüler des alten Meisters. Weit zurückhaltender verhielten sich anfänglich die um Wagner und Liszt gescharten Neudeutschen; ihnen kam die ganze Bachbewegung, die sie für ein Symptom des Rückschritts hielten, höchst verdächtig vor. Als jedoch ihr Führer Richard Wagner, der sehr wohl erkannte, welche Fülle von Ausdrucksmitteln sich aus diesem mehrstimmigen Stil speziell für die dramatische Musik gewinnen ließ, ebenfalls sich dem Zuge der Zeit anschloß, da hielt die Gestalt Bachs auch in diesem Lager ihren siegreichen Einzug, und es ist interessant zu beobachten, wie gerade die Allermodernsten unter den Modernen, Richard Strauß an der Spitze, von Bach bewußt oder unbewußt ihre letzte künstlerische Weihe erhalten.

Dies ist natürlich nicht so zu verstehen, als ob sich die Wiederbelebung der Bachschen Kunst und ihr Einfluß auf die heutige Musik auch auf Einzelheiten, zumal formaler Natur, erstreckten. Die Musikgeschichte kennt kein gewaltsames Zurückschrauben der Entwicklung auf den Standpunkt einer längst vergangenen Epoche. Wohl ist es da und dort gelungen, einzelne Formen der Bachschen Zeit, so vor allem die der Suite, wieder zu neuem Leben zu erwecken. Dafür aber haben andre, besonders die Fuge, in moderner Zeit an Lebenskraft bedeutend eingebüßt und sind in den Schatten der Konservatoriumssäle zurückgetreten. Es ist auch bis jetzt zum Glück noch keinem namhaften Komponisten eingefallen, etwa Kantaten streng

nach Bachscher Formel zu schreiben, vielmehr hat die moderne Künstlergeneration mit richtigem Instinkt herausgefühlt, was an dieser Kunst lebens- und nachbildungsfähig und was vergänglich ist. Sie hat die Nachahmung formaler Einzelheiten beiseite gelassen und auf Bachscher Grundlage einen neuen polyphonen Stil ins Leben gerufen, der den Anforderungen des modernen Geistes an die Tonkunst vollauf zu genügen imstande ist. Und darin liegt wahrlich der größte und schönste Triumph des alten Meisters.

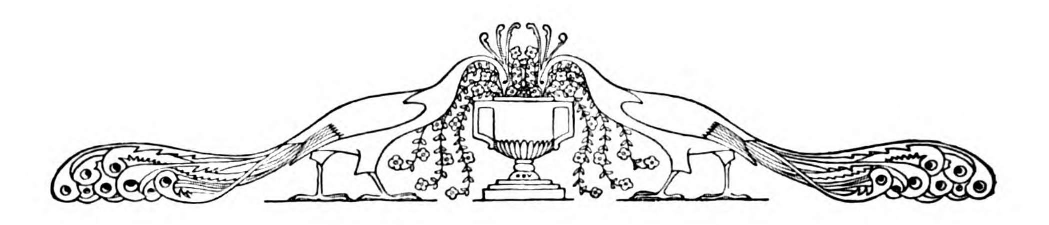
Auch die Dilettantenwelt ist von der Bachbewegung aufs nachhaltigste berührt worden. Der starke Besuch der Bachkonzerte und vor allem der Passionsaufführungen zeigt deutlich, welch tiefe Wurzeln diese Kunst auch im Herzen des Volkes geschlagen hat. Dennoch stehen die Dinge leider hier noch nicht so, daß man von einer allseitigen richtigen Schätzung Bachs reden könnte. Viele aus dem Laienpublikum ahnen wohl seine gewaltige Größe, ohne sich indessen auch nur im entferntesten Rechenschaft darüber geben zu können. Stand doch selbst ein namhafter Kritiker wie Hanslick der ganzen Bachbewegung und ihrem Einfluß auf die Kunst der Gegenwart kühl und fast ohne Verständnis gegenüber. Ein großer Teil der Anhänger Wagners verhält sich immer noch gegen Bach sehr skeptisch, ohne zu ahnen wieviel gerade Wagner diesem zu verdanken hat. Auf der andern Seite steht die beträchtliche Schar derer, die, mit deutlicher Spitze gegen Wagner und die moderne Musik, Bach ohne jede Kritik in den Himmel erheben, bei Lichte betrachtet aus keinem andren Grunde als dem, weil ihnen Wagner mit seiner reißend zunehmenden Popularität allmählich zu plebejisch erscheint und sie in ihrem aristokratischen Selbstgefühl etwas Besondres, „Höheres“ für sich haben möchten. So grotesk es auch klingen mag, der alte Bach ist in so manchen ästhetischen Musikzirkeln unserer vornehmen Welt — Modekomponist geworden.

Das wahre Verständnis für Bach ist bei den beiden letztgenannten Kategorien natürlich gleich Null. Weit ehrlicher sind jene Leute, die offen bekennen, daß sie wegen mangelnden musikalischen Verständnisses den Weg zu Bach überhaupt noch nicht gefunden haben. Nur sollte man sich in diesen Kreisen davor hüten, mit dieser ablehnenden Stellung zu kokettieren oder zu prahlen, denn Schlagwörter wie „das wohltemperierte Klavier ist die in Musik gesetzte Kritik der reinen Vernunft“ schaden weit weniger dem alten Thomaskantor, als dem, der sie in die Welt gesetzt hat.

So sind denn die Verhältnisse noch keineswegs geklärt. Die Bachbewegung ist noch zu keinem Stillstand gelangt; mancherlei Klippen stehen ihr noch bevor, ehe sie ihr Ziel erreichen wird. Das ungeheure Material der Bachausgabe ist selbst vonseiten der Fachmänner noch lange nicht erschöpfend ausgebeutet worden, und doch sind gerade sie dazu berufen, dem Volke klarzulegen, was an dieser Kunst sterblich und was unsterblich ist. Statt dessen aber neigt auch die Fachkritik immer noch dazu, was von Bach stammt, ohne weiteres als musterhaft hinzustellen, ohne zu bedenken, daß gerade damit der Sache selbst ein sehr schlechter Dienst erwiesen wird. Man wird vielmehr erst dann in der Lage sein, diese alte Kunst richtig einzuschätzen, wenn einesteils ihre Wurzeln, anderenteils aber auch die von ihr nach der Neuzeit herüberführenden Fäden vollständig klargelegt sein werden. Bereits stehen wir mitten drin in dieser Arbeit, zu Ende geführt aber ist sie noch bei weitem nicht. Aber einen weiteren Nutzen haben diese Bachstudien und die ihnen parallel laufenden Händelstudien noch gehabt: die Erschließung einer ganzen Reihe weitrer, vordem ungeahnter Schätze ältrer deutscher Tonkunst. Immer mehr wächst dieses historische Gefolge der beiden Großmeister an und mit Staunen sehen wir dieser Arbeit zu, die neben vielem Schutt bereits so manchen Edelstein von unvergänglichem Glanze zutage gefördert hat. —

Es war ein richtiger Gedanke, der kurz nach der Auflösung der alten die neue Bachgesellschaft ins Leben rief. Man erkannte damit an, daß jene sozusagen nur den theoretisch-kritischen Teil der Aufgabe gelöst habe, während diese die praktischen Konsequenzen für unser modernes Musikleben daraus zu ziehen berufen sei. Bach soll hinaus aus den Gelehrtenstuben, er soll Gemeingut des ganzen Volkes werden. Populäre, für den praktischen Hausgebrauch eingerichtete Ausgaben sollen diesem Zwecke dienen, periodisch wiederkehrende Bachfeste sollen dem Volke diejenigen Kompositionen vorführen, deren eigentümliche Bedeutung ihm bisher verborgen geblieben war; zugleich soll dabei in Vorträgen mit Diskussion über stilistische und praktische Fragen der Aufführung Bachscher Werke verhandelt werden.

Zwei glänzend verlaufene Bachfeste dieser Art liegen bereits hinter uns. Trotzdem werden die Bemühungen der neuen Gesellschaft nur dann von Erfolg gekrönt sein, wenn ihr das Volk, auf das sie wirken wollen, auf halbem Wege entgegenkommt. Sie darf dabei erfahrungsgemäß sehr wohl auf die mittleren und unteren Schichten zählen, denn gerade diese geben sich der gewaltigen Macht, die hinter dieser Musik steht, besonders willig und rückhaltslos hin. Auch die protestantische Kirche ist bereits zur Einsicht gelangt, welch mächtiger Bundesgenosse ihr seit dem Verschwinden Bachs aus dem Gottesdienste verloren gegangen ist. Aber auch unsere „Gebildeten“ sollten es endlich aufgeben, Bach, sei es aus eitlem Dünkel oder aus trägem Stumpfsinn, zu ignorieren. Sie begeben sich dadurch selbst so mancher unvergeßlicher Stunde innerer Selbsteinkehr und namentlich innerer Selbstbefreiung, die sich gerade im modernen Leben so selten einstellt. Freilich, leicht zu erwerben ist das Verständnis der Bachschen Kunst nicht. Hier ist eine Kunst, die die Hingabe der ganzen Persönlichkeit verlangt; sie verträgt weder Philister noch Pharisäer. Aber ihr Lohn ist überreich. Wer des Bachschen Geistes einen Hauch verspürt hat, der empfindet an sich selbst das schöne Vorrecht der Musik, uns auf dem unmittelbarsten Wege der Empfindung in die Welt der höchsten Ideale zu erheben. Der Pfade, die dahinführen, sind es gerade in unsrer Zeit nicht mehr allzuviele; sorgen wir dafür, daß dieser uns nicht verloren gehe!



Der Mann mit der Kunstgeschichte.

Skizze von Balduin Groller.



a, die jungen Mädchen von heute — es ist halt doch etwas anderes!" meinte der Herr Sektionschef mit wohlwollendem Lächeln, als er seine Zeitung zur Hand nehmend sich an den Frühstückstisch setzte. Zu jenem Satze tiefer Lebensweisheit, den er aus dem Schatze seiner reichen Erfahrungen hervorgeholt hatte, war er aber angeregt worden, als er wahrnahm, daß sein Töchterlein Monika wieder einmal beim Frühstück fehlte.

„Sie schlief noch so fest, daß ich nicht das Herz hatte, sie aufzuwecken," entgegnete seine Gattin, die seinen Gedankengang natürlich sofort erraten hatte. Die Gatten wissen im allgemeinen und überhaupt zu wenig, daß ihre Gedankengänge immer von den Gattinnen erraten werden. Hier ging die Frau Sektionschef übrigens gleich auch auf den Kern der weisen Sentenz ein, indem sie lehrhaft hinzufügte, daß eigentlich und genau genommen es mit den Mädeln doch immer so ungefähr dieselbe Geschichte gewesen sei.

„Doch nicht so ganz!" meinte der Herr Sektionschef. „Es ist etwas Neues in die Welt gekommen, — der Sport! Im Winter das Eislaufen, im Sommer das Tennis und Gott weiß, was noch, — eigentlich wirklich eine gute Sache! Die Mädel schlafen dann wie die Bären und blühen auf dabei wie die Röslein. Wo hat's das früher gegeben?!"

Die edle Gattin machte sich zur Verteidigerin temporis acti und damit zugleich der eigenen Jugend. Früher seien die Mädel doch auch aufgeblüht, immerhin hinreichend, um selbst Leuten, die späterhin sogar Sektionschefs geworden seien, ganz gehörig zu imponieren. Und übrigens und überhaupt habe jede Sache ihre zwei Seiten. Das mit dem Sport sei ja ganz schön, was aber dabei so eine arme Mama leiden muß, die auf so ein Töchterlein aufzupassen hat, das geht in ein Haus nicht hinein. Das sollte ein Papa nur einmal versuchen! Beim Schlittschuhlaufen muß sie am Ufer sitzen bleiben wie eine Henne, die ein Entelein ausgebrütet hat, das ihr nun davonschwimmt. Dabei friert man sich die Seele aus dem Leibe, während man im Sommer beim schattenlosen Tennis, wieder — das versteht sich — am Rande, einfach gebraten wird.

Die Rede war ein bißchen lang geraten, und als dann hinterher die gute Gattin noch äußerte, daß sie überhaupt mit ihrem Manne zu reden hätte, da machte er kein allzu freundliches Gesicht. Es paßte ihm nicht in seine genau abgezirkelte Zeiteinteilung. Er war gewohnt, zur rechten Zeit aufzustehen, zur rechten Zeit sein Frühstück zu nehmen, seine Morgenzigarre zu rauchen und dazu seine Morgenzeitung zu lesen und dann zur rechten Zeit in sein Amt zu kommen. Es gab da absolut keinen Spielraum für Ablenkungen. Es hätte zwar nichts verschlagen, wenn er mal ein halbes Stündchen später ins Bureau gekommen wäre, aber man möchte sich doch nicht aus seinem Geleis bringen lassen, und schließlich gab es dort noch andere Zeitungen, die auch gelesen sein wollten. Es klang also nicht sehr ermutigend, als er fragte: „Was gibt's?"

„Monika wächst heran."

„Jetzt plötzlich — zwanzig Minuten vor neun?"

„Sie ist ein großes Mädel."

„Aber Mama!! Sie ist ein Kind!"

„Du siehst nichts, Alfons, ich aber muß die Augen offen halten."

„Und da hast Du bemerkt, Kathrine, daß sie heranwächst?"

„Andere Leute bemerken das auch!"

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel einer Deiner Konzipisten, Dr. Blank."

„So so, der Blank? Nun, das Unglück wäre nicht zu groß. Er ist von guter Familie."

„Ich weiß, es sind reiche Leute."

„Und was vielleicht mehr wert ist, er hat feine Protektionen. Er wird es zu etwas bringen."

„Und doch wäre ich nicht dafür."

„Warum nicht?"

„Es steckt nichts hinter dem Menschen."

„Ja, ein großes Kirchenlicht ist Blank nicht; er ist nur, was man so sagt, ein guter Junge."

„Das ist mir zu wenig für Monika."

„Dann also nicht. Es muß ja nicht sein."

„Unser großes Mädel ist aber noch dumm. Ich glaube, Monika interessiert sich für ihn."

„Dann red' ein vernünftiges Wort mit ihr!"

„Ich werde mich hüten! Das ist mir zu gefährlich."

„Wieso — gefährlich?"

„Man kann dabei im Handumdrehen das schönste Unheil anrichten. Kinder sind unberechenbar. Ich kann nicht wissen, wie sie es aufnehmen würde. Vielleicht treibe ich sie in die Opposition oder gar in den Trotz hinein, und dann sitze ich da mit meiner Weisheit. Oder ich schaffe eine unglückliche Liebe, und das wäre nun gar der rechte Jammer."

„Ja, was soll nun geschehen, Kathrine?"

„Es müßte ihr's jemand anderer ausreden."

„Wer denn? Daß ich für solche Sachen nicht zu brauchen bin, das weißt Du ganz gut."

„Ich wüßte schon einen — Dr. Heydenreich."

„Was? Wieder einen meiner Konzipisten? Du wünschest offenbar in der Branche zu bleiben. Hat der sie am Ende auch schon bemerkt?"

„Leider nicht. Der bemerkt immer nur mich."

„Ja, der Heydenreich ist ein Philosoph; er hält sich an die alten Frauen!"

„Ich bin keine alte Frau, — aber das nur nebenbei zur gefälligen Danachachtung. Wenn wir vom Tennis-Court nach Hause gehen, dann geht Monika mit Blank voraus, und Heydenreich marschiert mit mir hinterher. Das ist immer so, als wenn es so sein müßt'."

„Und Dr. Heydenreich ist vollkommen zufrieden damit?"

„Er schon, aber ich nicht. Umgekehrt wäre es mir lieber."

„Ich dachte, Du zögst Heydenreich vor!"

„Eben deshalb."

„Da läßt sich aber nichts tun."

„Vielleicht doch. Ich möchte, daß er ihr den Kopf zurechtsetze."

„Das ist vielleicht gar keine schlechte Idee."

„Das glaube ich selbst, aber wenn man solche Kuren anfängt, dann kann man nie wissen, wie sie ausgehen werden, und darum wollte ich mir für alle Fälle erst auch Deine Zustimmung zu dem Experiment sichern, damit es dann nicht hinterher heißt —"

„Aber, Kathrine, Du weißt doch, daß ich mich endgültig darein gefunden habe: Du bist nicht nur die bessere, die schönere, sondern auch die klügere Hälfte. Was Du tust, wird wohlgetan sein."

Er gab ihr den Abschiedskuß und dann, als er Hut und Stock schon in der Hand hatte, noch einen. Es war nicht ganz klar, ob er das in der Zerstreuung tat, oder weil er besonders gerührt war.

„Ich hatte schon bekommen," bemerkte sie lächelnd, als er sie zum zweitenmal küßte.

„Ach so!" erwiderte er. „Dann bleibt das als Vorschuß zu buchen."

Dann küßte er sie noch einmal und eilte davon. Es war aber auch schon die höchste Zeit, daß er in seine Kanzlei kam.

* * *

Monika und Dr. Blank singelten miteinander, und — es versteht sich — am Rande saß die Frau Mama, und ihr leistete Dr. Heydenreich Gesellschaft. Die Gelegenheit schien günstig; Mama beschloß, die diplomatischen Unterhandlungen sofort einzuleiten: „Sagen Sie mal, lieber Doktor, aber aufrichtig, was halten Sie eigentlich von Blank?"

„Selbstverständlich das allerbeste; ich bin mit ihm befreundet."

„Ich verlange auch nicht, daß sie ihn

richten sollen. Ich möchte nur Ihre ehrliche Meinung kennen."

„Habe ich bereits gesagt, meine Gnädigste."

„Ja — so im allgemeinen. Das ist mir nicht genug. Sie können sich denken, weshalb ich frage; Sie haben ja auch Augen im Kopf."

„Ich vermute —"

„Nun denn, Heydenreich, — Sie wissen, daß ich eine hohe Meinung von Ihnen habe, — was sagen Sie dazu?"

„Gnädigste Frau, — er ist mein Freund!"

„Gut, Sie wollen, Sie können nichts gegen ihn sagen, —"

„Vielleicht weil es nichts gegen ihn zu sagen gibt."

„Also — mit einem Wort: ein ausgezeichneter Mensch. Ich denke nicht dran, das zu bestreiten, aber, Sie werden mir zugeben, man kann ein sehr ausgezeichneter Mensch und deshalb doch nicht für alle Fälle der richtige Mann sein. Ich möchte nun wissen, ob Sie mit Rücksicht auf den vorliegenden Fall ihn für den richtigen halten."

„Gnädige Frau, — das ist eine Gewissensfrage!"

„Natürlich ist sie das, und darum möchte ich sie ehrlich beantwortet haben. Ich will Ihnen die Sache erleichtern, damit Sie nicht glauben, daß Sie zu einem Verrate an dem Freunde verleitet werden sollen: also ich selbst bin auf das allerentschiedenste dagegen und ich kann hinzufügen, daß es auch mein Mann niemals zugeben würde."

Heydenreich ließ einen leisen Pfiff vernehmen, den das Gefühl der Sensation ausgelöst hatte; so überraschend war ihm die Mitteilung gekommen.

„Ich möchte nun von Ihnen wissen, lieber Heydenreich," fuhr Frau Kathrine fort, „ob ich unrecht tue, mich auf einen so entschieden ablehnenden Standpunkt zu stellen. Es handelt sich ja um das Glück meines Kindes. Halten Sie ihn für den richtigen?"

„Ich glaube, gnädige Frau, daß Sie nicht im Unrecht sind, wenn Sie da Bedenken hegen."

„Sagen Sie mir Ihre Ansicht, Heydenreich."

„Ich glaube, daß Blank ein vortrefflicher Mensch ist, der aber selbst geführt werden muß."

„Darauf kommt es an. Monika ist nichts weniger als eine führende Natur, also müßte der Mann sie führen, und dazu hat er zu wenig in sich."

„Das ist's, was ich sagen wollte, gnädige Frau."

„Und darum muß man beizeiten dazusehen. Wollen Sie's auf sich nehmen, Doktor, mit Monika zu reden?"

„Ich?! Ich dächte doch, daß gerade Sie, gnädigste Frau, als Mutter am ehesten berufen wären —"

„Ich fürchte mich davor, Doktor. Man möchte sich doch nicht eine Familientragödie auf den Hals laden. Es ist wohl besser, wenn ich in Reserve bleibe — als letzte Instanz, selbst, wenn ich dann meinen Willen opfern müßte. Denn schließlich ist hier nicht dieser die Hauptsache, sondern Monikas Glück. Sie reden darüber mit ihr auch leichter, wie mit einer Gespielin und Jugend zu Jugend. Wollen Sie mir die Liebe erweisen?"

Heydenreich strich sich den braunen Bart und überlegte dabei, dann raffte er sich zu einem Entschlusse auf und sagte: „Ich will es versuchen."

* * *

Die Heimkehr vom Tennisplatz vollzog sich diesesmal nicht in der gewohnten Weise. Ganz zufällig hatte beim Aufbruch Frau Mama den Dr. Blank so sehr in ein tiefsinniges Gespräch über die neuen Modewesten mit ihren ehrwürdigen Musterungen aus der Biedermeierzeit verwickelt, daß Monika wohl oder übel mit Dr. Heydenreich vorausgehen mußte. Sie warf zwar noch einen fragenden Blick zurück, aber es gelang nicht, ihren gewohnten Partner loszueisen. Er hing zu fest.

Zu Hause war dann Mama boshaft genug, in aller Harmlosigkeit zu fragen, warum Monika heute den Dr. Heydenreich so in Beschlag genommen habe. Das sei doch einigermaßen auffallend.

Monika fand, daß Mama einfach großartig sei. Als ob sie etwas dafür gekonnt hätte!

Ob sie den Tausch denn gar so sehr bedaure, forschte die Mama weiter.

„O, der Heydenreich ist auch ein ganz lieber Mensch", gab Monika willig zu.

„Das sage ich auch."



Der Brief. Aquarell von Ch. Michel-Brüssel.

„Man kann nur schwer ein vernünftiges Wort mit ihm reden, Mama.“

„Doch vielleicht so gut wie mit Blank.“

„Ach Gott, ja! Aber er ist kein Spieler von Klasse. Von ihm kann ich nichts lernen.“

„Doch vielleicht so viel, wie von Blank.“

„Nicht im Tennis, Mama!“

„Das ist allerdings die Hauptsache!“

„Es ist so gräßlich angenehm, immer etwas dazu zu lernen.“

„Im Tennis — natürlich.“

„Natürlich! Wenn man einmal angefangen hat, dann möchte man es auch zu etwas bringen.“

„Er hat also nicht vom Tennis gesprochen? Wovon denn sonst?“

„Ach, von allem möglichen. Weißt Du, Mama, er ist so furchtbar gebildet!“

„Ist Dir das gar so unangenehm, Monika?“

„Gewiß nicht! Es ist nur ein wenig anstrengend.“

„Noch mehr als das Tennisspielen?“

„Bedeutend! Und dann — man blamiert sich so gräßlich leicht!“

„Hast Du Dich am Ende auch blamiert, Monika?“

„Wo denkst Du hin, Mama?! Ich glaube, ich habe ihm riesig imponiert.“

„Womit denn?“

„Mit meiner Sachkenntnis. Der hat Augen gemacht! Er sprach von Kunstgeschichte und so, und Du weißt, daß ich auf der Schule in Kunstgeschichte immer ein ‚Vorzüglich‘ gehabt habe. Da war er also an die Unrechte geraten. Er fragte mich, ob ich unsere Galerie alter Meister kenne. Da hättest Du mich hören sollen, Mama! Da kenne ich mich nämlich sehr genau aus, weil ich schon zweimal drin war, einmal mit Mademoiselle und einmal mit Dir.“

„Aber das war doch vor Jahren!“

„Das genügt. Er fragte nach meinen Lieblingsmeistern. Ich natürlich nicht faul: Raffael, Michelangelo und so. Dann habe ich ihm auch Botticelli hingelegt, um ihm zu zeigen, daß ich fürs Moderne bin. Die malen himmlisch, habe ich ihm gesagt, und so — er war ganz paff! Ich habe ihm auch erklärt, was er nicht gewußt hat, daß ich deshalb die Botticelli-Frisur so liebe.“

„Und das hat ihm so sehr imponiert?“

„Riesig. Er hat mir gleich das Versprechen abgenommen, daß wir morgen vormittags, weil's gerade Feiertag ist, zusammen in die Galerie gehen müßten. Es interessiere ihn sehr, mein Urteil an Ort und Stelle zu hören.“

Am nächsten Vormittag wurde wirklich losgerückt in die Galerie, Mama, Monika und Heydenreich. Heydenreich schlug vor, daß sie, um sich nicht zu ermüden, nur zwei Säle ansehen sollten, allerdings die zwei wichtigsten.

„Bedauerlich ist es nur“, fuhr er zu Monika gewendet fort, „daß gerade Ihre Lieblinge bei uns ungenügend oder garnicht vertreten sind. Wir haben keinen einzigen echten Michelangelo, auch keinen Botticelli und nur einen Raffael.“

Das sei allerdings ein recht unglücklicher Zufall, gab Monika zu, und dabei errötete sie bis zu ihren goldblonden Stirn- und Nackenlöckchen und schlug die strahlenden blauen Augen nieder, aber es sei ja genug Schönes doch noch da. Natürlich sei noch genug da, bestätigte Heydenreich, eigentlich noch immer zu viel. Er schlug vor, Monika solle sich gut umsehen und ihm nach ihrer Wahl jene zehn Bilder bezeichnen, die ihr am allerbesten gefielen. Der Vorschlag fand Beifall bei Monika, und sie machte sich sofort mit allem Ernst an ihr kritisches Amt. Er notierte die von ihr angegebenen Nummern in sein Taschenbuch und war immer gleich in der Lage, ihr auch den dazugehörigen Künstlernamen und sogar auch den Gegenstand der Darstellung anzugeben. Monika war mit vollem Eifer bei der Sache, und als sie nach getaner Arbeit die Galerie wieder verließen, gab sie die unumwundene Erklärung ab, daß sie sich ausgezeichnet unterhalten habe.

Mama meinte im stillen, daß sie das nicht auch für sich behaupten könne. Die Bilder waren ja recht schön — ach Gott, ja! — aber das war auch alles, und ganz eigentlich hatte sie sich auf eine andere Unterhaltung gefaßt gemacht, und genau genommen hatte ihr Interesse eine ganz andere Richtung.

Die jungen Leute kamen überein, daß sie am nächsten Sonntag, also schon zwei Tage drauf, wieder in die Galerie wollten. Und so geschah es auch. Mama natürlich wieder mit. Diesesmal fand sie die Sache erst recht langstielig. Denn nun suchte

Heydenreich die zehn Bilder heraus, die er für die besten hielt. Mama setzte sich verstimmt auf einem roten Diwan fest und ließ die Jugend allein Kunst roboten. Für sie war das entschieden zu viel. Trotzdem hätte sie die Ermüdung nicht gescheut, wenn die Geschichte nur einen vernünftigen Zweck gehabt hätte. Der junge Mann trug mit löblicher Hingebung Kunstgeschichte und Ästhetik vor, vielleicht sehr gut, vielleicht auch schlecht; sie verstand ja das nicht so genau; aber dazu war er nicht aufgenommen, und sie hatte von ihm ganz etwas anderes erwartet.

Als sie die Galerie wieder verließen, bemerkte Mama, daß Monika glänzende Augen und gerötete Wangen habe, dabei war sie schweigsam und ließ immer nur Heydenreich reden; nur ab und zu richtete sie, wenn er sprach, von unten herauf einen verstohlenen Blick auf ihn. Und der Mensch — es war unglaublich — redete immer noch von Kunstgeschichte und so. Mama begriff die ganze Geschichte nicht. Damit — das wußte sie — werde er kein Glück bei Monika haben, und überhaupt, das war ja gegen die Vereinbarung!

Mama war gar nicht zufrieden, aber es ließ sich vorläufig nichts machen. —

Es war schon nahe an Mitternacht, als die Frau Sektionschef, im Begriff, sich zur Ruhe zu begeben, erst den gewohnten Rundgang durch die Wohnung machte. Zu ihrer Überraschung sah sie aus Monikas Stübchen noch Licht schimmern. Was hatte das zu bedeuten? Das Kind schlief doch sonst um diese Zeit längst wie ein Murmeltier. Sie trat ein. Monika saß in ihrem Nachtgewand mit rotem Kopf über einem kunsthistorischen Atlas. Da hörte doch alles auf! Was Monika anfaßt, das läßt sie so leicht nicht wieder los. Das wußte Mama. Sollte nun wirklich Kunstgeschichte die neueste Leidenschaft sein? Es war fraglich, ob da nicht Tennis noch vorzuziehen sei.

„Aber Monika!“ rief Mama mahnend. „Du gehörtest doch schon längst ins Bett!“

„Ach, laß mich nur, Mama. Es ist zu interessant!“

„Schön, aber die Kunstgeschichte geht Dir nicht durch; die hält sich bis morgen — verlaß Dich drauf.“

„Es ist nicht die Kunstgeschichte, Mama. Es ist etwas ganz — ganz anderes!“

Mama setzte sich. Sie hörte auf, ihr Töchterlein zu verstehen.

„Was ist denn das,“ fragte sie, „was Du da vor Dir hast?“

„Ein Atlas der Kunstgeschichte.“

„Na also!“

„Ja, aber es ist nicht Kunstgeschichte, was ich da studiere.“

„Was denn sonst?“

„Wenn ich das nur so sagen könnte. Mama, mir ist ein ganzes Meer von Licht aufgegangen!“

„Wieso denn?“

„Ein Meer von Licht — das ist das erste, eigentlich das zweite. Das erste war, daß ich mich kolossal blamiert habe. Das weißt Du doch, Mama; Du warst ja dabei.“

„Ich weiß gar nichts.“

„Aber ja! Du hast doch gehört, wie ich zehn Bilder aussuchen mußte.“

„Allerdings.“

„Und dann hat er zehn Bilder ausgesucht.“

„Gut. Über den Geschmack läßt sich streiten, die Ansichten können verschieden sein.“

„Du, Mama, ich glaube jetzt, daß sich auch über den Geschmack nicht streiten läßt. Er hat mir bewiesen, daß alle meine zehn Bilder nichts taugen, und daß seine Bilder Meisterwerke sind.“

„So was kann man garnicht beweisen.“

„Man kann es, Mama. Er hat mir gezeigt, worauf es ankommt. Er hat mich gelehrt zu begreifen, warum ein Kunstwerk schön ist und ein anderes nicht.“

„Also doch Kunstgeschichte!“

„Es ist nicht nur das, Mama. Ich glaube, Heydenreich ist klüger, als wir zwei beide zusammengenommen.“

„Monika!“

„Sei nicht bös, Mama, ich habe es nicht so gemeint. Ich glaube nämlich, daß es ihm gar nicht auf die Kunstgeschichte angekommen ist.“

„Worauf denn sonst?“

„So überhaupt — auf alles! Er hat es nicht so ausdrücklich gesagt, aber ich habe ihn durchschaut. Man wird immer danebenschießen, wenn man nicht weiß, worauf es ankommt und was das Wesentliche

ist. Nicht nur in der Kunst. Man muß ein Urteil haben, und das kann man nur haben, wenn man eine sichere Grundlage dafür hat. Er hat mir bewiesen, daß es nur die oberflächliche Wohlgefälligkeit war, die mich bei meinen Bildern bestochen hat; die sei aber gar nichts wert. Man muß lernen, zu erkennen, was gut und echt ist."

„Wie ich sagte, — also doch Kunstgeschichte!"

„Aber nein, Mama! Die würde mich nicht so aufregen."

„Was ist denn das, was da vor Dir liegt?"

„Ein Atlas der Kunstgeschichte."

„Nun also?"

„Ich studiere aber da nicht Kunstgeschichte. Ich sehe mir die Bilder an und denke dabei an die Menschen."

„Mit mir mußt Du schon ein bißchen deutlicher reden, mein Kind."

„Das ist so, Mama. Heydenreich hat mir eigentlich die Augen geöffnet. Ich wollte jetzt nach dem gegebenen Beispiel mit den Bildern mir unter allen Menschen, die ich kenne, die zehn besten heraussuchen."

„Jetzt wird's freilich interessant."

„Nicht wahr, Mama?"

„Nun, und darf man etwas erfahren?"

„Zuerst gab es ein großes Durcheinander. Die Leute wollten so gar nicht zueinander stimmen. Ich mußte mir da erst helfen."

„Wie hast Du das gemacht, Monika?"

„Ich machte zwei Abteilungen. In die erste tat ich die, die ich gewählt hätte, bevor mir die Augen geöffnet wurden. Da hatte ich nicht nur zehn, sondern vielleicht gleich hundert beisammen."

„Und die andere?"

„Bei der bin ich eben. Da geht es riesig schwer. Ich komme über drei nicht hinaus!"

„Wer sind denn die?"

„Papa natürlich, dann Du, Mama, und der Heydenreich und — weiter komme ich nicht."

„Der Heydenreich?"

„Natürlich! Was glaubst denn?"

„Und Blank?"

„Der gehört in die andere Abteilung."

Mama gab ihrer Tochter den Gute-Nacht-Kuß und mahnte, sie solle machen, daß sie ins Bett käme. Dann zog sie sich zurück und leistete im stillen eine Abbitte dem Manne mit der Kunstgeschichte.



Weihnachtsmorgen.

Eine stille Nacht verging,
Kam das Morgengrauen.
Hoch ein Stern am Himmel hing,
Wanderte im Blauen.

Stand ob einem kleinen Nest,
Das in Bergen sich verborgen,
Über einer Hütte fest,
Glänzte in den Morgen.

Engelsang und Lautenklang.
Hirten gehn und Frauen
Morgentrüben Weg entlang,
Singen und vertrauen.

Und Maria hält ein Kind,
Wagt es nicht zu fassen.
Durch den Stall geht Morgenwind,
Durch die alten Gassen.

Morgensonne, morgenfroh,
Kommt aus Gottes Händen.
Ihre Flammen lichterloh
Brennen auf den Wänden.

Will Vesper.



Die letzten Wasas.

Von Dr. Fritz Arnheim.

Junger, würdiger Erbe des Namens Gustav, Retter eines freien, König eines tapferen Volkes": so begrüßte Voltaire seinen jugendlichen Freund, Gustav III. von Schweden, als der durch den kühnen Staatsstreich vom 19. August 1772 sein von feindseligen Nachbarn mit dem Schicksale Polens bedrohtes Vaterland aus den Händen eines in ausländischem Solde stehenden unpatriotischen Adels befreit und das zu einem wesenlosen Schatten herabgesunkene schwedische Königtum in seinem früheren Glanze wiederhergestellt hatte. In jenen Worten Voltaires, so übertrieben sie auch klingen mögen, liegt dennoch manches Körnlein Wahrheit verborgen. Gewiß hieße es die Bedeutung eines Gustav Wasa oder eines Gustav Adolf schmälern, wollte man Gustav III. als einen ihnen völlig ebenbürtigen Abkömmling des Hauses Wasa bezeichnen. Allein anderseits wird sich doch kein objektiver Betrachter der Wahrheit verschließen können, daß auch dieser Wasasproß, trotz seiner zahlreichen Fehler und Schwächen, sich während seiner Regententätigkeit bleibende Verdienste um die politische, materielle und kulturelle Entwicklung Schwedens erworben hat.

Eine solche objektive Betrachtung ist freilich mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft. Denn auch für Gustav III. gilt, was Schiller einst von Wallenstein gesagt: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." Es dürfte in der Tat wenige Fürsten geben, die eine so verschiedenartige Beurteilung erfahren haben, wie dieser im Fridericianischen Zeitalter lebende Schwedenkönig, in dessen Adern das feurige Hohenzollernblut rollte und der sich oft genug seiner „brandenburgischen" Abstammung gerühmt hat. Durchblättert man die Briefe, die Tagebücher und die Dichtungen seiner Zeitgenossen, so erhält man von ihm ein höchst eigenartiges Bild; ein Bild nämlich, in dem alle Farbenabstufungen der Palette, vom hellsten Rosenrot bis zum tiefsten Schwarz, vertreten sind. Während die einen seine bestrickende Liebenswürdigkeit nicht genug rühmen können und ihn den ritterlichen „König mit dem Zauberblick" nennen, wird er von den anderen als ein durchtriebener Schauspieler und als ein „Theaterkönig" bezeichnet, an dem nichts, nicht einmal das Haar, echt sei. Während die einen ihn mit den gefeiertsten Helden des Sagenalters und der geschichtlichen Zeit vergleichen, erscheint er bei den anderen als ein Mann, der alle Laster eines Tiberius und eines Nero in seiner Person vereinigt. Während die einen in ihm den begeisterten Vaterlandsfreund erblicken, in dessen Brust ein warmes Herz für alle freiheitlichen Bestrebungen schlägt, ist er für die anderen der kaltberechnende Despot, der lediglich seine selbstsüchtigen Machterweiterungspläne im Auge hat. In demselben Augenblicke, wo in den Pariser literarischen Kreisen das Lob des in Frankreich so volkstümlichen Schwedenkönigs in allen Tonarten erklingt, sitzt die russische Kaiserin Katharina II. in ihrem Lustschlosse Zarskoje Selo geschäftig am Schreibtische, um jene Komödie „Der armselige Held" zu verfassen, in der sie ihren schwedischen leiblichen Vetter mit ätzendem Spotte als einen fahrenden Ritter von der traurigen Gestalt schildert. Zu der nämlichen Zeit ferner,



Luise Ulrike von Schweden, Schwester Friedrichs des Großen. Gemälde, angeblich von A. Pesne.

wo der durch Sven Scholanders Sangeskunst uns Deutschen jetzt so vertraut gewordene Stockholmer Volksdichter Michael Bellman, die Laute lose über die Schulter gehängt, von einem Wirtshause zum andern zieht, um unter dem Jubel fröhlicher Zechkumpane und ihrer kleinen „Freundinnen" seine zum Preise des „guten" Königs Gustav gedichteten und komponierten Lieder vorzutragen, ballt ein Teil des schwedischen Adels verstohlen in der Tasche die Faust gegen seinen mit der Königskrone geschmückten, verhaßten „Tyrannen". In denselben Jahren endlich, in denen sich die drei bürgerlichen Stände in treuer Anhänglichkeit um ihren von äußeren und inneren Gefahren bedrohten Monarchen scharen, versagen schwedische und finnländische Offiziere in Anjala, hart an der russischen Grenze, ihrem obersten Kriegsherrn den Gehorsam und knüpfen verräterische Beziehungen mit dem östlichen Erbfeinde an, versammeln sich heimlich die Söhne aus den vornehmsten Familien des Reiches, um das Los entscheiden zu lassen, wer von ihnen auf einem Maskenballe im Stockholmer Opernhause den Landesvater gleich einem wilden Tiere niederschießen soll.



Gustav III. als Kind. — Gemälde, angeblich von Scheffel.

Unter solchen Umständen liegt natürlich die Frage nahe: Sind es die Worte seiner Bewunderer und Freunde oder die seiner Tadler und Gegner, denen man Glauben beizumessen hat? Die Antwort muß dahin lauten, daß, wie so häufig, auch hier die Wahrheit in der Mitte liegt. Der geheimnisvolle Zauber, der von der Persönlichkeit Gustavs III. ausstrahlt, erklärt sich in der Hauptsache gerade durch jenes seltsame Gemisch von Genialität und Scharlatanerie, das sich ebenso sehr bei seinen Regierungshandlungen, wie bei seinem häuslichen Leben und bei seinem schriftstellerischen Wirken bemerkbar macht. Und zu diesem eigenartigen Zwiespalt in seinem Charakter hat sich dann noch sein tragisches Ende gesellt, um in den Augen der Dichter, Komponisten und Geschichtschreiber seine Gestalt vollends mit einem romantischen Halbdunkel zu umgeben. — — —

Am 24. Januar 1746, dem vierunddreißigsten Geburtstage Friedrichs des Großen,



Gustav III. Skulptur von Joh. Tob. Sergel.

erblickte Gustav III. im Stockholmer Schlosse das Licht der Welt. Seine Eltern waren der auf Wunsch der russischen Kaiserin Elisabeth drei Jahre zuvor von den schwedischen Reichsständen zum Thronfolger erkorene Prinz Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp und die sechsundzwanzigjährige Hohenzollernprinzessin Luise Ulrike, die anmutige Schwester des preußischen Königs. Nicht umsonst hatte die wegen ihres sprühenden Geistes und Witzes vielbewunderte „göttliche Ulrike“ im Verkehr mit den in Berlin weilenden französischen Geistesheroen ihre Jugendjahre verlebt. Kaum hatte sie den Boden Schwedens betreten, so verwandelte sich, dank ihrer Fürsorge, auch der dortige Hof in einen Brennpunkt für die damals vorherrschende französische Geschmacksrichtung und in eine Freistatt für alle diejenigen, die durch künstlerische oder schriftstellerische Leistungen auf den Schutz der „Pallas Athene des Nordens“ Anspruch erheben durften. Kein Wunder, daß das tägliche Zusammensein mit der Mutter auf die künstlerische und geistige Anschauungsweise Gustavs einen entscheidenden Einfluß ausübte. Schon frühzeitig offenbarte sich bei ihm eine unverkennbare Vorliebe für französische Kunst und Literatur, französisches Wesen und französische Sitten. Noch hatte er kaum das zehnte Lebensjahr vollendet, als er in französischer Sprache seinen ersten dramatischen Versuch, die Komödie „Der junge Herr“, niederschrieb. Man vermag sich wirklich der Bewunderung nicht zu erwehren, wenn man das Erstlingswerk dieses hochbegabten Fürstenknaben liest, der später unter den gekrönten Schriftstellern Europas im XVIII. Jahrhundert den Ehrenplatz neben seinem Oheim, Friedrich dem Großen, einnehmen sollte. Der „junge Herr“ ist kein anderer, als Gustav selbst, der seine eigene kindliche Unart und Lernunlust in höchst belustigender Weise verspottet, die drolligsten Ausflüchte erfindet, um aus der verhaßten Schulstube entweichen zu können, und schließlich, als der gestrenge Lehrer, genannt „Magister Barbarissimus“, einen Riesenglobus herbeischleppt, um das Interesse seines Schülers für den geographischen Unterricht zu wecken, sich mit den Worten: „Jetzt erschüttere ich den ganzen Erdball“ rittlings auf jenes Ungetüm setzt. Wer denkt nicht unwillkürlich bei dieser reizenden Szene, die mit einer langen Strafpredigt des Elternpaares „Argant“ und einem reuigen Besserungsgelöbnis des kleinen Sünders endigt, an jenes berühmte Kinderbildnis Gustavs III., das ihn zur Seite eines Globus mit der steifen Grandezza eines spanischen Granden darstellt, während zugleich aus seinen blauen Augen, den Hohenzollernaugen der Mutter und des Oheims, der Mutwille eines kleinen Taugenichtses dem Beschauer entgegenlacht.

Und doch hat Gustav III. gerade das entbehren müssen, was das höchste Glück eines jeden Menschen ausmacht, und was sogar mancher der Ärmsten unter seinen dereinstigen Untertanen besitzen sollte: die Erinnerung an eine sorglose, ungetrübte Kindheit. Die leidige Politik vergiftete sein Leben bereits zu einer Zeit, wo er noch im kurzen Kleidchen an der Hand der fürsorglichen Mutter einhertrippelte. Der heftige Kampf, der seit 1751 zwischen seinen Eltern und einem Teile des Adels entbrannte und fünf Jahre später, nach einem mißlungenen Revolutionsversuche der Royalisten, zur tiefsten Demütigung des jungen Königspaares führen sollte, warf seine Schatten bis in die Kinderstube des Kronprinzen. Seine Lehrer und Erzieher, an denen er, trotz gelegentlicher Jugendstreiche,

mit schwärmerischer Verehrung hing, fielen der Rachsucht der siegreichen Adelspartei zum Opfer. Ja, man suchte sogar — freilich vergebens — durch die Ernennung von neuen, der Königin besonders feindlich gesinnten Gouverneuren eine künstliche Scheidewand zwischen Mutter und Sohn aufzurichten. Die Schmerzensausbrüche Ulrikens, als ihr 1757 die Nachricht von der Kriegserklärung Schwedens gegen den eigenen Bruder zuging; die Freudenszenen, die jede Kunde von den Waffenerfolgen Friedrichs des Großen bei seinen Eltern hervorrief: das waren die Eindrücke, unter denen der Thronerbe Schwedens vom Knaben zum Jüngling heranreifte. Als 1762 Schweden und Preußen Frieden geschlossen hatten, hegte er den sehnlichsten Wunsch, unter den Augen des ruhmreichen Siegers von Roßbach und Leuthen seine militärische Ausbildung vervollkommnen zu dürfen. „Ich kann", schrieb er damals, „mit um so größerer Zuversicht um diese Gnade anhalten, als der soeben geschlossene Friede mich hoffen läßt, daß Se. Majestät der König von Preußen sich ein Vergnügen aus meiner Unterweisung machen wird. Seine großen Eigenschaften und die Bande des Blutes, die uns vereinigen, erlauben mir keinen Zweifel daran." Allein die schwedischen Machthaber versagten ihm zu seinem Kummer die Gewährung der Bitte, da sie befürchteten, er könne am Berliner Hofe von den Lehren des aufgeklärten Despotismus angesteckt werden. Wahrlich, eine überflüssige Besorgnis! Als ob er nicht jene Lehren schon mit der Muttermilch eingesogen hätte; als ob er nicht schon durch die trüben Erfahrungen im Elternhause zu der Überzeugung gekommen wäre, daß sein unglückliches, von den Launen der Nachbarmächte abhängiges Vaterland nur durch Wiederherstellung eines kraftvollen Königtums aus seiner erniedrigenden Lage erlöst werden könne! „Man muß insonderheit für seine Selbstachtung leben. Sie ist es, die mich bisher aufrecht erhalten hat und, wie ich hoffe, stets aufrecht erhalten wird": so heißt es in dem politischen Glaubensbekenntnis, das er im Alter von neunzehn Jahren niederschrieb.

In Schweden gab es damals zwei Parteien, die sich aufs heftigste befehdeten und, ähnlich den englischen Whigs und Tories, miteinander in der Regierung abwechselten: die in russischem Solde stehenden „Mützen" und die von dem Versailler Hofe beeinflußten „Hüte". Die Stellungnahme des Kronprinzen diesen Parteien gegenüber konnte von vornherein nicht zweifelhaft sein. Die von der Mutter ererbte Vorliebe für alles Französische, seine regen Beziehungen zu den literarischen Größen Frankreichs und die von den russisch-gesinnten „Mützen" bekundete Abneigung gegen jede Erweiterung der königlichen Machtbefugnisse drängten ihn gebieterisch zum Anschluß an die Anhänger des französischen Systems. Daß sich hieraus im Laufe der Jahre zwischen ihm und seinem preußischen Oheim ein immer schärferer Gegensatz entwickeln mußte, war unvermeidlich, da Friedrich der Große seit dem Hubertusburger Frieden eine Allianz mit dem slawischen Nachbarreiche als die sicherste Gewähr für den Fortbestand des europäischen Friedens betrachtete. Ging der preußische König doch 1764 und 1769 soweit, der Kaiserin Katharina gegenüber sich insgeheim zu einer Förderung der russischen Umtriebe auf den schwedischen Reichstagen und bei einem schwedischen Angriffe auf Rußland oder bei einem Umsturz der schwedischen Verfassung sogar zu einer militärischen Diversion in Schwedisch-Pommern zu verpflichten. Und zu diesen politischen Mei-



Sophie Magdalene, Königin v. Schweden.

Gustav III. im Krönungsornat. Gemälde von A. Roslin.

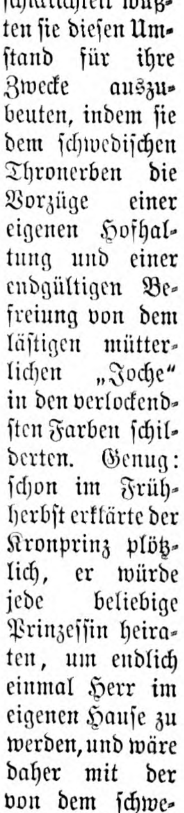


nungsverschiedenheiten gesellte sich dann noch das immer unerquicklicher sich gestaltende Verhältnis Gustavs zu seiner Mutter, um das frühere Wohlwollen Friedrichs für seinen Neffen allmählich in kühle Gleichgültigkeit und kaum verhehlte Abneigung zu verwandeln.

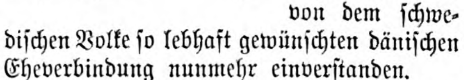


Sophie Magdalene, Gemahlin Gustavs.

Bereits zu Beginn des Jahres 1751 war zwischen den Höfen von Kopenhagen und Stockholm — nach langem, vergeblichem Widerstande Ulrikens — eine Vermählung ihres ältesten, damals fünfjährigen Sohnes mit der fast gleichaltrigen dänischen Prinzessin Sophie Magdalene verabredet worden. Je näher aber der Zeitpunkt heranrückte, wo entweder eine offizielle Verlobung oder eine endgültige Absage erfolgen mußte, desto größeren Schwierigkeiten begegnete am schwedischen Hofe eine Verwirklichung dieses Eheprojektes. Die regierende Königin, die sich „ein unveränderlich brandenburgisches Herz" bewahrt hatte, wünschte nämlich den Kronprinzen mit einer ihrer preußischen Nichten vermählt zu sehen und bot alles auf, um die ihr so verhaßte dänische Heirat zu hintertreiben. Anfangs hatte es beinahe den Anschein, als sollte sie bei dem Kampfe um die zukünftige Schwiegertochter den Sieg davontragen. Noch Anfang 1765 versicherte Gustav, es gäbe für ihn nichts Hassenswerteres, als das für Schweden stets so verderbliche Haus Dänemark, und er würde sich den Wünschen der schwedischen Nation nur dann fügen, wenn eine offenbare Gefahr für den Staat und dessen Interesse ihn dazu zwänge. Allein die schwedischen Parteigänger Dänemarks ließen trotzdem den Mut nicht sinken. Denn es war ihnen keineswegs entgangen, daß die Entfremdung zwischen dem Kronprinzen, der seine eigenen Wege zu gehen begann, und seiner Mutter, die ihm in der Politik wie im Privatleben i h r e Meinung aufzwingen wollte, tagtäglich reißende Fortschritte machte.



Mit großer Geschicklichkeit wußten sie diesen Umstand für ihre Zwecke auszubeuten, indem sie dem schwedischen Thronerben die Vorzüge einer eigenen Hofhaltung und einer endgültigen Befreiung von dem lästigen mütterlichen „Joche" in den verlockendsten Farben schilderten. Genug: schon im Frühherbst erklärte der Kronprinz plötzlich, er würde jede beliebige Prinzessin heiraten, um endlich einmal Herr im eigenen Hause zu werden, und wäre daher mit der von dem schwedischen Volke so lebhaft gewünschten dänischen Eheverbindung nunmehr einverstanden.



Der sonnige Oktobertag des Jahres 1766, an welchem Sophie Magdalene zum erstenmal den Boden Schwedens betrat, war ein „Dies ater" für die Wasadynastie. „Nehmen Sie sich in acht, Madame", äußerte Gustav mit ritterlicher Höflichkeit, als er seiner jungen Gemahlin an der Helsingborger Landungsbrücke beim Aussteigen behilflich war. Hätte er in die Zukunft sehen können, so würde er sicher statt dessen, ähnlich jenem Grafen Telramund in Wagners „Lohengrin", verzweiflungsvoll ausgerufen haben: „So zieht das

Unheil in dies Haus!" Selten dürften zwei so ungleichartige Naturen einen Bund fürs Leben geschlossen haben, wie es bei dieser Verstandesehe der Fall war. Nicht als ob Sophie Magdalene etwa der körperlichen Reize entbehrt hätte! „Sie hat ein eher hübsches, als häßliches Gesicht, eine recht gute Figur, angenehme Manieren, ein sehr melodisches Organ und sieht entschieden vorteilhaft aus", so beschreibt ein durchaus zuverlässiger Zeitgenosse die kronprinzliche Braut. Aber was halfen ihr alle diese Vorzüge bei einem Manne, der, wie sein preußischer Oheim, keine erotischen Neigungen besaß und gegen das weibliche Geschlecht, trotz aller Ritterlichkeit, einen unbesiegbaren Widerwillen hegte! Unter solchen Umständen konnte das Zusammenleben in dieser Scheinehe auf die Dauer nur dann erträglich sein, wenn Gatte und Gattin wenigstens durch das gemeinsame Band geistiger und künstlerischer Interessen sich zueinander hingezogen fühlten. In letzterer Hinsicht versagte Sophie Magdalene indessen leider völlig! Eine Frau, die sich geschmacklos kleidete, bei jeder Anrede verlegen errötete und in geradezu schreckenerregender Weise hausbacken war, mußte für ihren feingebildeten Gemahl, den Sohn einer der würdevollsten und geistig regsamsten Fürstinnen Europas, bald zu einer Quelle förmlicher Pein werden und ihm das eigene Haus zur Hölle machen. Schon nach vierjähriger Ehe klagte er bitter: „Ich habe der Stimme des Staates gehorcht, als ich ihr meine Hand reichte. Mein Herz aber folgt den Geboten der Politik oder der Ehrbegierde nicht. Je mehr man mich mit Vorstellungen ermüdet, die Prinzessin zu lieben, desto größer wird mein Unglück, mein Widerwille, mein Schmerz darüber, daß ich durch Bande, die man unauflöslich nennt, mit einer Person vereinigt bin, deren Charakter dem meinigen so unähnlich ist, und die, wie ich weiß, ebenso unglücklich durch mich werden muß, wie ich es durch sie bin."



Herzogin Hedwig Elisabeth Charlotte, Gemahlin Karls XIII. Gemälde von A. Roslin.

So kühl sich aber auch das Verhältnis Gustavs zu seiner Gattin schon nach kurzer Zeit gestalten mochte, so eifersüchtig wachte der Kronprinz doch anderseits darüber, daß jedermann, hoch und niedrig, der künftigen Landesherrin mit der ihr gebührenden Achtung begegnete. Hierzu wollte sich jedoch die regierende Königin unter keinen Umständen verstehen. Sie behan-


Prinz Karl, später König Karl XIII., Gustavs Bruder.

delte die ihr aufgedrungene Schwiegertochter von Anfang an mit eisiger Kälte und benutzte jede sich darbietende Gelegenheit, um ihr ihren Abscheu und ihre Verachtung auszudrücken. So verbot sie beispielsweise im Frühsommer 1767 ihren jüngeren Söhnen den Besuch eines kleinen Festes, das der Kronprinz anläßlich des Geburtstages seiner Gemahlin veranstaltete, und begnügte sich damit, ihre Glückwünsche abends durch zwei „in Hoftrauer" erscheinende Kammerherren aussprechen zu lassen. „Ich kann es nicht beschreiben, welchen Eindruck diese Trauerkleider auf mich machten," schrieb Gustav damals entrüstet an einen seiner früheren Lehrer. Wiederholt kam es innerhalb der schwedischen Herrscherfamilie in den nächsten Jahren zu höchst unliebsamen Szenen, durch welche die zwischen Mutter und Sohn ohnehin bereits bestehende Kluft noch erweitert wurde. Und auch in der Politik trennten sich ihre Wege immer mehr, da Gustav seit 1768 im geheimen Einverständnis mit dem Versailler Hofe auf eine gewaltsame Beseitigung der schwedischen Parteiherrschaft hinarbeitete, während Ulrike den kühnen Revolutionsplänen des Kronprinzen skeptisch und abweisend gegenüberstand.

Der plötzliche Tod des regierenden Königs Adolf Friedrich (12. Februar 1771) war ein Ereignis von europäischer Bedeutung. Gustav, dessen Sympathien für Frankreich allgemein bekannt waren, weilte damals gerade in der französischen Hauptstadt, so daß die Befürchtung nahe lag, es werde zwischen ihm und Ludwig XV. zu Abmachungen kommen, die nur allzu leicht russische Gegenmaßregeln, wenn nicht gar einen allgemeinen Völkerkrieg heraufbeschwören konnten. Um so größer war die Befriedigung Friedrichs des Großen, als der junge schwedische Monarch ihm auf der Rückreise von Paris seine Aufwartung machte. In mehreren Unterredungen kam es zwischen beiden zu einer eingehenden politischen Aussprache, durch welche die im Laufe der letzten Jahre entstandene Spannung anscheinend völlig ausgeglichen wurde. Kaum war Gustav heimgekehrt, so entspann sich zwischen ihm und seinem preußischen Oheim ein ebenso reger wie freundschaftlicher Briefwechsel über die nunmehr fast täglich vorkommenden Reibereien mit seiner Mutter Ulrike und über die Hindernisse, die von den regierenden „Mützen" auf russischen Antrieb der in Potsdam zwischen Oheim und Neffen verabredeten Beseitigung des schwedischen Parteienhaders in den Weg gelegt wurden. Redlich zeigte sich König Friedrich 1771 und 1772 bemüht, durch schriftliche Ratschläge und, während des Aufenthalts seiner verwitweten Schwester am preußischen Hofe (Ende 1771 bis Sommer 1772), auch durch mündliche Vorstellungen die Eintracht im Schoße der schwedischen Herrscherfamilie wieder herzustellen. Sorgfältig vermied er, seinem Versprechen gemäß, jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten Schwedens, und er gab seine Zurückhaltung erst auf, als die Beziehungen Gustavs zu Katharina sich von neuem zu trüben begannen. Seine Vermittlungsvorschläge wurden von dem schwedischen Neffen mit gutgespielter Treuherzigkeit aufgenommen. In fast überschweng-

lichen Worten dankte er dem „teuren“ Oheim für dessen Ratschläge und wies jeden Gedanken an einen etwaigen Revolutionsversuch von der Hand. Kein Wunder, daß auch Friedrich der Große in seinen Antworten einen herzlichen Ton anschlug und verbindlich versicherte, ganz Europa blicke mit Erstaunen und Bewunderung auf die andauernden ehrlichen Bemühungen seines Neffen, „Schweden mit Schweden zu versöhnen und die Einigkeit zwischen den Parteien wiederherzustellen“. Wie anders würden wohl seine Worte gelautet haben, hätte er geahnt, daß Gustav III. bereits seit Ende Januar 1772 fest entschlossen war, sein schwedisches Vaterland — es koste, was es wolle — aus den Händen der Russenfreunde zu befreien und durch Einführung einer neuen Verfassung der mehr als fünfzigjährigen politischen Ohnmacht des Königtums ein Ende zu bereiten!

Der 19. August 1772, an welchem die anscheinend felsenfest gefügte schwedische Parteienherrschaft unter dem Jubel der Stockholmer Bevölkerung ruhmlos zu Grabe getragen wurde, machte den sechsundzwanzigjährigen schwedischen Monarchen mit einem Schlage zu einer europäischen Berühmtheit. Friedrich der Große freilich war tief verstimmt, als er auf einer Reise in Schlesien



Herzog Friedrich Adolf, Gustavs Bruder.

plötzlich vernahm, daß sein eigener Neffe, ein in den Künsten der Diplomatie noch wenig erfahrener Neuling, ihn, den allgemein anerkannten und bisher unerreichten Meister, durch einen Machiavellismus sondergleichen überlistet hatte. Trotzdem sah er sich genötigt, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Denn nichts widersprach den preußischen Interessen damals so sehr, wie eine kriegerische Verwicklung im Norden, die auf Grund der schon erwähnten preußisch-russischen Allianz von 1769 einen Einmarsch der Preußen in Schwedisch-Pommern und demzufolge eine Vertagung der Durchführung des polnischen Teilungsvertrages vom 5. August nach sich ziehen mußte. Er und sein Bruder Heinrich suchten denn auch unermüdlich in den nächsten Wochen auf ihren schwedischen Neffen einzuwirken und ihn dazu zu bewegen, die von ihm begangene „Dummheit wieder gut zu machen“. Allein Gustav III. vertrat hartnäckig die Auffassung, der Staatsstreich vom 19. August sei eine innere schwedische Angelegenheit, in die sich keine fremde Macht einzumischen habe. Vergebens beschworen ihn seine beiden Oheime, die frühere Verfassung wiederherzustellen. Vergebens drohten sie ihm in nicht mißzuverstehenden Worten mit einer „Arrondierung“ Preußens durch Schwedisch-Pommern bei einem nur durch Gustavs Nachgiebigkeit zu vermeidenden schwedisch-russisch-preußischen Kriege. Vergebens erinnerte ihn der preußische König in einem Schreiben vom 23. Januar 1773 an die Worte jenes Sehers, der einst Julius Cäsar zugerufen habe, daß die Iden des März noch nicht vorüber seien. Weit davon entfernt, sich durch diese drohende Anspielung einschüchtern zu lassen, erklärte der schwedische Monarch seinem Oheim pathetisch, er werde niemals „Insulten“ ruhig hinnehmen oder sich demütigenden Bedingungen unterwerfen, sondern lieber bis zum letzten Atemzuge für die Ehre und Unabhängigkeit seiner Untertanen kämpfen, die sich in der Stunde der Gefahr sicher in treuer Anhänglichkeit um ihren Landesherrn scharen würden.

Mit diesem Schreiben trat in dem beiderseitigen Briefwechsel zunächst eine längere Pause ein. Zwar war es nicht zum wenigsten das Verdienst Friedrichs des Großen, wenn das Anfang 1773 am nordischen Horizont heraufgestiegene drohende

Kriegsunwetter sich langsam wieder verzog, ohne sich über dem Haupte Gustavs III. in wuchtigen Schlägen entladen zu haben. Aber das persönliche Verhältnis zwischen Oheim und Neffen blieb fortan ein getrübtes. Mit mißtrauischen Blicken überwachte der erstere die Versuche des letzteren, an allen europäischen Höfen den preußischen Interessen entgegenzuarbeiten, und erst im Frühling des Jahres 1775 kam zwischen ihnen wenigstens eine äußerliche Wiederversöhnung zustande. Doch auch dieser Waffenstillstand war nur von kurzer Dauer. Denn schon nach wenigen Jahren entstand im Schoße der schwedischen Herrscherfamilie ein Zerwürfnis von erschütternder Tragik, das den preußischen Monarchen zur Parteinahme für seine Schwester, die verwitwete Königin, und gegen deren Sohn, den regierenden König, nötigte. — — —

Niemals zuvor hatte die Mutter Gustavs III. eine reinere Freude empfunden, als zu jener Stunde, wo sie in Stralsund, auf der Heimreise aus den preußischen Landen, von den Stockholmer Ereignissen des 19. August 1772 durch ihren Sohn Nachricht erhielt. Alles Leid, das Gustav ihr in den letzten Jahren zugefügt, war in diesem Augenblick höchster Glückseligkeit vergeben und vergessen. „Ja, Du bist mein Sohn und bist würdig, es zu sein,“ schrieb sie ihm in mütterlichem Stolze; „diese Tat versöhnt uns für immer.“ Aber auf ihren Freudenrausch folgte nur allzubald die Ernüchterung. Schon wenige Wochen nach ihrer Rückkehr in die Heimat begannen die alten Mißhelligkeiten von neuem. Eine Frau vom Schlage Ulrikens, für die das Herrschen seit fast dreißig Jahren zu einem förmlichen Lebensbedürfnis geworden, konnte sich eben nur schwer daran gewöhnen, daß sie durch den Thronwechsel in eine untergeordnete Stellung geraten und von jeder Teilnahme an der Leitung der Regierungsgeschäfte ausgeschlossen war. Um so mehr wäre es natürlich die Pflicht ihres Sohnes gewesen, ihr durch ein doppelt rücksichtsvolles Benehmen und durch häufige Beweise kindlicher Liebe diese bittere Pille nach Möglichkeit zu versüßen. Statt dessen fand er jedoch sichtlich ein Vergnügen darin, der Mutter gegenüber auch in kleinen Dingen als Gebieter aufzutreten und sie seine Macht fühlen zu lassen. Obwohl man auf beiden



Sophie Albertine, Schwester Gustavs.

Seiten bemüht war, den äußeren Schein zu wahren, so gelang dies doch nicht immer, am allerwenigsten der verwitweten Königin, die jede Verstellung haßte und offenherzig ihre Meinung zu sagen pflegte.

So kam das Jahr 1775 heran, das für die Zukunft der Wasadynastie von folgenschwerer Bedeutung werden sollte. Im März wurde Ulrike von einer lebensgefährlichen Krankheit befallen. Die Teilnahme, die ihr der regierende König bei dieser Gelegenheit bewies, machte auf ihre trotz aller äußeren Schroffheit im Grunde leichtversöhnliche Natur einen wohltuenden Eindruck und führte zu einer Wiederannäherung von Mutter und Sohn. Bald darauf, im Sommer, kam durch Vermittlung des sechsundzwanzigjährigen Hofstallmeisters Adolf Friedrich von Munck auch zwischen Gustav III. und Sophie Magdalene eine Einigung zustande, die ihrer langen Scheinehe ein Ende bereitete. Mit aufrichtiger Freude begrüßte die Königin-Mutter die Kunde von der Aussöhnung des Herrscherpaares und, als im Herbst die Hoffnungen des Königs auf Vaterfreuden plötzlich durch eine Fehlgeburt vereitelt wurden, gab sie ihre Betrübnis über dieses schmerzliche Ereignis in warmen Worten zu erkennen. Von keiner Seite war damals ein Zweifel an der ehelichen Abstammung des erwarteten Kindes laut geworden. Allein

unglücklicherweise benahm sich Sophie Magdalene in den nächsten Monaten Munck gegenüber so auffällig und überhäufte diesen Urheber ihres späten Eheglückes mit so kostbaren Geschenken, daß es kaum wundernehmen kann, wenn bereits nach kurzer Zeit das Gerücht von einem unerlaubten Umgange zwischen ihr und dem jugendlichen Hofstallmeister in den klatschsüchtigen Hofkreisen die Runde machte und allgemeinen Glauben fand.

Unter solchen Umständen war eine Familienkatastrophe unvermeidlich, als im März 1778 bekannt wurde, daß die junge Königin sich in gesegneten Umständen befand. Von ihrer jähzornigen Natur hingerissen, erging sich Ulrike in Schmähungen gegen ihre Schwiegertochter und richtete an ihre jüngeren Söhne Karl (den späteren König Karl XIII.) und Friedrich Adolf die Aufforderung, mit allen Mitteln zu hintertreiben, daß der ehrwürdige Wasathron dereinst von dem „unehelichen Sprößling eines simplen Edelmannes“ eingenommen würde. Man wird leicht die Empfindungen Gustavs und seiner Gattin ermessen können, als sie durch Karl, den Haupturheber des ganzen Gerüchts, auf indirektem Wege von jenen Beschuldigungen der verwitweten Königin Kenntnis erhielten. Außer sich vor Schmerz und Entrüstung, ließ Sophie Magdalene ihren Gemahl rufen und warf sich ihm weinend zu Füßen, indem sie erklärte, daß sie ihre Schwiegermutter, ohne sich selbst zu entehren, niemals wiedersehen könne, und daß schon deren Anblick sicher bei ihr von neuem eine Fehlgeburt zur Folge haben würde. Der König, selbst aufs höchste empört, eilte sofort zu seiner Mutter, und es kam zwischen beiden zu einem furchtbaren Auftritt, der damit endigte, daß der Sohn für alle Zukunft der Mutter das Betreten des Residenzschlosses verbot. Ja, in der ersten Erregung plante er sogar ihre Verbannung nach einem der schwedischen Lustschlösser oder nach Schwedisch-Pommern, und nur die Besorgnis vor einem Einschreiten seines preußischen Oheims zugunsten Ulrikens hinderte ihn an der Ausführung dieser Absicht. Anfang Mai erschienen bei ihm seine jüngeren Geschwister und seine durch Herzensgüte ausgezeichnete Schwägerin Charlotte, die kaum neunzehnjährige Gemahlin Karls, um eine Aussöhnung des jungen Herrscherpaares mit der Königin-Mutter herbeizuführen. Es folgte eine hochdramatische Szene. Die Prinzessin Sophie Albertine, die einzige Schwester Gustavs, war nahe daran, in Krämpfe zu verfallen. Sein Bruder Friedrich Adolf, eine heftige und leicht aufbrausende Natur, ereiferte sich gegen seine Brüder, beleidigte den König und nannte seinen Bruder Karl einen „elenden Verräter“. Schon standen die beiden Brüder im Begriff, den Degen gegeneinander zu ziehen, als es dem Machtspruche Gustavs gelang, wenigstens das Schlimmste zu verhüten. Schließlich fielen alle vier dem Könige zu Füßen, der, selbst bis zu Tränen gerührt, sich hierauf mit seiner Schwägerin in das Gemach seiner Gattin begab, um auch diese versöhnlich zu stimmen. Aber Sophie Magdalene blieb unbeweglich. Auf alle Bitten und auf einen Kniefall der jungen Herzogin erwiderte sie nur: Sie sei von ihrer Schwiegermutter tödlich beschimpft worden und könne die ihr zugefügte Beleidigung niemals verzeihen. So blieb denn der verwitweten Königin, die ihre Unbesonnenheit tief bereute, nichts anderes übrig, als sich in die von ihrem Sohne vorgeschriebenen Bedingungen zu fügen und ihre verletzenden Worte öffentlich zurückzunehmen. In Gegenwart ihrer Kinder, der Herzogin Charlotte sowie mehrerer Mitglieder des schwedischen Senats mußte sie am 8. Mai eine noch heute in Stockholm verwahrte Urkunde unterzeichnen, in der sie „ungezwungen, aus festem Willen und voller Überzeugung“ erklärte, sie habe zwar anfangs einem „Gerücht“ Glauben geschenkt, durch das „unbedachtsame Leute“ einen Schatten auf ihre „herzlich geliebte Schwiegertochter“ und deren „Leibesfrucht“ hätten werfen wollen; jetzt aber, zu anderer Überzeugung gebracht, hege sie gegen „jenes unwahre, unbegründete und erdichtete Gerücht einen billigen Abscheu“ und wünsche nichts mehr, als daß durch die regierende Königin das königliche Haus den ersehnten Zuwachs und das ganze Reich „einen der Krone würdigen Thronerben“ erhielte.

Friedrich der Große blieb über die hier kurz geschilderten Vorgänge am schwedischen Königshofe nicht lange in Unkenntnis. In Stockholm weilte damals als preußischer Chargé d'Affaires kein geringerer als Anastasius Ludwig Mencken, der Großvater

mütterlicherseits unsers Altreichskanzlers Fürst Bismarck. An ihn wandte sich Ulrike in ihrer Verzweiflung, und der kaum sechsundzwanzigjährige Diplomat erwies sich ihres Vertrauens durchaus würdig. Seine Berichte über die Ursachen und den Verlauf des traurigen schwedischen Familienzwistes machten auf den preußischen König einen tiefen Eindruck. Dem schwedischen Baron Taube, den Gustav „zur besseren Aufklärung" seines Oheims nach Preußen entsandt hatte, bereitete er einen sehr kühlen Empfang, und in der Antwort auf ein gleichzeitiges Handschreiben seines schwedischen Neffen erklärte er sichtlich verstimmt: Er werde seine Schwester zur sofortigen Übersiedelung nach Preußen auffordern, wo sie noch Angehörige fände, die sie liebten, und wo sie wenigstens in Ruhe, sowie vor jeder „Schikane" geschützt, den Rest ihres Lebens verbringen könne. Allein zu einem derartigen Schritt war Ulrike unter keinen Umständen zu bewegen. Hätte sie sich doch in solchem Falle von ihren Lieblingskindern Friedrich Adolf und Sophie Albertine trennen müssen, denen Gustav hartnäckig die Erlaubnis zur Begleitung der Mutter versagte. Überdies aber hoffte sie immer noch im stillen auf eine Wiederversöhnung mit ihrem ältesten Sohne, an dem sie trotz allem, was zwischen beiden vorgefallen war, nach wie vor mit zärtlicher Zuneigung hing.

Ihre Hoffnung schien in der Tat in Erfüllung zu gehen, als am 1. November 1778 ein kleiner Prinz, der spätere König Gustav IV. Adolf, das Licht der Welt erblickte. Von seinen Brüdern und seiner Schwägerin kniefällig bestürmt, teilte Gustav III. schriftlich seiner Mutter die Geburt seines Sohnes mit. Die Königin-Witwe warf eilends ein paar Glückwunschzeilen aufs Papier, füllte ihre Taschen mit kostbarem Geschmeide und machte sich darauf freudestrahlend auf den Weg zum Residenzschlosse, um ihren ersten Enkel zu umarmen und persönlich ihn mit den mitgebrachten Geschenken zu schmücken. Doch was geschah? Auf halbem Wege begegnete ihr ein Abgesandter des Königs, der ihren Wagen halten ließ und ihr im Namen seines Monarchen den Befehl erteilte, sofort umzukehren. Erst einige Stunden später erfuhr sie, welch unseliges Mißverständnis das barsche Auftreten ihres ältesten Sohnes gegen sie veranlaßt hatte. In ihrem schon erwähnten Glückwunschschreiben hatte sie u. a. geäußert, daß Gustav, nachdem „der seine Augen bedeckende Schleier zerrissen", hoffentlich sein verletzendes Benehmen in früheren Jahren aufrichtig bedauern werde. In diesen auf Prinz Karl gemünzten Worten glaubte der König nun unglücklicherweise eine erneute Anschuldigung gegen seine Gattin und gegen die eheliche Geburt des Thronerben erblicken zu sollen. Totenbleich reichte er seinen Brüdern das Billet der Mutter, indem er zähneknirschend ausrief: „Da seht Ihr, für wen Ihr Euch verwendet habt!" Alles war vor Schrecken wie erstarrt. Karl drückte seine Empörung in den schärfsten Worten aus. Friedrich Adolf verfiel in nervöse Zuckungen. Gustav sprach davon, daß er seine Mutter im Schlosse Gripsholm oder auf der Festung Warholm lebenslänglich einsperren werde, und rief wiederholt aus: „Sie hat mir den schönsten Tag meines Lebens vergiftet." Da diese Szene sich angesichts des ganzen Hofes abspielte, verbreitete sich bald in den Sälen des Schlosses und in den Straßen der Hauptstadt eine steigende Erbitterung gegen die Königin-



Adolf Friedrich Munck.
Gemälde im Schloß Geipsholm in Schweden.

Mutter. Einer der Höflinge erklärte entrüstet, sie verdiene einen „Dolchstich“, falls sie sich öffentlich zu zeigen wage, und ein anderer äußerte drohend, es wäre ein verdienstliches Werk, der „bösen, alten Hexe“ einen Stein an den Kopf zu werfen. „Niemals“, heißt es in den Aufzeichnungen eines Augenzeugen, „ist eine Mutter in Gegenwart der eigenen Kinder so geschmäht worden.“ Ulrike selber war untröstlich, als man ihr mitteilte, weshalb der Sohn ihr den Zutritt zum Residenzschlosse untersagt hatte. In herzergreifenden Worten schrieb sie ihm sogleich, daß sich jene Äußerung „in keinerlei Weise auf die Person der Königin bezogen habe“, und als Gustav auch jetzt noch unerbittlich blieb, geriet sie in solche Verzweiflung, daß man in ihrer Umgebung befürchtete, sie werde sich in einem unbewachten Augenblicke ein Leid antun. Da endlich schickte ihr der König einen Brief, worin er einen milderen Ton anschlug und ihr eine spätere Aufhebung des Verbannungsdekretes in Aussicht stellte. Wie wenig ihm an der Erfüllung seines Versprechens gelegen war, zeigte sich freilich nur allzubald. Geflissentlich vermied er es, ihr auf Spazierwegen oder in öffentlichen Gebäuden zu begegnen, und in schroffster Form lehnte er alle ihre Annäherungsversuche ab, indem er sich auf



Luise Ulrike, Mutter Gustavs, in älteren Jahren.

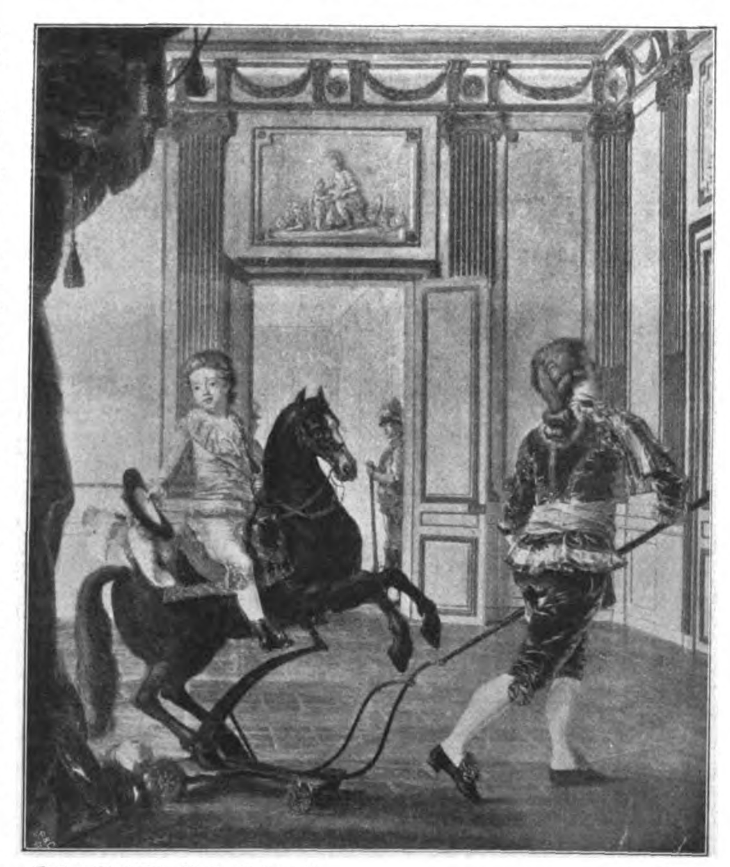
seine Gemahlin berief, die mit jenem zähen Eigensinn, wie er kleinlichen und beschränkten Naturen nicht selten anhaftet, immer wieder versicherte, daß sie den Anblick der Schwiegermutter nicht ertragen könne. So waren denn für die verwitwete Königin die vier letzten Lebensjahre eine ununterbrochene Kette von schmerzlichen Enttäuschungen und Demütigungen. Erst wenige Tage vor ihrem Tode (16. Juli 1782) kam es zwischen Mutter und Sohn, nach einer heftigen Aussprache, zu einer Versöhnung, war es der schwedischen Schwester Friedrichs des Großen endlich vergönnt, ihren kleinen Enkel schluchzend mit den Worten: „Mein süßer Gustav!“ in ihre Arme zu schließen und ihn mit jenen Diamanten zu beschenken, die sie ihm schon am Tage seiner Geburt hatte bringen wollen. — — —

Nicht ohne Absicht haben wir die Familientragödie, deren Mittelpunkt Gustav III. war, an dieser Stelle verhältnismäßig eingehend behandelt. Ist sie doch für die Zukunft des Königs, wie auch für die seines Sohnes und der ganzen Wasadynastie von verhängnisvoller Bedeutung geworden. In einem Lande, wo nach dem Staatsstreiche von 1772 die unterlegene Partei, also gerade der vornehmste Stand, nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, um an dem Landesherrscher Rache zu nehmen, mußte die Uneinigkeit innerhalb des Königshauses eine treffliche Handhabe bieten, um die Geister der Unbotmäßigkeit und der Kabale von neuem zu entfesseln. Was ferner konnte für den Thronerben nachteiliger sein, als daß schon in seiner frühesten Jugend nicht nur im eigenen Vaterlande, sondern auch an allen europäischen Höfen Zweifel an seiner rechtmäßigen Abstammung verbreitet waren! Höhnisch pflegte Friedrich der Große in seinen letzten Lebensjahren, so oft an der Tafelrunde zu Sanssouci die Rede auf Schweden kam, sich über den „kleinen Munck“ und dessen „illustre Abstammung“ lustig zu machen. Und als Gustav IV. seinen Gegner Napoleon I. einmal „Herr Bonaparte“ nannte, rächte sich dieser durch die Bezeichnung: „Herr Wasa, Sohn des Herrn Munck.“ Mit anderen Worten: für die Umwälzung, die im Jahre 1809 nicht nur Gustav IV. sondern auch dessen Nachkommen vom schwedischen Throne ausschloß, sind die Nachwirkungen jenes bedauerlichen Familienzer-

würfnisses von bedeutsamem Einflusse gewesen.

Doch was bedeutete alles das im Vergleiche mit der unheilvollen Wirkung, die der häusliche Zwist am Stockholmer Hofe auf die innere und auswärtige Politik Gustavs III. ausüben sollte!

Die unmittelbar nach dem Staatsstreiche von 1772 in Schweden neu eingeführte Verfassung hatte den Schwerpunkt der Staatsgewalt wieder in die Hände des Landesherrschers gelegt und das langjährige Übergewicht der Reichsstände sowie des Reichsrates beseitigt. Diese Veränderung wurde anfangs von der überwiegenden Mehrheit der schwedischen Nation freudig begrüßt und als eine große Wohltat empfunden, da der König in seinen ersten Regierungsjahren sein feierliches Versprechen, daß er nur „der erste Bürger eines freien Volkes“ sein wolle, redlich zu erfüllen bemüht war. So wurde beispielsweise die Rechtspflege verbessert, die Folter abgeschafft, die Todesstrafe für gewisse Vergehen durch lebenslängliche Haft ersetzt, ein freiheitliches Preßgesetz eingeführt, die Lage des Bauernstandes und der Nichtlutheraner bedeutend erleichtert. Und gleichzeitig nahmen Ackerbau, Handel und Industrie einen großen Aufschwung, während für die Künste und Wissenschaften ein „goldenes Zeitalter“ begann. Genug, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens trug damals der Geist des Fortschritts, der Humanität und des Idealismus den Sieg davon.



Gustav Adolf IV., ältester Sohn und Thronerbe Gustav III., als Kind. — Gemälde in Gripsholm.

Um so auffälliger erscheint natürlich die Wendung, die plötzlich mit dem Jahre 1778 eintritt. Beinahe gewinnt man den Eindruck, als ob die Familiensorgen und das peinliche Bewußtsein, der Mutter gegenüber pietätlos gehandelt zu haben, gleich einem Alp auf Gustav lasten. Eine steigende Unruhe und Ungeduld macht sich bei ihm bemerkbar. Nervös und nicht immer wohlbedacht, greift er in den Gang der Staatsmaschine ein, erteilt seinen alten bewährten Ratgebern den Laufpaß und umgibt sich statt dessen mit gewissenlosen Strebern und gefügigen Günstlingen. Seine früher zielbewußte auswärtige Politik bekommt einen abenteuerlichen Anstrich, seine wachsende Prachtliebe schädigt die Staatsfinanzen ganz empfindlich, und mit der Beschränkung der Preßfreiheit erhebt die innere Reaktion von neuem drohend das Haupt.

Kein Wunder, daß infolgedessen sogar bei den bürgerlichen Ständen, wo sich Gustav bisher einer großen Volkstümlichkeit erfreut hatte, die Stimmen seiner Bewunderer



Gustav III. im Kreise seiner Familie. Gemälde.

es," erklärte er, „an den die Könige appellieren müssen; denn nur von ihm herab wird unparteiisch geurteilt. Tadel und Lob der Mitwelt sind gemeiniglich gleich ungerecht. Sie urteilt nach Vorurteilen, die Nachwelt aber nach bestimmten Gründen. Die Mitwelt hält oft einen guten König für schwach, einen gerechten für hart, Fügsamkeit für zu große Lenksamkeit, Standhaftigkeit für Ehrbegierde. Die Nachwelt dagegen urteilt sicher; denn sie ist ohne Mißgunst, ohne Haß."

Als Gustav sich auf solche Weise äußerte, hoffte er im stillen, daß die „Patrioten" binnen kurzem ihre Rolle ausgespielt haben würden. Diese Hoffnung verwirklichte sich aber nicht. Im Gegenteil wurde ihr von Rußland insgeheim unterstützter Widerstand immer kräftiger und gefährlicher. Da nahm der König zu einem letzten Radikalmittel seine Zuflucht. Um die Opposition im Innern zum Schweigen zu bringen, erklärte er im Frühsommer 1788 plötzlich den Russen den Krieg. Derselbe begann unter den ungünstigsten Auspizien. Der Plan einer Überrumpelung von Petersburg mißlang vollkommen. Vor allem aber brach sich der bei einem Teile des Adels seit langer Zeit angesammelte Haß gegen den Landesherrn nunmehr gewaltsam Bahn. Adlige Militärs und Zivilisten feierten in der schwedischen Hauptstadt die Wegnahme schwedischer Schiffe durch rauschende Festlichkeiten. Schwedische und finnländische Offiziere lehnten sich, wie schon erwähnt, in Anjala offen gegen ihren obersten Kriegsherrn

immer schwächer, die seiner Tadler immer lauter zu werden begannen. Besonders stark aber war das Mißvergnügen beim Adel, der, obwohl vom Könige in jeder Weise bevorzugt, dennoch den Verlust seines früheren politischen Einflusses nicht verschmerzen konnte. Die allgemeine Mißstimmung im Lande, die noch durch die Mißernte des Jahres 1785 erheblich gesteigert wurde, kam auf dem Reichstage von 1786 dadurch zum Ausdruck, daß auf Antrieb der oppositionellen Adelspartei der „Patrioten" fast sämtliche Regierungsanträge abgelehnt wurden. Durch dieses Mißtrauensvotum aufs tiefste verletzt, deutete Gustav III. beim Schluß der Tagung in einer formvollendeten Rede an, daß er die Stände für längere Zeit nicht mehr einzuberufen beabsichtige. „Der Richterstuhl der Nachwelt ist

auf und ließen sich sogar in geheime Unterhandlungen mit dem russischen Erbfeinde ein. Allein gerade in diesen kritischen Tagen bewies Gustav III. eine bewundernswürdige Entschlossenheit und Willenskraft. Wohl gab es eine schwache Stunde, in der er sich mit dem Gedanken einer Thronentsagung zugunsten seines Sohnes Gustav Adolf trug. Aber schnell wurde er seiner Mutlosigkeit Herr. Sein kühner Entschluß, die Rebellen in Finnland zu verlassen und nach Schweden zurückzueilen, trug reiche Früchte. Durch seine kluge, männliche Haltung und durch seine feurige Beredsamkeit wußte er binnen kurzem das Vertrauen der bürgerlichen Gesellschaftskreise wiederzugewinnen, bei denen das verräterische Treiben der „Patrioten“ eine starke royalistische Gegenströmung wachgerufen hatte. So konnte er denn, auf die Volksgunst gestützt, wider seine adligen Gegner einen entscheidenden Schlag führen. Auf dem Reichstage, der Anfang 1789 in Stockholm zusammentrat, erlitt die Opposition eine furchtbare Niederlage. Ein neues Grundgesetz gelangte zur Annahme, das dem Könige völlige Souveränität und unbedingte Verfügung über die Staatseinkünfte, den drei bürgerlichen Ständen aber wichtige Rechte auf Kosten des Adels einräumte. Auch wurden mehrere außerordentliche Steuern zur Deckung der schon entstandenen und noch zu bestreitenden Kriegskosten bewilligt.

Nach mehreren glänzenden Seesiegen Gustavs kam im Sommer 1790 ein ehrenvoller Friede mit Rußland zustande. Seitdem war das Bestreben des Königs in erster Linie darauf gerichtet, mit Hilfe seiner russischen Cousine Katharina eine bewaffnete Koalition der europäischen Großmächte gegen die französische Revolution herbeizuführen. Wie vortrefflich hat jene große Realpolitikerin es damals verstanden, ihren phantastischen nordischen Vetter allmählich immer mehr von der energischen Verfolgung seiner wahren Interessen abzulenken, so daß er schließlich im Hinblick auf „la grande cause“ — die von ihm geplante schwedische Diversion an der belgisch-französischen Küste zur Befreiung Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes — sich zu allen Opfern bereit erklärte!

Allein zu derselben Zeit, wo Gustav sich in edlem Eifer um die Rettung des französischen Königspaares bemühte, war er selber bereits rettungslos dem nahen Tode verfallen. Anfang 1792 hatte sich eine Adelsverschwörung wider ihn gebildet. Doch entging er mehrmals wie durch ein Wunder der Kugel der adligen Meuchelmörder, die ihm überall auflauerten und nach dem Leben trachteten. Erst in der Nacht vom 16. zum 17. März sollten seine unversöhnlichen Feinde aus den vornehmsten Geschlechtern des Landes triumphieren. Obwohl durch ein anonymes Billett gewarnt, besuchte er dennoch einen Maskenball, der im Stockholmer Opernhause stattfand. Nachdem er längere Zeit von einer vergitterten Loge aus das fröhliche Treiben beobachtet hatte, schritt er gegen Mitternacht die zum Saale führende Treppe hinab. Hiermit war sein Schicksal besiegelt. Kaum hatte er den Saal betreten, so wurde er von den Verschworenen umringt. Einer derselben, ein junger Graf Horn, klopfte ihm leicht auf die Schulter, indem er ausrief: „Gute Nacht, schöne Maske!“ Gleich darauf sank der König ohnmächtig zu Boden; eine von dem ehemaligen Hauptmann von Anckarström abgefeuerte Pistolenkugel hatte ihn im Rücken tödlich getroffen. Dreizehn Tage später, am 29. März 1792, hauchte er seinen letzten Seufzer aus. — — —

Gustav III. ist der letzte Vertreter der Wasadynastie gewesen, der bei der schwedischen Nation ein gesegnetes Andenken hinterlassen hat. Dankbar erfreuen sich unsere nordgermanischen Brüder noch heute an seinen schwungvollen Reden, die zu den besten Erzeugnissen der schwedischen Prosaliteratur gehören. Mit Begeisterung vertiefen sie sich nach wie vor in seine vaterländischen Dramen, die ein warmer Hauch patriotischer Gesinnung durchweht. Mit berechtigtem Stolze endlich weisen sie darauf hin, daß jene „Schwedische Akademie“, der alljährlich am 10. Dezember die Erteilung des literarischen Nobelpreises obliegt, Gustav III. ihre Entstehung verdankt.

(Ein zweiter Artikel wird folgen.)



Neues vom Büchertisch.

Von Carl Busse.



Hermann Hesse, Unterm Rad (Berlin 1906, S. Fischer). — Paul Keller, Das letzte Märchen (München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft). — Georg Freiherr von Ompteda, Herzeloïde (Berlin, E. Fleischel & Co.). — Karl Wolf, Die alte Posterin und andre Geschichten aus Tirol (Innsbruck 1905, A. Edlinger). — Hans Müller, Buch der Abenteuer (Berlin 1905, E. Fleischel & Co.).

Für unsere jüngste Erzählungsliteratur kann es kaum ein erfreulicheres Zeichen geben, als daß seit einigen Jahren der biographische Roman unbestritten in ihr die Führung hat. Damit wird an die beste deutsche Tradition angeknüpft: an Grimmelshausens „Simplicissimus", Goethes „Wilhelm Meister", Kellers „Grünen Heinrich". In biographischen Entwicklungsromanen sind Jörn Uhl und Peter Camenzind, Asmus Semper und Peter Michel, der „Gottfried Kämpfer" Hermann Anders Krügers und der „Joggeli" J. C. Heers, der Thomas Truck und ††† Götz Krafft an uns vorübergezogen. Nimmt man die „Buddenbrooks" dazu, die eine ganze Familie durch Generationen verfolgen, so bleibt nur noch wenig übrig, was sich an Erfolg und Verbreitung mit den genannten Büchern messen kann. Und deutlich wird offenbar, was heut Trumpf ist.

Aber nicht nur auf diese allgemeine Strömung, sondern auf eine besondere Erscheinung möchte ich den Blick des Lesers heut lenken. Es ergibt sich von selbst, daß Erzähler, die ihre Helden fast von der Wiege an begleiten, auf die Werdezeit einen Hauptnachdruck legen und sich da vor allem mit der Schule, diesem so wesentlichen Bildungs- und Erziehungsfaktor, auseinandersetzen müssen. Und doch ist es eigentlich nur Hermann Anders Krüger, der im „Gottfried Kämpfer" auf Hunderten von Seiten mit immer gleicher Liebe und Begeisterung dabei verweilt. Man muß ferner hinzufügen, daß er selber Lehrer war, daß er außerdem ein herrenhutisches Idealinstitut schilderte, dem unsre Gymnasien doch verzweifelt wenig ähnlich sehn. Er steht auch merkwürdig allein. Denn sonst mag man sich nach allen Seiten in der neuen Dichtung umschauen, und man wird mit Staunen und Schreck bemerken, wie viel Schmerz oder Hohn, wie viel lauten Haß oder stille Verbitterung jede Rückerinnerung an die Schule gewöhnlich auslöst. Man könnte darüber hinweggehen, wenn es sich um revolutionäre Brauseköpfe handelte, die noch nicht genügend Abstand von den Dingen haben. Man könnte darüber hinweggehen, wenn unsre Literatur heute noch vornehmlich Anklageliteratur wäre, die nun einmal fortwährend Totenköpfe auf die Tafel rollen muß. Aber das alles trifft doch längst nicht mehr zu! Es wird ernstlich niemand mehr bestreiten wollen, daß Dichter und Dichtung heut schon sehr ruhig sind. Was gebraust hat, klärte sich und müht sich treu zu spiegeln. Und doch schaut aus diesem Spiegel ein Bild unsrer Schule heraus, das nicht nur die Lehrer traurig machen müßte.

In den letzten Wochen ist mir allein fast ein halbes Dutzend eben ausgegebener Bücher durch die Hände gelaufen, in denen das Thema berührt wird. An dieser Stelle kann ich nur das beste davon nennen, das von vielen Tausenden gelesen werden wird: Hermann Hesses neuen Roman „Unterm Rad" (Berlin 1906, S. Fischer). Hermann Hesse ist ja über Nacht ein berühmter Mann geworden; sein „Peter Camenzind" brachte es erfreulicherweise schon bis zur 28. Auflage. Und wer die Erzählung gelesen hat, der weiß auch, daß ihr Schöpfer ein Herz voll Wärme und Güte, eine schöne Aufgeschlossenheit des Wesens und trotz seiner jungen Jahre den rechten und sichern Blick hat, den äußerlicher Glanz und Schein, woher er auch stammen möge, nicht zu täuschen vermag. Um so schwerer wiegt es doch, wenn solch einer nun daherkommt und mit all seiner zarten und herzlichen Kunst eine Schul- und Schülergeschichte erzählt, aus der trotz aller Dämpfung eine wehe Klage und Anklage, die tiefe Bitterkeit eines Herzens spricht. Wir hören von einem feinen und begabten Jungen, dem Hans Giebenrath, den der „barbarische Ehrgeiz" des Vaters und einiger Lehrer vorwärtshetzt, bis er „unterm Rad" liegt. In den empfindlichsten und gefährlichsten Knabenjahren muß er bis in die Nacht hinein arbeiten, seine Kaninchen werden ihm fortgenommen, „Angeln und Bummeln" ihm verboten, selbst in den Ferien geben ihm der Pastor, der Rektor, der Mathematiker aus der allerbesten Absicht heraus und um den Musterschüler immer weiter zu fördern, Extrastunden und „impfen ihm das hohle, gemeine Ideal eines schäbigen, aufreizenden Ehrgeizes ein". Zu ihrer höchsten Befriedigung besteht der Hans das Landexamen auch als Zweiter, schleppt sich im Stift noch eine Strecke vorwärts, bis es nicht mehr geht, bis „das überhetzte Rößlein am Weg lag und nimmer zu brauchen" war. Der kühle und dunkle Fluß nimmt am Ende das verpfuschte, im Kern gebrochene Leben auf. Aber beim Begräbnis deutet der alte knorrige Meister Flaig, ein Schuster und Pietist, auf die abziehenden Schulmeister: „Dort laufen ein paar Herren, die haben auch mitgeholfen, den Jungen so weit zu bringen."

Daß sich hier im Spiegel der Dichtung persönliches Erleben und Erleiden fängt, ist ganz fraglos. Hermann Hesse ist natürlich nur zum Teil Hans Giebenrath. Er hat sich selbst, wie

Poeten es oft tun, gespalten, hat nicht in einer, sondern in zwei Personen seines Buches das eigne innere Wesen dargestellt. Auch ihm — das fühlt man — sind Kinderfreuden gemordet worden, auch er hat gelitten, auch er war nahe daran niederzubrechen wie sein Hans. Aber daneben lebte in seiner Seele noch so viel trotzige Kraft, daß er sich aufbäumen konnte wie Hansens Freund und Mitschüler Heilner, der heimliche Dichter, der sich nicht verstümmeln läßt, der einfach auskneift und aus dem später ein aufrechter und stattlicher Mann wird. In Hans Giebenrath und Heilner haben sich die beiden Seiten des Hesseschen Wesens ausgeprägt. Und die folgenden Sätze präzisieren ungefähr den Standpunkt des Dichters. „Zwischen Genie und Lehrerzunft," heißt es auf Seite 157, „ist von alters eine tiefe Kluft befestigt, und was von solchen Leuten sich auf Schulen zeigt, ist den Professoren von vornherein ein Greuel. Für sie sind Genies jene Schlimmen, die keinen Respekt vor ihnen haben, die mit vierzehn Jahren zu rauchen beginnen, mit fünfzehn sich verlieben, mit sechzehn in die Kneipen gehen, welche verbotene Bücher lesen, freche Aufsätze schreiben und im Diarium als Aufrührer und Karzerkandidaten fungieren. Ein Schulmeister hat lieber zehn notorische Esel als ein Genie in seiner Klasse, und genau betrachtet hat er ja recht, denn seine Aufgabe ist es nicht, extravagante Geister heranzubilden, sondern gute Lateiner, Rechner und Biedermänner. Wer aber mehr und Schwereres vom andern leidet, der Lehrer vom Knaben oder umgekehrt, wer von beiden mehr Tyrann, mehr Quälgeist ist und wer von beiden es ist, der dem andern Teile seiner Seele und seines Lebens verdirbt und schändet, das kann man nicht untersuchen, ohne bitter zu zu werden und mit Zorn und Scham an die eigene Jugend zu denken."

Detlev von Liliencron sagt in seinem „Mäcen" einmal, allem Künstlertum zum Trotz mache sich in den guten Büchern an dieser oder jener Stelle persönliche Liebe oder persönlicher Haß des Dichters frei. Hier ist solch eine Stelle. Und Hermann Hesse sagt sich selber als Trost vor, „daß bei den wirklich Genialen fast immer die Wunden gut vernarben und daß aus ihnen Leute werden, die der Schule zu Trotz ihre guten Werke schaffen und welche später, wenn sie tot und vom angenehmen Nimbus der Ferne umflossen sind, anderen Generationen von ihren Schulmeistern als Prachtstücke und edle Beispiele vorgeführt werden. Und so wiederholt sich von Schule zu Schule das Schauspiel des Kampfes zwischen Gesetz und Geist, und immer wieder sehen wir Staat und Schule atemlos bemüht, die alljährlich auftauchenden paar tieferen und wertvolleren Geister totzuschlagen und an der Wurzel zu knicken. Und immer wieder sind es vor allem die von den Schulmeistern Gehaßten, die Oftbestraften, Entlaufenen, Davongejagten, die nachher den Schatz unsers Volks bereichern. Manche aber — und wer weiß wie viele? — verzehren sich im stillen Trotz und gehen unter."

Ich habe deshalb so ausführlich zitiert, weil als zorniger Schrei, als Klage, als Seufzer das, was hier ausgesprochen ist, durch die ganze neuere Dichtung klingt. Dazu Stellung zu nehmen, ist Sache des einzelnen. Ich persönlich gestehe, daß mich noch heute ein Grauen befällt, wenn ich meiner Schulzeit denke, und daß die Relegation, die auch mein sündig Haupt traf, für mich zur Wohltat ward. Wie man aber auch urteilen mag: es ist notwendig, auf Anschauungen, die fast in der gesamten Dichtung der Zeit leben, hinzuweisen und zu bemerken, daß aus den besten und bleibenden Dokumenten dieser Zeit doch einst die Farben entlehnt werden, die späteren Historikern zur Darstellung unsrer Epoche dienen müssen.

Um des Himmels willen soll nun aber niemand hinter dem Hesseschen Roman ein reines Tendenz- und Thesenwerk wittern! Es ist ganz im Gegenteil eine schöne Dichtung, in der auch die Erzieher, die mitschuldig sind an des Knaben Untergang, ihr volles Recht erhalten. Dieser Pastor und Rektor sind gewiß tüchtige und brave Menschen; sie freuen sich ehrlich, daß unter ihren Händen ein Bäumlein sich entfalten will, das herrliche Frucht verheißt; sie knapsen sich selbst etwas von ihrer Freiheit ab, um dem Jungen durch unentgeltliche Privatstunden weiterzuhelfen, und wenn sie gerade dadurch und durch das Ideal, das sie vor ihm aufrichten, sich an Hans Giebenrath versündigen, so wissen sie es eben nicht besser. Also die leise Bitterkeit, die das Herz des Menschen in der Erinnerung erfüllt und sich ja nebenbei freimacht, hat dem gestaltenden Künstler nicht den Text verpfuscht. Wieder erfreut uns die schöne Schlichtheit und Wärme, mit der alles herauskommt — so, als wär gar keine Kunst dabei; wieder die große Liebe zu allem Lebenden und Schwebenden, zu Kindern, zu Wolken, zu dem, was wächst und blüht. Dem Angler wird das Herz lachen über die feine Kenntnis seiner Kunst, die Hesse entwickelt, dem Süddeutschen über das Rippenstößchen, das wir norddeutschen Brüder abkriegen, und allen, ob sie diesseits oder jenseits der Mainlinie wohnen, wird die Brust weit werden bei jener Szene, in welcher der Allgäuer Schneider sein Kind begräbt.

Die Erzählung selbst flaut am Ende ein wenig ab. Man bleibt mit einer kleinen Verwirrung zurück, wie ja auch beim „Peter Camenzind". Es ist, als ob nicht nur Hans Giebenrath, sondern auch Hermann Hesse zum Schlusse planloser dahintriebe. Sehr schöne, aber nicht mehr so notwendige Einzelheiten wollen darüber hinwegtragen, doch gelingt es nicht ganz. Und darin kommt doch wohl bei dem sonst so reifen Dichter die Jugend zum Vorschein: er hat den Peter Camenzind und den Schüler sicher und gut so weit geführt, wie er selber nach seiner Natur mitgeht. Da, wo die schönen und reichen Ansätze im Sand verlaufen, stockt Hermann Hesse, weil er selber rüstig aufwärtsstrebend die seinen weiter entwickelt. Deshalb war der Schluß des ersten Buches, nach dem Peter sich als Gastwirt verliegen soll, nicht zwingend, und deshalb ist es der Schluß dieses Buches nicht, der den verstümmelten und haltlosen Menschen zeigt. Über beide geht ihr Schöpfer selbst hinaus, und das ist gut so. Soll ich zu guter Letzt noch opus I mit opus II vergleichen? Nun, Peter Camenzinds

Jugend hat mehr Reichtum, Duft und farbige Fülle als die des Schulbuben und armen Musterknaben. Ferner aber wird das Leben des ersteren viel weiter verfolgt, und so können zarte und feine Mädchengestalten sich damit verflechten. Eine Rosi Girtanner gibt's in dem neuen Buche nicht, und die derbe Heilbronnerin kann dafür keinen rechten Ersatz bieten.

Der Jugend, der zu früh Märchenglück und Kinderspiel genommen ward, weint Hermann Hesse nach; in die Zeit, da er beides noch besaß, möchte sich ein schlesischer Erzähler, Paul Keller, noch einmal flüchten. So träumt er als Idyll „Das letzte Märchen" (München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft) und sagt den „Verwunderten" in einem Vorwort, daß seine Seele sich wandeln, daß sie zur Kinderseele werden kann, die jung und keusch ist, unwissend und fröhlich, und daß er in dieses Buch eben alles retten will, was in ihm noch Kind sei.

Paul Keller hat zwei schlesische Romane „Heimat" und „Waldwinter" veröffentlicht, von denen Felix Dahn den einen eine „ausgezeichnete dichterische Leistung" genannt und von denen der andre sieben Auflagen erlebt hat — allerdings wohl nicht seiner rein ästhetischen Vorzüge halber. Mir selbst — man kann doch nicht alles lesen — blieben die Werke fremd. Aber „Das letzte Märchen" beweist wohl, daß in den Adern dieses Schriftstellers ein Schuß Dichterblut kreist und umgeht. Zwar ist das Buch als Ganzes nicht wohl zu rühmen, doch einige Szenen daraus lernt man lieben, und einige Worte wird man nur schwer vergessen.

Das Thema ist sehr originell und doch wieder in der Ausführung nicht originell genug. Der Dichter kommt nämlich als Chefredakteur einer neugegründeten Zeitung in das unterirdische Zwergreich Heridibasufoturanien und erzählt uns, was er während eines Jahres dort erlebt. Unwillkürlich denkt man an Jonathan Swift und Gullivers Aufenthalt bei den Liliputanern. Swift hat seine Pastorenbäffchen nicht ganz rein gehalten, aber er war ein Mann von schärfster satirischer Kraft und glänzender Phantasie. Paul Keller wiederum möchte es gern jedem recht machen und setzt sich mit liebenswürdigem Lächeln zwischen zwei Stühle. Ein letztes schönes Märchen will er erzählen und doch auch menschliche Torheit satirisch abspiegeln. Der Erfolg ist, daß das Märchen unkindlich und die Satire kindlich wird, daß jenes nicht an sich selbst Genüge findet und in lieblicher Unbekümmertheit spielt, und diese wiederum sich nicht recht zu beißen traut. Im ganzen sind doch nur Verhältnisse der oberen Welt auf die untere wie mit der Punktiermaschine übertragen, und was man in der Anlage des Ganzen am meisten vermißt, ist Kühnheit nach dieser oder jener Seite, ist eine freier spielende Phantasie.

Dagegen stellen viel liebenswürdige Einzelheiten dem Erzähler ein Poetenzeugnis aus. So ist es ein schöner (leider nachher noch extra gedeuteter) Zug, daß den Dichter erst ein Greis, dann ein Mann, darauf ein Jüngling geleitet, zuletzt aber ihn ein Kind ans Tor der goldenen Märchenstadt führt. Es ist ferner sehr drollig, daß es in dem Zwergreiche staatlich konzessionierte Räuber gibt, weil ein naives Volk in seinen Wäldern dergleichen brauche. Famos ist auch der Meister Fuchs mit dem geleimten Schwanz, der dem Arzt dankbar immer ein Huhn oder eine Pute bringen will, aber nie zur Ablieferung kommt, weil er auf dem weiten Wege immer der Versuchung erliegt und das „Honorar" selber an- und auffrißt. Möglicherweise ist dieser Zug allerdings einem Volksmärchen entnommen, denn Keller mischt auch sonst allerlei Motive von hier und da durcheinander, ruft jetzt die Erinnerung an Schneewittchen wach und spinnt in das gleiche Gewebe bald darauf das literarische Symbol der „blauen Blume". Er will eben auf einmal zu viel und hat auch leider zu viel gelesen: ohne Hauptmanns Hannele gäb es z. B. die Verse auf S. 48 gewiß nicht. Schön und eigen aber ist der Preis der Welt, des Frühlings, die Predigt an die Menschen: „Dieses sage ich Euch, als ich fern von Euch gewesen war und auf Eure Erde zurückkam, glaubte ich, ich sei in den Himmel gekommen." Ein freudiger, guter Optimismus lebt so in Paul Keller. In das Reich, von dem er spricht, dringt der genialste Doktor-Ingenieur nicht mit dem riesigsten Erdbohrer. „Wenn überhaupt ein Mensch sich dahin durchgräbt, so wird es ein Kind mit seinem Blechlöffel sein." Und er schließt sein letztes Märchen mit den bezeichnenden Worten: „Der es erzählt hat, dem ist der Mund noch warm. Und Euch allen bleibe das Herz warm!" Ein guter Wunsch — er soll Hoffnung und Zuversicht erregen, daß der liebenswürdige Schlesier uns dieses Herz mit Späterem noch wärmer macht!

Lehrer darin kann ihm Georg Freiherr von Ompteda sein. Um dessen neuen Roman „Herzeloïde" (Berlin, E. Fleischel & Co.) ging ich drei Tage herum wie die Katze um den heißen Brei und hätte am liebsten an den Knöpfen abgezählt: Soll ich? Soll ich nicht? Aber dann las ich ihn und hab' es nicht zu bereuen gehabt. Ja, doppelt gerne empfehle ich das Buch, weil sein Schöpfer in der letzten Zeit sich manchmal verhauen hat und mir matter und schwankender zu werden schien. Die „Herzeloïde" hat auch ihre schwachen Seiten, aber die alte prachtvolle Erzählerbegabung zeigt sich darin. Diese Erzählerbegabung, die selbst den sich leise Sträubenden mitreißt. Der forsche Reiter, der uns einfach hinten am Kragen packt: „Los!" Es ist Attackentempo in dem Roman.

Und doch möchte man all diese Worte wieder zurücknehmen, wenn man nachsinnend sich den Stoff vergegenwärtigt. In wenigen Zeilen kann man ihn erzählen. Da ist ein junger Reiteroffizier, dessen leicht entflammtes Herz bald dieser, bald jener Coeurdame zu Füßen liegt, der schließlich an einem nicht besonders schönen, aber lieben, fraulich-gütigen Mädchen tieferes Interesse nimmt, eben an der Herzeloïde. Es hätte ja vielleicht etwas daraus werden können, aber das Leben reißt die beiden Menschen auseinander. Im Süden findet der Mann dann das große Glück ... ein junges, schönes, heißgeliebtes Weib führt er heim, selige Jahre der Ehe folgen ... da reißt der Tod die herrliche Gefährtin von seiner Seite. Langsam nur findet der Vereinsamte wieder

ins Leben zurück, aber der Tag fordert sein Recht, die Zeit geht weiter, schon ergraut dem Offizier, der inzwischen bis zum Regimentskommandeur vorgerückt ist, das Haar an den Schläfen. Doch noch einmal brechen in seinem Herzen warme Quellen auf, und jene Herzeloïde, die der junge Leutnant einmal freundschaftlich gern gehabt, die ab und zu seinen Weg gekreuzt, die ihn immer geliebt hat, schafft ihm ein spätes und neues Glück, ein ruhiges und stilles, einen Abendfrieden ...

Das ist das Ganze: gewiß ein schlichter Stoff. Dazu noch als Ich-Roman auf mehr als 350 Seiten erzählt. Und trotzdem Attackentempo? Ja! Entscheidend ist ja nicht das schnellere oder langsamere Abrollen der eigentlichen Handlung, sondern das Temperament des Erzählers. Das geht in jedem Augenblick mit einer stürmischen Lebendigkeit ins Zeug. Und so merkt man überhaupt nicht, daß vieles eigentlich recht breit gegeben ist, andres sich oft wiederholt, die Schilderungen ziemlich reichlich sind. Der Leser glaubt sich selbst dort in rascher Fortbewegung begriffen, wo die Handlung eigentlich stillsteht. Das aber halte ich für Omptedas größte Kunst — eine Kunst, die selten ist, die eigentlichste Kunst des geborenen Erzählers.

Es ist möglich, daß der naive Leser, wenn er das neue Buch Omptedas sinken läßt, zwar mit herzlicher Befriedigung dem Dichter dankt, der sein Gefühl erregt und das erregte dann wieder besänftigt hat, daß er aber doch über all dem schönen Abendfrieden das heiße Mittagsglück nicht vergessen kann. Mit anderen Worten: Maria, des Helden erstes Weib, ist in so glänzenden Farben gemalt, daß Herzeloïde daneben leicht verblaßt, daß sie kein voller Ersatz dafür ist, daß vor allem manche Leserin sich wundern wird, wie der Mann, der solch strahlendes Glück genossen, nun noch selig werden kann in einem matteren. Mit klopfenden Pulsen hat man teilgenommen an dem Liebesrausch einer fast unirdisch glücklichen Ehe. Wunderbar hat Ompteda gerade diese Partien herausgebracht, und ebenso schön jene anderen, in denen die junge Frau inmitten südlicher Pracht langsam, langsam, eine Heldin und ein Ideal bis zum letzten Augenblicke, den schweren Tod stirbt. Was nach ihr kommt, und wär' es die Schönste und Beste, muß vor solchem Leben und Sterben sinken. Aber daß man dies leise bis zum Schluß empfindet, zeigt doch nur, wie tief uns der Erzähler vorher gepackt hat. Mit starken Schlägen pocht Ompteda da an die Tür unsres Herzens. Sein Buch wächst sich aus zum Hohen Liede, zum Preisgesang auf die selbstlose, reine deutsche Frau. —

Verschieden wie die Landschaften, in denen sie geboren sind, wie die Generationen, denen sie angehören, präsentieren sich zwei schwarz-gelbe Geschichtenerzähler: Der Südtiroler Karl Wolf, der's bis zum Sechzigsten nicht mehr weit hat, und der ganz zum Jungwiener gewordene, knapp 25jährige Hans Müller. Erinnert jener etwa an Rosegger, so dieser an Schnitzler: Stadt- und Landkultur stehen sich in ihnen gegenüber.

Karl Wolf ist, besonders wohl in Österreich, seit langem ein willkommener Gast in weitesten Kreisen. Gesunder Hauch der Berge weht durch seine kurzen Erzählungen, auch durch die neueste Sammlung: „Die alte Posterin und andere Geschichten aus Tirol" (Innsbruck 1905, A. Edlingers Verlag). Diese Geschichten haben mit den Roseggerschen das gemeinsam, daß sie um so besser sind, je weniger Seiten sie einnehmen, je derber, je lustiger sie sich geben. Wenn Wolf tragisch wird, macht man nur ungern mit; aber wo sein natürlicher Humor zum Vorschein kommt, lacht man übers ganze Gesicht. Es ist wahr, er defreggert ein bißchen, wenn auch nicht so sehr wie Ganghofer, dessen Älpler immer so aussehen, als wären sie grad vorher bei Spindler chemisch gereinigt worden. Aber zum Gebirgsdichter scheint nun einmal neben Lawinenstürzen, Bergrutschen und dem unvermeidlichen Kampf zwischen Förster und Wilddieb am Rand des Abgrunds auch a sakrischer Bua, der a Schneid hat, und a blitzsaubres Dirndl zu gehören. Von dieser und jener Sorte gibt's auch bei Wolf eine ganze Reihe. Doch sind sie immerhin weniger gewaschen und von derberer Natürlichkeit. Der „chemische Krieg", in dem die Italiener durch drastische Abführmittel von Sixtl und Hartl besiegt werden, ist sehr drollig erzählt; die Seele des Bändchens aber ist die kleine Geschichte „Rache". Da steigen der Sepp und der Kramer-Luis einem feinen Dirndl nach, das es aber mit dem Sepp hält. Natürlich gibt's wüste Raufereien zwischen den beiden Burschen. Sie nehmen ein Ende, als beim Abtrieb von Hochwaldstämmen ein schwerer Baum vorzeitig ins Rollen kommt und dem Sepp das linke Bein zerschmettert. Die Rede, die der arme Teufel im Dorfhospital dem Arzt hält, ist ein kleines Meisterstück. Als er dann stirbt, ist sein Mädel, die Anna Marie, sehr traurig, doch drei Jahre später nimmt sie halt den Kramer-Luis zum Mann. Das wurmt den Schelmhannes, einen alten Freund des Sepp, nicht schlecht. Und einmal faßt er sich ein Herz: „Geh, Bäu'rin, jetztern sag' mir amal, z'wegen was hast denn döcht den Kramer-Luis g'nummen. I weiß, gern hast'n g'habt, 'n Sepp, und wenn oan Mensch g'west ist, den er nit ausstehn hat können, so war's der jetzige Bauer." Die Bäuerin knetet noch eine Weile an ihrem Krapfenteig. „Z'wegen warum i den Kramer g'nummen hab, fragst, Schelmhannes? Weil i's ihm hoamzahlen will sein Lebtag, was er dem Sepp antan hat." Zündet sich der Hannes umständlich sein Pfeifchen an: „Ah, Respekt Bäu'rin. Dös is a Red'. Respekt, Bäu'rin!"

Diesen prächtigen Volkshumor kennt natürlich der junge Hans Müller nicht, so lustig er manchmal sein kann. Das literarisch-ästhetische Jungwien hat stark auf ihn abgefärbt. An den drei Werken, die er in rascher Folge bisher herausgab, fiel am meisten auf, daß sie in Stoff und Form seltsam voneinander abstachen. Erst kam ein süßes Liederbuch „Die lockende Geige", und Hugo Salus hatte Pate gestanden. Dann wurde der leichte Troubadour ernsthafter und sang uns im höheren Chor eine biblische Dichtung, den „Garten des Lebens". Nun stellt sich derselbe Hans Müller mit einem Novellenbuch ein, seiner ersten Prosa. Fehlt noch Roman

und Drama. Aber wie lange noch? Es scheint, er will uns überrumpeln und uns zeigen, daß er alles kann.

Nach einer weitverbreiteten Ansicht soll es ja das Kennzeichen des Genies sein, daß es sich nie wiederholt und immer Unerwartetes schafft, aber ebenso gut ist dies das Kennzeichen der behendesten und gelenkigsten Talente. Zu ihnen gehört Hans Müller. Das Verblüffende an ihm ist seine Formbegabung, sein technischer Instinkt. Seine meisterhafte, ja fast schon virtuosenhafte Beherrschung der Versform fiel von vornherein auf, aber schließlich sagte man sich, daß alle geborenen Lyriker nicht erst stammeln, sondern gleich singen. Erst wenn sie zu der ihnen fremden Prosa übergehn, werden sie unsicher und brauchen viele Jahre, ehe sie erzählen lernen. Demgemäß durfte man erwarten, daß die ersten Hans Müllerschen Novellen ungefähr ebenso unmöglich ausfallen würden, wie die seines früheren Meisters Hugo Salus. Da macht der Titel des Prosabuches schon stutzig: „Buch der Abenteuer" (E. Fleischel & Co., Berlin 1905). Das ist nicht der Titel lyrischer Novellen. Und beim Lesen konstatiert man, daß dieser junge Wiener wirklich jäh und ohne Übergang auch den Prosastil gefunden hat, als hätt' er sein Lebtag nichts anderes geschrieben, als Novellen. Vielleicht bläst mancher deshalb Fanfaren. Wir wollen es aber doch lieber bleiben lassen, denn dieses fixe Alles-Können ist zu verblüffend, als daß es ganz unbedenklich wäre. Es spricht ohne Zweifel von großen Fähigkeiten, aber man könnte auf den Gedanken kommen, daß sie mehr nachahmender Natur sind. Und man kann die Novellen Hans Müllers auch wirklich ebenso gut an erzählende, wie einst seine Gedichte an lyrische Muster knüpfen.

Von der italienischen Novelle, von seinem Landsmann Arthur Schnitzler, von anderen hat er gelernt. Alles Lyrische, worin man ihn eigentlich doch gefangen glaubte, hat er abgestreift, als wär' es nie gewesen. Er hat begriffen, daß jede gute Novelle etwas Neues berichten und nach dem an die Boccacciosche Erzählung knüpfenden Worte Paul Heyses einen „Falken" haben müsse — der „Falke" fehlt ihm nun selten. Und nur an den Stoffen, die er ergreift, nicht an der Darstellung merkt man, daß man keinen reifen Erzähler vor sich hat. Denn manches ist von einer gewaltsamen und gewollten Originalität, ist von der suchenden Phantasie ausgeklügelt und entfernt sich zu weit von der schlichten Natur.

Unter den acht Stücken des Bandes ist auch eins, das sich „historische Novelle" nennt. Die andern könnten etwa phantastische, psychologische, satirische ꝛc. Novelle heißen. Es sind alles eigentlich Übungsblätter, wenn auch solche eines rasch erfassenden und ungewöhnlichen Talentes. Bei einigen glaubt man noch deutlich die Vorlage zu erkennen. Am hübschesten und einwandfreiesten finde ich „Die Rosen des heiligen Antonius". Es wird darin von einem jungen Manne erzählt, der ganz trübselig darüber wird, daß niemand die Güte, die sein Herz im Überfluß hegt, begehrt, ja daß sie Unheil und Fluch im Gefolge hat, wenn er sie aus eigenem Antrieb jemandem zuteil werden läßt. Endlich beschließt er, eine letzte Probe zu machen, um, wenn auch diese wie die früheren ausgeht, zu sterben. Er kauft die schönsten Rosen und legt sie recht verführerisch auf den Rand des Brunnens, über dem der heilige Antonius steht. Aber niemand nimmt die herrenlosen Blüten an sich, keine Hand streckt sich danach aus. Damit ist das Schicksal des Herrn Clemens besiegelt: er stürzt nach der Donau, um sich in ihren Fluten zu ertränken. Plötzlich sieht er zu seinem Entsetzen in der Mitte des Stromes einen Menschen, ein Frauenzimmer, mit den Wellen ringen — und da ist alles über dem Einen vergessen: die Arme um jeden Preis zu retten. Unter unsäglichen Anstrengungen gelingt es ihm, ob die Person sich auch wie eine Verzweifelte wehrt. Noch im Wagen, mit dem er sie in seine Wohnung fährt, benimmt sie sich höchst ungebärdig und kann sich gar nicht beruhigen, bis es herauskommt, daß der gute Clemens wieder Unheil angerichtet hat. Denn das „Opfer", das er der Donau entriß, war halt die Beste und Erste in einem Damendistanzschwimmen und hätte den ersten Preis — eine goldene Remontoiruhr mit langer goldener Kette — sicher errungen, wenn sie nicht ein „so verrückter Kerl" gewaltsam „gerettet" hätte. Ächzend sinkt der Unglückselige zusammen, aber zum vernünftigen Ende steckt er die unbegehrten „Rosen des heiligen Antonius" seiner hübschen Beute in die Hand, und man hat die begründete Hoffnung, daß er nunmehr einen Abnehmer für den Güteüberfluß seines Herzens haben wird.

Das ist sehr frei, lustig und mit der ganzen Überlegenheit, die der drastische Stoff fordert, erzählt. Andere Novellen gleiten leider völlig ins Pathologische hinüber, oder behandeln wie der „Prinzgemahl Nux" ein satirisch-pikantes Thema frei nach Schnitzler, doch ohne die vollendete geistreiche Grazie dieses Dichters. Im ganzen wird man doch sagen müssen, daß das „Buch der Abenteuer" schon eine Eigenart vorschützt, die sein Verfasser noch nicht recht besitzt. Immerhin wird man auch nach der neuen Talentprobe den jungen Wiener im Auge behalten müssen. Er hat alle Anwartschaft darauf, ein sehr erfolgreicher Autor zu werden.

Winterabend.

Blau dehnen sich die schneebedeckten Flächen,
Und in den Lüften klirrt's,
Der Bäume Zweige unterm Eis zerbrechen,
Ein schwerer Nachtfrost wird's.

Da zittert uns das warme Herz im Leibe, —
Heut friert es, daß es kracht!
Und spottend steht der Mond als gelbe Scheibe
Am Horizont und lacht.

Adelheid Stier.

Die sieben Schwaben. Holzskulptur von Hans Sauter.



Der barmherzige Samariter. Zeichnung von Wilhelm Steinhausen.

Illustrierte Rundschau.

Von der Handzeichnungs-Ausstellung des Kunstsalons Ernst Arnold in Dresden. — Schmuck von Hofgoldschmied Hugo Schaper-Berlin und Ed. Schöpflich-München. — Finnische Teppiche. — Neue österreichische Spitzenarbeiten. — Kleine Weihnachtsgaben der Geschwister Kleinhempel-Dresden. — Zu unsern Bildern.

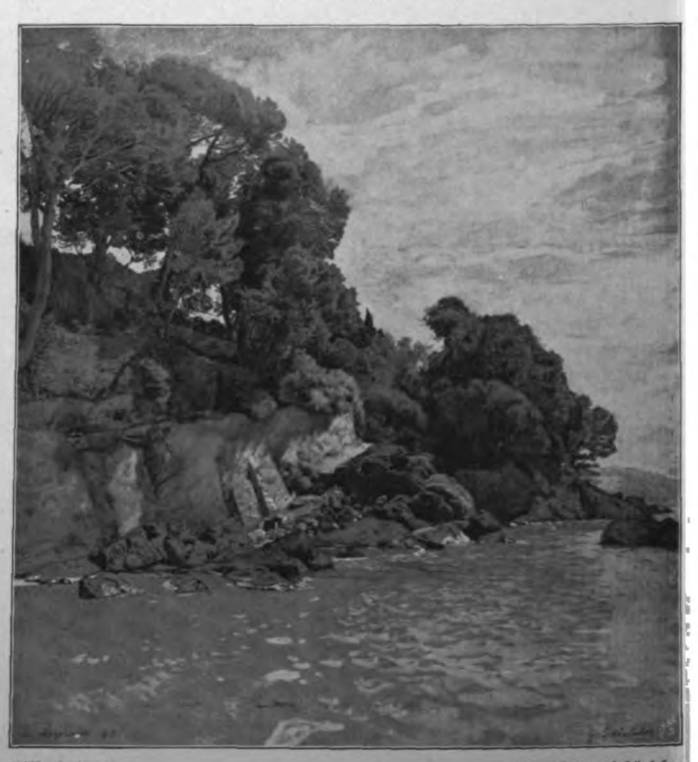
Mit dem Aufblühen ernsterer und zielbewußterer, auch durch reichere Mittel geförderter Sammlertätigkeit in deutschen Landen hat auch das Sammeln von Künstler-Handzeichnungen wieder einen größeren Umfang gewonnen. Es gab ja freilich längst auch bei uns emsige und erfolgreiche Sammler von Handzeichnungen, aber sie „wirkten" mehr im stillen, hüteten ihre Schätze und ihre Bezugsquellen mit Argusaugen und wußten auch warum: sie kannten nämlich die Gefahr der Konkurrenz auf solch einem Spezialgebiet. Für sie war noch gut sammeln. Wer von ihnen sein Metier verstand und in Künstlerkreisen gute Verbindungen hatte, konnte oft überraschende Schätze ohne allzu überwältigende Kosten einheimsen. Ich kenne einen liebenswürdigen alten Herrn, der vierzig Jahre lang Stammgast in allen Ateliers war und heut eine prächtige Sammlung von Handzeichnungen sein nennt, die ihm so gut wie nichts kostet, — denn er hat sie fast sämtlich geschenkt oder als Entgelt für kleine Gefälligkeiten erhalten. Was er aber wirklich kaufte, kaufte er aus Künstlernachlässen sehr billig und trieb damit zur Bereicherung seiner Sammlung umfangreiche Tauschgeschäfte. In solch einem Künstlernachlaß finden sich ja oft die erstaunlichsten Schätze; nicht etwa nur Skizzen des Verstorbenen selbst, sondern Geschenke von Kollegen und Arbeiten, die er im engeren Freundeskreis gegen eigene eingetauscht hatte. — Heut ist das Sammeln guter Handzeichnungen freilich schwieriger oder doch weit kostspieliger. Der Wetteifer ist gewachsen, und die Künstler haben, glücklicherweise, möchte man sagen, den Wert auch ihrer kleineren Arbeiten besser einschätzen, haben mit ihnen haushalten gelernt, trennen sich schwerer von ihnen. Wenn auch nicht so schwer, wie etwa der alte Menzel, der sich höchstens einmal zum Geburtstag eines seiner wenigen, allernächsten Freunde ein Blatt vom Herzen riß — was ihm, glaube ich, in jedem einzelnen Fall auch noch sehr, sehr schwer fiel. Und was hatte er nicht in der kleinen Atelier-Wohnung als Frucht seines langen, arbeitsreichen Lebens aufgestapelt! — Wer heut eine Sammlung von Handzeichnungen neu anlegen und mit Auswahl sammeln will, wer auf gute Namen und wer vor allem auf gute Blätter Wert legt, muß schon tiefer in seinen Beutel greifen, und er wird auch nur dann wirklich einen schönen Erfolg haben, wenn er geläutertes Ver-



Madonna. Von Anselm Feuerbach.

Einzelblättern fand ich ein Vorwort von W. Hofmann, das ich vollinhaltlich unterschreiben möchte. So wenn der Verfasser hervorhebt, daß die Handzeichnung noch keinerlei Konzessionen und Kompromisse kennt, weil sie keine zu machen braucht, sie, die lediglich zum eigenen Vergnügen oder zur eigenen Förderung des Künstlers geschaffen wurde, die den vollen Reiz des Privaten besitzt und in erster Frische von den ersten Eindrücken und Erlebnissen ihres Urhebers berichtet. „Hier hat noch nicht die Mühe des Durchgestaltens, des Um- und Weiterbildens für bestimmte Absichten und Endziele die darstellungslustige Hand gehemmt, ganz gehorcht sie noch dem Instinkt, und jeder Strich scheint unmittelbarer als später, beim gleichsam offiziellen Kunstwerk, nur der Erregung der Sinne und der Phantasie zu folgen und für die ursprüngliche Art der schaffenden Persönlichkeit Zeugnis abzulegen." Es ist im Grunde derselbe Zauber, dem wir in diesen Heften nachzugehen trachten, wenn wir neben „fertigen" Bildern auch Skizzen und Studien veröffentlichen: sie sollen uns in die Werkstatt des Künstlers selbst führen und uns die Art seines Schaffens recht eigentlich vergegenwärtigen. — Allerdings scheint ein Umstand, könnte man wenigstens einwenden, die Freude am Besitz von Handzeichnungen der jetzigen Künstlergeneration

ständnis entwickelt. Das kommt nicht mit einem-male, Lehrgeld muß fast ein jeder zahlen, um so mehr, als die Qualität gerade einer Handzeichnung in mancher Beziehung oft diffiziler abzuschätzen ist, als bisweilen die eines Gemäldes. Immerhin läßt sich, insofern ein allgemein künstlerischer Blick vorhanden ist, mancherlei auch auf diesem Gebiete lernen, besonders durch vieles Sehen und Vergleichen. Und dann gewährt solch eine Sammlung Freuden ganz erlesener Art. Die Handzeichnung gehört zu dem Persönlichsten, Intimsten, was uns ein Künstler zu bieten vermag. Soeben veranstaltete der bekannte Kunstsalon von Ernst Arnold in Dresden seine zweite größere Ausstellung von Handzeichnungen, von der auch die von uns reproduzierten Blätter stammen; in dem reizend ausgestatteten Katalog dieser Ausstellung von über 300



Villa Spinola. Von Gustav Schönleber.

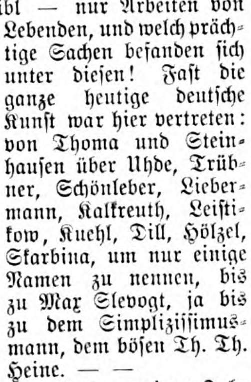


Empirebrosche mit Chrysopras und Perlen. Von Hofgoldschmied H. Schaper in Berlin.

zu beeinträchtigen: man wirft ihr vor, daß sie den Zeichenstift recht zu führen verlernt habe oder doch verschmähe. Eine gewisse Berechtigung dieser Ansicht wird nicht zu bestreiten sein, insoweit man das absolut Treffsichere und Korrekte vorherrschend betont und in diesem Sinne etwa Vergleiche zwischen dem Jetzt und Einst zieht. Es ist ja richtig, daß man die Zeichnungen unsrer Heutigen — oder doch vieler von diesen — nicht in Parallele stellen darf etwa mit den feinen Silberstiftlinien alter Meister oder den bis ins kleinste durchgeführten Blättern auch nur eines Wilhelm von Kaulbach. Aber einmal gibt es auch in der Gegenwart noch zahlreiche Künstler, die meisterlich zeichnen können — und dann muß man eben die künstlerische Produktion verschiedener Zeiten nicht immer aus demselben Gesichtswinkel betrachten. Auch das führt zur Ungerechtigkeit und Einseitigkeit. Unsere heutigen Künstler betonen auch in ihren Zeichnungen das malerische Element, und mit Rücksicht hierauf wollen ihre Arbeiten gesehen und — verstanden werden. Wem aber das Verständnis hierfür erst aufgegangen ist, der wird finden, daß gerade solche Zeichnungen den Reiz des Unmittelbaren, den ich vorhin als Gemeingut der Handzeichnung rühmte, noch in weit höherem Grade aufweisen als die häufig nur korrekten Blätter einst gefeierter Größen. Wer die erwähnte Ausstellung von E. Arnold sah, wird diese Ansicht bestätigen können. Sie brachte — außer einzelnen Zeichnungen von Schwind, Feuerbach, Marées und Leibl — nur Arbeiten von Lebenden, und welch prächtige Sachen befanden sich unter diesen! Fast die ganze heutige deutsche Kunst war hier vertreten: von Thoma und Steinhausen über Uhde, Trübner, Schönleber, Liebermann, Kalkreuth, Leistikow, Kuehl, Dill, Hölzel, Skarbina, um nur einige Namen zu nennen, bis zu Max Slevogt, ja bis zu dem Simplizissimusmann, dem bösen Th. Th. Heine. — —



Schleife mit Brillanten und zwei Pendeloques. Von Hofgoldschmied Hugo Schaper in Berlin.





Empirebrosche mit Rosatopas, Smaragden, Brillanten und Perlen. Von Hofgoldschmied Hugo Schaper in Berlin.

Grad vor einem Jahr erschien in diesen Heften ein umfangreicherer Aufsatz über die interessante Pforzheimer Schmuckindustrie. Es wurde darin u. a. klargestellt, daß die Mehrzahl der kleineren Ladengeschäfte, deren Inhaber sich auch heut noch Juweliere oder Goldschmiede nennen, in Wirklichkeit die von ihnen zum Verkauf gestellten Erzeugnisse gar nicht mehr selbst verfertigt; daß diese Geschäfte meist nur eine Reparaturwerkstätte haben, ihre Verkaufswaren aber fertig oder halbfertig von den Pforzheimer oder Hanauer Großjuwelieren beziehen. Gleichzeitig aber wurde die Ausnahme stark betont, eine glänzende Ausnahme, „die wahrhaften Künstler ihres Faches, die meist in den großen Städten tätig sind und das Schönste und Kostbarste schaffen, was überhaupt von Edelschmieden geschaffen wird“. Zu diesen wahrhaften Künstlern zählt in erster Reihe Hugo Schaper in Berlin. Er verfügt über eine ewig frisch quellende Erfindungsgabe, die mit feinstem Geschmack gepaart ist, und er ist einer der gewissenhaften Meister seiner Kunst, die kein Stück aus ihren Ateliers entlassen, das nicht auch in der technischen Ausführung den strengsten Ansprüchen genügt. Von alters her geht seine persönliche Vorliebe wohl auf den reichen Formenschatz der Renaissance, und innerhalb des Rahmens dieses unerschöpflich mannigfachen Stils hat er auch seine schönsten Erfolge errungen. Aber er ist keineswegs einseitig, er hat auch in anderen Stilen vortrefflich gearbeitet, und früh schon erkannte er, was an der modernen Geschmacksbewegung gut ist und die Mode des Tages überleben wird; früh hat er sich selbst mit den neuen, hier entstehenden Aufgaben beschäftigt und auch in dieser Richtung Ausgezeichnetes geleistet. Sein ausgeprägter Far-



Moderner Broschеanhänger mit Aquamarien, Perlen und Brillanten. Von Hofgoldschmied H. Schaper in Berlin.



Renaissancebrosche mit Email, Brillanten, Rosetten und Perlen. Von Hofgoldschmied H. Schaper in Berlin.

bensinn ist ein weiterer Faktor, der seinen Arbeiten ein besonderes Gepräge gibt; er versteht es meisterlich, die ganze Farbenskala der Edelsteine und — neuerdings — besonders auch der Halbedelsteine auszunützen. Zugute kommt ihm dabei, daß sich in diesem großen alten Geschäft ein Steinlager ansammelte, wie es wenige in Deutschland geben mag; zielbewußte und durch ausgezeichnete Sachkenntnis unterstützte Einkäufe haben in Jahrzehnten hier mit reichen Mitteln das Beste vom Besten zusammengetragen. Es wird unsere Leser interessieren, nach dem Gesagten wieder einmal einige neuere Arbeiten dieses trefflichen Künstlers im Bilde kennen zu lernen, zumal jetzt vor dem Weihnachtsfest, wo die Wunschzettel geschrieben werden, und die minderen Hälften des Menschengeschlechts streblich-vergeblich nachsinnen, was sie der schöneren Hälfte auf den Gabentisch legen sollen. - Ich möchte der Empire-Brosche mit dem schönen Rosatopas in der Mitte den Preis zuerkennen; in ihrer Art sehr schön und anmutig ist aber auch die Schleife mit Brillanten und den an kleinen zarten Kettchen frei hängenden größeren Steinen — diese Anordnung bevorzugt, nebenbei bemerkt, augenblicklich der herrschende Geschmack ungemein, und es ist ja nicht zu leugnen, daß gute Steine dabei vollendet zur Geltung kommen. Den Schaperschen Arbeiten reihen wir noch einige Stücke aus der Münchener Werkstätte von Ed. Schöpflich an, die sich ganz in moderner Linienführung bewegen. Höchst originell ist das Fischmotiv in der Gürtelschließe verwendet, und sehr fein erscheint das Zierstück des Kammes; ich kann den meisten dieser Schmuckkämme gegenüber nur die Empfindung nicht loswerden, daß sie zu schwer für einen zarten Frauenkopf sind — wohlverstanden, sie erscheinen dem Auge nicht zu schwer, aber sie lasten zu schwer im Haar. Wiederholt habe ich auch die Trägerinnen darüber klagen hören; sie tragen freilich trotz Kopfschmerzen ihre Last weiter, — wenn der Kamm nur kleidsam ist! —



Zierstück eines Kammes. Von Eduard Schöpflich, vorm. N. Thallmayr in München.

Gürtelschließe. Von Eduard Schöpflich, vorm. N. Thallmayr in München.



Brosche. Von Ed. Schöpflich, vorm. N. Thallmayr in München.



Teppich, entworfen von W. Blomstedt, ausgeführt vom Verein „Freunde der Handarbeit".

Die nordische Teppichweberei ist im wahrsten Sinne Heimats- und Volkskunst. Technik und Muster haben sich seit Jahrhunderten unter den verschiedenen Volksstämmen der schwedischen und norwegischen Bevölkerung vererbt, und der Stockholmer Verein „Handarbetets-Vänner" betrachtet es als seine vornehmste Aufgabe, die textile Kunstfertigkeit des schwedischen Volkes „in künstlerischem und vaterländischem Sinne" zu fördern. Die Bestrebun-

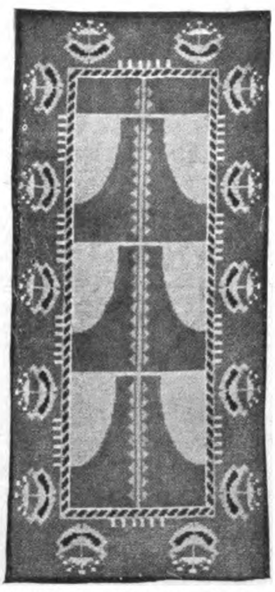


Wandteppich, entworfen von W. Blomstedt, ausgeführt vom Verein „Freunde der Handarbeit" in Helsingfors.



Frühlingslandschaft. Wandteppich von H. Simberg, ausgeführt von Frl. Rönnblad in Wiborg.

sich, bei durchweg geometrischer Ornamentik, durch verschiedenartige Methoden, Mannigfaltigkeit der Muster, sorgfältige Farbenwahl und verständnisvolle Anpassung der Zeichnung an Material und Technik aus. Noch heute weben die Bäuerinnen ihre „Ryen“ genannten Decken selbst, für die sie auch selbst die Zeichnung erfinden. Ein vortreffliches Beispiel dieser Webeart und ihrer künstlerischen Wirkung ist die große Sofadecke der letzten Abbildung auf dieser Seite. — Auch die Künstler der „Freunde der Handarbeit“ nehmen bei ihren Entwürfen, denen sie meist heimische oder nationale Motive zugrunde legen, auf diese Technik weise Rücksicht. Gestalten der Sagenwelt oder des Volkslieds werden in ihren Bilderteppichen lebendig, in die sie auch die Schönheit



Teppich, entworfen von Axel Gallén, ausgeführt vom Verein „Freunde der Handarbeit“ in Helsingfors.

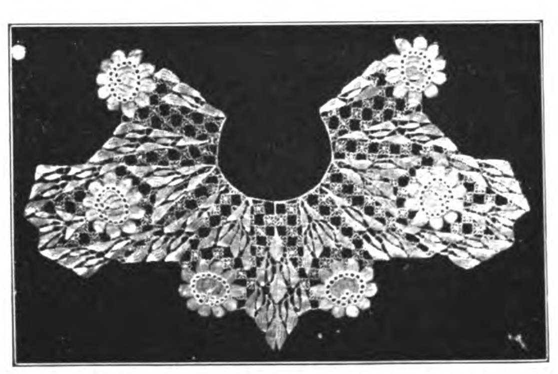
gen und überraschenden Erfolge dieses Vereins, in dessen Dienst sich hervorragende Künstler wie Gerh. Munthe stellten, regten in Finnland zur Gründung einer gleichartigen Vereinigung, der „Freunde der Handarbeit“ an, die seit einigen Jahren in Helsingfors eine hervorragende Tätigkeit entfaltet und sich unter der künstlerischen Leitung des Malers W. Blomstedt erfreulich entwickelt hat. Auch hier kamen ererbte technische Erfahrungen zu Hilfe, denn schon die bei den Karelen und Mordvinen jahrhundertelang blühende textile Volkskunst zeichnete



Sofa mit Schränkchen, Decke finnische Ryenn-Weberei. Von Gesellius, Lindgren & Saarinen, Helsingfors.

des heimatlichen Waldes in leuchtenden, kräftigen Farben zu bannen wissen. Die Arbeiten W. Blomstedts und H. Simbergs sind bemerkenswerte Proben dieser an Poesie und Schönheit reichen Hauskunst, die Nachahmung verdient.

Hauskunst und Hausindustrie bilden auch die Grundlage der Handspitzen-Fabrikation. Es schien geraume Zeit, als sei letztere auf den Aussterbeetat gestellt, als werde sie von der Konkurrenz der Maschine und durch deren fortgesetzte technische Vervollkommnung völlig erdrückt. Erfreulicherweise hat



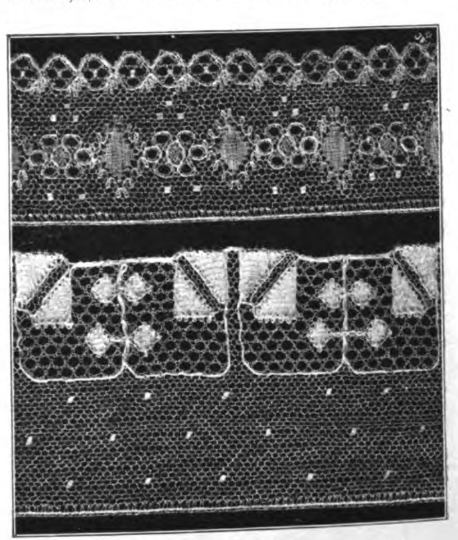
Geklöppelter Kragen. Entwurf von Mathilde Hrdlicka, ausgeführt am K. K. Zentral-Spitzenkurs in Wien.

sich diese Befürchtung aber als nicht zutreffend erwiesen, ja, gerade in letzter Zeit eroberte die Handspitze sich wieder bedeutend Terrain, wurzelte aufs neue in der allgemeinen Gunst fest. Ohne Zweifel gebührt der Dank dafür mindestens zum Teil einer umfangreichen Agitation, die fast gleichzeitig in vier hauptsächlich an der Spitzenfabrikation interessierten Ländern, in Holland, Belgien, Frankreich und Österreich, zugunsten der Handspitze einsetzte. Unsere Leser werden u. a. wohl gelesen haben, wie die erste Pariser Gesellschaft sogar durch ein großes, ganz eigenartig angelegtes Spitzen-Kostümfest die heimische Industrie zu fördern suchte. In Österreich nahm das Unterrichtsministerium in Verbindung mit dem Handelsministerium die Sache in die Hand; es wurde ein Zentral-Spitzenkurs in Wien eingeführt, ein Verein zur Hebung der Spitzenindustrie begründet, und man suchte auf jede Weise die Leistungsfähigkeit der Arbeiterinnen und deren künstlerisches Können, zumal durch Spitzenschulen und Wanderkurse zu erhöhen. Und es scheint, mit Erfolg! Österreich besitzt ja von alters her eine Anzahl Zentren der häuslichen Spitzenindustrie: in Dalmatien liegt das eine, das ganz originelle, durchaus bodenständige Erzeugnisse hervorbringt, in Böhmen ein zweites, das vorherrschend Tüll- und Klöppelspitzen produziert; von beiden bringen wir reizvolle Muster. Zu wünschen ist nur, daß die Mode, diese leider ungetreueste aller Göttinnen, der Handspitze auf längere Zeit treu bleibt und damit den armen Arbeiterinnen dauernd leidlichen Gewinn sichert. —



Bauernhemd in Punto-tirato-Arbeit aus Pago in Dalmatien.

Die Reihe der Abbildungen in unserer Rundschau beschließen einige lustige Arbeiten der auf kunstgewerblichem Gebiet längst vorteilhaft bekannten Geschwister Kleinhempel in



Oben: Klöppelspitze aus der Umgebung von Klattau. Unten: Klöppelspitze aus der Umgebung von Königgrätz, Entwurf von Mathilde Hrdlicka.

Dresden. Es sind kleine allerliebste Sachen in Holz, geschnitzt, gedreht und farbig bemalt — so recht für Weihnachtsgeschenke geeignet. Wie originell ist z. B. der Weihnachtsleuchter erfunden, wie famos der drollige Elefant zum Nußknacker aptiert, wie komisch sind die Lichtfrauen! Man hat seine helle Freude an der guten Laune, aus der heraus diese frohsinnigen Künstlereinfälle geboren wurden. —

* * *

Der bildliche Schmuck unseres Heftes erscheint besonders interessant durch die Gegenüberstellung der alten ergreifenden Kunst der Kölner Meister, der ein besonderer Artikel gewidmet ist, und der nach Gemälden moderner Künstler reproduzierten Einschaltbilder. Zu ersterem nur noch ein Wort, das wir dem Titelbilde oder vielmehr dessen Reproduktion schuldig zu sein glauben, die selbst-



Häkelspitze. Entworfen von Franziska Hofmanninger.

verständlich nicht nach dem Original, sondern nach einer ausgezeichneten Kopie von J. Diekmann ausgeführt wurde. Aber wie meisterlich ausgeführt! Noch vor wenigen Jahren wäre die farbige Wiedergabe eines solchen Gemäldes im Buchdruck eine Unmöglichkeit gewesen, heut gelingt sie bis auf die zartesten Tönungen hinab in wunderbarer Treue. Wir schulden den Ateliers von Angerer & Göschl in Wien, die die schwierige Aufgabe so glänzend lösten, besonderen Dank für das wundervolle Blatt. — Aus der Reihe der weiteren Einschaltbilder möchte ich vor allen zwei herausheben: einmal das prächtige Porträt des Grafen L. Kalkreuth (zw. S. 432 u. S. 433), das, wenn ich recht unterrichtet bin, die Mutter des Künstlers darstellt, und zum anderen den schönen Frauenkopf von Prof. Carl Marr: „Jugend" (zw. S. 448 u. S. 449). Wir haben hier zwei deutsche Künstler, deren Schaffen sich bisher fast ununterbrochen in aufsteigender Linie bewegte. Der Eine, der (in Amerika geborene) Münchener Marr, der vom allgemeinen Vertrauen getragene Vorsitzende der sogenannten Luitpold-Gruppe, die im Glaspalast vielleicht den interessantesten Teil der letzten Ausstellungen lieferte, — ist immer gleich fein, gleich gediegen, ein starker, emsiger Arbeiter, dessen künstlerische Note sich zuerst 1889 in seiner prachtvollen „Flagellantenprozession" erwies und der seither treu gehalten hat, was e. versprach; der andere, Graf Kalkreuth, der Stuttgarter, mehr als Marr ein stürmischer Sucher, aber auch ein glücklicher, erfolgreicher Finder, trat fast gleichzeitig mit jenem auf den Plan: 1888 mit seinem famosen Seemann am Strande. Hatte Marr eigentlich immer etwas Abgeklärtes, war sein Schönheitsideal, so eifrig er allen Wandlungen der Technik nachging, mehr dem der alten Kunst verwandt, so zeigt sich Kalkreuth stets aufs neue als der ganz moderne Realist, dessen Ausdruckskraft gleich groß ist, ob er eine Landschaft malt, ob eins seiner schlichten packenden Bildnisse. — Und wieder eine ganz andere Note: das kokett-zierliche Aquarell des Belgiers Michel, ein Genrebildchen — der „Brief" (zw. S. 464 u. S. 465) — und ein Porträt zugleich, mehr Illustration als Bild, aber künstlerisch gesehen und erfaßt bis — nun, bis auf die kunstvoll gearbeitete Kravatte, ja bis auf die Fußspitzen des fin de siècle-Dämchens herunter! — Das Künstlerische: das ist das Entscheidende! Das finden wir sowohl bei der köstlichen Holzskulptur „Die sieben Schwaben" von



Gehäkeltes Kleid. Entwurf von Franziska Hofmanninger.



Weihnachtsleuchter. Von Gertrud Kleinhempel.

H. Sauter (zw. S. 488 u. S. 489), einer famos komponierten Gruppe aus dem alten Volksmärchen; das finden wir in der kräftigen, wirkungsvollen Marine von H. v. Petersen (zw. S. 400 u. S. 401), wie in dem mystischen Parzival von Horst-Schulze (zw. S. 416 u. S. 417). —

Wenn unsere Leser dies Heft durchblättern, wird ihnen eine kleine, eingelegte Karte in die Hände fallen, die wir bescheidentlich gnädiger Beachtung empfehlen. Wie aus dem Inhalt der Karte hervorgeht, sind wir, Verlag und Redaktion, der kecken Ansicht, daß ein Abonnement auf unsere Hefte ein Weihnachtsgeschenk darstellt, das sich überall sehen lassen kann und Freude bereiten wird. Ob wir mit dieser Ansicht recht haben, darüber müssen wir unseren Freunden die Entscheidung überlassen. Hier wollte ich eigentlich nur auf die künstlerische Ausstattung der kleinen Karte aufmerksam machen, die H. Wieynk für uns entwarf. Er hat auch im Auftrag der Bauerschen Schriftgießerei in Frankfurt a. M. die entzückende sogenannte Trianon-Schrift gezeichnet, in der der Text der Karte gesetzt ist, unseres Erachtens die schönste, klarste Schreibschrift, die seit langer Zeit für den Buchdruck geschaffen worden ist. Ihre Type fußt im wesentlichen auf Schreibvorlagen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, jener Zeit, in der unsere Ahnen noch wirklich „Schönschreiben" lernten und der Schreiblehrer ein wirklicher Kalligraph war. Eine unmittelbare Verwendung jener schwungvollen Schrift für den Buchdruck war freilich unmöglich, und frühere Versuche scheiterten meist, gerade weil sie strebten, den Schwung der Federschrift direkt auf die Buchdruckertype zu übertragen. Herr Wieynk hat darauf verzichtet, dafür aber die Schönheit der Einzelbuchstaben festzuhalten und ihren guten Anschluß aneinander trefflich zu vermitteln verstanden. v. Sp.

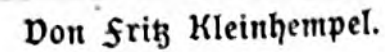


Nußknacker-Elefant. Von Fritz Kleinhempel.





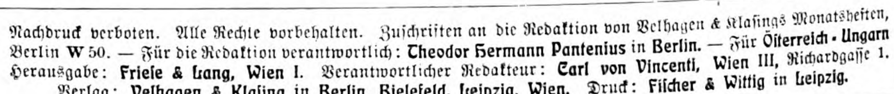
Gedrehte Leuchter. Von Fritz Kleinhempel.





Pfeffermühlen. Von Fritz Kleinhempel. Schreibzeuge. Von Fritz Kleinhempel.

Farbige Holzarbeiten. Geschnitzt und zu beziehen durch C. Bühner, in Empfertshausen bei Zella, Feldabahn.



Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



